


EX LIBRIS
WOJEWÓDZKIEJ
I MIEJSKIEJ
BIBLIOTEKI
PUBLICZNEJ
IM. EMANUELA SMOŁKI
W OPOLU

GUSTAV FREYTAG / BILDER AUS
DER DEUTSCHEN VERGANGENHEIT II

GUSTAV FREYTAG

Bilder aus der deutschen Vergangenheit

2. Band

Von der Besiedlung des Ostens bis zum Dreißigjährigen Kriege

*

mit einem Nachwort und Ergänzungen von Hans Ostwald.

PO 1867

Berlin

Deutsche Buch-Gemeinschaft G.m.b.H.

ZBIORY ŚLĄSKIE
4086 S
943.0

Alle Rechte vorbehalten

Arc V Nr 278/70/2

VOM MITTELALTER ZUR NEUZEIT

(FORTSETZUNG)

Besiedlung des Ostens

Vom Bord der Hansen

Wer mit seinen Warenballen in häufiger Todesgefahr dahinfuhr auf unsicherer Königstraße oder über die wilde See, der mußte Aussicht auf großen Gewinn haben, um das Wagnis solcher Reise auf sich zu nehmen. Und wer seinen Vorteil verfolgte unter räuberischen Landsleuten oder fremdländischen Heiden und unter dem Haß und Neid anderer Kaufleute, die auf denselben Wegen fuhren, dem gedieh nicht wohlwollende Rücksicht auf den Vorteil anderer und Geduld bei der Konkurrenz seiner Genossen. Der Kaufmann des Mittelalters war im Geschäft ein sehr eigensüchtiger und harter Mann, der vor allem trachtete, sich allein die Früchte seiner Anstrengung zu sichern, durch Privilegien, die er kaufte, durch Feindschaft, die er gegen Mitbewerber aufregte, ja durch Bedrückung seiner eigenen Stadtbürger, denen er die Waren der Fremden nur durch seine Hand gewähren wollte. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, band er sich mit Schwurgenossen, aber auch dieser Verband suchte zuerst Vorrecht und Privilegium und wußte seine Stadt oder einen Bund von Städten zu bestimmen, daß sie seine Handelsinteressen vertraten, Flotten rüsteten und Krieg führten, damit die Gesellschaft den besten Markt behielte. Und der Kaufmann sah wahrscheinlich gleichgültig auf Gewalttat und vergossenes Blut, wenn es seinem Geschäft Nutzen brachte.

Und doch hat dieser harte und abschließende Egoismus des Kaufmanns die europäische Völkerfamilie des Mittelalters zuerst aus Isolierung und Barbarei herausgehoben, er hat, wo er hinkam, überall höhere Kultur verbreitet, er

hat die Rauber der Landstraße und die Räuber der See bekämpft, er hat das Beute- und Strandrecht im Binnenland und an den Küsten durch Krieg und Verträge vernichtet, hat blühende Städte geschaffen an ödem Strand und auf unwirtlicher Heide, hat das Christentum und die Bildung seiner Zeit mit den Bedürfnissen, die er aufregte und befriedigte, in ferne Länder getragen, er hat zuerst die Völker der Erde zu einer großen Einheit verbunden, und er, der so gefügig gegen starke Übermacht und so unduldsam gegen seine deutschen Rivalen war, hat die Ehre seiner Nation, die Überlegenheit deutschen Wesens, ja sogar den Umfang und die Grenzen des Reiches bewacht und erweitert in einer Zeit, in welcher Kaiser, Fürsten und Ritterschaft nicht imstande waren, nach großer Politik zu handeln.

Denn dieselbe Tätigkeit des Kaufmanns, welche so leicht selbstsüchtig macht, ist zugleich mehr als jede andere auf die Güte menschlicher Natur berechnet. Sie ist unmöglich ohne ein großartiges Vertrauen, welches der Kaufmann anderen gewährt, nicht nur den Leuten, die er selbst im Dienst hat, auch den Fremden, nicht den Christen allein, auch Heiden. Die Redlichkeit, welche eine eingegangene Verpflichtung völlig und ganz erfüllt, auch wenn sie einmal ein Opfer kostet, ist dem Handel in jedem Stadium seiner Entwicklung unentbehrlich; und gerade deshalb, weil der Handel Treue und Rechtschaffenheit im Verkehr zum besten Vorteil macht, schafft er gesunde und dauerhafte Verbindung der Menschen. Man staunt vor dem geschäftlichen Treiben des Mittelalters über die Größe des Vertrauens und die Festigkeit der Verbindungen in einer Zeit, wo das Pflichtgefühl soviel kleiner war als jetzt und die Begehrlichkeit soviel größer, wo Gut und Geld des Kaufmanns die poetische Sehnsucht von Millionen waren und die Aneignung fremden Gutes für ein kleines Unrecht, ja vielleicht für ein rühmliches Wagnis galt. Es ist wahr, der Kredit wurde nicht so leicht und sorglos bewilligt wie jetzt; wenn der Kaufmann in fremder Stadt verkaufte, so suchte er am liebsten Ware gegen Ware oder gegen bares Geld umzusetzen, und wenn er Kredit gab, forderte er eine Sicherheit in notarieller Urkunde,

indem er das Geschäft in das Ratsbuch der Stadt eintragen ließ und von dem Käufer Bürgen verlangte; aber unter diesen vorsichtigen Formen bestand, trotz Argwohn und häufigem Betrug, als Regel doch ein gutes Vertrauen, daß der andere das geschlossene Geschäft, Handschlag und gemeinsamen Trunk ehren werde. Jeder ansehnlichen Stadt war vorteilhaft, ihren Fabrikaten dadurch guten Absatz zu verschaffen, daß sie dieselben von sicheren Leuten prüfen und bezeichnen ließ, und der Ring, womit der Barchent von Ulm gezeichnet war, oder die Hausmarke eines großen flamländischen Webers galten auf allen Handelskontoren Europas als Gewähr für die Güte der Ware. Wenn das Schiff eines Hansen fremden Strand anlief, wo Heidenvölker wohnten, und der Kaufherr das Wohlwollen eines Häuptlings gewann für den Tauschhandel, den er in einer Strandhütte einrichtete, dann mußte er dem Heiden Leib und Gut anvertrauen, und wenn er mit den Jägern und Zeidlern des Volkes eine Lieferung von Fellen, Wachs und Honig besprach für die nächste Schiffahrt, so mußten beide Teile ein ganzes Jahr lang die Zuversicht haben, daß der andere zur bestimmten Sommerzeit die Fahrt nach der Küste machen werde. Und überall, wo der Handel auf gebahnten Straßen ging, hatte dies geschäftliche Zutrauen sehr früh bestimmte Formen gewonnen. Die Geldanweisungen auf befreundete Häuser waren nirgends zu entbehren, seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts wird auch die Übertragung dieser Anweisungen auf Dritte und die Bürgschaft Dritter durch angehängte Siegel in Deutschland gebräuchlich.

Die Kreuzzüge hatten zahllose Erfindungen und Genüsse des Südens zu einem deutschen Bedürfnis gemacht, die Küsten des Mittelmeers, der große Markt Konstantinopel und die Handelsstädte der Italiener waren dem bewanderten Deutschen vertrauter als manche Landschaften des Römischen Reiches, Wageluft und Unternehmungsgeist waren hoch gesteigert. Von den Kreuzzügen beginnt der großartige Aufschwung des deutschen Verkehrs.

Bis zur Gegenwart hat der deutsche Handel — das Kulturverhältnis der Zeiten gerechnet — die Höhe, zu der

er im letzten Jahrhundert vor der Reformation erblüht war, nicht wieder erreicht, fast der gesamte Landhandel nach der Welt des Ostens und beide Nordmeere bis über die holländische Küste standen damals unter Herrschaft des deutschen Kaufmanns, der in den großen Marktstädten Mitteldeutschlands, in Magdeburg und Erfurt, in Halle und Leipzig, die Waren des Nordens und Südens tauschte.

Aber auf keinem Gebiet irdischer Interessen wird der Unterschied zwischen Oberdeutschen und Niederdeutschen so bemerkbar, als in der Tätigkeit, welche nationale Schranken mehr als jede andere durchbricht. Mittelmeer und Nordmeer, Landhandel und Seehandel, Fabrikant und Kaufmann, Goldwährung und Silberwährung stehen im Verkehr der Ober- und Niederdeutschen gegeneinander. Die großen Binnenmärkte Ulm, Augsburg, Nürnberg, Basel, Straßburg, Mainz, Regensburg, Frankfurt kaufen zumeist von Gegenden, in welchen der Himmel milder, der Verkehr reicher entwickelt, die Kultur älter ist, bei ihnen gewinnt der Handel zuerst fast moderne Formen in fester Verbindung mit großen fremdländischen Geschäften; dort zieht mit Waren und zierlicher Arbeit des Südens auch Kunstgeschmack, einige Wissenschaft und verfeinerter Lebensgenuß in das Land, der süddeutsche Kaufmann läßt einen Sohn oder Verwandten in Italien oder Frankreich Recht und Medizin studieren, und der gelehrte Jurist, der Arzt und Apotheker werden zu den Patriziern der Stadt gerechnet; der Kaufmann ist oft selbst Weber, und auf der Fabrikation der verschiedenen Stoffe, welche die Innungen seiner Stadt in besonderer Güte verfertigen, beruht die Größe seines Geschäfts. Ein Nürnberger Geschlechter richtet 1390 die erste Papierfabrik in Deutschland ein, ein anderer zu Mainz erfindet fünfzig Jahre später die Kunst, dies Papier zu bedrucken. Durch viele geschäftliche Verbindungen sind die hochdeutschen Kaufleute mit großen Fürsten oder dem Königshofe vertraut, und erhalten ein persönliches und Parteiinteresse bei den inneren Händeln des Reiches. Die französischen Moden, welche schon damals den feinen Mann beherrschen, werden zuerst von den

Geschlechtern aufgenommen, und ebenso wie das Rittertum in Süddeutschland sich höfischer entwickelt hat, so zeigen auch die reichen Stadtbürger ein modisches und zuweilen fremdländisches Wesen. Jede Stadt im Süden hat ferner so eigentümliche Handelsinteressen, daß sie denen ihrer Nachbarn fast immer abgeneigt oder gefährlich sind; die Städte vereinigen sich einmal zu Bünden, weil die Unsicherheit der Landstraßen als gemeinsames Leiden gefühlt wird; aber es sind Verteidigungsbündnisse gegen Fürsten und Vasallen, nicht Verträge zu gemeinsamem Handel, und sie haben geringe Dauer, jede Stadt erstarkt für sich allein, in bewußtem Gegensatz zu den anderen.

Weit anders da, wo die niederdeutsche Sprache altheimisch oder durch sächsische Kolonisten eingebürgert ist. Dort bleibt bis tief in das Land in der Altmark, in Westfalen, in dem großen Köln das Interesse vorzugsweise nach den Nordmeeren gerichtet, der lohnendste Handel wird zu Schiffe geführt, auch die Kaufleute kleinerer Landstädte beteiligen sich als Reeder und Befrachtende an der Seefahrt. Der Kaufmann und seine Diener sind lange Zeit selbst die Reisenden, sie sind vorzugsweise die Städtegründer, bewaffnete Kämpfer vom Schiffsbord, oft wagelustige Abenteurer, welche Haus und Heimat leicht mit der Fremde vertauschen. Viel altertümliche und rauhe Sitte erhält sich im Verkehr mit Nordmannen und Heiden. Auch der niederdeutsche Kaufmann ist Fabrikant, zumal am Unterrhein wurzelt das früheste Gedeihen des Seehandels auf dem Export heimischer Arbeiten; aber in den größten Städten der Sachsen ist die Fabrikation weit weniger wichtig als die Lebensmittel, Rohstoffe und Waren der Fremde. Und der Gewinn dieser Waren ist mit Wagnis und Gefahr verbunden, welche die stärkste Manneskraft in Anspruch nehmen und einen trotzigen, herrischen und ehernen Willen aufziehen. Die große Verbindung der Hansa reicht fast genau soweit als die niederdeutsche Sprache, sie ist eine Verbindung vieler Städte zu gemeinsamem Handel in der Fremde, nicht zur Verteidigung, sondern zur Eroberung.

Ein Unterschied war auch in der Geldwährung. Wer

damals Kaufmannschaft trieb, mußte geübt sein, den Wert des Geldes zu berechnen. Der Zerfall des Reiches wurde jedem bemerkbar, der bei einer Reise das Silbergeld der verschiedenen Landschaften und Städte betrachtete. Die Kaiser hatten ihr altes Münzrecht den Reichsstädten und Landesherren verkauft, die Landesherren wieder ihren größeren Landstädten, es kam vor, daß eine größere Stadt die Münze in einer kleineren erworben hatte. Das Münzamt war an vielen Orten in erblichen Besitz reicher Familien gekommen, die zahllosen Münzstätten, die Verschiedenheiten der Metallgewichte, welche zugrunde lagen, die Mannigfaltigkeit der alten Namen und Werte an stadtüblichen Verkehrsmünzen hätten hingereicht, die größte Ungleichheit hervorzubringen, der Eigennutz tat das übrige. Da schlechter ausgebrachte Münze immer die bessere einer Landschaft verdrängte, so wurden auch gewissenhafte Stadtgemeinden gezwungen, allmählich schlechter an Schrot und Korn zu prägen; war die Verwirrung zu groß geworden, dann wurde wohl einmal ein untreuer Münzmeister beim Kopf genommen, oder wenn der vornehme Mann verstand, die Schande auf einen seiner Knechte abzuleiten, ein Münzknecht verbrannt. Oder es wurden neue Bestimmungen getroffen und ein neuer Münzfuß eingeführt, der sich ebensowenig behauptete. Es war der beste Vorteil des Großhandels, daß er nach verhältnismäßig fester Goldwährung rechnete. Grundlage war für Mitteleuropa die kölnische Mark gewesen, nach ihr hatten zuerst die Florentiner ihr Guldein geschlagen, darauf die Venetianer ihren Dukaten, dann Ungarn, Böhmen, die rheinischen Kirchenfürsten ihren Gulden. Auch bei diesen Goldstücken stand Schrot und Korn nicht ganz fest, doch waren sie im Durchschnitt bis nach 1400 dem Goldwert unseres Dukaten fast gleich. Aber das Silber hatte damals im Verhältnis zum Gold etwa ein Dritteil höheren Wert als jetzt (1 Pfund Gold damals gleich etwa 11 Pfund Silber).

Mit dieser Goldwährung handelte der hochdeutsche Kaufmann fast über die ganze bekannte Erde: die Fische des Asowschen Meeres bezog er über Lemberg, feine Rüstungen und kostbare Seidenstoffe aus Konstantinopel, Perlen, zyprische Weine, Gold- und Silberwaren über Venedig und Genua, die zahllosen Produkte der Mittelmeerländer, Öl, Mandeln und Reis, Feigen und Rosinen, nicht nur über Italien, auch aus Barcelona über Avignon. Und er tauschte die Waren des Südens und die Arbeiten der heimischen Schmiede und Goldarbeiter zu Brügge und Maastricht mit seinen Wollstoffen aus Flandern.

Auch dem Kaufmann der Hansa diente die Goldwährung, wenn er seine Schiffe nach Portugal oder an die französische Westküste sandte, und wenn er sich mit seinen Handelsfreunden am Rhein und in Süddeutschland berechnete. Aber der größte Teil seiner Geschäfte wurde mit Silber gemacht; das Pfund und die Mark, ursprünglich ein halbes Pfund Silber, waren zu Rechnungsmünzen geworden, deren Wert fast in jeder Stadt und jedem Jahrzehnt ein anderer wurde. Dem Hansen machte die unablässige Verschlechterung des Geldes viel zu schaffen, sie brachte in seinen Handel den größten, fast unberechenbaren Gewinn und Verlust, denn in jeder Stadt war der Kurs fremden Silbergeldes ein anderer, häufig wechselnder; aber er konnte die kleinen Silberstücke bei seinem Verkehr mit armen Völkern nicht entbehren, und er kaufte in seinem Kontor zu Nowgorod Pelzwerk, Wachs, Häute des Ostens, in Gotland die Fische und Felle des Nordens und verkaufte in seinem Stahlhof in London Getreide, weiße Falken, Hermelin, Heringe und Seehundspeck aus der Ostsee gegen Pfund, Mark und Schillinge.

So allmählich entstand der Bund der Hansastädte, daß wir seinen Anfang gar nicht wissen; auch der Name erscheint gelegentlich, er bezeichnet ursprünglich ebenso wie das Wort Innung die Steuer, welche sich die Genossen auflegten. Zuerst verbanden sich einzelne Städte am Niederrhein und wieder an der West- und Ostsee zu gemeinsamer Verfolgung ihres Vorteils in England, auf Gotland, am Ilmensee, andere schlossen sich allmählich an, lange banden sich kleinere Gruppen durch Verträge, bis die Bünde im Westen und Osten zusammenflossen. Doch nicht jede größere

Stadt schloß jeden wichtigen Vertrag; in den ältesten Freibriefen, welche fremde Könige den Hansen zuteilten, fehlt bald Hamburg, bald Bremen.

Auch innerhalb des Hansabundes bestanden dauernde Gegensätze, außer den landschaftlichen die größeren zwischen dem Handel des Niederrheins, welcher vorzugsweise auf den Fabrikaten der Landschaft beruhte, und zwischen den Interessen der wendischen und preußischen Städte, welche vorzugsweise Kaufmannschaft durch Einfuhr und Ausfuhr fremder Waren trieben. Von Köln und seinen Nachbarn begann die Hansa, aber die wendischen Seeplätze erhielten das Übergewicht, das junge Lübeck wurde Haupt, und die Kölner verharrten im Bunde in einer stolzen Opposition und erregten die Unzufriedenheit der anderen durch eigenmächtigen und herrischen Abschluß von Verträgen, in denen sie Begünstigungen vor den Bundesgenossen suchten.

So hatten seit zwei Jahrhunderten Verbindungen der Hansen in vielen Fällen bestanden, bis 1367 zu Köln die Städte einen großen Bund gegen König Waldemar von Dänemark schlossen und drei Jahre ihren glorreichen Krieg führten. Seitdem gaben sie sich eine Ordnung und teilten den Bund in Quartiere*. Aber auch von da wechselte die Zahl der Mitglieder unablässig, kleinere Städte schieden aus, neue, die heraufkamen, traten ein, zuweilen geriet eine Stadt oder eine ganze Gruppe derselben wegen Unfügsamkeit und weil sie in eigenem Interesse gegen den Bund gearbeitet hatten, mit den anderen in Zwist, einzelne wurden wohl gar auf eine Zeit ausgeschlossen, z. B. Bremen; ein andermal verweigerte eine ganze Gruppe die Teilnahme an

* Die Einteilung in vier Quartiere: ein wendisches, Vorort Lübeck (dazu auch Bremen und Hamburg); ein rheinisches, Vorort Köln (dazu Städte von Westfalen, Geldern, Oberyssel), ein sächsisches, Vorort Magdeburg, später Braunschweig, und ein preußisches (die Handelsstädte Preußens und Livlands), Vorort Thorn, später Danzig, im ganzen ein Bund von zirka 80 Städten, scheint erst im 16. Jahrhundert konsequent durchgeführt. In der Blütezeit der Hansa sind nur die Gruppen der wendischen Städte bald mit bald ohne die Nordseehäfen, und die Gruppe der preußischen und livischen Städte festgeschlossene Abteilungen der großen Hansa.

den wichtigsten Maßregeln, Kriegen und Verträgen, dann sandten nur die eifrigen ihre Flotte in See oder erwarben Privilegien für sich. Daß der Bund nicht festen Zusammenhalt hatte, war natürlich, die Städte lagen von Osten nach Westen auf einem Terrain zerstreut, welches von Reval bis über die Schelde reichte; ihre Lebensinteressen waren in der Tat oft in unsühnbarem Widerspruch, was dem Kaufmann in Riga oder Danzig, in Wisby oder Bergen wohltat, das war für Köln oder das deutsche Kontor zu Brügge von größtem Schaden. Nicht die inneren Zwistigkeiten sind auffallend, sondern daß trotzdem Stadtgemeinden und Kontore durch mehr als drei Jahrhunderte immer wieder zusammenhielten und nicht selten ihren Vorteil der Allgemeinheit zum Opfer brachten. Und sie waren schlimm daran, denn die Gegner betrachteten sie als einigen Bund und suchten Rache für den Nachteil, den ihnen einzelne Städte zugefügt hatte, an dem Handel aller Bundesglieder; wenn ein Seeräuber in Wismar französische Waren verkauft hatte, wurden von den Franzosen zur Vergeltung Bremer oder Kölner Warenballen konfisziert. Jeder Hanse wurde gefährdet durch jede Ungebühr, welche einer beging, und doch war es schwer, von den Bundesstädten Hilfe und Genugtuung für den erlittenen Schaden zu erhalten.

Wir sehen jetzt aus einem weit anders geformten Staatsleben mit Befremden auf solche Inkonsequenzen in einer alten Genossenschaft, aber alle politischen Verbindungen des Mittelalters zeigen genau dieselben Widersprüche: Städte, welche gegen ihren Landesherrn vorsichtig die Tore schließen, Landesherren, welche sich um König und Reichstag gar nicht kümmern, Vasallen und Stadtbürger, welche durch Schwur ihrem Herrn oder ihrer Stadt und gleichzeitig deren Feinden verpflichtet sind, ein deutsches Kaisertum, welches nie die Hansa anerkannt, noch weniger das Verhältnis derselben zu anderen Reichsgewalten geregelt hat. Zu einem Bunde, welcher Wohlstand und Kultur Deutschlands durch zwei Jahrhunderte mehr gefördert hat als irgendeine andere Macht des Reiches, hatten die obersten Gebieter desselben Reiches gar kein Verhältnis, ja ihre

Politik war in der Regel den Hansen feindlich, und der Kaiser oft in Freundschaft und Bündnis mit den Königen, welche mit Flotte und Heer gegen die Städte des Reiches ausgezogen waren. Noch Karl V. hatte durch seine Dekrete eifrig den Handel seiner burgundischen und niederländischen Städte gegen die Städte seines deutschen Reiches vertreten. Es ist überall ein unfertiges Staatsleben, und das letzte Resultat dieser Zeit ist das allmähliche Heraufkommen des fürstlichen Staates, der die Städte mit harter Hand seinem Willen unterwirft und sie zwingt, seinem eigenen Vorteil zu dienen, aus dem allmählich nach Siechtum und Schwächen der gemeinsame Vorteil des gesamten Volkes wird.

Die Größe und Macht der Hansa ruhte meist auf dem Handel ihrer Osterlinge, der Ostseehändler. Denn damals war die Ostsee der große Fischbehälter Europas; der Dorsch und seine Verwandten wälzten sich haufenweis in die ausgeworfenen Netze, der Hering kam alljährlich in ungeheuren Wanderzügen durch den Nordsund, an den Flußmündungen wimmelten der Lachs und der Aal unter den Booten der Slawendörfer. Auch der Wal, der Schrecken der Schiffer, warf häufig seine Wasserstrahlen, und reihenweise lagen die runden Leiber der Robben am Strande. Den Heiden war eine menschenfreundliche Göttin Beschützerin des stummen Seevolks gewesen, für die Christen übernahm die Jungfrau Maria dieses Amt. Lange vor Ankunft des Deutschen Ordens in Preußen nahm man an, daß sie Gebieterin dieser Strandlandschaften sei wie ihr Sohn Oberlehnsherr des gelobten Landes; Papst Innozenz III. versprach 1213 dem Bischof von Riga, für das Land der Mutter nicht weniger zu sorgen als für das des Sohnes. Und es wird zweifelhaft bleiben, ob die Heilige die Germanisierung der Ostseeküsten vollendet habe als Patronin der wilden Kreuzheere und der reisigen Ordensbrüder, oder in friedlicherer Tätigkeit als Regentin der deutschen Fischerei und der Wanderfahrten des Herings. Denn die politische Geschichte der Ostsee ist unleugbar zum großen Teil durch die geselligen Neigungen des Herings gerichtet worden.

Bis zum Ende des 12. Jahrhunderts fuhr der Fisch längs

der Küste von Pommern in so dichten Massen, daß man im Sommer nur den Korb in das Meer zu tauchen hatte, um ihn angefüllt herauszuziehen. Damals wuchsen die wendischen Seestädte, vor anderen Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswald mit märchenhafter Schnelligkeit zu hohem Wohlstand herauf. Im 13. Jahrhundert verlegte der Fisch seine Seewege und strich längs der flachen Küste von Schonen und dem norwegischen Ufer. Sogleich eilten alle seetüchtigen Völker in sein Fahrwasser, und die deutschen Hansen kämpften um seinetwillen blutige und siegreiche Kriege mit den Dänen, den Herren des Nordstrandes, mit Engländern, Schotten und Holländern, sie brachen den dänischen Königen ihre festen Schlösser, besetzten ihre Inseln, vertrieben und erschlugen die Seefahrer anderer Nationen an fremdem Strand und behaupteten durch Jahrhunderte die Herrschaft auf Gotland, Schonen und Bergen. Das wurde die große Zeit der deutschen Hansa. Nach 1400 aber, in derselben Zeit, wo die Gnade der himmlischen Helferin sich von dem deutschen Ordensheer in der Schlacht bei Tannenberg abwandte, wurden die Familiengefühle des Herings von der Ostsee ab an die holländische Küste geleitet. Seitdem wurden die holländischen Städte reich und den erstarkten Hansen verminderte sich der Erwerb, dem sie ihren ersten Wohlstand verdankten.

Auf dem Lande wußte der Kaufmann der Hansa sich seit dem 13. Jahrhundert ritterlich zu halten, er verstand im Spiel des Schildbaums oder der Tafelrunde seinen Speer regelrecht zu verstechen. Gern zeigte er seinen Wohlstand durch stattliche Kleidung, kostbaren Pelzrock und bunte Farben, die ihm der Schildbürtige nicht gönnen wollte, er trug das Schwert oder lange Messer an der Seite und seinen Kaufmannsgurt, diesen von anderer Form als der Ritter, aber reich verziert, daran die schöngeformte Geldtasche und seinen Siegelring, worein das wichtige Zeichen seines Geschäftes, die Hausmarke, gegraben war. Denn auch er war des Schreibens nicht immer mächtig und bestätigte durch dieselbe Marke, die von den Fässern und Ballen her in Florenz und Lissabon, in London und Nowgorod wohl be-

kannt war, die Urkunden, welche er durch den Schreiber ausstellen ließ, seine Geldanweisungen und die Bürgschaft, welche er bei den Anweisungen anderer übernommen hatte.

Aber derselbe Mann trug auch die Friesjacke des Schiffers und das Kettenhemd eines Wappners zur See. Denn er fuhr als Reeder seines guten Schiffes, oder auch als Schiffer einer städtischen Kogge durch alle bekannten Meere. Nicht nur in den Kreuzzügen segelten die Schiffe des Hansen bis in die letzten Buchten des Mittelmeeres, auch um Handelschaft unternahm er Reisen an die Küsten von Sizilien und wieder bis hinauf nach Island, und wegen eines Gelübdes die Pilgerfahrt nach Compostella.

Die Kogge, in welcher er fuhr, war nach anderem Prinzip gebaut als die antiken Schiffe des Mittelmeeres; während dort die Formen der Galeere in langen schmalen Fahrzeugen mit niedrigem Bord dauerten, war das häufigste Schiff der Nordmeere die vergrößerte Slupe, ein rundbauchiges Fahrzeug mit starkem Kiel, mächtigen Steven und hohem Bord, der nach beiden Enden stark aufsprang, mit eingehaktem Steuer, das durch eine Pinne bewegt wurde, mit hochgewölbtem rundlichem Bug und steilem Bugspriet und mit einem starken hohen Mast in der Mitte. Wurde ein großes Schiff zu Krieg gerüstet, dann wurde im 13. Jahrhundert auf Back und Schanze, über Bugspriet und Steuer ein Gerüst gezimmert, darauf eine Plattform mit hölzernen Zinnen für die Schützen und für eine Standarmbrust oder Wurfmaschine. Auch der Mastkorb hatte steuerwärts einen Ausbau mit Zinnen. Und die Fahrzeuge müssen nicht klein gewesen sein; das Dänenschiff, welches im Jahre 1234 von den Lübeckern erstiegen wurde, soll 400 Gewappnete enthalten haben. Allmählich nahm das Kriegsgerüst auf Back und Schanze die Form kleiner Türme an, endlich wurde im 15. Jahrhundert auf beiden Enden der Schiffsbord erhöht um ein oder zwei Halbdecke, das Vor- und Hinterkastell. Aus dieser Zeit sind viele Namen der verschiedenen Seeschiffe überliefert, die Erfindungen aller Völker wurden in den Nordmeeren heimisch. Jedes schwere Schiff hieß damals „Holk", eine bestimmte Form

desselben war das „Kravel" (Karavelle); es scheint Briggtakelage gehabt zu haben und etwa den Tonnengehalt einer kleinen Fregatte unserer Zeit. Da die Schiffslänge im Verhältnis zur Breite etwas geringer war als jetzt, blieb der Hauptmast während des ganzen Mittelalters der wesentliche Teil der Takelage. Der Facke, Fockmast, und der — spätere — Besanmast standen näher am Hauptmast als jetzt, beide schräg von ihm abgeneigt, weit schwächer und niedriger, sie sehen auf den allerdings späten Abbildungen aus wie eingesetzte Stengen. Die Konvoischiffe, welche die Handelsflotten geleiteten, Orlogschiffe oder Friedenskoggen (Geleitschiffe) genannt, führten Büchsen und Bliden (Standschleudern) und außer der seemännischen Bemannung noch Wappner, in Danzig um 1400 gewöhnlich vierzig bis siebzig Mann*.

Die technische Leitung des Fahrzeuges hatte der Schiffer, unter ihm standen Steuermanne, Zimmermanne, Schiffsmanne, Bootsmanne, Putken, zusammen die Schiffskinder genannt, und gegen Löhnung, „Heuer", angenommen. Außerdem wurden zu Kriegsreisen freie Söldner, „die Ruter", geworben, diese gern auf einen Beuteanteil. Sie waren die Landsknechte der See, verwegene, aber aufsässige Gesellen, mit denen schwer auszukommen war.

---

* Die alte Rüstung des hansischen Kriegsschiffes zeigt das Siegel der Stadt Danzig von 1299, abgebildet in Weinrichs Chronik, herausgegeben von Th. Hirsch und F. A. Voßberg. — Aus späterer Zeit werden ebenda folgende Schiffsmaße angeführt:

Kravel, 1462, „Peter von Rochelle", französisches Schiff: Decklänge 25 Faden, Deckbreite zwischen den äußersten Barkhölzern 21 Ellen und 3 Fingerbreiten. Bemannung (durch Danzig) 350–400 Mann.

Galeide (Goelette), 1473, „St. Thomas", englisches Schiff: 23 Faden, Mast, doppeltes Vorkastell, „Facke" und „Mast".

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 55 Ellen, Decklänge 23 Faden, Deckbreite 22 Ellen, Bemannung 200 Mann.

Kravel, 1488, Danziger Schiff: Kiel 36 Ellen, mit „Facke" und „Mast". Mast und Deck erhielten, wie es scheint, gleiche Länge. Von Segeln wird das Schönfahrsegel und Facksegel erwähnt. — Wir wissen zur Zeit weniger von der Schiffahrt unserer deutschen Ahnen als sich ziemt. Der Untersuchung durch einen Sachkundigen würde es nicht an Material fehlen.

Selten wagte sich das Schiff zu weiter Fahrt allein in die See. Da die Zeit der Ausfahrt für viele Reisen geboten war, sammelten sich die Schiffe einer Stadt oder Landschaft, große und kleine, leicht zu einer Flotte. Nie war man sicher, ob fremde Herrscher gerade mit einer entfernten Stadt der Hansen in Zwist gekommen waren und erlittenes Unrecht rächen wollten. Dann gab es überall „Auslieger", Kaperschiffe der Deutschen und fremder Völker, deren Bemannung aus harten Seevögeln bestand und keine besondere Achtung vor Verträgen und Seerecht erwies. Zumal die Besitzer von Strandburgen waren geneigt, ihre Gewohnheiten von der Landstraße auf die See überzutragen; konnte doch noch 1491 Herzog Friedrich von Holstein sich nicht versagen, ein Kravel auszurüsten und auf einer Fahrt durch den Sund in die Westsee alles zu kapern, was ihm vorkam. Endlich blieben die Seeräuber vom Handwerk eine untilgbare Plage. Hinten in der Ostsee wirtschafteten finnische und slawische Seediebe. Seit 1390 war die Genossenschaft der deutschen Vitalienbrüder zuerst der Schrecken der Dänen, bald aller Kauffahrer. Den Städten Rostock und Wismar wurde nachgesagt, daß sie durch ihre Kaperbriefe das Unwesen großgezogen hätten. Verwegene Gesellen der deutschen Küste, auch Herren vom Adel, hatten sich zu gleicher Teilung der Beute zusammengeschworen, sie hatten die Insel Gotland erobert, auf der schwedischen und norwegischen Küste Land und Burgen besetzt, sie fanden Unterschlupf bei Landesherren, ja sie wagten ihre geraubten Waren sogar in Hansestädten zu verkaufen — ihre wilde Verwegenheit, einzelne Züge von ritterlichem Stolz und blutige Taten erhielten durch fünfzig Jahre die ganze Seeküste von Reval bis zur biskayischen Bucht in Aufregung. Es kostete den Hansen, dem Orden und den Dänen viele Mühe, diese Freibeuter zu dämpfen, und lange sangen die Leute an der See von Stortebeker und Godeke Michael, wie sie an Bord ihrer Schiffe geraubten Wein tranken, als die Schiffe der Hamburger in Sicht kamen, wie die „bunte Kuh" von Flandern, das Hauptschiff der Hamburger, den Räubern das Vorkastell entzweilief, wie

die gefangenen Räuber sich beim Rat ausbaten, in ihrem besten Gewand den Trauerberg hinaufzugehen und von Pfeifern und Trommlern geleitet wurden, und wie der scharfe Richter in seinen geschnürten Schuhen bis an die Enkel im Blut stand.

Wie die Deutschen bei jeder gefährlichen Unternehmung taten, banden sich auch die Seefahrer durch Eidschwur zu einer Genossenschaft für treues Ausharren, gegenseitige Hilfe, Gehorsam gegen das Seerecht und zuweilen für gleichen Anteil am Gewinn. Durch solchen Eid band sich um das Jahr 1040 jene Gesellschaft von Friesen, welche waglustig von der Weser gegen den Nordpol ausfuhr, um zu erkunden, ob es wahr sei, daß dorthinaus gar kein Land liege, und welche im Norden Islands die Schrecken des Polarmeers erlebte. Und nach demselben Brauch versammelte noch 500 Jahre später der norddeutsche Schiffer Kriegsleute, Kinder und Reisende, sobald das Schiff einen halben Seeweg gefahren war, und sprach: „Wir sind Gott und Wind und Wellen übergeben, darum soll jetzt einer dem andern gleich sein. Und da wir von schnellen Sturmwinden, ungeheuren Wogen, Seeraub und anderer Gefahr umringt sind, kann unsere Reise ohne steife Ordnung nicht vollbracht werden. Deshalb beginnen wir mit Gebet und Gesang um guten Wind und glückliche Aufahrt und besetzen nach Seerecht die Schöffenstellen, damit ehrliches Gericht sei." Darauf ernannte er mit Beistimmung des Volkes einen Vogt, vier Schöffen, einen Wachtmeister und Schreiber, einen Meistermann, der die Strafurteile vollzog, und einen Rackersmann mit zwei Knechten, der das Schiff rein hielt. Endlich wurde das Seerecht mit seinen Strafen verkündet: Niemand soll fluchen bei Gottes Namen, niemand den Teufel nennen, nicht das Gebet verschlafen, nicht mit Lichtern umgehen, nicht die Viktualien verwüsten, nicht dem Zapfer in sein Amt greifen, nicht nach Sonnenuntergang mit Würfel oder Karte spielen, nicht den Koch vexieren und nicht die Schiffsleute hindern, bei Geldstrafe. Wer auf der Wache schläft, wer binnen dem Schiffsbord Rumor anrichtet, der soll unter dem Kiel durchgezogen werden; wer an Bord seine

Wehr entblößt, sie sei lang oder kurz, dem wird die Wehr durch die Hand an den Mastbaum geschlagen, daß er sich selbst die Wehr durch die Hand ziehen soll, wenn er loszukommen begehrt. Wer einen andern mit Unrecht verklagt, soll die doppelte Strafe der Schuld bezahlen; niemand soll sich am Meistermann rächen.

Bei stiller See wurde das Seerecht verkündet, danach Gericht gehalten und gestraft. Nahte das Schiff am Ende seiner Fahrt dem Hafen auf einen halben Seeweg, so machte zuerst der Kielherr oder Schiffer seine Rechnung mit Passagieren, Rutern und Kindern, dann traten Vogt und Schöffen zusammen, und der Vogt dankte ab und sprach: „Was sich auf diesem Schiff zugetragen, das soll einer dem andern verzeihen, tot und ab sein lassen. Was wir geurteilt, das ist geschehen um Gericht und Gerechtigkeit. Darum bitte ich jeden im Namen ehrlichen Gerichts, daß er die Feindschaft ablege, die er auf den andern geschöpft, und bei Salz und Brot einen Eid schwöre, der Sache im argen nicht wieder zu gedenken. Wer sich aber beschwert erachtet, der soll nach altem Brauch den Strandvogt anrufen und vor Sonnenuntergang das Urteil begehren." Darauf aß jeder Brot und Salz, einer verzieh dem andern was geschehen war. Und landete man in dem Hafen, dann wurde eine Büchse abgebrannt und der Stock mit den Strafgeldern dem Strandvogt übergeben, damit er sie den Armen reiche*.

Fuhr der Kaufmann in fremden Hafen ein, wo er mit Schiffen anderer Völker zusammentraf und doch nicht in dem Gesetz einer befreundeten Macht Schutz fand, so war er gar nicht sicher, ob die Fremden Freund oder Feind sein würden. Auch wenn Friede war zwischen seiner Stadt und dem Land des Fremden, konnte Erinnerung an frühere Gewalttat, an ein gewonnenes Schiff, das in der Flotte des Hansen wiedererkannt wurde, an gekaperte Warenballen und ähnlicher Zufall einen Angriff durch die Fremden verursachen, und das Recht des Strandes erwies sich nach verübter Gewalttat wahrscheinlich säumig und wirkungslos. Die Flotten der Hansen hatten alljährlich Veranlassung, an den Küsten westwärts diese Vorsicht zu üben. Am häufigsten in der Baye, einem Hafen der südlichen Bretagne, in der Bucht bei Bourgneuf, einer berühmten Station für die Flotten aller Nordseevölker, welche dort ihre Faktoreien hatten und das berühmte grobkörnige Bayensalz, das für die beste Würze der Fische galt, gegen die Waren ihrer Stadt eintauschten. Dahin kamen auch die Südländer aus dem Mittelmeer und Spanien mit Wein, Südfrüchten und Seidenstoffen, es war großer Verkehr in den Sommermonaten, argwöhnisch hielt jede Nation ihren Teil des Strandes fest; entstand ein Zwist, dann suchte jede Partei sich zum Herrn des Marktes zu machen, indem sie die Schießhäuser daselbst besetzte; wollten die Streitenden sich vergleichen, so trafen sie, wie überall Brauch war, im Frieden des Klosters zusammen. Für alle Hansen der Ostsee war ein freudiges Ereignis, wenn ihre heimkehrende Bayenflotte glücklich den Sund passiert hatte.

Kam der Kaufmann mit dem guten Schiff häufig an ein fremdes Ufer, wo er keine Ansiedlung oder einen Ort unter fremdem Gesetz fand, so war sein erstes Bestreben, sich von dem Herrn des Grundes eine Stätte zu gewinnen, wo er mit seinen Genossen nach Recht, Sitte und Glauben der Heimat leben durfte. Diesen Raum am Strand oder bei den Hütten eines Dorfes umgartete er mit einer Schranke, dort lud er seine Waren aus und band das Strandseil seiner Schiffe fest, dort galt für seine Genossen das Heimatrecht und die Ordnung, die er sich setzte.

Diese Gehege für sein Recht und seine Freiheit zimmerte der Hanse überall. Sogar wo er mit seinen Fischern nur auf Wochen landete. Am berühmtesten war sein Garten auf der Halbinsel Schonen, den er durch Blut und schwere Gewalttat erwarb und gegen alle Völker trotzig behauptete. Dort am Strand, zwischen den Schlössern Skankör und Falsterbo, hatten die Deutschen den Raum, wo ihr Recht galt und das Banner ihrer Städte wehte, durch eine Land-

* Aus der Ostsee im 16. Jahrhundert, beschrieben in der Reise des Joh. David Wunderer, abgedruckt in J. C. Fichard, Frankfurtisches Archiv II, S. 245.

wehr, Wassergräben und Pfahlwerk von dem dänischen Gebiet geschieden. Jede Stadt oder jeder Verband hatte auf dem kostbaren Grund eine nach Ruten gemessene Stelle, „die Vitte", jede war wieder durch hölzerne Pfähle mit dem Wappenzeichen begrenzt. Auf jeder Vitte standen die steinernen Häuser zum Räuchern und Salzen des Herings, die hölzernen Tavernen und Buden für Fischer und Handwerker, auf jeder galt das Recht ihrer Stadt, welches durch einen angesehenen Bürger, der auf Jahre hingesandt wurde, verwaltet ward; die Oberaufsicht führte der Vogt von Lübeck, nur der Blutbann blieb dem Vogt des Königs von Dänemark. Alles war genau bestimmt, die Größe der Tonnen, die Länge der Fische, durch Merker wurde die Güte der Ware beaufsichtigt. Zwischen den Vitten lag eine deutsche Kirche, ein Franziskanerkloster, in welchem gestrandetes Gut unter dem Schutz der Gottesmutter geborgen wurde, und ein gemeinsamer Kirchhof. Verlassen lag der Strand den größten Teil des Jahres, nur die bewaffneten Wächter mit ihren Hunden wohnten daselbst. Aber zur Fangzeit zwischen Jakobi und Martini, kamen, gleich endlosem Zug von Schwänen, die Flotten der Ost- und Westseehansen, dann füllte den Raum das Gewühl arbeitender Menschen, Tausende von Fischerschuten lagen mit ihren Netzen Tag und Nacht in der See, zum Nachtfang brannten Fackeln längs der ganzen Küste. Am Strand aber arbeiteten der Reepschläger (Seiler) und der Böttcher um die Fässer, und der Kaufmann legte seine Waren in der Holzbude auf. Und zwischen Bergen von Fischen, unter Salz und Rauch wurden die kostbaren Waren des Festlandes, seidene Stoffe und Weine des Südens, niederländisches Tuch und Gewürze des Orients wie auf großer Messe verkauft. Dreimal fuhren die eilig befrachteten Schiffe zur Heimat und wieder zum Strand zurück, mit dem Oktober endete plötzlich das bunte Leben an der norwegischen Küste.

Suchte aber der Hanse eine neue Küste, um unter fremdem Volk mit den Waren seiner Kogge Tauschhandel zu versuchen, so wählte er nicht den Meeresstrand, sondern er fuhr wohl eine Tagefahrt durch die Mündung großer Flüsse

stromauf, wo er ruhiges Wasser fand, dichtere Bevölkerung und besseren Schutz vor den Räubern, die von der See nach dem Strand spähten. War der Ort gastlich zu längerem Aufenthalt und lockte er zur Wiederkehr, so umschanzte er wieder die Stätte seines Rechts mit Graben, Pfahlwerk, Brücke, Tor und wehrte jedem Fremden den freien Zugang. Lag der verstattete Grund zwischen den Häusern und dem Ortsrecht eines fremden Volkes, und war ihm der Ankauf beschränkt, so baute er in der Umgartung nach der Weise seiner Heimat einen Hof und an diesen einen zweiten und dritten. Denn der Hof war den Deutschen seit uralter Zeit die Stätte, wo Rechte gegeben und verwaltet wurde für die Umwohner. In dem deutschen Herrenhof hatten die Wohnhäuser und die Versammlungsräume: der Saal und Palast mit Scheunen und Stuben, einen freien Raum, umschlossen für die Geschäfte des Landbaus, für die Spielkämpfe der Hofmannen und für das Hofgericht; immer war das Leben des Hofes nach innen gekehrt, auf den freien Binnenraum öffneten sich die Gebäude, von der Landschaft trennte Mauer und Zaun. Auch in alten Städten waren solche Höfe erbaut, zuerst vielleicht von den Stadtherren und ihren Vögten, dann von reichen Bürgern. Und bei großem Meßverkehr waren diese Höfe Sammelorte für die Bürger derselben Stadt, die nach ihrer Ortsgewohnheit hausen wollten, oder Lagerplätze für gleichartige Waren, die einerlei Marktbrauch forderten; nach dem Hofraum mündeten auch hier die Warenlager und Keller, darüber waren die Zellen der Kaufleute, außerdem wohl ein Saal zu geselligem Verkehr. Gegen außen aber war der Stadthof durch Mauer und Tor abgesperrt.

Nach demselben Muster legte der Kaufmann in fremdem Land seine Höfe an als ummauerte Asyle seiner Waren und seines heimischen Brauches. Zu den ältesten Höfen in der Fremde gehört die Gildhalle des deutschen Kaufmanns in London, der berühmte Stahlhof an der Themse, (vor 1157) von den Kölnern gegründet, dann anderen Städten des Reiches zu Mitbesitz eingeräumt. Wenig jünger war das Kontor des deutschen Kaufmanns zu Brügge, dem großen

Zentralpunkt des kontinentalen Verkehrs. Noch älter die deutsche Ansiedlung auf der Insel Gotland, wo sich schwedische Goten und Deutsche in die Hauptstadt Wisby und den Besitz der Insel teilten. „Der deutsche Kaufmann von Gotland“ rüstete Flotten, führte Kriege, schloß Verträge mit fremden Königen und vertrat herrisch das Interesse seines Platzes auch gegen die großen deutschen Handelsstädte. Gotländer und Deutsche gründeten im fernen Osten, wo der Wolchow aus dem Ilmensee strömt, in der Waägerstadt Nowgorod die hochummauerten Höfe St. Olafs und St. Peters. Kaufleute von Soest, Dortmund und Osnabrück, waren unter den ersten Teilhabern dieser entfernten Handelskolonie; die Deutschen verdrängten dort wie in Gotland selbst, die Nordmannen und wurden Alleinherrscher des Handels. Überall aber, wo der deutsche Kaufmann seine Kolonien, die Kontore, organisierte, erhielten diese ein selbständiges Leben, um so geregelter, je mehr deutsche Städte an dem Geschäft ein Interesse hatten. In diesen Höfen und Kontoren zu Schutz und Zucht galt eherne Ordnung der Landsleute. Genau war der Raum verteilt. In Nowgorod lagen die Warenballen und Fässer sogar in der Kirche aufgestaut, und mit Mühe ward der Altar freigehalten. Die Anwesenden waren in Familien oder Tischgesellschaften gegliedert, ihrer Würde nach in Meister, Gesellen und Kinder. Eine gemeinsame Trinkstube vereinte zu der Geselligkeit des Abends, dort hatte jeder seinen Platz an bestimmtem Tisch, wurde das Zeichen zur Nachtruhe gegeben, mußte jeder die enge Lagerstätte suchen. Auch der Verkehr mit den Fremdländischen außerhalb des Hofes war durch hartes Gesetz beschränkt, niemand durfte am Abend eine fremde Schenke besuchen, kein Fremder in den verschlossenen Raum dringen, sobald die wilden Hunde des Hofes von der Kette gelöst waren. Sogar die Zeit war fest bestimmt, die jeder im Hof verweilen durfte. In Nowgorod war das Jahr zwischen die Sommerfahrer und Winterfahrer, die beide zur See kamen, geteilt, und die Landfahrer aus Preußen und Livland, die mit ihren Schlitten heranfuhren, mußten lange den Winterfahrern

nachstehen und die Plätze räumen, welche diese begehrten. In Bergen besaß der deutsche Kaufmann 21 Höfe, jeder war von dem anderen durch Mauer und Zaun geschieden, jeder hatte seinen Namen und Schildzeichen und nach dem Strand eine Brücke, an welcher die Schiffe ihre Waren löschten, sie bildeten zusammen zwei Kirchspiele; einige daran liegende Gassen der Stadt waren von deutschen Handwerkern bewohnt, welche die Schuster hießen und mit dem Kaufmann eng verbunden waren. Die Höfe und die Schuster übten harte Tyrannei gegen die norwegischen Städter aus; als ein Vogt des Königs in ihre Rechte eingreifen wollte, erschlugen sie ihn und den Bischof im Kloster und steckten das Kloster an und büßten die Untat dadurch, daß sie sich eine neue Kirche bauten. Dort mußte jeder, der in das Kontor trat, zehn Jahre Aufenthalt geloben; er durfte während dieser Zeit nicht heiraten und kein Weib in den Hof führen*.

War aber das Geschäft in der Landschaft gewinnbringend und an leerer Stelle geschütztes Land zu erhalten, dann brachte der Kaufmann mit seiner Flotte auch Handwerker der Heimatstadt zu neuer Ansiedlung. Dann erwuchs an dem wilden Wasser des Stromes, neben Birkenhain und Rohrsumpf, auf Insel oder Landzunge eine neue Stadt mit Marktplatz, Kirche und dem Recht der Heimat.

Zu derselben Zeit, in welcher die Bremer auf ihren Schiffen in die Häfen des alten Phöniziens einfuhren, drangen sie auch in die Mündung der Düna. Damals erschien ihnen die Küste des Nebellandes, wie sie von den Nordmannen seit Urzeit genannt wurde, als neuentdecktes Gebiet, sie zogen gegen die Steinwürfe der Liven ihren Zaun und bauten darüber die Burg Uxhüll. Bei einer späteren Fahrt brachten sie christliche Bekehrer, halfen dem Missions-

* Die lehrreiche Beschreibung, welche Ludwig von Holberg 1753 nach norwegischen Aufzeichnungen früherer Jahrhunderte herausgab, schildert in der Hauptsache bereits eine Zeit des Verfalls, nicht ohne die Bitterkeit, welche der Däne gegen die privilegierte Tyrannei des deutschen Kaufmanns empfand. Das Kontor bestand noch zu seiner Zeit als Schatten früherer Größe.

werk und wußten sich zu bewahren, wenn die Christenpriester von den Heiden erschlagen wurden. Sie führten endlich einen Propst ihres Doms heran und besetzten die ersten Bürgerhäuser der Stadt Riga, welche der neue Bischof um 1200 baute, sie halfen ihm und dem Schwertorden die Burgen zimmern und behaupten, durch welche die Landschaft unterworfen wurde. Schon im Jahr 1220 lag das Land gebunden unter dreizehn Festen. Die Bürger der deutschen Tochterstadt Riga aber wurden schnell mächtig durch großen Landbesitz von Dörfern und Burgen. Zweiunddreißig Jahre nach der Gründung wurde die Stadt vom Papst mit dem dritten Teil von Kurland belehnt.

Und als im Jahr 1219 Waldemar der Sieger noch weiter ostwärts auf der Stätte einer alten Burg der Esten, Reval genannt, ein Dänenschloß anlegte, da waren es wieder deutsche Kaufleute und Innungsgenossen, welche die Mauern der Stadt füllten und später der Vereinigung mit den deutschen Kolonien in Livland froh waren. Und wieder hansische Händler besetzten im Jahr 1224 den Marktplatz am Embach, unter der zerstörten Räuberburg Dorpat, welche vorher von zusammengelaufenem Volk, Russen und Heiden, für ihre Beutezüge benutzt worden war.

Während am livischen Strand die Bremer und Magdeburger ihre Märkte und Höfe umzäunten, fuhren die Lübecker in die Weichselmündung an die große Burg der slawischen Herzöge von Pomerellen. Neben den Schenken und Hütten der Fischer, welche Bernstein sammelten und Heringe räucherten, bauten sie einen Hof mit Palast um ihre Niederlagen, und erwarben 1273 das Stapelrecht für ihre Stadt Danzig. Sie sank bei der Besetzung Pomerellens durch den Orden in Trümmer, wurde aber sofort als Rechtstadt Danzig wieder gebaut. Unter der Ordensherrschaft lag sie neben einem slawischen Fischerdorf, dem Flecken Altstadt und der Neustadt des Ordens, bis sie im 15. Jahrhundert die Nachbarorte mit sich zu einer großen Gemeinde verband.

Nicht jeder Hof und nicht jede Stadt, die der deutsche Kaufmann gebaut, dauert bis zur Gegenwart als Kontor

unseres Volkstums unter den Fremden, aber viele hundert Quadratmeilen sind durch seine helfende Arbeit mit unserer Kultur und Sprache und mit unserer Eigenart erfüllt, zum großen Teil völlig deutsches Land geworden. Alle Städte der Hansa haben dafür gefochten, gehandelt, ihre Koggen in die wilde Ferne gesendet, aber der größte Ruhm bleibt für jene Zeit den Mutterstädten Lübeck und Bremen, nach ihnen der guten Stadt Magdeburg.

Hier aber soll in kurzen Berichten der Zeitgenossen einiges von den Kämpfen und Fahrten der Hansen erzählt werden. Selten ist der Kaufmann wortreich, wo er berichtet; die Erzählung ihrer Chronisten wird erst am Ende des Mittelalters ausführlicher, darum nicht genauer, vollends nicht, seit die Schreiber den Livius gelesen haben und mit dem Behagen der Renaissancebildung Vergangenes künden, wie Reimar Kock und seine Zeitgenossen. Aber obgleich die kleinen Bilder spärliches Detail bieten, ein wenig fördern sie doch das Urteil über Zustände, die uns sehr fremdartig geworden sind. Die Chroniken erzählen wie folgt.

1234. Die Seeschlacht bei Warnemünde* — Zur Zeit, da Graf Alf befreundet war mit dem König von Dänemark und über das Land zu Holstein Gewalt hatte, da vergaß er treuen Dienst, den ihm die von Lübeck bewiesen hatten, als sie ihm wieder in das Land halfen, und wollte die Lübecker aus ihrer Freiheit drängen. Des war der Dänenkönig froh, sie schworen sich, zusammen die Stadt zu verderben. Der König sandte da ein großes Heer zu Schiff in die Trave und kam mit des Grafen Hilfe auch dahin über Land mit einem anderen großen Heer und baute über der Trave zwei starke Burgen; er ließ Koggen versenken vor dem Hafen und starke Ketten über die Trave schlagen. Als er da nicht mehr schaden konnte und wieder ins Land fuhr, da retteten sich die Bürger schnell, sie segelten kühn mit einer starken Kogge die Ketten entzwei und gruben lange die

* Nach Detmars Chronik I, S. 113.

Wische aus gegenüber der Burg, die ward so tief, daß große Schiffe dahin fuhren ohne Hindernis.

Da der grimmige König sah, daß die kostbare Heerfahrt ihm wenig fromme, wurde sein Mut bitter. Er ließ sonderlich große Schiffe rüsten und gebot eine Heerfahrt dahin zu Wasser und zu Lande, noch viel größer, als er vorher gemacht hatte. Die Schiffe alle kamen nach Fehmarn, darunter waren acht Schiffe, größer als je auf der See gesehen waren, damit wollte er den Hafen damals stopfen. Die Bürger zu Lübeck vernahmen das bald. Ihr Tief hatten sie zum Teil aufgeräumt, sie legten nicht mehr als sechs große Schiffe mit gutem Zeuge wohlbemannt vor ihr Tief, die das bewahren sollten, daß des Königs Heer nicht hereinkam, wie es leider vorher hereingekommen war.

Da der König vernahm, daß die von Lübeck ihren Hafen und ihr Tief wehren wollten, fuhr er mit seinem Schiff vor die Warne, vielleicht weil er wähnte, daß sie mehr Helfer hätten, oder vielleicht um Sicherheit zu haben vor den wendischen Herren, die er oft bedroht hatte. Als die von Lübeck den König in der See wußten, überlegten sie sogleich, daß sie mit den Dänen in der See leichteren Streit hätten als in ihrem Hafen oder auf dem Lande, wo die Feinde mit Hilfe der Holsten stärker werden konnten. Sie nahmen zu Hilf den allmächtigen Gott und ihr Recht und zogen ihm mit kühnem Mut nach. Vor der Warne stritten sie mit ihm von der Prime bis zur Vesperzeit. Von den größten Schiffen gewannen sie vier, die verbrannten sie auf der Stelle, von den anderen Schiffen fuhren sie viele mit den Leuten auf den Grund des Meeres. Das allergrößte Schiff, worin mehr als 400 Mann mit vollen Waffen waren, das gewannen sie zuletzt mit großer Mühe, darin schlugen und fingen sie alles was da war. Der König entfloh mit Not, das größte Schiff mit den Gefangenen brachten sie freudig in die Trave. Der König kriegte da von kleinem Volk Scham und Schande, größere als ihm vorher oder nachher auf der Ostsee geschah, auch suchte er seitdem die von Lübeck nicht mehr heim. So gab ihnen Gott den Segen, daß sie geblieben sind bei ihrer Freiheit.

1394. Schiffe von Wismar im Eise*. — Im Winter, als die Gesandtschaft an den König von Dänemark vergeblich geschehen war, kam die Zeitung an den Fürsten von Mecklenburg, daß der Stockholm hart von den Dänen belagert würde und die Bürger allda großen Hunger litten, und wenn sie nicht mit dem ersten entsetzt würden, müßten sie aus Not die Stadt übergeben. Dem zuvorzukommen wurden in dem Tief von Wismar acht große Schiffe ausgerüstet, diese wurden mit Korn, Mehl und anderen Lebensmitteln beladen und mit kühnen Männern besetzt, den Holm zu befreien. Es war aber mitten in dem Winter, da diese Schiffe abliefen; sie hatten einen Hauptmann mit Namen Meister Hugo. Die Dänen hatten auch einen Haufen Schiffe in See wegen der Vitalienbrüder und anderer, die den Dänenreichen Schaden tun wollten.

Da begab es sich, daß hastig ein starker Frost ankam, daß die Schiffe in der See einfroren und konnten nirgend hinkommen. Als nun der Hauptmann von Wismar sah, daß der Frost so heftig überhand nahm, da sprach er zu den Schiffern und anderen Kriegsleuten also: „Liebe Gesellen, ihr sehet, daß wir hier befroren liegen und dürfen uns nicht vermuten, daß so bald ein anderes Wetter einfallen wird, und ihr wißt, daß der Dänen Schiffe auch in See sind. Darum weiß ich gewiß, wenn dieser Frost bleibt, sie werden uns anfallen und sich mit uns versuchen; so haben sie einen großen Vorteil, daß sie aus ihrem Lande sich soviel verstärken können als sie wollen; deshalb ist besser, wir sehen vor ihrer Ankunft zu. Wollt ihr nun meinen Rat hören, so wollen wir unsere Schiffe so verwahren, daß wir sie vor den Dänen wohl behalten, wiewohl es Arbeit kosten will; dennoch, dieweil es so kalt ist, so ist es besser, daß wir was zu tun haben, als daß wir sonst zu Tod frieren. Sehet da," sprach er, „an dem Lande steht viel Holz, da wollen wir welche hinsenden, die sollen lange und große Bäume und Holz

* Nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmars Chronik I, S. 495. Der sagenhafte Bericht zeigt, wie in Volksmund und Lied die Erinnerung an Seeabenteuer dauerte.

hauen und auf dem Eise mit geringer Arbeit an die Schiffe schaffen; die wollen wir auf beiden Seiten der Schiffe hinlegen und mit Wasser begießen, welches bald zufrieren wird, und unsern Schiffen einen Wall und Bollwerk geben. Laßt dann die Dänen kommen, so wollen wir sie erwarten."

Dieser Rat gefiel den andern allen wohl, sie holten die Bäume und zogen sie zu den Schiffen und begossen sie mit Wasser, und es ward so ein gläserner Wall. Diese Arbeit war kaum vollbracht, so kamen die Dänen mit Haufen übers Eis und vermeinten die Schiffe zu erobern; aber wiewohl der Dänen wohl vier waren auf einen Wismarschen, so mußten sie doch mit großem Schaden davonziehen und die Schiffe bleiben lassen. Das verdroß die Dänen über die Maßen sehr, und dieweil sie gesehen hatten, daß sie vor dem Bollwerk an die Schiffe nicht schießen konnten, wollten sie eine Kriegsmaschine zurichten, welche man nennt eine Katze, und liefen in das Holz, wo die Wismarschen die Bäume gehauen hatten. Der Hauptmann von Wismar, Meister Hugo, erkannte bald ihre Anschläge und ließ in der Nacht um die Schiffe große Wunen hauen, und die Eisschollen ließ er unterdrücken. Nicht lange darauf kamen die Dänen mit ihrem Volk und bedachten nicht, daß die Wismarschen geeist hatten, denn es war oben wieder zugefroren, und kamen mit großem Ungestüm und Hast und meinten, jetzt die Schiffe zu gewinnen, denn es verdroß sie, daß sie vormals mit Schande zurückweichen mußten. Aber es ist ein alt Sprichwort: Große Eile gibt selten gute Weile. So ging es den Dänen diesmal auch, denn sie fielen zu Haufen in das Wasser, und der eine drängte dem andern nach, so daß mehrere den Tag ertranken. Zu diesem Schaden mußten sie noch Spott dazu haben, denn die auf den Wismarschen Schiffen waren, riefen: Kaiz, Kaiz, Kaiz! So pflegt man zu rufen, wenn man die Katzen jagt.

So erhielten die Wismarschen ihre acht Schiffe durch List und Gewalt, bis Gott ein ander Wetter gab, daß das Eis verging, da liefen sie nach dem Holm und entsetzten die Stadt.

1427. **Die Schlacht im Norsund***. — Die sechs Seestädte Lübeck, Hamburg, Stralsund, Rostock, Wismar und Lüneburg wollten sich versuchen gegen den König von Dänemark und sammelten in großen Hauptschiffen und anderen kleinen Schiffen, Snikken und Barsen über 8000 Mann, wohl versehen mit Waffen, Geschoß und allem Rüstzeug, was zum Streit gehört. Als die Schiffe allzumal wohl viktualiert waren, da schickte jede Stadt ihre Hauptleute auf ihre Schiffe, die das Volk regieren sollten, aber über alle Hauptleute ward mit Vollmacht der Städte gesetzt ein Oberhauptmann, der war genannt Herr Tidemann Steen, Ratmann zu Lübeck, und damit er desto treulicher der Flotte vorstände, machte der Rat von Lübeck denselben zu einem Bürgermeister. Und befahl ihm ernstlich im Namen aller Städte, daß er in den Sund segelte und aus keiner Ursache eher daraus scheide, als bis die Bayenflotte durchgekommen wäre. Als dies zumal wohl bestellt war, segelten die Schiffe alle in den Norsund vor einem guten Wind. Gott vom Himmel gab der Flotte Gnade und stillte ihr Wetter und Wind und gab ihr ihre Feinde in ihre Hand, so daß nicht einer davongekommen wäre, wenn sie gewollt hätte.

Da die sechs Städte in den Sund gekommen waren, schauten sie vor Kopenhagen ihre Feinde vor sich in stolzen Schiffen. Der Städte Schiffe aber waren hochbordig und wohl für das Gefecht gebaut, und sahen zu den Schiffen der Dänen aus wie Kirche gegen Klause. Beide Flotten schienen auch in der Sonne wie zwei Berge von klarem Silber. Als die Dänen die Städte kommen sahen, hatten sie im Herzen des Streites Begehr, sie hißten ihre Segel zur Höhe und drehten auf ihre Feinde zu. Da das der Bürgermeister von Hamburg, Herr Heine Hoyer, sah, strich er schnell an die von Lübeck und sprach: „Die Feinde kommen uns unter Augen, was ratet ihr, daß wir beginnen?" Da sagte der oberste Hauptmann, Herr Tidemann Steen: „Wir wollen

* Nach der Chronik des Rufus zu Detmar II, S. 553; ein Satz aus Detmar II, S. 40 ergänzt.

daran, in Gottes Namen.“ Der Worte freute sich Herr Hoyer sehr. Da schickte sich jeglicher zur Wehr, und jeder sprach den Seinen zu in seinem Schiff. Die von Hamburg hatten den Vorstreit. Zur Hand fuhren die Dänen an die Schiffe der Städte, so daß etliche an die von Hamburg legten, und etliche legten an die von Lübeck, und man focht mannlich auf beiden Seiten. In diesem Gefecht flossen die Schiffe der Hamburger aus der Tiefe, wo es flott war, so daß sie auf den Grund zu sitzen kamen. Da wurden sie von den Dänen umringt und fochten mit ihnen lange, und als keine Hilfe kam, wurden sie gewonnen und die Mannschaft gefangen und nach Kopenhagen gebracht.

Den Hauptmann von Lübeck segelte eine große Barse an, darin waren Fürsten, Ritter und viele gute Leute, die dem Kriege den Hals gebrochen hätten, wenn sie in Gefangenschaft gekommen wären. Aber da sie beide zusammentreffen sollten, da fürchtete sich das große Schiff des Hauptmanns vor dem kleinen und wich über Seite und ließ die Barse vorüberschießen. Es wich vielleicht aus Zucht, wie die Knechte dem Herrn weichen. Da dies Weichen die Hauptleute der anderen Schiffe sahen, die nur tun sollten, was sie den lübischen Hauptmann tun sahen, so wichen sie auch aus Höflichkeit und ließen die Barse in Frieden. Aber all solche Zucht und Schonung deuchte nicht ehrlich dem Schiffer eines andern lübischen Schiffes, welcher Goswin Grul hieß, darin war der Ratmann Herr Johann Bere mit den Seinen. Der brachte sein Schiff unter die Feinde und sagte seinen Leuten, sie sollten sich wehren wenn sie wollten. Die stellten sich da als stolze Degen und fochten mit den Dänen mannlich lange Weile und schlugen ihrer viele tot ohne großen eigenen Schaden. Sie wurden ihrer zuletzt mächtig, gewannen ihnen ihr Schiff ab und fingen sie alle. Desgleichen tat ein anderer Schiffer, Walter Bischop genannt, mit den Seinen und legte an ein großes Schiff der Schweden. Dieser Feinde wurden die Lübischen auch mächtig, gewannen das Schiff mit harten Schlägen und ergriffen alle, die darin waren, außer denen, die tot blieben oder sich selbst ertränkten. Von den anderen Hauptleuten waren wenige, die an die Feinde

wollten, sondern sie ließen sich dünken, fernab wäre ein guter Harnisch.

Als dieser schmähliche Streit mit so großer Versäumnis geschehen war, nicht lange darauf räumte der lübische Hauptmann Tidemann den Sund ohne jegliche Not oder Gefahr, gegen das Gebot seines Rates und der anderen Städte, bevor die Bayenflotte in den Sund kam. Aber als er des morgens aus dem Sund gesegelt war, kam die Bayenflotte an demselben Tag in den Sund und meinte im Geleit der Städte aus der See durch den Sund zu fahren, wie ihnen geschrieben war. Da der König von den Schiffen vernahm, sandte er seine Stärke ihnen unter die Augen, zu fechten und sie womöglich zu gewinnen. Da ward ein harter Streit gefochten, viele Dänen wurden erschlagen und ertränkt, aber die Dänen behielten den Sieg und kaperten den größten Teil der Flotte. Der König nahm da an 46 Schiffe, beladen mit großem Gut; das war der Kaufmann übel zufrieden. Da dies dem lübischen Hauptmann Tidemann Steen und den andern Hauptleuten kund ward, wurden sie sehr betrübt, wanden ihre Segel auf und fuhren wieder zu deutschem Land.

Danach wurden die sechs Seestädte, welche ihr Volk im Sund gehabt hatten, nach Lübeck entboten. Da begannen die von Hamburg schwer zu klagen über den Bürgermeister Herrn Tidemann Steen, weil er gestattet hatte, daß ihre Hauptleute, Bürger und Söldner von den Dänen geschlagen und gefangen wären, und er könnte sie wohl gerettet haben mit den Seinen, wie er doch wohl verpflichtet war, und hätte das nicht getan, hätte ihnen auch keine Hilfe gesandt von den andern Städten, wenn er selbst nicht zur Rettung kommen konnte. Da die Klage von den Hamburgern getan war, verfolgten dieselbe Klage sofort die Bürger (Kaufleute) von Lübeck und sprachen zu ihrem Rat so: „Liebe Herren von Lübeck, wir fragen euch, ist Herr Tidemann Steen aus dem Sund gesegelt, bevor die Bayenflotte in den Sund kam, nach eurem Geheiß und Erlaubnis, oder nicht?“

Auf der Bürger Frage antwortete Herr Hinrik Rapesulver von Rats wegen und sprach: „Das ist geschehen von

ihm ohne unsere Vollmacht und Erlaubnis, wir hatten ihm das ernstlich verboten." Da sprachen die Bürger zu Herrn Tidemann Steen und sagten: „Herr Tidemann, hat jemand von uns, die mit Euch in dem Sund waren, anders getan, als Ihr ihm geheißen?" Da antwortete Herr Steen und sagte: „Was da geschehen ist, daß ihr aus dem Sund gesegelt seid vor der Bayenflotte, das ist geschehen nach meinem Geheiß, das tat ich selbst um des Besten Willen und mit Vollmacht der anderen Hauptleute." Da sprachen die Bürger wieder zu ihrem Rat und sagten: „Hierauf bitten wir Recht über Herrn Tidemann, darum, weil er wider euer Gebot getan hat, und uns dadurch in unverwindlichen Schaden gebracht hat, und auch unsere Freunde leiblos und gutlos gemacht hat. Und das Recht begehren wir zur Stunde von euch, daß ihr und wir uns scheiden."

Da der Rat den Ernst der Bürger hörte, fürchtete er sich vor einem Auflauf und fragte die Bürger, ob der Mann Bürgen stellen dürfe. Da dies nicht sein konnte, so mußte Herr Tidemann in des Kaisers Schloß gehen, darin saß er fest über drei Jahre.

1443. In der Baye*. — In der Fasten kamen in die Baye einige Schiffe von Preußen und Livland in Flotte, darauf waren Admiral Kersten Truper und Jakob Winstein und fanden vor sich in der Baye die Jorcze (George?) von London mit mehreren Schiffen von England und von Irland. Etliche kurze Zeit vor Ostern wurden die aus Preußen und Livland, während sie in der Baye lagen, gewarnt, daß eine mächtige Flotte aus Holland, Seeland und Friesland hinkäme, welche Flotte alles, was aus Preußen und Livland wäre, nehmen wollte. Darum legten die Preußen ihre Schiffe zusammen und rüsteten diese so, daß sie sich verteidigen konnten. Am Montag zu Ostern kam die holländische Flotte vor die Baye, ihre kleinen Schiffe segelten binnen, die großen aber saßen draußen.

* Nach einer Zeugenaussage, welche der Unterkomtur von Danzig im Jahr 1447 aufnahm, abgedruckt in Th. Hirsch, Danzigs Handelsgeschichte S. 274.

Da sie sahen, daß sich die preußische Flotte zur Wehr bereitet hatte, legten sie auch binnen und ankerten ihre Schiffe. Und an demselben Abend kam ein Teil von ihnen ans Land, und wie sie so in der Taverne saßen, sagten sie, sie wollten den Englischen die Schwänze vor den Hintern abhauen, mit mehreren unziemlichen Worten. Dies hörte ein Englischer von der Jorcze, vermerkte es übel, nahm einem Holländer sein Messer, trat es in Stücke und ging mit seinem Volk dort zu Schiff.

Da dies die englischen Admirale hörten, gingen sie zu den Admiralen von Holland und baten, daß sie ihrem Volk steuerten, auf daß keine Rauferei unter ihnen geschähe. Die Holländer sprachen, sie könnten ihr Volk nicht beraten; da sprachen die Englischen, da würden sie selbst zusehen müssen, daß sie ihnen steuerten.

Als am Dienstag zu Ostern kamen die holländischen Admirale, als Dyrik Willamsoen und Johann van der Aele ins Kloster zu den vorgenannten Admiralen aus Preußen und sagten, daß da ein Balneyer (Walfischfänger) läge, das Schiff hieße Meister Hanneke, das gehörte dem Regenten aus Holland und wäre ihm von den Englischen genommen, das wollten sie wieder nehmen und bäten die preußische Gesellschaft, daß sie sich nicht daran kehren sollte. Darauf ward ihnen geantwortet: hätten sie etwas mit den Englischen zu tun, das läge den Preußen nicht auf dem Wege; doch baten die Preußen die aus Holland, daß sie erst mit den Englischen sprächen, damit sie sich nicht untereinander schlügen. An demselben Vormittag kamen die Engländer und fuhren ans Land, wohl mit 400 oder 500 Mann gewappnetem Volk, dort gingen sie zwei Mann hoch; als sie auf den Markt kamen, teilten sie sich, stellten vor jedes Schießhaus eine Riege und gingen ins Kloster und luden die Holländer zu sich ins Kloster, um sich dort zu vertragen. Und sie schieden dort in Eintracht ohne Zweiung voneinander, und jedermann ging wohin es ihm beliebte.

Am Nachmittag kamen die Admirale von Holland zu den preußischen Admiralen und brachten einen jungen Mann von Amsterdam mit und sprachen, diesem wären wohl drei-

ßig Nobel und anderes Geld genommen und baten die preußischen Admirale, daß sie ihm sein Geld wieder schicken und ferner gegen solche Räuber und Übeltäter helfen wollten, wie Recht wäre. Darauf antworteten die Preußen, daß sie von solchen Sachen nichts wüßten, aber sie wollten sich gern danach umhören, und auch sie selbst sollten sich mit erkundigen; könnte man etwas erfahren, wer es getan hätte, so wollten sie ihnen gegen diesen Mann helfen, wie Recht wäre.

In der Zeit, wo sich dies zutrug, waren die Admirale der beiden Flotten mit vielen anderen Schiffen von beiden Seiten in einer Taverne zu Gesellschaft. Da ward ein Auflauf und Schlägerei und großes Raufen auf der Straße, daß man die Holländer schmeißen sollte, und wo die Holländer in der Taverne saßen, da wurde nach den Fenstern zu ihrem Tisch geschossen*. Bei diesem Ereignis wollten die Admirale von Holland mitsamt den anderen Schiffen, die bei den preußischen Admiralen in der Taverne waren, alle heraus, um ihre Leute zu retten. Das wollten ihnen jedoch die Admirale aus Preußen nicht gestatten, behielten sie binnen und gingen selbst mitten in den Auflauf und unterwiesen und steuerten dem Volk, so daß jedermann zufrieden ward, wobei einer von ihren Mitgesellen, Großohm genannt, schwer verwundet wurde. Darauf machten dieselben Preußen zwischen den vorgenannten Englischen und Iren als einem Teil und den Holländern als anderm Teil solch eine Verabredung, daß die Holländer und Seeländer zu Schiff gehen und ans Land fahren sollten bei Bunde (Bonge) und dort zur Kirche gehen, und die Englischen und Iren sollten ans Land fahren bei Borneff und dort zur Kirche gehen, und die Preußen versprachen den Engländern, was sie bedürften von Rudern, Balken und Bohlen und was sonst zu ihrer Ladung dienen möchte, das wollten sie ihnen gern nach Borneff senden. Das taten die Preußen den Holländern zugut, damit diese sich mit den Englischen und Iren nicht mengen

* Die undeutlichen Worte der Urkunde werden zu lesen sein: int ternis, in dem Türnitz, in dem abgeschlossenen Raum für vornehme Gäste.

sollten. Dieser selbige Auflauf, Lärm und Schlägerei ist durch die preußischen Admirale und ihre Mitgesellen gestillt und beigelegt, und wäre er von ihnen nicht beigelegt, so war zu befürchten, daß niemand von Holland und Seeland am Leben geblieben wäre, sie wären alle von den Englischen und Iren geschmissen worden. Diese Freundschaft und Vermittlung lassen aber die vielgenannten Holländer die vielgedachten Preußen und Livländer doch nicht genießen, sondern sie haben an einem von unseren Mitgesellen, Johann von Rostock genannt, ihren verbosten Willen und Untreue bewiesen, als dieser zu Schiff und Segel gehen wollte. Denn sie haben ihm sein Boot abgejagt, daß seine Kinder (Matrosen) daraus entlaufen mußten, und behielten das, bis der Holk lange in See war, da wurde ihm das Boot durch zwei seiner Kinder, die aus Holland waren, nachgebracht.

1473. Paul Beneke von Danzig. — Gott weiß, daß mich in der Geschichte nichts höher erfreut, als wenn ich lese, daß eine deutsche männliche Tat getan und ein kühnes unverzagtes Herz erwiesen ist, wie von unseren Vorfahren, den alten Deutschen, bei allen Chronikenschreibern gepriesen wird. Derenthalben will ich einem deutschen Helden die Ehre antun und seine Historia mit aller Umständlichkeit treulich beschreiben, wie ich sie in vielen Chroniken geschrieben finde, wiewohl ich billig dieselbe hätte mit anderem übergehen können.

Davon ist viel gesagt und geschrieben, daß die Englischen großen Mutwillen trieben gegen alle Osterstädte, Lübeck, Hamburg, Wismar, Danzig, und wiewohl viele Tageleistungen derselben geschehen sind, konnte doch ein Vertrag der Sache nicht geraten. Deshalb wurden die Osterstädte genötigt, Schiffe in der See mit Volk und Geschütz zu halten, welche die Kauffahrt von den Englischen bewachen mußten. Dazu war der Hader so heftig, daß, wenn auch Tageleistungen gehalten wurden, doch das eine Part dem andern so weh tat, als es konnte. Da begab es sich, daß die Englischen ein großes Schiff in der See hatten, welches „Johannes" heißen mußte, und sie ließen sich hören,

sie wollten damit die ganze See überwachen und die Osterlinge zwingen.

An dies große Schiff der Englischen kam ein Schiffer von Danzig, mit Namen Paul Beneke, welcher auch ein Orlogschiff führte, und kam mit den Englischen in Kampf und gewann das große Schiff und brachte es seinen Herren nach Danzig. Ein Rat von Danzig bemannte in der Eile das Schiff und setzte einen Ratmann darauf als Hauptmann*. Aber da die Englischen das Schiff verloren und hörten, daß die Danziger damit in der See spazierten, trauten sie dem Schiff in der See nicht, in Sicht zu kommen. Also waren die von Danzig mit diesem großen Schiff den ganzen Sommer in der See, konnten aber keinen Profit schaffen, deshalb liefen sie nach der Elbe, Getränke und Proviant zu holen. Alldort verließ der Ratmann das Schiff und setzte Paul Beneken zum Hauptmann, damit er das Schiff um den Schagen segelte und vor die Weichsel bringe. Darauf reiste der Ratmann über Land und nach Hause.

Aber Paul Beneke, dieweil der Wind günstig war, lief unter die Küste von Flandern, in Hoffnung einer guten Beute, wie ihm auch widerfuhr. Denn als er unter Flandern kam, ward er zu wissen, daß zu Brügge etliche Florentiner, welche damals Finanzer und jetzt Fugger genannt werden, von den Englischen großes Geld genommen hätten, damit

* Hier nach der Chronik des Reimar Kock, abgedruckt zu Detmars Lübischer Chronik II, S. 701. — Die Briefe, welche der Ratmann Berndt Pavest während der hier erzählten Fahrt an den Danziger Rat geschrieben hat, sind abgedruckt in Th. Hirsch, Kaspar Weinreichs Danziger Chronik, S. 92, und das Sachverhältnis ist uns genauer bekannt als dem wackeren Chronisten. Das Orlogschiff „Peter von Danzig", welches der Rat ausrüstete, war nicht der „Johannes von Newcastle", welchen Paul Beneke im Jahr 1470 gekapert hatte, sondern eine alte französische Karavelle: „St. Peter von Rochelle", welche im Jahr 1462 beim Einlaufen in die Danziger Reede durch einen Blitzstrahl ihren Mast verloren hatte, als Wrack in Besitz der Danziger gekommen und von diesen für Kriegsdienst aufgeoßt, d. h. auf den Stapel gebracht, umgebaut und auf den Namen „Peter von Danzig" getauft war. Paul Beneke war als „ein harter Seevogel" berühmt, er hatte z. B. kurz nach dem Johannes die „Madelene von Dieppe" und den „Schwan von Caen" gekapert und auf dem letzteren den Lord-Mayor von London gefangen.

sie unter ihrem Namen englisches Gut nach England verschiffen möchten, und daß sie dafür zu Sluis eine große Galleye geheuert hätten, die sie mit Geschütz und Volk mächtig gerüstet und dazu mit Wappen und Banner des Herzogs Karl von Burgund geziert hätten, und damit dies unvermerkt bleibe, hätten sie Welsche und Florentiner daraufgesetzt.

Als dies Paul Beneke hörte, hatte er Verlangen, die Galleye zu besehen. Nicht lange darauf kamen die Florentiner mit der Galleye zur See, nicht anders, als wenn da eine Burg oder Schloß hergeflossen käme. Paul Beneke näherte sich der Galleye, bot ihnen seinen Gruß und fragte, woher sie kämen und wohin sie den Willen hätten. Aber der Hauptmann auf der Galleye, ein Lombarde, welcher der Padrone genannt wurde, gab ihm eine spöttische Antwort: Was er danach zu fragen hätte, ob er nicht die Wappen sowohl in den Bannern als auf der Galleye kennte, wo er denn zu Haus wäre, ob er denn wohl sonst schon Leute gesehen hätte. Denn der hoffärtige Lombarde ließ sich bedünken, der Deutsche mit seinem Schiff müßte dem Welschen wohl weichen.

Aber er fand einen rechtschaffenen deutschen Mann vor sich. Deshalb sprach Paul zu dem Lombarden, er sollte Flagge streichen und die Güter von sich geben, die nach England zu Haus gehörten, und wenn er nicht in gutem wollte, so sollte er dennoch streichen und damit Schiff und Gut verloren haben. Diese Worte achtete der Welsche für große Torheit, daß der Deutsche aus seinem Schiff dem Welschen in so großer unangreifbarer Galleye dürfte so trotzige Worte geben. Deshalb achtete der Welsche den Deutschen nicht wert, daß er ihm antworten wollte. Alsbald war Paul Beneke und sein Volk fertig und drückten zu der Galleye heran und hielten mit dem Welschen eine Zeitlang Schußgefecht.

Aber dieweil das Volk in dem Schiff sah, daß die Welschen in der Galleye an Geschütz und Zahl des Volkes überlegen waren, wurden sie zaghaft und wichen mit dem Schiff

zurück. Da dies die Welschen sahen, riefen und schrien sie ihnen mit allen Kräften nach. Da hub Paul Beneke in gar zornigem und traurigem Mut zu seinen Preußen an und sprach: „Och, Gesellen, wat do wi nu? Wat will hiruth werden? Wo willen unde konnen wi dat verantworden? Nun wollte ich doch, daß ich diesen Tag nicht erlebt hätte, wo ich mit meinen Augen ansehen muß, daß so mancher ehrliche deutsche Kriegsmann und Schiffmann vor den Welschen verzagt und die Flucht nimmt. Was haben wir doch für Ursache, was macht uns so verzagt? Wäre uns nicht ehrlicher, daß wir alle vor unseren Feinden für unseres Vaterlandes Freiheit gestorben und zur Stelle geblieben wären, als daß wir die Schande unser Leben lang tragen sollen, daß die Kinder mit Fingern auf uns weisen und nachschreien: das sind die, die sich von den Welschen haben verjagen lassen. Gedenkt doch, welch einen Mut unsere Feinde, die Englischen, erhalten werden, daß die allezeit gewinnen und wir verlieren. Wie manchen frommen deutschen Seemann werden wir um Leib und Gut bringen; ach hätten wir das Spiel nicht angefangen. Es wäre besser, wir hätten vorher gutes Maß gehalten, daß uns die Welschen ihr Leben lang nicht vor Augen gekriegt hätten. Habe ich nicht vorher zu euch gesagt: Brüder, da wäre wohl eine gute Beute vorhanden, aber sie will Arbeit kosten, wolltet ihr wie ich Ernst anwenden, sie sollte uns nicht entgehen, aber unerschrockene Herzen und Fäuste wollen dazu gehören. Die Galleye ist groß, dazu als ein unförmlich Biest anzusehen, das ihr nicht gewohnt seid, viel größer als unser Schiff, dazu mit vielem Volk und Geschütz ausgerüstet; aber es sind Welsche und keine Deutschen. So wir aber unseren Vorvätern nach mit Herz und Faust wollten Deutsche sein, so sollte uns die Beute nicht entgehen und unser Lebtag uns gut tun. Da riefet ihr alle, man sollte an euch nichts anderes finden, als was deutschen Männern wohl ansteht; ach großer Gott, jetzt muß ich mit meinen Ohren anhören, daß Welsche uns nachrufen: so soll man die deutschen Hunde jagen. Sollte nicht ein ehrlicher Deutscher eher sterben, als so etwas hören."

Mit dergleichen Worten machte Paul Beneke seinem Volk das Blut wieder warm, daß sie sprachen: „Lieber Herr Hauptmann, hier ist noch nicht viel versehen; daß wir eine Wendung getan, kann uns viel und unsern Feinden nichts nützen. Laßt uns also unsere Sache fleißig beschicken, wie uns das am profitierlichsten ist, wir sind doch Deutsche und wollen uns auch als Deutsche finden lassen. Man führe uns abermals vor die Feinde, die Welschen, sie sollen Hunde vor sich finden, die nicht laufen, sondern weidlich beißen können, sie sollen diesen Tag mit Gottes Hilfe unser sein, und wären der Welschen auch noch so viel, oder wir wollen alle sterben."

Als Paul Beneke merkte, daß der Kriegs- und Schiffleute Blut wieder warm und hitzig geworden war, wollte er sie auch nicht weiter verbittern, sondern er gab dem Schiffer gute Worte, daß er das Schiff an die Galleye steuern ließ. Da entfiel den Welschen der Mut, und da begannen sich die Preußen als Deutsche zu beweisen, unverzagt wie die Löwen zu den Welschen hinzudrängen und zu schlagen, und ehe die Welschen sich des versahen, waren die Deutschen bei ihnen in der Galleye und begannen zu würgen, was ihnen vor die Hand kam. Da hätte man mögen sein Wunder sehen, wie der große Padrone von der Galleye, der zuvor alle Deutschen fressen wollte, und der andere große Fugger auf die Erde fielen, sich vor die Brust schlugen und die Deutschen wie Götter anbeteten. Da ließ sich Paul Beneke abermals als ein Deutscher hören und sehen; denn wiewohl die Welschen nichts Gutes mit ihren spöttischen Worten von den Deutschen verdient, so konnte es doch das edle deutsche Blut nicht lassen, sondern mußte Barmherzigkeit beweisen gegen die, so jetzt überwunden sich demütigten und Gnade begehrten.

Als nun die Galleye gewonnen war, entstand dem Paul Beneke eine neue Mühe, denn das Kriegsvolk und Schiffvolk wollte gar nicht gestatten, daß die Galleye nach Danzig gebracht werden sollte. Weil des Gutes so viel darin war, viele tausend Gulden an Wert, fürchtete das Volk, die Beute möchte ihnen nicht ganz zuteil werden, denn sie wußten, daß

ein Rat von Danzig als Reeder des Schiffes die Hälfte für sich nehmen würde; außerdem befürchtete das Volk, es würden so viele Briefe und Schriften hinterherkommen, daß sie wohl nichts von der Beute kriegen würden. Diese und andere Ursachen mehr stellten sie dem Hauptmann vor, daß sie ganz und gar nicht nach Danzig wollten, und wiewohl Paul Beneke allen möglichen Fleiß anwandte, wie einem ehrlichen Deutschen ansteht, seinem Herrn stets Treue zu beweisen, so konnte er doch das Volk nicht überreden, sondern sie blieben bei ihrem Vorsatz und liefen mit der Gallehe und dem Schiff auf die Elbe und begehrten von dem Bischof von Bremen Geleit, damit sie die Beute teilen könnten. Das Geleit wurde ihnen gegeben, deshalb legten sie vor Anker und nahmen Geleit von dem Rat von Stade, denn ein Rat von Hamburg wollte sie nicht geleiten. So boten sie die Beute zu Kauf, aber sobald es zu Lübeck und zu Hamburg ruchbar wurde, ließen die Herren in beiden Städten bei Leib und Gut verbieten, daß niemand von den genommenen Gütern kaufen sollte; aber weil sie guten Kauf gaben, kriegten sie dennoch Käufer, wiewohl es hoch verboten war.

Es begab sich, daß in derselben Zeit zwischen den Osterstädten und den Englischen ein Tag zu Utrecht gehalten wurde. Da also die Lombarden die Zeitung erhielten, daß Paul Beneke die Gallehe genommen hatten, reisten sie alsbald nach Utrecht und klagten kläglich, daß die Osterleute sie gekapert hätten, da sie doch nicht der Osterlinge Feinde wären, sie hingen auch große Drohworte daran; aber daß sie von den Englischen Geld genommen und gelobt, mit solcher Finanzerei das Gut derselben hinüberzubringen, davon schwiegen sie still. Die Herren der Städte gaben zur Antwort, sie wären nicht dazu da, um zu richten, sie könnten nichts als Fleiß anwenden, daß man die Sache zwischen den Englischen und den Osterstädten zu einem guten Vertrag brächte. Wäre ihnen etwas genommen, so möchten sie ihr Recht bei denen suchen, die es getan hätten; könnten ihnen die Städte in späterer Zeit helfen, so wollten sie es gern tun.

Als die Lombarden bei den Herren von Lübeck, Köln und Bremen, die zu Utrecht waren, keinen besseren Bescheid erhielten, bewirkten sie bei Herzog Karl von Burgund, den damals alle Welschen, Spanier und Franzosen fürchteten, daß er an Paul Beneke auf die Elbe seinen Sendboten schickte, welcher im Namen des Herzogs von Burgund Schiff und Ware zurückforderte, die in seinem Fahrwasser und dazu unter seinem Wappen genommen wären. Aber dieser Legat kriegte von Paul Beneke und den Seinen eine solche Antwort, daß er ledig wieder nach Hause ziehen mußte, und Paul Beneke und sein Volk teilten die Beute, also daß Paul Beneke die Hälfte der Beute von wegen des Rates zu Danzig empfing, die andere Hälfte teilten die Leute und wurden alle reich. Also brachte Paul Beneke die Hälfte der Beute dem Rat nach Danzig.

Nicht lange danach bewirkten die Lombarden bei dem Herzog von Burgund, daß er einen Brief sandte an den Rat von Danzig, dieses Inhalts: er wollte von den in Danzig all dies Gut bezahlt haben oder so jemand von Danzig in sein Land käme, denselben wollte er mit Leib und Gut anhalten. Aber die von Danzig kehrten sich nicht groß an das Schreiben.

Diese Historia habe ich gern so fleißig geschrieben dem deutschen Helden zu Ehren, und wollte Gott, daß diese guten Städte viele solcher Hauptleute hätten, die sie in der Not gebrauchen könnten. — Aus dieser männlichen Tat des Paul Beneke entstand so viel, daß die Englischen den deutschen Kaufmann zu Brügge bearbeiteten, man möchte an die Herren der Städte schreiben und noch einmal einen Tag zu Utrecht ansetzen, sie wollten sich in allen Dingen billig finden lassen und nach dem Frieden trachten. Der Kaufmann schrieb an die Herren von Lübeck, Hamburg, Danzig, der Tag wurde gehalten, die Sache vertragen. Und so ward der Fehde ein Ende, die so manches Jahr gewährt, und die Englischen mußten den deutschen Kaufleuten für ihren Schaden 10 000 Pfd. Sterling geben, d. i. 60 000 rhein. Gulden, den Gulden zu 24 Schilling.

So weit der Chronist. — Zur Zeit des Paul Beneke

sandte seine Stadt einmal in einem Jahr 1100 Schiffe mit Getreide nach England, häufig 600—700 Schiffe. Und das Getreidegeschäft war damals nicht die größte Erwerbsquelle der Danziger, und Danzig war nicht die größte unter den siebzig oder achtzig Städten der Hansa, wenn auch eine der kräftigsten.

Diese Blüte des norddeutschen Handels war aus dem freien Bund einzelner Städte erwachsen und aus Privilegien, welche der Schwäche anderer Mächte durch Gewalt und Geld abgerungen waren. Sie verging, sobald das Interesse der Staaten mächtiger wurde als das der Städte, und seit die Kriegsflotten der Holländer, Engländer, Nordmannen und zuletzt sogar der Russen stärker waren als die Orlogschiffe von Hamburg, Bremen, Lübeck und Danzig. Ganz allmählich sank im 16. Jahrhundert eine Stadt nach der andern aus dem Hansabund, herrisch wurde ein Hof und Kontor nach dem andern von den Fremden geschlossen.

Aber sogar die fürchterliche Zeit des Dreißigjährigen Krieges bewahrten einige Städte der alten Hansa einen Teil ihrer Tätigkeit und die Erinnerung an die Großtaten ihrer Väter. Der Schiffer des Hamburgischen Orlogschiffes, welches im Jahre 1683 auf der Reede von Kadiz verbrannte, verdient wohl, daß wir seiner in Ehren gedenken.

Und als zweihundert Jahre nach jener großen Zerstörung unseres Volkes die Dörfer der Deutschen wieder einen Überschuß von Kolonistenkraft lieferten, welcher sich dem Zwang der uralten Gemeindefluren und der neuen Kleinstaaten entziehen wollte, da waren wieder die Enkel der Hansen rührig, die Auswanderer auf ihren Schiffen über das Meer zu führen — aber in einen neuen Weltteil.

Im Jahre 1367 schloß die Hansa den großen Bund von Köln, ihre Kriegsschiffe schlugen und jagten König Waldemar den Sieger aus seinem Reiche, sie zwangen den König Hakon von Norwegen zu eiligem Frieden, und der römische Kaiser sprach für die größten Erfolge, welche den Deutschen jemals zur See gelungen sind, die Reichsacht über die deutschen Sieger aus, nur daß niemand darauf achtete. Gerade 500 Jahre später, im Jahre 1867, ward die Flagge einer

neuen Hansa auf den deutschen Schiffen in Ost- und Nordsee erhoben.

Wir gedenken dabei unserer Vorfahren. Noch bleibt uns viel zu tun, um in neuer Kultur die gleiche stolze Seekraft zu erwerben.

Wir gedenken auch unserer Stammgenossen, welche unter fremder Herrschaft am Strand der Ostsee und am untern Lauf der Donau ihr Volkstum treu bewahrt haben. Die Länder, in welchen sie unsere Sprache und Bildung behaupten, sind durch Schwert, Schiff und Pflug unserer Ahnen erobert; eine Menge stolzer und trauriger Erinnerungen sind den Enkeln der Einwanderer und uns gemeinsam, und was mehr ist als Gemeinschaft der Väter, uns bindet zusammen der gleiche Herzschlag in Sprache, Wissenschaft, Familienleben und Sitte.

Krieg und Fehde

Im 14. und 15. Jahrhundert

Kaufleut' sind edel worden,
Das merkt man täglich wohl,
Dann kommt der Reiterorden,
Macht ihren Adel voll.
Heraus soll man sie klauben
Aus ihren fuchs'nen Schauben
Mit Brennen und mit Rauben
Dieselben Kaufleut' gut
Um ihren Übermut.

Wir hab'n uns des vermessen
Im edlen Frankenland,
Die Bauern wolln uns fressen
Den Adel wohlbekannt.
Das wird Gott nit verhängen,
Wir wolln sie vor uns sprengen,
Sie wie die Säu' besengen,
Bis uns die Beute wird,
Ihr Schopf den Galgen rührt.

Sankt Jörg, du edler Ritter,
Rottmeister sollst du sein,
Bescher uns schönes Wetter,
Bewähr die Hilfe dein,
Daß wir nit ganz verzagen,
Wenn wir im Wald umjagen,
Das Gut zusammentragen;
Errett' uns arme Knecht
Vor allem strengen Recht.

Reiterlied des fünfzehnten Jahrhunderts.

Viele Jahrhunderte hatten vergebens gearbeitet, die altgermanische Anschauung zu bändigen, welche dem Manne, der an Leib und Gut geschädigt war, freistellte, ob er sich Recht suchen wollte durch Urteil von den rechten Richtern seines Gegners oder durch eigene Hand. Nur die Genossenschaft und ihre Ordnung konnte den Genossen zwingen, ihr Urteil zu nehmen, aber manchmal war unbestimmt, ob er Urteil zu holen verpflichtet sei oder nicht, und in schwerer Sache wurde nach solchem Urteil ihm vielleicht die Wahl gelassen, ob er sich damit befriedigen oder nach eigenem Vermögen am Leib des Gegners sein Recht suchen wolle. Wer sich vollends von einem Fremden geschädigt glaubte, der nicht durch das Recht derselben Genossenschaft gebunden war, der hatte nach volkstümlicher Auffassung bei den Fremden kein ehrliches

Recht zu erwarten und durfte durch Gewalttat sich zu seinem Rechte helfen. Kaiser, Landesherren und Kirche merkten, daß solche heidnische Ansicht jede feste Staatsordnung unmöglich mache, die Freistühle und Hofgerichte, welche des Königs oder der Landesherren Recht sprachen, Zorn und Bannstrahl der Kirche, alle gebotenen Landfrieden, selbst die Bündnisse großer Landesherren und Städte vermochten nicht zu steuern, die Fehden waren nicht auszurotten.

Das Volk wußte, daß sein Recht bei Krieg und Fehde nicht in Büchern zu lesen war. Eine Stadt machte zuweilen in Notzeit eine Ordnung für ihre Bürger, worin sie verständig alten Brauch nach dem Bedürfnis der Stunde ergänzte. Aber das Recht, nach welchem die Kriegsknechte einen Genossen richteten, die Grundsätze, nach denen Vertrauensmänner die Beute verteilten, vor allem die Begriffe von Recht und Unrecht, von Ehre und Schande, nach denen der Krieger sich gegen den Feind hielt oder der Hauptmann die Streitigkeiten schlichtete, waren nirgend verzeichnet.

Nach volksmäßiger Auffassung hatte das Recht der Fehde jedermann, der überhaupt sich selbst Recht fordern durfte, für den Unfreien der Herr. Zwar wenn Bäcker, Köche und Küchenjungen edler Herren den Städten oder einmal einem andern Edlen absagten, so war das nur ein im 15. Jahrhundert beliebter Hohn ihrer Herren; und ein Knabenstreich war es, wenn ein einzelner Bürger dem Kaiser Fehde ankündigte oder ein Junker den Bürgern Frankfurts, weil seinem Verwandten von einer Frankfurterin ein Abendtanz abgeschlagen war, oder die Schuhknechte in Leipzig einigen Professoren derselben Stadt. Aber auch der Fuhrmann, der fahrende Händler, der heimatlose Lungerer, ja Frauen und Mädchen sendeten Fehdebriefe an Herren und Städte, und solche Kriegserklärung kleiner Leute wurde vielleicht lästig, wenn die Fehder Wegelagerer und Junker fanden, welche ihnen halfen. Freilich das Fehderecht durfte nur unter gewissen Beschränkungen geübt werden, in denen sich das deutsche Gewissen geltend machte. Der Bürger gegen seine Stadt, der Vasall gegen seinen Edelherrn mußten vorher aus ihrem Abhängigkeitsverhältnis ausscheiden, der Bür-

ger, indem er seinen Abschied aus der Stadt nahm, der Lehnbesitzer, indem er sein Lehn in die Hand des Herrn zurückgab. Beide wußten diese Pflicht zu umgehen, der Bürger entfernte sich, ohne vorher die gebotene Abzugsteuer zu entrichten, und kündigte aus sicherem Aufenthalt das Verhältnis, der Belehnte rückte mit seiner Habe aus der Burg und zeigte dies dem Herrn an, um die Burg gleich darauf wieder als Feindesgut zu besetzen. Ferner mußte die Fehde dem Gegner drei Tage vor Beginn der Feindseligkeiten angekündigt werden, und zwar von jedem der Schwurgenossen, welche sich dazu vereinigt hatten; in der Absage mußte erklärt sein, wem der Unfriede gelte. Und er galt nicht nur dem Leib und Gut des Gegners, auch den Genossen seines Hauses und allen, die als Lehnsleute, Verpflichtete, Hörige und Unfreie an ihn gebunden waren, deshalb in der Regel auch seinen Blutsverwandten — wohl immer, wenn vergossenes Blut zu rächen war — sowie der ganzen Gemeinde, die sein Leben schützend umgab. War der Feind eine Stadt, dann allen Bürgern, Bauern und den Rittermäßigen, welche auf Häusern der Stadt saßen oder in ihrem Dienst standen. War der Feind ein Landesherr, dann allen Städten, Lehnsleuten und Untertanen, und vergebens protestierten die Städte, in solcher Art unter Gewaltakten und unbezahlten Schulden ihrer Landesherren leiden zu müssen.

Durch dasselbe Gewohnheitsrecht waren zahllose Einzelheiten in Fehde und Krieg bestimmt, an deren Beobachtung man den „ehrlichen" Mann erkannte. Viele dieser Regeln, welche um 1300 und 1400 das Tun der Besseren und Hochsinnigen leiteten, sind unserer Empfindung unschmackhaft, z. B. geliehener Harnisch und Pferd, welche im Streit verlorengehen, werden nicht wiedergegeben, falls das nicht besonders ausgemacht ist; den Gefangenen mag man töten, wenn man in Wahrheit sein Leben für gefährlich hält und seinem Versprechen nicht glaubt, außer wenn man ihm im Streit das Leben versichert hat; aber seine Habe verliert er, wenn ihm die nicht zugeschworen ist. Des Kaisers Recht ist, daß alle seine Gefangenen eigene Knechte werden, wenn er selber ficht. Wer gefangen liegt und sich ausbittet heimzufahren in sein Haus und dabei versprechen will, sich an einem Tag zu stellen, der muß sein Gelöbnis halten, außer wenn er weiß, daß er sterben oder an einem Glied verderben muß; dann mag er ausbleiben.

Was zu Land und Leuten des Feindes gehört, verfällt dem Sieger, auch der Unbewaffnete und sein Privatbesitz. Die Ernte des Feldes wird verwüstet, die Dörfer niedergebrannt, die Herden weggetrieben, Bauern und Bürger getötet oder in die Gefangenschaft geführt. Aber christliche Frauen und Kinder sollen kampffrei sein, sie werden nicht gefangen und nicht geschatzt. Es war auch Kriegsgebrauch, den Frauen ihre Kleider zu lassen, wenigstens von den Städten wurden die bösen Buben, welche Frauen ihrer Kleider beraubt hatten, streng bestraft, und auf den Burgen galt die Courtoisie, daß die Frau aus rittermäßigem Geschlecht ihren ganzen Schmuck behielt.

Wer die Fehden dieser anarchischen Zeit mustert, der findet uralte Volkssitte unter jüngerer Erfindung, die durch Rittertum und städtisches Gemeindeleben zugebracht wurde. Aber in der Hauptsache sind Formen und Methode der Fehden merkwürdig gleich, ob sie groß oder klein sind, zwischen Fürsten oder Bauern entbrennen. Auch ihr Verlauf zeigt in endloser Wiederholung dieselben schweren Taten und Leiden. Deshalb soll hier statt einer einzelnen Fehde der Gang, den sie insgemein zu nehmen pflegte, geschildert werden. Zuerst, wie etwa der Streit zwischen zwei kleineren Gemeinden verlief*.

In Bayern z. B. sind ein ansehnliches Dorf und eine

* Das Folgende nach einem merkwürdigen bereits zitierten Gedicht: „Der Ring", von Heinrich Wittenweiler, herausgegeben von L. Bechstein, 1851. Es ist als Kunstwerk ungeschlacht, schildert mit grober Karikatur, aber nicht ohne Laune in damals beliebter Weise Szenen des Dorflebens und mischt in die burleske Darstellung wirklicher Verhältnisse höchst willkürlich phantastische Erfindung, enthält aber dazwischen sorgfältig gezeichnete Situationen und längere lehrhafte Abschnitte über Kriegführung und Rechtsbräuche. Der Verfasser, ein Sohn des 15. Jahrhunderts, lebte abseits der Heerstraße in einer Gegend, in welcher das Volksleben sehr altertümlich und kräftig geblieben war. Man meint zuweilen, Zustände aus dem Jahr 1000 vor sich zu sehen.

kleine Stadt in Fehde geraten, die Veranlassung ist eine Schlägerei und Verwundungen bei einem Dorffeste. Die aus dem Dorf halten unter Vorsitz des Meiers Rat; zwar warnen einige Alte vor allzugroßer Schärfe, aber der wilde Haufe der jungen Männer überschreit sie. Man beschließt, die Fehde zu erklären. Ein Bote wird gesandt in einem rosafarbenen Tuch mit einem Schwert und Handschuhen, die mit rotem Blut besprengt sind, als Zeichen, daß man mit den Bürgern fechten will. Der Bote kommt vor den Rat der Stadt und beginnt: „Mein Herr, der Meier, und der Rat meines Dorfes haben mich zu euch gesandt, daß ich euch einen Gruß sage, wie ihr ihn verdient. Ich widersage eurem Leib und eurer Habe von meinen Herren allen, nehmt den Handschuh in eure Hand und auch das blutige Eisen, damit ihr euch wehrt; auf dem Feld bei der großen Linde werden meine Herren sich nach drei Tagen am Morgen früh finden lassen." Ihm antwortet der Bürgermeister der Stadt: „Trage Schwert und Handschuh deinen Herren zurück und sage ihnen auch unsern Fluch. Mit unsern eigenen Schwertern wollen wir sie treffen, wenn sie an die Stätte kommen, zu der sie uns geladen. Du aber nimm hier das Roß, es sei dein; als Botenbrot von meinen Bürgern und mir gebe ich dir's, denn deine Märe macht uns wohlgemut."

So beschenkt kehrt der Bote zurück, beide Parteien senden nach Städten und Dörfern in der Runde Briefe und Bitte um Hilfe. Überall in der Umgegend versammelt sich der Rat und überlegt. Die einen sagen: „Es ist eher möglich, zwischen zwei Feinden zu wählen als zwischen zwei Freunden, leiste ich einem von zwei Feinden Hilfe, so gewinne ich ihn zum Freunde. Diese aber sind beide unsere Freunde, stellen wir uns auf eine Seite, so verlieren wir einen Freund. Wir wollen also gemach tun und keinem von beiden Friede noch Sühne brechen." Und andere Städte sagen: „Die Edelleute sind uns so heiß auf Leib und Gut, daß wir nicht zu der Geschichte fahren können, darum bitten wir beide um ihre Huld, wenn wir uns entschuldigen." In einer Stadt aber entscheiden die Bürger: „Rat soll man jedermann geben, der sein begehrt, unsere Gewalt aber

geben wir dem, der unserem Rat folgt und der schwächere ist. Sind aber beide übermütig, so lassen wir sie streiten, bis sie selbst müde werden." Die so sprechen, schicken ihre Boten zu den Entzweiten und reden zum Frieden; ihnen aber wird die Antwort: „Wir haben euch um Hilfe gebeten und nicht um Rat, ihr handelt nicht ehrlich an uns." So schlägt die Vermittlung fehl, und beide Teile senden wieder zu den guten Nachbarn, die ihnen hilfreich sein werden, weil sie gegen die anderen einen Groll haben.

Am Tag vor dem Kampf rücken die Männer des Anzuges an beiden Orten ein, etliche zu Fuß, andere zu Roß, jeder Trupp mit einem Fähnlein, vor jedem Haufen fahrende Leute mit Pfeifen und Saitenspiel; auch Fremde laufen herzu, wandernde Kriegsleute, Schützen und Schildknechte. Fröhlich wird der Anzug empfangen, in der Stadt steigt der Bürgermeister auf ein Hausdach am Markt, um von allen gehört zu werden, und redet die Bewaffneten an: „Zuerst essen wir fröhlich Brot und Fleisch und trinken dazu roten Wein, dann ziehen wir gegen die Nacht hinaus auf das Feld, dort richten wir Hütten und Zelte auf, halten gute Wache und Lagerfeuer bis zum lichten Tag. Danach lege jeder seinen Harnisch an und befehle seine Seele Gott, und jeder führe einen Segen bei sich, und sind unter dem Feinde Unchristen, die mit dem Teufel fechten, denen schneidet die Beine ab." Darauf ernennt der Bürgermeister einen Fähnrich und sagt zu ihm: „Du, unser Bannermeister, hast um nichts zu sorgen als um die Sturmfahne im Gefecht. Trag' sie festlich hoch empor und trachte, daß du nicht wiederkehrst, wenn man sie niederdrückt." Und von unten rufen sie: „Wer aber soll den Vorstreit haben?" Der Bürgermeister spricht: „Sind Schwaben unter uns, so haben die den Vorstreit, das ist ihr altes Recht*. Von euren Haufen stellt sich jeder den Feinden gegenüber, auf die er seinen größten Haß hat; die aus dem Feindesdorf sollen uns zuteil werden, sie sind uns um kein Geld feil."

* Wittenweiler nennt die Schweizer. Das alte Vorkampfrecht der Schwaben ist also seit den Siegen des 14. Jahrhunderts nach Volksmeinung hier und da auf die Schweizer übergegangen.

So zieht die Schar aus zur Walstatt bei der Linde. Beide Teile schlagen Lager, eines nahe dem andern, sie halten Wache und beichten ihrem Pfaffen. Beim ersten Morgenlicht tönt das Heerhorn, die Haufen ordnen sich, voran die mit der Armbrust, dann die Reiter mit Landspeer zum Einbruch und die mit den Schlachtschwertern, womit sie die Helme zerhauen; bei ihnen sind leichte Fußknechte, damit sie den geworfenen Reitern wieder aufhelfen, die Pferde der Feinde stechen, die gefallenen Feinde schlagen und würgen, und wenn der Sieg entschieden ist, den Rest gefangennehmen.

Sind die Scharen geordnet, dann sprechen die Hauptleute zu ihren Haufen, und der Hauptmann befiehlt dem Bannermeister: „Du schlag' fröhlich daran, Roß und Mann", dann schreit die Schar: „Aber sie, Herr, und über sie, Herr", und der Kampf beginnt. Es wird ein großes Gedränge, aber die Bürger behalten das Feld, die vom Dorf fliehen und lassen die Erschlagenen zurück. Beute und Gefangene werden gesammelt; dann wird die Beute geteilt, die zugezogenen Genossen verabschieden sich und fahren heim. Die Städter selbst ziehen gegen das feindliche Dorf, Verrat öffnet ihnen eine Pforte, sie dringen vor, indem sie die Dorfgassen vermeiden und durch die Wände aus einem Hof in den andern brechen. Aber ein festes Steinhaus, wohin sich der Rest der Einwohner mit der Habe geflüchtet hat, widersteht ihrem Angriff, vergeblich mühen sie sich, die Mauer zu untergraben oder einzurennen. Endlich ziehen sie mit Beute beladen ab, das Vieh vor sich hertreibend. Die vom Dorf aber besenden jetzt traurig die Nachbarn, deren guten Rat und Vermittlung sie vorher zurückgewiesen. Die Nachbarn stellen sich vorsichtig ein und mahnen die Sieger, Maß zu halten. Endlich wird nach vielen Tagleistungen Sühne und Vergleich besprochen, die Fehde zu vertragen.

Ist eine große Reichsstadt der befehdete Teil, so nimmt der Kampf leicht größere Verhältnisse an, die Nachbarstädte, die ganze Landschaft, ein großer Teil des Reiches wird hineingezogen. Die Fehde dauert vielleicht Jahre, Kaiser und Reich machen einige schwache Anstrengungen zu

vermitteln. Zuletzt hilft die Ermüdung beider Teile besser zur Sühne als die Vermittler. Es ist wahr, in jede größere Fehde spielten die politischen Interessen der Nation hinein. Kaiser oder Fürsten, Fürstenmacht oder Ritterschaft, Landherren oder Städtekraft, das war die letzte Frage bei unzähligen Kämpfen, die um Burgen und Stadtmauern tobten. Häufig war der Kaiser stiller, aber schwacher Bundesgenosse der Städte, und die Fürsten tätige Parteigenossen der Ritterschaft gegen die lästigen Bürger. Doch diese stille Tendenz in den Kämpfen mehrerer Jahrhunderte wurde immer wieder durch Zufälle und persönliche Händel gekreuzt, häufig standen die Banner einzelner Fürsten und Reichsstädte gegen die Burgen unbotmäßiger Vasallen, und wieder einmal Städte und Junker vereint gegen die Übergriffe eines Landesherrn. Und wie groß die Landstrecken waren, in denen die Kriegsfeuer aufstiegen, es ward fast nie ein großer Brand, die vernichtende Flamme leckte einen Wald, ein Dorf, eine Burg vom Erdboden, sie brach wie eine Seuche hier und da an weit entfernten Orten aus, sie schwächte und verzehrte allmählich die Kraft der streitenden Parteien.

Ja selbst Kriege mit Feinden des Reiches, mit den Böhmen, den Ungarn, den Franzosen und Burgundern, hatten den Charakter von Fehden, es waren vielleicht beträchtliche Heerhaufen, die sich zusammenballten, aber sie fuhren nach wenigen Wochen auseinander, kaum jemals überdauerten sie ein verlorenes Treffen. Nicht nur das Geld fehlte, auch die Kriegsleute, welche aushielten. Selten war dem Kaiser möglich, mehrere mächtige Reichsfürsten zur Heeresfolge zu veranlassen, und ebenso schwer wurde den Fürsten, ihre Vasallen zu längerem Felddienst in der Fremde aufzubieten. Dem Feinde in Streifzügen Abbruch tun an Mannschaft und Gut war die größte Kunst des Krieges. Durch zusammengreifende Operationen, eine Schlacht, eine Eroberung größerer Städte, den Krieg zu enden, gelang selten. Auch waren wohlverwahrte Städte, wenn sie nicht durch Verrat oder innere Zwietracht geöffnet wurden, in Wahrheit für die Angriffsmittel jener Zeit zu stark befestigt. Im Jahre

1376 lag Kaiser Karl IV. mit vielen Fürsten und einem Reichsheer vor der Stadt Ulm, er mußte sich begnügen, zu sengen und zu rauben und unverrichteter Sache abziehen. Im Jahre 1447 führten die Nürnberger, damals eine Stadt von wenig mehr als 20 000 Einwohnern, einen Krieg gegen die Mehrzahl der deutschen Fürsten und fast die gesamte Reichsritterschaft; drei Jahre währte der Kampf, in der ganzen Zeit dachten die Feinde nicht einmal daran, die Stadt zu belagern.

Seit dem 14. Jahrhundert merkte man, daß ein schneidiges, festes Fußvolk unentbehrlich sei; der Mangel daran verursachte, daß die zweihundert Jahre von Rudolf von Habsburg bis zu den Landsknechten, eine Zeit, in welcher mehr Blech zu Helmen und Harnischen geschlagen wurde als je vorher und nachher, und in welcher die Zeitgenossen fast nichts zu erzählen hatten als Zänkereien und Fehden, gerade die Zeit einer kläglichen militärischen Schwäche, ja völliger Ratlosigkeit vor großer Kriegsgefahr waren.

Befürchtete eine Stadt große Fehde, so mahnte der Rat die Bürger, sich mit Wehren und Lebensmitteln zu versorgen; er warnte seine Bauern und gab ihnen anheim, nach der Stadt oder den Schlössern derselben zu fliehen; dort mußten sie schwören, in Burg oder Stadt auszudauern und den Hauptleuten gehorsam zu sein; dafür erhielten sie aus dem Stadtwald Holz, um sich auf Friedhöfen und wo man sie sonst dulden wollte, kleine Hütten zu bauen. Trat die Gefahr näher, dann ritten die Boten auf allen Straßen, die auswärtigen Bürger zu mahnen. Der Rat gebot den Bürgern, Reisige und Pferde zu stellen je nach ihrem Vermögen, zu jedem Pferd einen Knecht, wenn der Gebotene nicht selbst reiten wollte. Jeder Bürger war zu bestimmtem Kriegsdienst verpflichtet mit seinen Gesellen und Arbeitern, die der Stadt für diese Zeit schwören oder weichen mußten. Wem nicht Roßdienst auferlegt war, der gehörte zum Fußvolk oder zur Geschützmannschaft und zum Fuhrwesen. Auch das Fußvolk bestand aus Wappnern in schwerer Rüstung mit Spieß und Hellebarde und aus Leichtgerüsteten mit Schußwaffen, der Armbrust und später dem Handrohr.

Nicht überall dauerte die alte Heerteilung nach Innungen, die Bürgerschaft war meist in Quartiere geteilt und stand unter Viertelsmeistern. Frei vom Waffendienst war nur, wer unter sechzehn und über sechzig Jahre zählte, und hier und da, wer fünf lebende Knaben hatte. Auch Frauen waren kampffrei, wenn sie nicht mit Steinen auf der Mauer helfen wollten, das stand bei ihnen. Von einem Reisezug aber aus den Mauern konnte der Bürger sich — zu hohem Preis — loskaufen, und es darf nicht verschwiegen werden, daß dieses Recht von den Wohlhabenden sehr in Anspruch genommen wurde. Die Bürgerschaft zog aus „mit ganzer, halber, Viertelsstadt", je nach der Größe des Zuges.

Aus Rat und Gemeinde wurde ein Ausschuß gebildet, die Kriegsherren, zur Leitung des Krieges. Er warb auch Söldner, Spießer, Armbruster und Büchsenschützen, in der Nähe der Schweiz suchte er Schweizer zu erhalten, auch die böhmischen Städte gaben nach den Hussitenkriegen gegen Sold Mannschaft ab. Unter den Reisigen dienten gewöhnlich Rittermäßige der Landschaft, deshalb wurde gern ein Edler oder Ritter zum obersten Hauptmann der Reisigen gesetzt. Alle Geworbenen erhielten Sold, die Verpflegung besorgten sie entweder selbst oder sie wurde von der Stadt durch große Stadtküchen bestritten. Auf dem Rathaus war außer der Stube der Kriegsherren auch die Hauptwache, welche durch Trabanten mit Büchse oder Armbrust, sichere Leute im ständigen Dienst der Stadt, gebildet wurde, dabei hielt man „Aufbieter" als Ordonnanzen. Sorglich und immer wieder wurden die bewaffneten Bürger und Söldner gemustert. Jeder Abteilung des Stadtheeres waren Sammelplätze in den Mauern bestimmt auf Märkten, und wenn das Notzeichen gegeben wurde, an den Toren. Auf den hohen Türmen der Stadt wachten die Türmer, in jeden wurde zur Unterstützung derselben ein Posten gelegt; schaute der Türmer in der Ferne Feinde oder ein Feuer, so blies er Feind oder Brand und steckte in der Richtung des Unheils am Turm ein Zeichen aus, Tonne oder Sieb an einer Stange. Auf sein Zeichen zogen die Trompeter als Signalisten der Reisigen und die Sackpfeifer und Pauker (Trommler) als

Signalisten des Fußvolkes durch die Straßen. Dann rannten die Reisigen und lief das Fußvolk zu den Sammelplätzen.

Für die Nacht wurde eine Losung ausgegeben, in der Regel der Name eines Heiligen; wer auf der Straße betroffen sie nicht wußte, wurde zur Hauptwache geleitet.

Man wandte große Sorge auf gute Kundschaft vom Feind, außer den Wartleuten bezahlte die Stadt Kundschafter, häufig Bauern und Frauen vom Lande. Hatte man Briefe durch die Feinde zu befördern, so wurden sie in ausgehöhlten Stäben, in Holzschüsseln und Flaschen mit doppeltem Boden fortgeschafft, alle Briefe, welche in die Stadt kamen, wurden in der Kriegsstube aufgebrochen und gelesen.

Nicht nur, was innerhalb der Mauern und Tore lag, wurde verwahrt, auch außerhalb hatte die Stadt feste Häuser, welche ihren Bürgern gehörten, und gemietete Burgen. Denn die Stadt vertrug sich mit rittermäßigen Besitzern in der Nähe, daß sie ihr die Burg für Jahre oder ohne Zeitbestimmung „zum offenen Hause" machten, und sie zahlte dafür gutes Geld. Diese festen Häuser auf dem Lande wurden mit Proviant, Geschütz, im Notfall mit Mannschaft versehen, sie bildeten die gefährdeten Außenwerke, und in der Regel wurde der Kampf um sie geführt, sie ergaben sich den Feinden oder wurden erstürmt und ausgebrannt, entsetzt oder wiedergewonnen. Auch die Landwehr, Wall und Graben um die Stadtmark, wurde durch Schranken aus Bohlen verstärkt, und wo sich eine Landstraße durchzog, mit Schlagbäumen besetzt; diese konnten aus einer Bohlenhütte geöffnet werden, in welcher ein Schützenposten lag. War noch Wald längs der Grenze, so wurde nach altem Brauch in ihm ein Verhau geschlagen; man war aber im 14. Jahrhundert der Meinung, daß dies unpraktisch sei; denn gerade hier pflegten die Feinde Öffnungen zu räumen, durch welche sie heranschlichen, und da ihnen die Stellen bekannt waren, in denen das Verhau für Ausfälle unterbrochen war, suchten sie heimkehrende Streifzüge gerade dort durch Hinterhalt abzufangen. Längs dieser Flurbefestigung wurde ebenfalls zu Roß und Fuß patrouilliert.

Die stärksten Wachen aber waren um die Tore; dort standen außerhalb des Grabens an Stelle der alten dicken Steingebäude, welche Vorwerke oder Wighäuser hießen, seit dem 15. Jahrhundert die Bollwerke, aus Bohlen und Erdwerk aufgeführte Befestigungen, sie waren mit Geschützen versehen, zuweilen mit Bohlen gedacht. Demnächst vertraute die Stadt ihren starken Mauertürmen, die größeren galten für Kastelle, die in alter Zeit bei einem Feuer oder einem Aufstand oder wenn die Stadt vom Feind eingenommen war, den Bürgern und ihrer Habe die letzte Zuflucht gewährt hatten. Auch auf ihnen standen leichtere Geschütze; Wache und Geschützbedienung waren zuverlässigen Männern der Bürgerschaft als besondere Pflicht übergeben. Auf der inneren Seite der Mauer war häufig ein freier Umgang, in München z. B. war durch König Ludwig 1315 jeder Anbau verboten, eiserne Kaiserstangen von 24 Schuh Länge ragten in die Stadt und bezeichneten die Breite des verbotenen Raumes. In Österreich und Böhmen hatten viele Städte wohl noch aus der Awaren- und Ungarnzeit als besondere Befestigung einen umschanzten Ring, den Tabor, neben der Stadt, in welchen beim Überfall die Einwohner Habe und Vieh retteten. Wer von Fremden zu den Stadttoren hereinpassierte und unverdächtig war, der mußte vorher geloben, der Stadt unschädlich zu sein, dann wurde er zu einem Biedermann geleitet, der für ihn Bürgschaft tat. Wer passierte, erhielt ein Zeichen, das ihm um 1388 und 1449 zu Nürnberg mit einem messingenen vergoldeten Stempel auf den Daumen gedrückt wurde und daher Pollicke hieß*.

Eine der größten Sorgen wurde bei dauernder Fehde die Verpflegung der Stadt, weil die wirksamste Vexation war Zufuhren aufzuhalten; darum wurde aller Privatbesitz

* Pollicia, italienisch polizza, von pollex, Daumen. Vergleiche Nürnberger Ordnungen von 1449 in: Deutsche Städtechroniken II, S. 325. – Davon das Wort „Polizei", welches nicht von Politik und Politeia, sondern von einem Druck auf den Daumen herstammt. – Jenes Wort für Daumenmarke, oft Pollite gesprochen, dauert im süddeutschen Polleten, das auch nicht aus Billett umgelautet ist.

von Getreide und Lebensmitteln aufgezeichnet und die Bürger gezwungen, einen Teil zum Taxpreis der Stadt abzugeben. Wir erstaunen vor der Energie und Größe der kommunalen Forderungen. Denn auch die schwersten Geldsteuern wurden auferlegt und niemand geschont. Das Regiment, sonst so vorsichtig und oft persönlich in Gunst und Haß, war in solcher Zeit rücksichtslos despotisch, es griff tief in die Geldtruhen der Bürger und befahl ihren Leib in die Gefahr, ohne vorher zu fragen.

Der Tag, an welchem eine gefährliche Fehde angesagt wurde, war der Schreibstube des Rates eine Zeit großer Arbeit. Die Absage geschah in der Regel nicht durch die alten Symbole der Feindschaft, das blutige Schwert und den Handschuh, sondern durch Briefe. Reitende Boten, und wenn der Absagende ein vornehmer Herr war, wohlgekleidete Knappen ritten an das Tor, den Fehdebrief in einem Sperrholz, der „Kluppe", an der Spitze ihres Speeres befestigt. Oft wurde Einlaß nicht begehrt oder versagt, dann gaben sie den Brief am Tor in die Hand des Stadtbeamten. Bei großer Fehde, wie jene Nürnberger von 1449 war, wo mehrere tausend Fehdebriefe in wenig Tagen abgegeben wurden, machte Mühe zu wissen, wer alles der Stadt Feind geworden war; deshalb wurden Tafeln mit den Namen der Absagenden öffentlich aufgehängt und eilig Verzeichnisse derselben an die Bundesgenossen und in die festen Häuser der Stadt gesandt, damit sich jeder vorsehe. Denn unberechenbar war Feindschaft oder Neutralität bei vielen der Nachbarschaft, und oft war es zufällig, wohin Pflicht, Eigennutz, Neigung die Burgsassen zog.

Waren drei Tage schwüler Stille vergangen, dann entbrannte die Fehde. Und ihre erste Andeutung war sicher Feuerschein, welcher über ausgeraubten Dörfern aufstieg. Auch die Bürger begannen ihre Kriegsreisen, d. h. Beutezüge auf das feindliche Gebiet. Nicht nur die Stadt unternahm sie, auch einzelne aus Spekulation nach Anmeldung bei den Kriegsherren. Ein unternehmender Mann, der auswärts gute Kundschaft zu halten wußte und tüchtige Ge-

sellen fand, die mit ihm zogen, konnte bei solchem Raub etwas gewinnen. Bei größeren Reisen wurde ein Teil der Bürgerschaft nach Stadtvierteln ausgelost, und es war durchaus bezeichnend für die Situation der Städte und die Stimmung der Bürger, daß diejenigen auszogen, welche beim Losen „verloren". Dem rittermäßigen Mann dagegen war die Reise ein Fest, vor dem man sich in Hoffnung eines reichen Fanges „letzte". Freilich fanden die Städter auch schlechtere Beute als die Ritter. Für beide Teile war der gewöhnliche empörende Gewinn die gefangenen Männer, von denen Lösegeld gehofft wurde, und was man den Bauern raubte, Getreide und Vieh, Butter und Bettzeug. Es galt den Kriegern der Deutschen für unehrenhaft, Hühner und Gänse heimzubringen, das war später bei den Landsknechten die besondere Freiheit der Weiber und Buben. Die Ritter hatten freilich Aussicht auf reicheren Fang: einen Warentransport, ein beladenes Schiff, einen Stadtherrn. Solch elende Beutezüge wurden fast täglich unternommen von der einen oder andern Partei, dabei wurden in der Regel Dörfer und kleine Landstädte verbrannt, bis die Umgegend verwüstet war; dann griff man entferntere Angehörige des Feindes an.

Kehrte man glücklich von einem Beutezug heim mit Raub und Gefangenen, so wurden noch auf dem Feld Beutemeister gewählt aus Rittermäßigen, Bürgern, den verschiedenen Söldnerscharen. Diese mußten zuerst schwören, treu und gerecht die Beute — in Süddeutschland „die Nahme" — zu verteilen. Unter dem Tor hoben sie jedem, der durchschritt, seinen Raub ab. Die Vorräte wurden gesondert und verschlossen und auf dem Stadtmarkt an den Meistbietenden verkauft. Das erbeutete Vieh gehörte zum größten Teil den Befehlshabern und Chargierten, ein anderer Teil der Stadt, nur der Rest dem ausgezogenen Haufen; es wurde vor der Verteilung in den Stadtgraben getrieben, dort durften die Kühe von jeder Frau, welche ihnen eine Bürde Gras brachte, gemolken werden. Der Stadt stand frei, das gesamte Vieh zum gemeinen Nutzen von den Beutemeistern gegen mäßige Summen zu kaufen. Außerdem mußte jeder,

der am Zuge teilgehabt, noch einmal schwören, daß er keine Beute hinter sich habe und keine bei anderen wisse, und durch solchen Eid kam noch viel Unterschleif zum Vorschein. Endlich wurde der ganze Erlös verteilt auf Pferde und Mann, so daß der Fußknecht einen Teil, der Reisige zwei, jeder Wagenbesitzer soviel Teile bekam, als sein Wagen Pferde hatte. Die rittermäßigen Gefangenen wurden ausgezeichnet, gegen ihr Wort zu Wirten in die Herberge gelegt, und von den Städten in der Regel nicht geschatzt. Die übrigen wurden in die Türme gesperrt, aus der Stadtküche gespeist, wofür sie, wenn sie es irgend vermochten, Kostgeld zahlen mußten, im Notfall auf Stadtkosten gefüttert. Für den armen Gefangenen erhielt, wer ihn einbrachte, einen Fanggulden; der Gefangene, welcher etwas hatte, wurde geschatzt, es gab dafür besondere Abschätzer, die in der Gegend bekannt waren; wußte man um das Vermögen nicht Bescheid, so wurde wohl einer der Gefangenen unentgeltlich erledigt, unter der Bedingung, daß er seine gefangenen Parteigenossen taxiere. Das Lösegeld beanspruchten in manchen Fällen die Hauptleute, in andern die Stadt. War aber ein solcher Beutezug Privatanschlag einzelner, so kam diesen das Lösegeld zu, dann hatte sich der Hauptmann des Zuges mit dem Fangenden zu berechnen. Wer im Kriege aus der Gefangenschaft entlassen wurde, der mußte einen Eid schwören, daß er nichts zum Schaden der Stadt den Feinden verraten wolle, wer erst beim Friedensschluß erledigt wurde, daß er der Stadt und ihren Helfern nicht Haß und Rache nachtragen werde. Die Behandlung der Feinde war in den Städten ein wenig humaner als der Regel nach auf den Burgen.

Ein größerer Anschlag war es, wenn man ein befestigtes Haus oder eine Stadt des Feindes berennen wollte; hier hatte man stärkeren Widerstand zu erwarten und suchte deshalb mit Übermacht anzukommen. Bei solcher Veranlassung wurden auch blutige Treffen geliefert, wenn eine Macht des Gegners zum Entsatz heranzog. Der Auszug wurde sehr heimlich gehalten, denn wahrscheinlich hatten die Feinde trotz aller Vorsicht ihre Späher in der Stadt,

aber es kostete doch große Vorbereitungen, wenn die Wagenburg, d. h. der reisige Zug, den Scharen folgen sollte.

Die Belagerungsmaschinen wurden bis zur Verwendung des Pulvers ganz nach antiker Überlieferung gebaut. Sie waren entweder Stoßmaschinen, „Katzen“ und „Tummler“, große Balken mit Schwungkraft, welche zuweilen unter einem Schirmdach gegen die Mauern getrieben wurden, oder Wurfgeschosse, große Bogen und Armbrust, welche durch Hebelkraft gespannt wurden. Die Haare und Pferdeschwänze für die Stränge wurden von den Städtern sorglich aufgekauft und durch erfahrene Leute zugerichtet*. Abweichende Einrichtung hatten die Pleiten oder Bliden, sehr große Schleudern für Bogenwurf, gebraucht und gefürchtet noch um das Jahr 1500, weil man die Geschosse für Bogenwurf der Mörser lange nicht geschickt zu verfertigen wußte.

Es ist merkwürdig, daß das Pulver seine Bedeutung im Kriege sehr allmählich gewann. Die fremde Erfindung kam von Byzanz nach 1320 zu den Völkern des Mittelmeeres; für Deutschland wissen wir gar nicht das Jahr anzugeben, in welchem zuerst Feuer und Knall das Getöse der Schlacht vermehrte. In Aachen war im Jahre 1346 „eine eiserne Büchse Donner zu schießen“, im Zeughaus von Nürnberg 1356 eiserne und kupferne Büchsen, welche Steine und Blei schossen. Seitdem wurden Salpeter und Schwefel als wertvolle Handelsartikel von Italien bezogen, und es war dem Rat eine ernste Angelegenheit, dies Material bei guter Zeit zu erwerben. Dem Volk aber erschien die schwarze Masse sehr unheimlich, und man gab ihr den Namen Kraut, d. h. Zaubermittel. Salpeter und Schwefel wurden zuerst in Mörsern gestampft, später auf Mühlen, nicht ohne düstere Betrachtungen der Müller, deren einer noch 1431 in München klagte, „von dem höllischen Zeug sei ein wilder Dampf in ihn gegangen, daß es ihm teuer genug angekommen sei“.

---

* Im Jahr 1275 war auf Schloß Freiburg ein solches Geschoß, dessen Bogen, aus trefflichem Horn gearbeitet, eine Länge von 13 Fuß hatte. — Über Büchsen und Haare „zu Notstellen“ vergleiche Laurent, Aachner Stadtrechnungen S. 58.

Und nicht weniger merkwürdig ist, daß die neue Erfindung, seit sie einmal zu kriegerischer Zerstörung verwandt wurde, ähnlich wie andere große Funde der Menschen: der Bücherdruck, der Luftballon, sofort im ersten Anlauf zu kühnen und großartigen Experimenten führte, denen die spätere Entwicklung längere Zeit nicht entsprach. Es gelang bald, Geschütze von ungeheurer Größe zu gießen, welche Geschosse bis zu drei Zentner Schwere schleuderten, zunächst Steine, die zur Herstellung runder Form häufig mit Blei umgossen wurden. Außerdem Büchsen von dem verschiedenartigsten Kaliber bis zur leichten Karrenbüchse und Tarrasbüchse (Standbüchse) und zur Haken- und Handbüchse herab. Die schweren Geschützrohre erhielten eigene Namen und wurden vom Volke mit großer Achtung und Scheu betrachtet. Sie wurden nicht auf Lafetten befestigt, sondern zur Reise auf starke Wagen gelegt, und ihre „Wiegen", worauf man sie im Felde bettete, zuweilen mehrere nebeneinander, auf besonderem Wagen nachgefahren. Ein dritter Wagen enthielt Haspel, Stock, Seile und Hebezeug zur Bewegung der großen Masse, wieder andere die Steine zum Schuß. Außerdem gehörte zu jeder Büchse ein Bohlenschirm, „die Pavese", welcher, über zwei hohen Karrenrädern befestigt, vor dem Geschütz aufgefahren, ein schräges Schutzdach mit Gucköffnungen bildete und vor dem Schuß umgelegt werden konnte*.

Die gesamte Artillerie war in Stürme (Batterien) geteilt, jeder Sturm enthielt drei bis sechs Geschütze von verschiedenem Kaliber mit Munition, ferner Schanz- und Sturmzeug und Brückenmaterial; dazu gehörten außer der Bedienungsmannschaft Zimmerleute, Schützen und eine Bedeckung von Reisigen. Die Wagen jedes Sturmes waren durch Fähnlein von verschiedener Farbe bezeichnet.

Viele der Transportwagen und Karren nebst Bespannung wurden von den Bürgern und verpflichteten Bauern gestellt oder durch die Städte gemietet; in fortgesetzter Ordnung zogen die Wagen von ihren Sammelplätzen aus den Mauern, jeder Wagen mit einer Plane überdeckt. Im Felde wurden bei Lager und Schlacht die ausgespannten Wagen im großen Viereck durch Ketten zu einer Burg aneinandergekoppelt, auf der Außenseite Schutzbretter als Deckung befestigt.

Geschützmeister waren selten und gut bezahlt, sie reisten auf Stadtkosten nach anderen ansehnlichen Städten, um neue Einrichtungen kennenzulernen; sie verstanden auch Feuerkugeln und Feuerpfeile zu verfertigen, und man sieht aus erhaltenen Rechnungen, daß sie zu dieser gefährlichen Fabrikation außerordentliche Stoffe beanspruchten, z. B. teuren welschen Wein in großen Massen. Dafür wurden ihre Kunstwerke auch wohl einmal öffentlich zur Schau ausgestellt.

Gegen die Burg oder Stadt der Feinde wurden die Geschütze hinter ihren Pavesen aufgefahren, mühselig war das Richten und langsam das Laden. War Bresche geschossen, dann wurden die Gräben auf Brücken überschritten, die man aus großen leeren Fässern machte, man näherte sie unter hölzernen Bohlendächern, die man heranrollte. Gestürmt wurde mit Leitern. Auf die Belagerer wurde von Mauer und Turm außer Kugeln und Bolzen alles Schwere und Unsaubere geworfen, was Zorn und Not erfinden konnte, Steine und Balken, Pech und heißes Wasser, brennende Ruten mit Stroh umwunden und mit Pech bestrichen; auch stählerne Haken wurden an Stangen herabgelassen und den Belagerern in den Leib geschlagen, um diese über die Mauer zu ziehen.

Gelang der Sturm, dann wurde getötet und gebunden, geraubt und angezündet und jede Sorgfalt angewandt, da-

* Die Nürnberger Büchse Kriemhild (1388) hatte folgenden Train: ihr eigener Wagen mit 12 Pferden, 1 Wagen für ihre Wiege mit 16 Pferden, 1 Karrenschirm mit 2 Pferden, 1 Wagen zur Haspel, Stock, Seilen, Hebezeug mit 4 Pferden, 4 Wagen, jeder zu 11 Büchsensteinen, mit 4 Pferden, 1 Wagen für 8 Geschützknechte mit 2 Pferden, 1 Wagen mit Hauen, Schaufeln, Pickeln und 2½ Zenter Pulver, von dem 14 Pfund zu einem Schuß gerechnet wurden, usw. mit 4 Pferden, in Summa 10 Wagen mit 56 Pferden. Außer ihr gehörte noch eine Zentnerbüchse und eine kleine Karrenbüchse zu derselben Batterie. — Eine schwere Büchse konnte in drei Wochen gegossen werden und kostete zirka 500 Gulden; der rheinische Gulden aber hatte im Jahr 1388 ungefähr den Wert eines unserer Dukaten Goldwert.

mit man die Beute den nachsetzenden Feinden entzog. Die Stadtgemeinden pflegten jeden, der beim Sturm das Beste tat als erster, zweiter und dritter, durch ein ansehnliches Geschenk zu belohnen.

So zog sich die Fehde durch Monate, aus einem Jahr ins andere, in der Hauptsache ein elender Verderb von Hab und Gut und Quälerei der Landleute, zuweilen ein Zusammenstoß größerer Haufen ohne großen Erfolg.

Die Städte vereinigten sich in dieser Zeit in großen Bündnissen, die Franken, Schwaben, Rheinländer, vor allen die Norddeutschen in der Hansa. Auch die binnendeutschen Städtebünde waren kein schwaches Werk; die Heere, welche sie aufbrachten, gut bewaffnet und nicht selten gut geführt, haben mehr als einmal die Fürsten und ihre Vasallen in schwere Sorge um die eigene Dauer gebracht, sie haben hundert Raubburgen gebrochen, haben schrankenloser Habgier festen Damm entgegengestellt und das Gedeihen bürgerlicher Freiheit, damals die einzige Grundlage für nationale Kraftentfaltung, durch harte Jahrhunderte erhalten. Aber diese Bünde waren doch nicht dazu gemacht, einig und in großen Fehden siegreich zu sein. Wie auf Inseln saßen die Bundesgenossen durch wilde Brandung getrennt, jede Stadt mit ihren besonderen Interessen, die den Genossen oft feindlich waren, nicht ohne inneren Parteizwist, der ihre Politik im entscheidenden Augenblick völlig umwandeln konnte. Und jeder Stadt war jede Fehde eine harte Last, die man in eigner Sache zu vermeiden suchte, solange es anging, die unleidlich erschien, wenn man um einer anderen entfernten Stadt willen die Außenhäuser verbrannt, die Bürger in elender Gefangenschaft sehen sollte. Uns darf deshalb auch hier nicht auffallen, daß die Bundesstädte oft lau und uneinig waren, eher, daß sie in einer Zeit, wo der Egoismus besonders hart und geldsüchtig herrschte, noch so weit zusammenhielten und jahrelang für ihre Rivalen, denen sie keine besondere Zuneigung gönnten, verständig Opfer brachten. Allerdings im höchsten eigenen Interesse; aber es ist einer Gemeinde weit schwerer als dem einzelnen, das beste eigene Interesse stets über den Vorteil der Stunde zu setzen.

Deshalb waren die befehdeten Städte bei großem Kampf immer im Nachteil. Natürlich, sie hatten am meisten zu verlieren, der Erwerb vermindert, die Tore gesperrt, die Warentransporte auf den Landstraßen höchlich gefährdet, die Stadtmauer umschwärmt von allen Raubvögeln der Landschaft. Auch wenn die Stadt nicht umlagert wurde, trat Teuerung ein und machte den gemeinen Mann aufsässig. Dazu kamen die großen Lasten des Krieges, Uneinigkeit und Ungehorsam der Edlen, welche der Stadt geschworen hatten, aber mit ihrem Herzen zuweilen auf Seite ihrer Vettern draußen waren. Dann die Bedenken der verbündeten Städte, von denen jede die Kosten berechnete und geneigt war, den Nachteil der befreundeten Stadt geringer zu achten als den eigenen. Endlich wurde entschiedenes Auftreten gehindert durch die Rücksicht auf benachbarte Fürsten oder den Kaiser, die sich noch neutral hielten, deren guter Wille aber jeden Tag verlorengehen konnte, wenn ein Feind, der Verbindungen hatte, allzu rauh angefaßt wurde. Es gehörte ungewöhnliche Männerkraft dazu, unsichere Bundesgenossen und eine sorgenvolle Bürgerschaft zu großen Schlägen fortzureißen und im Kriegszorn zu erhalten. Auch in der Stadt selbst war die Leitung des Krieges durch eine Kommission der Wirksamkeit eines starken Feldherrn nicht förderlich. Das Regiment der Städte beruhte auf unablässigen Kompromissen mit einflußreichen Bürgern, auf gewandter und vorsichtiger Unterhandlung mit dem Hochmut und den Interessen der großen Familien. Die politischen Führer aus den Geschlechtern von Nürnberg, Ulm, Augsburg, Bern, Straßburg, Basel und den Nordseestädten waren keine ungeschickten Diplomaten, ihren Gegnern, dem Adel der Landschaft und fürstlichen Räten, wahrscheinlich oft an Weltklugheit und vorsichtiger Haltung, an scheinbarer Kälte, sicherem Wesen und weiten Verbindungen überlegen. Es fehlte den Städten auch nicht an tüchtigen Kriegsmännern, welche ein Treffen zu führen verstanden. Aber auch in diesem Fall mußten weitsichtige Politiker abgeneigt sein, alles auf die heißen Kriegskugeln ihrer ungeheuren Büchsen zu setzen.

Man wußte, daß Haß und Neid in jedem Lehnhause, an jedem Fürstenhof, ja auch in anderen Städten gegen den Reichtum der Gemeinde arbeitete. In hundert Burgen wäre der Tag als glorreich gefeiert worden, an welchem die Speergesellen über den rauchenden Trümmern Nürnbergs die Habe einer Stadt teilten, die dem törichten Sinn wie ein unerschöpflicher Goldbrunnen erschien. Dann wäre ein Geschrei geworden von Jerusalem bis Lissabon, aber es war möglich, daß sich keine Hand rührte, einen solchen Schaden des deutschen Landes zu rächen. Das bändigte nach außen und machte mitten im Kampf Schonung einflußreicher Feinde zur Aufgabe.

Dies alles wußte auch der Adel und seine Vasallen. Die Hilfsmittel einer Stadt waren im Anfang des Krieges den Kräften der Gegner wahrscheinlich überlegen. Eine ansehnliche Stadt hatte Kredit, soweit ihre Kaufleute handelten, weit mehr als der Kaiser und der größte Fürst des Reiches, deren Geldverlegenheit und Gewissenlosigkeit im Erfüllen ihrer Verpflichtungen notorisch waren. Aber der Fehder wußte auch, daß durch langgesponnene Fehde die Kraft der Stadt schneller abnahm als seine eigene, und er konnte erwarten, den Trotz der Bürger zu verringern und bei einem Vertrage bessere Bedingungen durchzusetzen, als die Städter vor der Fehde bewilligen wollten.

Wurde allmählich der Kampfzorn schwächer, so legten sich die Vermittler dazwischen. Nach langen Verhandlungen, nach heftigem Aufbrausen der Edlen und vorsichtiger Kälte der Städter wurde Tod gegen Tod, Brand gegen Brand, Schad gegen Schad verglichen und darüber eine Richtung gemacht. Ein solcher Vertrag war bei mächtigen Gegnern fast immer der Stadt zum Schaden, selbst wenn der Verlauf des Krieges für sie nicht ungünstig gewesen war. Wälder, feste Häuser, Dörfer, Mühlen, an denen die Stadt durch friedliche Verträge Rechte erworben hatte, mußten abgetreten werden, und es bedurfte wieder längerer Friedensjahre und neuer Geldverlegenheiten der Gegner, um die verlorenen Rechte allmählich zurückzukaufen. Auch wenn die siegreiche Stadt einen Landbeschädiger fing, mußte

sie ihn zuweilen schonen und gegen leidliche Bedingung freilassen, weil seine vornehmen Gönner das forderten. Oder sie mußte sich gar helfen, wie im Jahre 1373 die Stadt Worms. Dieser war Hennele Streif, ein gefährlicher Gesell, deshalb Feind geworden, weil die Stadt Speier zwei Straßenräuber, die Brüder Gabel, gerichtet hatte. Hennele fand Öffnung auf den Burgen der Umgegend, schlug Wormser tot und wirtschaftete übel auf der Landstraße. Da wurde Worms ärgerlich, nahm ihn gegen 200 Gulden jährlich in Dienst, und er wurde ihr Mann und ein treuer Diener.

Den Städten war die Fehde Notwehr, den Fürsten und dem Adel Machtmittel und Erwerbsquelle, ja, was am schlimmsten war, nicht selten die wilde Poesie ihres Lebens. Nie fehlte ein Grund oder Vorwand zur Fehde, denn endlos waren die Kollisionen der Rechte und Ansprüche. Oft lag dem Fürsten selbst an der Kriegsbeute wie dem kleinen Junker. Auch er trug Ritterschild und Sporen und hatte im Grunde seines Herzens die Empfindung, daß die Anmaßung der Stadtkrämer, welche beim Kaiser klagten, Büchsen gossen und seine Mitfürsten für sich zu gewinnen suchten, unleidlich sei. Vollends wenn er hoch von seiner Stellung dachte, suchte er planvoll die ummauerten Republiken seiner Landschaft durch die frischen Gesellen seiner Edelhöfe unterzuzwingen, er als Löwe, der dem Haufen der Schakale, die hinter ihm bellten, einen Teil der Beute überließ.

Der menschenreiche Stand der Rittermäßigen, welche sich selbst Wappner nannten, wenn sie nicht den Rittergurt trugen, war in dieser ganzen Periode schlimm daran. Sein Treiben, ja seine Existenz galt dem Bürger, dem Bauer, dem Sittenprediger, zuweilen sogar dem Fürsten für ein Unglück. Die Raubsucht und Fehdelust der großen Mehrzahl war mit dem neu aufblühenden Stadtleben völlig unverträglich.

So wild, frevelhaft und gemeinschädlich war das Gebaren gerade der Rührigsten, daß ihr Stand in aller Ruchlosigkeit des Räuberhandwerks zugrunde gegangen wäre, wenn nicht dieselbe Schwäche, welche sie verhinderte, nützliche Mitglieder der Gesellschaft zu werden, auch das letzte Ver-

derben von ihnen ferngehalten hätte. Daß sie ein privilegierter Stand waren, der seine Genossen für besser hielt als den Bürger und Bauern, der in Ehe, Beschäftigung, Recht, in Sitten und Zeremoniell sich gegen andere abschloß, dies exklusive Standesgefühl hat die Rittermäßigen durch Jahrhunderte schwach gemacht und ihre Ansprüche zu einem Leiden für das Volk, aber es hat sie auch vor dem Untergang in wüstem Treiben bewahrt. Denn wie verkehrt die Neigungen eines Geschlechtes sein mögen; wenn sie die Selbstachtung der Individuen nicht schmälern, sondern erhöhen, so halten sie das Verderben vielleicht lange auf. Zwischen dem Räuber, der jetzt auf entlegener Heide den Wanderer beraubt, und dem Landjunker, der um das Jahr 1400 den Kaufmann vom Pferde warf und bei Wasser und Brot in ein finsteres Gefängnis steckte, während seine Frau aus dem gestohlenen Tuch Röcke und Mäntel schnitt, ist in Rücksicht auf die Tat sehr wenig Unterschied. Aber vor 450 Jahren übte der Räuber den Frevel mit der Empfindung, daß sein Tun vielleicht gegen die Bestimmungen eines Reichstagsabschiedes verstoße, daß es aber von den gesamten Wappenträgern seiner Landschaft, ja von mehreren höchsten Herren des Landes als ein angenehmer, im schlimmsten Fall als ein gewagter Streich betrachtet werden würde. Wie unvernünftig die Ehrengesetze waren, nach denen er lebte, er hatte nur das Bewußtsein, daß dieselben Gesetze von tausend anderen geehrt wurden, die er für die Besten auf dieser Erde hielt. So war möglich, daß sich inmitten großer Unsittlichkeit und Verkehrtheit bei einzelnen männliche Tugenden erhielten: Treue gegen gegebenes Wort und Hingabe an die Freunde.

Auch der Schildträger des 14. Jahrhunderts ritt nicht immer in die Fehde mit dem fröhlichen Behagen eines Unternehmers, auch er wurde endlos geärgert und gereizt und setzte sich nach deutscher Gewohnheit erst in sittliche Entrüstung, bevor er zum Speer griff. Zumal wenn er gegen alte Spießgesellen oder gar gegen seinen Lehnsherrn in Stegreif trat, mußte er starken Groll in sich herumgetragen haben, dann war ihm wohl sein Rittergewissen lange schwer.

Und es fehlte ihm nicht an gewichtiger Klage. In der Regel war ihm sein Lehnherr Geld schuldig für geworbene Männer, reisigen Zug und Rosse, die er ihm zugeführt, und für Schaden, den er in seinem Dienst erlitten, und er fand ungnädiges Ohr, wenn er an sauer verdientes Geld zu erinnern wagte. Dann wußte er sich nicht immer zu helfen, wie Burkhard Ehingen, dem sein Herr, Graf Eberhard der Greiner, viel Geld schuldig war, ohne jede Neigung zu bezahlen. Da wurden beide den Städten feind, Ehingen fing als Mann des Greiners zwei große Bürger aus Weil und Nördlingen; statt sie abzuliefern, schatzte er sie selbst gerade so hoch, daß sein Guthaben bei seinem Lehnsherrn getilgt wurde und sandte sie dann mit der Quittung an den Grafen, der die Gefangenen zur Strafe noch einmal schatzte. Gewann der Lehnsmann sein Geld nicht auf solche Weise oder durch eine neue Burg, die ihm pfandweise überlassen wurde, so geriet er endlich in heißen Zorn und wurde seines Herrn Feind. Auch alte Genossen kränkten ihn, sie hatten ihm Bauern geschlagen und gepfändet, Knechte in den Stock gesetzt, und seine Reiterehre heischte Rache. Aber den Städten gegenüber hatte er doch die größte Fehdelust, denn hier wurde der Fehdebrief Beginn eines zwar unsichern, aber vielleicht sehr vorteilhaften Geschäftes; ihm war ein solches Unternehmen, was dem Kaufmann der Seestädte eine Nordfahrt war, das Unberechenbare des Gewinns und die Gefahr machten die Sache reizvoll.

Zunächst freilich stellte er Forderungen als Besitzer auf eigenem Grund und Boden. Die Landstraße, der Fluß, welche an seinem Hause vorbeiliefen, boten ihm Gelegenheit, von dem Eigentum der Kaufleute für sich zu nehmen. Er forderte Zoll von Waren und Reisenden, er drang sein schützendes Geleit auf und beraubte solche, welche dies Geleit nicht für nötig hielten, er baute wohl gar eine Brücke, wo kein Fluß war, um Brückenzoll zu erheben, er erhielt die Landstraße absichtlich in schlechtem Zustand; denn die Waren des reisenden Kaufmanns zogen zwar unter des Kaisers Schutz, solange sie im Wagen oder im flotten Schiff waren, wenn der Wagen aber umfiel oder das Schiff

auf den Grund stieß, gehörten — so behauptete er — nach Boden- und Ruhrrecht die Waren dem Eigentümer des Grundes. War die Örtlichkeit dieser regelmäßigen Industrie ungünstig, so suchte er Vorwände zum Streit mit großer Naivität. Er wußte etwas von ungeheuren Forderungen, die einer seiner Vorfahren an die Stadt gehabt haben sollte. Er hatte keinen Brief darüber, auch war ihm die Summe nicht genau bekannt. Aber er dachte sich einen Betrag, der ihn mit einem Schlag zum reichen Mann gemacht hätte. Oder er fand unerträglich, daß die Stadtordnung verbot, Lösegelder für Gefangene auf Bürger anzuweisen, oder er behauptete, daß irgendein Wegelagerer, den die Stadt eingesperrt, Handgeld von ihm genommen habe, um in seinen Dienst zu treten. Oder er lauschte, ob in der Landschaft irgend jemand eine Beschwerde gegen die Stadt habe, ein Fuhrmann, ein fremder Bürger, ein Reitersknabe; diese nahm er unter seinen Schutz, schloß mit ihnen Vertrag zu gemeinsamer Fehde, stellte eine entschlossene Geldforderung, und wenn diese kalt abgewiesen wurde, sandte er mit seinen Gesellen den Fehdebrief über die Mauer. Endlich machte er sich's ganz bequem, sagte die Fehde gar nicht an, sondern überfiel einen Ratsherrn oder einen Frachtwagen aus der Stadt, erschlug die Fuhrleute, welche sich zur Wehr setzten, schnitt die Plane auf und nahm heraus, was ihm gefiel. Und das letzte taten nicht nur Straßenräuber, auch die Häupter alter Familien, denn nicht nur der Eigennutz stachelte gegen die Städter, ebensosehr ein bitterer tiefer Groll und Neid. Die Macht des Geldes erschien denen, welche Erwerb durch Arbeit zu verachten gelehrt waren als höchste Tyrannei. Daß der Bürger pfandweise Burgen und rittermäßige Lehngüter gewann, daß die festen Häuser in der Nähe einer Handelsstadt fast sämtlich in Abhängigkeit von dem Kapital oder dem Regiment der Bürger gekommen waren, daß geliehenes Geld, wenn es nicht pünktlich zurückgezahlt wurde, Habe und Freiheit des Borgers in Gefahr bringen konnte, daß der Kaufmann den Ritterschild beanspruchte und daß er mit seiner Frau rittermäßige Kleider, Goldschmuck, Juwelen zu tragen wagte, das alles dünkte

unerträglich. Es war ein Kampf des alten Lebens der Nation gegen das neue, und wir sind gänzlich außerstande, dem Hochmut und der wilden und unritterlichen Rachsucht, womit die Drohnen jener Zeit auf die Arbeitsbienen blickten, einen andern Anteil zu gönnen als den, welchen jedes Unglück verdient. Denn dieser Haß trieb viele zu schnöder und elender Freveltat.

Mehr noch als die Stadt hatte der Lehnsmann auf abgelegener Burg den Drang, sich mit Genossen seiner Landschaft zu verbinden. Aber den Schwurgesellschaften der Rittermäßigen war in dieser ganzen Zeit nur ein kurzes Leben im Tageslicht vergönnt, die Genossen fuhren uneinig auseinander, weil sie nicht gleiche Freunde und Feinde bewahren konnten, oder sie benutzten ihre Brüderschaft zu unleidlich großen Raubgeschäften und wurden durch stärkere Gewalt beseitigt, oder sie fühlten sich vornehm, nahmen Fürsten und Bischöfe in die Gesellschaft und wurden schnell in Politik und Fehden der großen Herren verbraucht. Wurden sie aber auch zersprengt oder zerrissen sie in Zwist, die Erinnerung blieb auf den Burgen, auch Statut und Zeichen erhielten sich, und Namen und Ordnung kamen vielleicht nach mehreren Generationen wieder zum Vorschein. Von politischen Gesellschaften des 13. Jahrhunderts sind uns fast nur die Namen überliefert. Im Jahre 1214 wurden die Wölfe, wahrscheinlich im Elsaß, erschlagen*, um 1270 waren die Geschlechter von Basel in zwei Verbindungen: Sittiche und Sterner geteilt, die Sterner, 1271 vertrieben, kehrten unter König Rudolf zurück. Im Jahre 1289 wurde wieder im Elsaß eine Rittergesellschaft, welche sich die Nebelringen (Nibelungen?) nannte und seit einigen Jahren gleiches Gewand trugen, vor den König gefordert. — Seitdem mögen viele Schwurvereine in den Burgen entstanden und gelöst sein, man merkt sie fast bei jeder größeren Fehde; aber erst nach 1360 wird Brauch, daß sie sich durch Namen und Abzeichen auffällig machen. Das vergrößert ihnen vielleicht Zulauf und Ruf, nicht die Dauer.

* Fritsche Closener S. 81 „die rittere". — Das Folgende in Ann. Basil. a. 1271 und Ann. Kolmar. a. 1289.

Sie gewinnen seitdem im westlichen Deutschland, wo nicht größere Landesherrn hindern, überall Mitglieder, zumeist bei Hessen und Schwaben, und sind in dieser Zeit fast sämtlich Vereine zu praktischem Nutzen. Die Mitglieder verpflichten sich, weder mit Worten noch Werken, nicht mit Rat noch Tat gegeneinander zu handeln, sondern sich beizustehen in allen Fehden und Händeln, gleichviel weshalb und gegen wen, und ein gefangenes Mitglied durch gemeinsame Anstrengung zu erledigen; die einzelnen behalten sich wohl die Pflicht gegen ihre Herren und frühere Eide vor. Sie wählen einen Vorstand, welcher oft der König heißt, bestimmen Jahresversammlungen, gestatten Geldbeiträge der Mitglieder; sie binden sich durch Schwur, tragen meist — nicht alle — ein Zeichen der Gesellschaft an Hals oder Brust, die Ritter von Gold, die Knappen von Silber, und führen wohl auch ein Siegel. Aus den zufällig erhaltenen Namen ist zu ersehen, daß eine Minderzahl die Ritterwürde hatte. Schwerlich war rittermäßige Geburt zur Aufnahme in das Silber der Brüderschaft nötig, einige unter fürstlichen Stiftern mögen vorsichtiger ausgewählt haben, andere trieben Buschklepperei, schätzten vor allem die packende Faust und waren ein Schrecken der Reisenden. Gegen diese Vereine, welche sowohl die Fürsten als die Städte bedrohten, stifteten die Landherren andere Vereine, ebenfalls mit Gesellschaftszeichen, aus denen die fürstlichen Orden wurden.

In Hessen gab sich eine kleine Wetterauische Gesellschaft ohne Namen (1362) eine Ordnung, welche uns erhalten ist. Ihr folgte die Gesellschaft vom Stern (ca. 1370—1376), die größte von allen, sie stand unter einem König, rühmte sich, 2000 Ritter und Knappen, darunter 350 Burgbesitzer zu haben und reichte bis nach Sachsen, Thüringen und dem Oberrhein; die Sterner entstanden und vergingen als Bundesgenossen Otto des Quaden von Braunschweig in dem Sukzessionsstreit gegen Landgraf Hermann von Hessen. Aus ihren Trümmern entstanden in derselben Gegend die kleinen Gesellschaften von der Alten Minne (1374) und vom Horn (1378—1382). — In Westfalen und Hessen die Gesellschaft vom Falken (ca. 1380), nach ihr eine andere ohne Namen

und Kapitelversammlungen (1385); Mitglieder derselben banden sich aufs neue (1391—92), nannten sich jetzt die Bengeler, führten als Zeichen einen silbernen Klöppel, wurden schnell sehr schädlich und durch die versöhnten Fürsten Otto von Braunschweig und Hermann von Hessen niedergeworfen. Beide Fürsten gründeten gegen die Bengeler eine Gesellschaft mit der Sichel (1391—97) unter König und Marschalk zur Herstellung eines dauerhaften Landfriedens. Im Fuldaischen hatten sich nach dem Untergang der Sterner die Burginhaber der Landschaft Buchenau als Buchner in eine Gesellschaft zusammengetan, auch sie wurden 1397 vom Landgrafen Hermann niedergeworfen. Später entstand dort die kleine Gesellschaft des heiligen Ritters Simplizius (1403) mit Zeichen und frommer Tendenz, sie forderte vier Ahnen, erhielt sich lange und wird hier erwähnt, weil die Erinnerung an sie wahrscheinlich noch im 17. Jahrhundert dem Verfasser des Simplizissimus in der Seele lag, als er seine Romanfiguren zu einem Verein gesellte. Nach Buchenau gehört auch die Gesellschaft vom Luchse (etwa 1409); drei der Gründer ermordeten den Herzog Friedrich von Braunschweig. — Während die hessischen Vereine durch Kampf oder Bund mit den Fürsten von Hessen und Braunschweig gesellt und vernichtet wurden, bleiben die fränkischen und thüringischen unschädliche Privatvereine oder Hofgesellschaften, so die Gesellschaft von der Spange (etwa 1350), deren Zeichen eine goldene Gürtelspange nach einer Nürnberger Reliquie der Jungfrau Maria war, deren Oberst den Mitgliedern gleiche Kleidung befehlen konnte und die sich Pflege frommer Rittersitte vorgesetzt hatte. Dann die mit dem Greifen (1379) der Grafen von Wertheim und die vom Einhorn (1407) des Landgrafen Balthasar von Thüringen. In Schwaben wird die der Martinsvögel (Gänse, erwähnt 1367 und 1395) gegen die Grafen von Württemberg gegründet. Dann die vom Schwert (1370), die große von der Krone (1372), um dieselbe Zeit eine „mit den Wölfen", darauf die berühmte Gesellschaft vom Löwen oder Panther (1379), in der Wetterau gestiftet, aber schnell über Schwaben und den Oberrhein verbreitet. Zu gleicher Zeit die Gesellschaften von

St. Wilhelm, das Zeichen ein Bild des Heiligen, und von St. Georg (beide um 1380), das Zeichen ein weißes Kreuz auf rotem Grunde, nach der Georgsfahne, unter welcher die Schwaben seit alter Zeit in Reichsschlachten den Vorstreit hatten. Endlich die bemerkenswerteste unter allen: die Schlegeler (1394 bis 1396), unter drei Königen, welche dasselbe Zeichen wie die fast gleichzeitigen westfälischen Bengeler führte und wie diese gegen die Übergriffe der Fürsten gerichtet war. Sie nahm auch große Städte in den Bund auf: Worms und Speier, und jener Diener, der Wormser Hennele Streif, war einer der Tätigsten im Bunde. Indes diese demokratischen Ideen eines Bundes der Ritter und Städte, welche 125 Jahre später durch Hutten und Sickingen aus alten Schloßerinnerungen noch einmal hervorgeholt wurden, gelangten zu keinem Leben. Alles war zu locker und zuchtlos; als die Fürsten gegen den Schlegelerbund ein starkes Bündnis schlossen, verhandelten die Schlegeler und lösten sich auf. Hennele Streif aber wurde in demselben Jahr begünstigter Diener des Königs Wenzel, der zwar ein Wüterich und Trunkenbold war, aber recht gut wußte, daß dem deutschen Königtum not tat, gegen die großen raublustigen Herren mit den Kleinen zusammenzuhalten.

Noch viele andere Rittergesellschaften mögen damals ihr Eintagsleben gehabt haben, sie verschwanden und wurden wieder einmal erneut. Auch im östlichen Deutschland äußerte sich dieselbe Tendenz in Vereinen von sehr verschiedener Bedeutung. In Österreich sind sie machtlos, teils ritterliche Hofgesellschaften, z. B. von dem Drachen, mit dem Zopf, welche ein Herzog gestiftet, weil sich eine schöne Frau das Haar für ihn abgeschnitten hatte, teils ritterschaftliche Vereine, wie der Elefantenbund von Tirol (1409)*. In der

* Es hätte einiges Interesse zu wissen, wer jene schöne Frau war, deren Haar einer Hofspielerei Herzog Albrechts III. diente. Die Stiftung fällt in die Zeit der leidvollen Liebe von Wilhelm und Hedwig. Herzog Wilhelm von Österreich (geb. 1370) war mit Hedwig, Tochter des Königs Ludwig von Ungarn (geb. 1371) als fünfjähriger Knabe verlobt, im Jahr 1378 feierlich durch einen Erzbischof in der Kirche zu Haimburg vermählt worden, die Kinder lagen, wie Brauch war, nach der Vermählung die Nacht auf

Mark dagegen waren die Stellmeiser nur eine verwegene Raubverbrüderung, im Kulmer Land Preußens aber die Gesellschaft von der Eidechse (1397) eine schwächliche Verbindung von Lehnsleuten, durch Zeichen, Statut und Tendenz den schwäbischen Vereinen nachgebildet. Die Vereine der westdeutschen Ritter werden allmählich zu landschaftlichen Verbänden, die der Fürsten zu Hoforden; die ersteren regen sich am Ende des 15. Jahrhunderts noch einmal mit völlig veränderter Tendenz. —

Hatte der Fehder einer Stadt den Brief gesandt und wurde das ruchbar, so fehlte es ihm nicht an Zulauf. Der arme Schildbürtige, welcher sich heraufbringen wollte,

einem Lager. Sie wurden einander herzlich lieb und wuchsen stattlich heran, beider Schönheit wurde gerühmt. Hedwig aber ward von den Polen zur künftigen Königin gewählt und bis zur Übergabe an ihren Gemahl Wilhelm nach dem Tode ihres Vaters in Krakau erzogen. Da kam jene große Krisis für den europäischen Osten, als der Heide Jagello, Fürst der Litauer, den Entschluß faßte, Christ und durch Hedwigs Hand König von Polen zu werden. Die Polen waren damit sehr einverstanden. Die hilflose Königstochter wurde streng bewacht, der sechzehnjährige Wilhelm, welcher nach Krakau eilte, ward feindselig empfangen und ihm der Zutritt zu seiner Gemahlin verweigert. — Vergebens wendeten sich das Haus Österreich und der Hochmeister des deutschen Ordens an den Papst, Jagello zog (1386) festlich in Krakau ein, die zweite Vermählung Hedwigs ward vollzogen. Das Schicksal der fünfzehnjährigen Frau ist wohl unserer Teilnahme wert. Der neue Gemahl — dessen widerwärtige Häßlichkeit die deutschen Chronisten gern hervorheben — war ihr tief verhaßt, sie hielt sich lange für die rechtmäßige Frau Herzog Wilhelms. Darüber berichtet die ältere Hochmeisterchronik (Scriptt. rer. Pruss. III, p. 609): „Keine Herrschaft noch Freude schmeckte ihr, so daß sie niemandem Behagen und Fröhlichkeit bewies. Geringe Kleider trug sie und ging mit verhülltem Antlitz. Alles was ihr Jagello zugute tat, war ihr eine Pein, nur daß sie ihm mußte gehorsam sein als ein bezwungenes Weib. Viele Jahre aß sie in ihrem Gemach auf einer Lade und saß auf der Erde. Mancherlei heimlicher Krieg war zwischen ihr und Jagello. Auch stets, wenn er nach ihr sandte zu seinem Lager, bewies sie ihm ihren Unwillen. Oft ward sie in der Beichte darum bestraft, das nahm sie zornig auf und hieß den Beichtvater schweigen. Mancherlei List erdachte sie und andere Leute mit ihr, wie sie zu ihrem rechten ehelichen Mann Herzog Wilhelm kommen möchte. Da ward mancher Mann getötet, der zwischen ihnen beiden Bote war. Auch er wollte kein Weib nehmen, dieweil sie lebte." — Über die Ritterbünde mehr bei Landau, Rittergesellschaften in Hessen und Frhr. Roth von Schreckenstein, Geschichte der Reichsritterschaft, I.

wandte sein letztes Geld auf ein dauerhaftes Pferd, das über Felsgestein und durch Waldesgestrüpp zu traben gewöhnt war, und gesellte sich einer aufbrechenden Fehde zu, er horchte und schrieb darum und bot seine Genossenschaft an in der Hoffnung, sich bei der „kleinen Reiterei", wie sie genannt wurde, einen Namen zu machen und so viel Geld zu gewinnen, daß er sich rittermäßig halten konnte.

Nicht weniger geschätzt war der erfahrene Knecht, der Schildamt nicht begehrte. Außer den Knechten im festen Dienst warb man für eine aufbrennende Fehde ledige Leute, am liebsten mit einem Pferd, und es gab überall harte Gesellen im Volke, die friedliche Arbeit unbehaglich fanden, oder aus dem Frieden in den Unfrieden versetzt waren und gern auf Kost und Beuteteil mitmachten. Daneben sammelte sich schwächeres Gesindel, verdorbene Bürger, zumal Fuhrleute, die von der Landstraße und den Waldschenken her dem Handwerk vertraut waren.

Die Kundschafter der befehdeten Stadt brachten sorglichen Bericht über die Bande und ihre Mitglieder, und wir sehen aus der Niederschrift, welche der Rat von ihren Aussagen machte, wie bunt zusammengeworfen die Gesellschaft war, welche sich wegen der Beute einer solchen Fehde durch Schwur gebunden hatte. Da haben z. B. um das Jahr 1444 zwei Wallenfels ohne Fehdeanzeige den Nürnbergern wiederholt Frachtwagen aufgeschnitten und Pelzwerk, Panzer und für 100 Gulden Safran geraubt, Dörfer abgebrannt, Bauern gefangen und gebrandschatzt. Ihre Gesellschaft besteht zuerst aus Ritter Hans und aus Fritz Wallenfels, sie führen gemeiniglich niederländische Kleider, grobe Mäntelein und kurze Kappen und wie die Mehrzahl ihrer Leute Armbrüste, reiten fast immer miteinander, haben 20 bis 24 Pferde zum Streiten; der Hans hatte vormals gemeiniglich Rot getragen, was er aber jetzt für eine Farbe trägt, weiß man nicht eigentlich, er reitet ein rot Pferd mit einer Bläsle, der Fritz reitet gemeiniglich einen grauen Hengst mit Bläsle, hat einen Krebs unter dem grauen Rock und grauen Hut. Sie haben große Förderung auf den Burgen in der Nähe von Hof. Bei ihnen ist Ott Müring, ein junger Gesell, edel,

mittler Länge, hat langes krauses Haar und ein Pferd; dann Balthasar von Watzdorf, ein junger, langer, gerader Gesell, ist auch edel, hat zwei Pferde und langes Haar; Georg von Kolditz will auch edel sein, ist ein kurzer Mann, hat ein Pferd, ist hin und her daheim; Heinz Scheiding, ein junger, hübscher, frischer Gesell, lang und dünne, hat einen Bruder zu Franken und ist nirgend daheim, hat ein Pferd; Friedel von Dobeneck, ein Bankert, ein frischer Gesell, hat ein Pferd; Erhard Röder hat krauses Haar, ist edel, hat einen Vater in der höfischen Art und ein Pferd; Nickelasko ist ein Bösewicht, des Herrn Hansen Knecht, ein kurzer, dicker Gesell, hat auch kräuslichtes Haar; Hans Hofmann, eines Bauern Sohn von Rückendorf, ein kurzer Gesell, hat ein eigen Pferd; Kunz Michel, ist ein Schneider und ein großer Bösewicht, ein gerader Gesell aus dem Vogtland, hat sein eigen Pferd; Hans Kolbel, ist ein Karrenmändel von Lichtenburg, dort Bürger, er reitet zuweilen und fährt auch mit dem Karren. — Unter den übrigen führen manche nur ihre Reiternamen: der Wolf, Pock den Stein, Raum den Kasten, Hol den Bolz, Rübendunst.

Nächstdem sorgte der Fehder für Häuser, die sich ihm im Notfall öffneten; war der befreundete Besitzer durch Rücksichten gehindert, ihm vor den Leuten Vorschub zu tun, so wurde doch ein entlegener Hof oder ein Schlupfwinkel im Walde nachgesehen; denn man mußte Herbergen haben und Zufluchtsorte, wenn die zornigen Feinde einmal mit Übermacht heranzogen.

Auch der Junker ließ Briefe schreiben, worin er seine Sache gut darstellte, Freunde warb, sich entschuldigte; diese sandte er an Fürsten und Städte und bat, den Gegnern keinen Vorschub zu tun. Ja er ließ, um die Gegner zu verkleinern, seine Beschwerden öffentlich in Stadt und Land durch Zettel anschlagen. War die Fehde im Gange, so hing jeder gute Erfolg von der Kundschaft ab, und in allerlei Verkleidungen liefen und ritten die Kundschafter durch das Land, um einen Fang auszuspähen, einen beladenen Wagen, ein Frachtschiff, einen Herrn vom Rat. Dann ritt der Haufe auf geheimen Waldwegen über die Berge, viele Meilen

weit, sorglich bemüht, nicht gesehen zu werden, denn auch die Späher der Stadt lagen überall auf der Straße und in den Herbergen, und die Reise mußte geglückt sein, bevor die Städter ihre Schar hinaussenden konnten. Es war oft saure Arbeit und hungriges Harren im dichten Wald; den Wirten in Dorf und Stadt war nicht zu trauen, und war der Wirt gewonnen, so konnte jedes Bäuerlein, das im Stall die Pferde sah, zum Verräter werden. Viele Helden der Landstraße, der Eppele von Gailingen, Rumensattel, Schüttesam, waren in der Herberge verraten worden. War die „Nahme", der Fang, gemacht, so wurde alle Reiterkunst daran gesetzt, sie glücklich in Sicherheit zu bringen; wenn die Verfolger auf der Straße waren, mußte ein Teil die Nahme treiben, während die Reisigen gegen die Anrückenden Front machten; dann hielt der Haufe still, den Spieß auf Sattel und Bein gestützt, bis der Führer den Leisen sang — die Textnoten eines Liedes, welche nach deutschem Brauch noch im 15. Jahrhundert bei kleiner Reiterei den Angriff einleiteten.

Auf der Burg oder im Waldversteck wurde die gesicherte Beute verteilt, die Gefangenen in dem Turm an Ketten gelegt, bestockt und gepflockt. Sie wurden oft sehr hart behandelt und gequält, um ihnen den Aufenthalt unleidlich zu machen und ein hohes Lösegeld zu erpressen. Auch Kinder reicher Familien wurden im Gefängnis gehalten, zuweilen jahrelang. Man wußte, daß die Bauern am schwerster daran gingen, die Schatzungssumme zu bezahlen und behandelte sie danach. Das war der gewöhnliche Reiterbrauch.

Auch die Reisen solcher, welche sich für ehrliche Reiter hielten, waren nicht nur blutig, es war in ihnen nicht selten eine wilde Grausamkeit, die uns entsetzt. Noch im 15. Jahrhundert vergaß man den Gewinn, um Rache zu üben, man verstümmelte oder tötete die überwältigte Mannschaft, hackt Hände und Ohren ab. Ja, es war eine gewöhnliche Praxis jener Zeit, Feinde, denen man persönlichen Haß nachtrug oder deren Leben lästig war, im Turm verhungern zu lassen; oder man handelte christlicher, gab ihnen Wasser und

Brot, überließ sie aber in schweren Ketten und unterirdischer Finsternis dem Verderben durch den Kerker, und es geschah, daß ihnen, während sie noch lebten, Gliedmaßen abfaulten. Abt Mangold von Reichenau, der später Bischof von Konstanz wurde, stieß fünf gefangenen Fischern von Konstanz mit eigener Hand die Augen aus. Dem Bauern, der in Verdacht stand, den Feinden Nachricht gegeben zu haben, wurde in der Nacht das Haus über dem Kopf angezündet, und die sich retten wollten, mit Spießen in das Feuer zurückgetrieben. Solcher Mordbrand wurde ein neuer Klagepunkt der Stadt, aber gestraft wurde er nur dann, wenn der Stadt selbst gelang, die Fehder zu fangen und zu richten. Erlangten die Bürger Gewalt über den Leib ihres Feindes und zwang die Politik nicht zur Schonung, dann übten auch sie mit der Energie eines lange bewahrten Hasses Vergeltung; aber ein Unterschied war zwischen ihrer Rache und der von Schildbürtigen, oft nur ein formeller Unterschied, dennoch ein entscheidender: sie vollzogen die Strafe an einem Verbrecher, der durch des Königs Recht und Gericht verurteilt war, und sie quälten nicht im Gefängnis, weil er ihr Feind war. Es war ein hartes Recht und grausam seine Strafen, aber es war das Gesetz einer wilden Zeit. Der Mordbrenner wurde verbrannt, der Mörder gerädert; das Vorrecht des Edelmannes war, enthauptet zu werden, seine Spießgesellen wurden gehenkt. Die Bürger hatten vielleicht längst hohe Preise auf ihre Feinde gesetzt, so die Augsburger 1374 auf den lebenden Leib ihres Feindes Kraft Waaler, eines rittermäßigen Mannes, 1500 Gulden, auf seinen Tod 1000 Gulden. — Für Haman von Reischach bat in Ulm die Erzherzogin Mechtild von Österreich persönlich, er wurde doch enthauptet. Und in manchem Stadtturm trauerte ein junger Gesell in der Weise des rührenden Liedes, das der arme Peter Unverdorben im Turm „Schütt den Helm" zu Neuenburg vor seiner Hinrichtung gesungen hatte: „Gott gesegne dich, Laub, Gott gesegne dich, Gras, Gott gesegne alles, das da was, ich muß von hinnen scheiden. Lieber Engel, steh' mir bei, weil Leib und Seel' beieinander sei, daß mir mein Herz nicht breche. Gott gesegne

dich, Sonn', Gott gesegne dich, Mond, Gott gesegne dich, schönes Lieb, das ich heimlich hab', ich muß mich von dir scheiden."

Es waren nicht immer die Schlechtesten, welche das Verhängnis traf. Kunz von Kaufungen, „der Prinzenräuber", gehörte zu den tüchtigsten seines Standes, er war in der großen Nürnberger Fehde von 1449—1451 neben einem Reuß von Plauen Hauptmann der Stadtreisigen von Nürnberg gewesen, und in dieser Zeit, wo man wohl den Wert eines Mannes erkennen konnte, „hielt er sich so redlich, daß ihn männiglich lieb hatte". Als er darauf wegen seiner Verbindung mit dem Vitztum dem Kurfürsten von Sachsen Fehde ankündigte, tat er nichts, was nach der Meinung seiner Genossen ein Unrecht war, auch die Form der Ankündigung, welche in Sachsen für unehrlich erklärt wurde, war nicht anders, als sie in hundert andern Fällen ungestraft geübt wurde, sogar von Herren des höchsten Adels, und der Prinzenraub wäre im Fall des Gelingens von allen Gegnern Sachsens als ein Meisterstreich gerühmt worden. Der Verwegene verlor sein Reiterspiel und kam in ungnädige Hand.

Selten geschah es, daß die Bürger von den wilden Taten ihrer Feinde so launig sangen wie von dem großen Helden der Landstraße, dem Apel von Gailingen, daß er als abgesagter Feind der von Nürnberg in die Stadt vor eine Schmiede ritt, sich sein Roß beschlagen ließ und dann den Torwächter fragte, wem die Reiterstiefel gehörten, die am Frauentor hingen; und als ihm der antwortete, es sind des Eppele von Gailingen Stiefel, da riß der Reiter die Stiefel herab, schlug sie dem Torwächter um den Kopf und riet ihm, seinem Herrn anzuzeigen, daß der Apel sich seine Stiefel geholt habe, und als er darauf durch die Stadtreiter weiter verfolgt wurde, sprang er vom Hohenstein mit seinem Roß in den Main und höhnte die Reiter: „Keiner von euch hat ein gutes Pferd."

Zuweilen glückte der Fang durch Verrat, den die eigenen Leute übten, um die Summe zu gewinnen, die auf den Kopf eines gefürchteten Fehders gesetzt war, häufiger noch

wurden die Fehder in ihren Schlupfwinkeln beim Trunk überrascht. Der Überwundene bat dann wohl den Junker, der im Dienst der Stadt ihn einfing, daß er ihn mit seinem Ritterschwert töten möge, das aber wurde ihm nicht vergönnt; oder er bat, wie der Lindenschmidt, daß man seinen jungen Sohn ziehen lasse, der nichts getan, als was ihm der Vater befohlen, dann aber wurde die Antwort: „Das Kälblein muß folgen der Kuh, er würde seines Vaters Tod vergelten." Und diese Sohnespflicht wurde geübt, denn das Wiegenlied, das man im Hause des Gerichteten dem hinterlassenen Kinde sang, das lautete: „Ihr Herren vom Rat, eure Rechnung trügt, ein Kindlein in der Wiege liegt, das noch kein Wort kann sprechen, einen Vater, den soll es rächen."

Aus den Hussitenkriegen

Während im ganzen Odergebiet und an den Ufern der Ostsee die deutsche Nationalität sich auf dem eroberten Gebiet siegreich ausbreitete, schwankte nahe der Mitte des Deutschen Reiches die Bevölkerung Böhmens zwiespaltig zwischen deutschem und slawischem Wesen. Von dem ersten Jahrhundert seiner christlichen Geschichte, von jenem Brudermord, den der Heide Boleslaus an dem deutschgesinnten Wenzeslaus verübte, ist das düstere und blutige Schicksal der Landschaft vorzugsweise durch die Kämpfe zwischen deutschen und slawischen Interessen bestimmt worden. Seit Rudolf von Habsburg schien der politische Zusammenhang mit Deutschland auf längere Zeit gesichert. Der König von Böhmen sollte als deutscher Kurfürst zur Kaiserwahl reiten und bei der Krönung den goldenen Becher schwenken. Böhmische Liedersänger und Chronisten dichteten in Sprache und Versform der Schwaben, und böhmische Maler verfertigten Heiligenbilder und Kirchenfenster für deutsche Gotteshäuser. Die böhmische Ritterschaft trieb Tjost und Raub ganz nach deutscher Weise, unter deutschen Ordnungen erstarkten die Städte der großen Landschaft. Ja, seit 1346 war durch Kaiser Karl IV., den Luxemburger, Böhmen zum Mittelpunkt des Reiches geworden. Über dem böhmischen Königsstuhl schwebte die Kaiserkrone und der deutsche Reichsadler. Karls Jahre, in Deutschland nicht preiswürdig, waren vielleicht die beste Zeit, welche Böhmen je erlebt. Prag konnte am Ende des 14. Jahrhunderts für eine germanisierte Stadt gelten, die nicht nur in Politik und Handwerk, auch in

Wissenschaft und Kunst ein selbständiges und kräftiges Leben erwies.

Denn seit 1348 zog die Blüte der deutschen Jugend nach der vieltürmigen Moldaustadt, um dort in der Korporation der ersten deutschen Universität friedlichere Ehre zu gewinnen, als das Ritterschwert verlieh. Vor Stiftung der Universität Prag waren große Gelehrtenschulen in Frankreich und Italien die Stätten gewesen, wo ernste Gelehrte und fahrende Schüler sich die Geheimnisse und Würden der gesamten Theologie, des Rechts, der Heilkunde und der freien Künste holten. Nach dem Muster von Paris und Bologna wurde die Prager Universität eingerichtet, in ihren Grundzügen nach demselben germanischen System, welches die Innungen und andere Schwurvereine zeigten. Die Schüler — kurz nach 1400 Studentes genannt — hausten zum größten Teil in „Bursen", gemeinsamen Arbeits- und Schlafräumen, unter Aufsicht der Meister, Magister. Die Magister bildeten die stimm- und wahlberechtigten Mitglieder der Anstalt, sie, wie ihre Studenten nach Nationen gegliedert — in Prag als Böhmen, Bayern, Polen, Sachsen; sie kürten ihren Rektor, in der Regel aus ihrer Mitte. Aber diese älteste Einrichtung italienischer Schulen war dadurch künstlicher geworden, daß sich in Paris aus der alten Wissenschaft der freien Künste anspruchsvoll die Fakultäten der Theologie, Jurisprudenz und Medizin geschieden hatten, und daß jeder Genosse nicht nur einer Nation, sondern auch entweder einer Fakultät oder dem großen Verband der Artisten angehörte. Im Anfang bestimmten die Parteikämpfe der Nationen, später die Interessen der Fakultäten das akademische Leben. — Wie groß das Bedürfnis solcher Gelehrtenschulen in Deutschland war, lehrt ihre schnelle Vermehrung: Wien, Heidelberg, Köln, Erfurt folgten noch im 14. Jahrhundert. Und die neue Art von Genossenschaften, welche durch die Universitäten in das Leben der Deutschen gestellt wurde, hat allein von allen Vereinen des späten Mittelalters bis zur Gegenwart in dauernder Steigerung Segen gewirkt.

Unablässig wird das wissenschaftliche Denken des Men-

schen beschränkt und geirrt durch die Mängel seiner Erkenntnisquellen, in den Naturwissenschaften durch die Sinne und die Instrumente, welche zur Ergänzung derselben erdacht werden, in den historischen Wissenschaften durch die Unvollständigkeit und Unsicherheit des überlieferten Materials. Und unablässig ist der Gelehrte bemüht, diese Mängel durch neue Methoden der Prüfung und Ergänzung und durch Aufsuchen alter Überlieferungen zu bessern. Größer aber ist die Beschränkung, welche dem Wissen jeder Zeit durch die Hast der Kombinationen und das übermächtige Eindringen der Phantasie in die geistige Arbeit bereitet wird. Jede Zeit sieht überlegen auf solche Trübungen der Wahrheit in früheren Geschlechtern zurück, welche durch stärkere Erkenntnis und bessere Zucht der folgenden Geister überwunden sind, aber keine ist frei von neuen Irrungen, welche ihr eigentümlich sind. Der Historiker der Gegenwart ist allzu geneigt, Leben und Politik vergangener Fürsten so zu deuten, wie er sich die Politiker seiner Zeit vorstellt, gedankenreich, systematisch, mit Parteiinteressen und geheimem Plan; aber er belächelt den flachen Rationalismus der nächsten Vergangenheit, er ärgert sich über die rednerische und schönschreibende Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts, deren Ungenauigkeit im Bericht von Tatsachen ihm sehr auffällig erscheint, und er sucht die epische Zurichtung geschichtlicher Begebenheiten im Mittelalter zu begreifen, wo der wirkliche Zusammenhang der Ereignisse dem alten Berichterstatter ganz unwesentlich war gegenüber einer überlieferten Methode der Umbildung, in welcher das poetische Bedürfnis des Volkes sich geltend machte. Ähnlichen Wandel in der täuschenden Zugabe unserer Phantasie lehrt die Geschichte der Naturwissenschaften. Von der modernen Theorie über Entstehung der Menschen und Bildung des Sonnensystems blicken wir zurück auf eine lange Reihe großer Hypothesen und überwundener Systeme, bei denen nicht nur die Mangelhaftigkeit der Beobachtungen, sondern auch eine eigentümliche Methode im Verbinden der einzelnen Beobachtungen auffällt. Und wir sind uns wohl bewußt, daß die kühne Arbeit der Phantasie, welche die

zahllosen Lücken unserer Wahrnehmungen ergänzt und sich notwendig und untilgbar in unsere feinsten Schlüsse eindrängt, in jeder Zeit durch die Beschaffenheit der gesamten wissenschaftlichen Erkenntnis bedingt wird, und vielleicht noch mehr durch die innige und unablässig treibende Sehnsucht des Menschen, Vernunft und Einheit in der Welt zu finden und das göttliche Leben in der Natur und Menschheit sich begreiflich herzurichten.

Von solchem Standpunkt werden auch die Irrungen der Wissenschaft in früherer Zeit der Teilnahme und Forschung höchst würdig. Wenn der Alchimist ruhelos Gold aus unedlem Metall oder ein Lebenselixier suchte, so war ihm die Einbildungskraft übermächtig aufgeregt durch neue Funde und hohe Ahnungen über Zusammensetzung und Formenwechsel geheimnisvoller Naturstoffe, und wenn der Astrolog aus der Konstellation der Gestirne das Schicksal des Menschen bestimmen wollte, so war der Zusammenhang, den er zwischen Stern und Einzelleben annahm, allerdings ein willkürlicher Traum, aber im Hintergrund lag das ehrwürdige Bedürfnis, das unermeßliche Leben der Natur als ein innerlich zusammenhängendes zu erfassen. Der Sterndeuter und der Goldsucher haben nicht nur ihrer eigenen Wissenschaft unentbehrliche Dienste getan, sie haben gerade durch diesen phantastischen Zusatz das ganze Volk zur Teilnahme herangezogen, sie haben auch andere Arbeit des Gemütes und denkenden Geistes mächtig beeinflußt. Wiclif und die Professoren zu Prag nahmen die alte Lehre der Kirchenväter von der Prädestination wieder auf, weil dieselbe durch die Astrologie zu einer Lebensfrage für die Christenheit geworden war, und die Mystiker erfanden sich genau wie die Alchimisten lange poetische Bilder und Gleichnisse, in deren Deutung sie das Mysterium der Gottheit zu erfassen suchten.

Seit dem 13. Jahrhundert war durch einige große Gelehrte aus den Bettelorden das Interesse für Naturbeobachtung im Volk sehr gesteigert worden. Zumal die Predigermönche trieben eifrig Astronomie, Kalenderwesen, Verfertigung von Sonnenuhren, Naturgeschichte, Rechnen, Messen,

Erdkunde und erwiesen besondere Teilnahme für alle mechanischen Künste. Es ist sehr auffallend, wie dadurch dem Volk die Beobachtung der Dinge schärfer und die Beschreibung genauer wird, das Einregistrieren und Teilen, das Definieren und Aufzählen wesentlicher Merkmale überall reichlicher; diesen Fortschritt schuf nicht vorzugsweise die scholastische Philosophie, welche von Frankreich her in die Klöster und großen Stadtschulen drang, sondern noch mehr die Richtung des Auges auf genaueres Fassen der Form und Zusammensetzung. Das nützte dem Handwerk, und wieder vermehrte die hohe Entwicklung der Handwerkstechnik dem Gebildeten Interesse und Genauigkeit der Beobachtung. Daher hört etwa mit dem Jahre 1300 die alte epische Erzählungsweise in Vers und Prosa fast plötzlich auf, die kurzen Aufzeichnungen der städtischen Chronisten haben oft eine erfreuliche Zuverlässigkeit und Präzision, trotz mangelhafter Kenntnis und engem Gesichtskreis; eine kurze Chronik verzeichnet die Veränderungen in den Kleidertrachten und die neuen Gassenlieder des Jahres, andere alle Kuriositäten an Geburten, Wassernot, merkwürdigen Tieren; die liederlichen Verse des Spruchsprechers Suchenwirt berichten genau die Zahl der Kähne, durch welche sein Kreuzheer übergeschifft wird, und die Tiefe des Wassers; auch in den kleinen poetischen Schwänken der Zeit erfreut eine klare, genaue, reichlich detaillierte Erzählung. Wer aber wißbegierig die Dicke des Baumstammes maß, aus dem die Chorstühle seiner Kirche geschnitzt wurden, der berechnete wahrscheinlich auch genau die Summen, welche der Bischof an seine zahlreichen Frauen und Kinder ausgab, und die Zahl der Gebete und Rutenstreiche, die er selber zur Erlangung der Seligkeit aufgewandt, und es war wohl möglich, daß er an einem sorgenvollen Tag sich bis zur Prüfung seiner himmlischen Rechnung verstieg und überlegte, ob ihm sein Guthaben auch wirklich eine Verheißung gebe. Oder er grübelte bedenklich über die viel verhandelte Frage, ob auch die Kirchenmaus, die über eine Hostie gerät, den Leib Christi genieße. Und wäre dies der Fall, was würde aus der Maus?

Zu diesem Fortschritt kam der neue, den die Deutschen durch die Universitätslehre gewannen. Wer bis dahin die Geheimnisse seiner Wissenschaft in die Seelen anderer gelegt, der hatte sie in der Klosterzelle oder unter seinen Büchern leise in das Ohr geflüstert, jetzt klang das deutende Wort laut in gefreitem Raum. Lange blieb die Selbsttätigkeit der Lehrenden gering, und was sie aus ihren geschriebenen Heften lasen, das war in der Regel die Arbeit weniger großer Denker, welche sie mühsam aufgenommen hatten und ängstlich und schwerfällig überlieferten. Und doch wirkte jetzt die geringste Selbsttätigkeit des Lehrers in ganz anderer Weise, auch die spitzfindigen Schlüsse und mühsamen Definitionen, welche den schweren Block eines Begriffes in kleine Hölzer spalteten, regten den versammelten Hörern neue eigene Gedanken auf; dem Lehrer wurde am wertvollsten, die Weisheit, welche er selbst mühsam gefunden, und den Weg, auf dem er sie gewonnen, mitzuteilen, und hundert jüngere Männer konnten die Vertrauten seiner Lehren werden. Bald ist eine Zunahme an Gelehrten bemerkbar. Alle Wissenschaften senden ihre Schüler jetzt häufiger durch das Land, in den Städten werden Juristen Mitglieder des Rates, die Kenntnis und das Ansehen des römischen Rechtes steigt schnell. Die Ärzte sind weniger selten; wenn sie von reichen Städten gerufen und bezahlt werden, so stellen sie nicht mehr die befremdliche Bedingung, bei einer Pest die Stadt verlassen zu dürfen. Vor allem aber wird die Regierung und Lehre der Kirche einer angestrengten und leidenschaftlichen Prüfung unterstellt, und die Kämpfe, welche dadurch aufgeregt werden, bestimmen auf Jahrhunderte das politische Schicksal der Nation.

Wer jetzt das Interesse der alten Kirche vertritt, der sollte sich hüten, das Schmachvolle ihres Verfalls im 14. und 15. Jahrhundert zu verdecken. Uns wenigstens scheint eine bessere Argumentation für den sittlichen Hintergrund der Lehre, welche sie in ihrem Bekenntnis zusammenschloß, daß sie sich aus jener tiefen Versunkenheit noch einmal erheben konnte. Es ist wahr, daß jedes Urteil über die

Verworfenheit eines Standes und einer Genossenschaft grausam gegen die vielen einzelnen wird, welche sich in ihnen als redliche Männer nach den Begriffen ihrer Zeit zu halten wußten, und daß auch ein vorsichtiges Urteil vor Zuständen einer entfernten Vergangenheit in Gefahr kommt, aus einer Zahl auffälliger Erscheinungen zu summarisch auf das Ganze zu schließen. Aber wir haben für die Verdorbenheit der Kirche zur Zeit des Schismas doch einen Maßstab, der uns im ganzen betrachtet so sicher ist wie irgendwelche Kunde über Verhältnisse alter Zeit. Wir finden ihn nicht in der notorischen Schlechtigkeit einzelner Päpste und Kirchenfürsten und nicht in der Menge von skandalösen Geschichten, welche aus geistlichen Stiften, Mönchs- und Nonnenklöstern überliefert sind, sondern in dem abfälligen Urteil solcher Zeitgenossen, welche unzweifelhaft den Wunsch hatten, die Schäden ihrer Kirche zu bessern. Wenn seit der Hohenstaufenzeit über irgend etwas in Deutschland Übereinstimmung besteht, so ist es über den Verderb der Klerisei und über das schlechte Regiment in Glaubenssachen, bei allen Ständen Nichtachtung und Anklage. Und die Ankläger sind nicht einzelne Unzufriedene, Ketzer und unruhige Köpfe, es ist auch nicht eine damals modische Krankheit der Schriftsteller, sondern die Guten und Argen der Kirche selbst klagen und zürnen über den öffentlichen Skandal, Konzilien, Kirchenfürsten, Kaiser und Reich, ein Papst und eine Partei in der Kirche über die andere. Wenn das heiligste Institut in die unglückliche Lage kommt, den sittlichen Forderungen der Zeitgenossen sowenig zu entsprechen, so haben die Späteren ein volles Recht zu verurteilen. Und wer die Auflehnung gewissenhafter Männer jener Zeit gegen die verdorbene Genossenschaft der Kirche dennoch für ein Unrecht hält, weil er eine Reform der Kirche durch die Kirche fordert, der verschweigt sich und anderen, daß diese Reformen durch mehrere hundert Jahre von den Besten der Kirche fruchtlos versucht worden sind. Die Zeit reformsuchender Konzilien, welche seit Kostnitz anfing, endigte erst im folgenden Jahrhundert zu Trient damit, daß Konzilien überhaupt aufhörten, und daß die energische Restauration der

Kirche von da bis zur Gegenwart mit geringen Unterbrechungen in die Hand einer späten mönchischen Schwurgenossenschaft gelegt wurde, welche die herrschende Partei in der Aristokratie des neuen Katholizismus geblieben ist. Fast alle großen Erfolge und Einbußen des Katholizismus sind auf sie zurückzuführen, die Laien haben sich entweder von der Herrschaft der Kirche gelöst, oder sie gehorchen schweigend.

Aber von dem Zorn, welchen der ehrliche Deutsche gegen ausschweifende und bestechliche Päpste und gegen die plumpe Lüsternheit deutscher Geistlichen empfand, war noch ein weiter Weg bis zur Auflehnung gegen die Dogmen des Glaubens und das kirchliche System. Millionen schalten und höhnten und suchten für sich selbst geistlichen Trost bei denselben Männern, welche sie verachteten, und bei den Heilsmitteln, deren marktschreierisches Anpreisen ihnen höchst unchristlich erschien. Die Richtung der Zeit war einem selbständigen Handeln des Individuums und einer Opferung für Gewissenskämpfe im ganzen nicht günstig. Das harte, rührige, derb praktische Geschlecht sah mit Mißtrauen auf jeden einzelnen, der sich aus dem großen Verein der Kirche herausheben und anders denken und glauben wollte als seine Mitbürger.

Auch wurde dem Laien das Nachdenken über die Mysterien des Glaubens und den Inhalt der Dogmen nicht leicht. Die Kenntnis der Glaubenslehren war selbst bei Anspruchsvollen in der Regel sehr mangelhaft. Es war gut, wenn sie die heilkräftigsten Gebete lateinisch hersagen konnten. Die Kirche hatte in der letzten Zeit viel getan, das Leben der Laien mit geistlichen Gaben zu erfüllen, neue Heilige waren mächtig geworden, neue große Dome gebaut, überall riefen die Glocken in die Kirchen und Kapellen; aber trotz der breiten Ausdehnung, welche der Kultus erhalten hatte, tat er wenig, der Menge das Herz zu erwärmen. Der Zwang, welchen er dem kleinen Mann auflegte, war ein äußerlicher. Der Laie sollte am Tage jedes der heiligen Zwölfboten fasten, doch hatten einige dieser Fürsten des Himmels: Jakob, Philipp, Johannes der Evan-

gelist und Bartholomäus freundlichere Sitte, sie forderten solche Entsagung nicht. Dann waren die vier Fronfasten, die langen Fasten bis Ostern, der Pfingstabend und zwei Marientage. Messe sollte man eigentlich täglich hören, wo nicht, doch an den Feiertagen. Die Haupthandlung des Christen aber sollte sein, daß er wenigstens einmal im Jahr seinem Pfarrer beichtete; wer das nicht tat und starb, den sollte man begraben wie einen Strohhalm im Acker. Das war der Anteil, welchen im 15. Jahrhundert Millionen am Christentum hatten.

Wenn die Kirche dem armen Laien wenig bot, so hatte sie dafür allerdings einen zureichenden Grund: die Mehrzahl der Geistlichen besaß auch nicht viel mehr von Lehre und gemütlichem Inhalt des Glaubens. Das Amt der Bischöfe war völlig verweltlicht. Ihre Weiber, Gelage, die Jagd und zuweilen Ritterroß und Harnisch waren ihre Tagesinteressen, es gab Kirchenfürsten und Äbte, welche kein Latein verstanden und nicht lesen und schreiben konnten. Nicht viel besser erging es der Mehrzahl der Mönche und den Plebanen, den Pfarrgeistlichen, denen vorzugsweise die Seelsorge für die Laien oblag. Wenn sie beim Gottesdienst Gebete und Reden lateinisch lesen mußten, so buchstabierten sie mürrisch, ohne Verständnis des Sinnes und der Worte, ihnen selbst war barbarisch, was sie beteten; und das galt für natürlich, weil jeder Müßiggänger und faule Bauch sich in den Priesterstand drängte*. Und der Franziskaner Bernhard Baptisé klagte in der Predigt, die er auf dem Konzil in Kostnitz vor den Kirchenfürsten und der versammelten Geistlichkeit Europas hielt: „So schlecht sind unsere Geistlichen geworden, daß schon fast die ganze Geistlichkeit dem Teufel verfallen ist“**.

Dennoch gab die verdorbene Kirche vielen Millionen Trost im Unglück und Hoffnung der Seligkeit. Das unverwüstliche Glaubensbedürfnis des Volkes richtete sich das

* Nic. de Clamengis De praesulibus simoniacis, ed J. M. Lydius, 1613, p. 165.

** v. d. Hardt, Conc. Const. T. I. K. XVIII, p. 880 sq.

wenige, was der Kirchenglaube nahelegte, recht gemütlich zu. Vor allem waren die Deutschen damals Geschäftsleute; sie waren gewöhnt, in irdischen Dingen verständig zu rechnen, auch der Idealismus ihres Glaubens erhielt einen Beigeschmack von Handelschaft und Vereinswesen. Die Gebete und die übrige lange Reihe der Gnadenmittel: Bußen, Fasten, Wallfahrten, Almosen und Spenden an die Kirche waren die ehrwürdigen Mittel, durch welche sich der Sünder in die Gnade des Himmels einkaufen konnte. Hatte er auch Arges verübt und stand seine Rechnung nach der Meinung anderer Leute sehr schlecht, er hatte doch heimlich gebetet, Kerzen angezündet und gute Werke getan. Er hatte einem Heiligen besondere Ehre erwiesen, er wußte, wie mächtig und einflußreich dieser im Himmel war, und daß er in dem Augenblick, wo das verhängnisvolle Urteil über den Sünder gefällt werden sollte, die guten Dienste seines Getreuen rühmend zur Geltung bringen werde. Wie der erste Habsburger dem Volksglauben nach am Tage der Heiligen Jungfrau, welcher dem Tage ihres Sohnes vorausging, aus persönlicher Hochachtung gegen die Gottesmutter jeden schlechten Streich vermied, ebenso opferten unzählige andere ihr Gelüst zu bestimmten Zeiten ihren himmlischen Fürsprechern. Der Sünder hörte, daß die Kirche nicht der Werktätigkeit allein die Fähigkeit zuschrieb, von der Verdammnis zu befreien, sondern daneben auch Reue verlangte. Natürlich reuten ihn seine Sünden, er wußte recht gut, daß sie nicht in der Ordnung waren. Und er dachte sich seine Schuld und sein Guthaben im Himmel genau angemerkt und hatte für die letzte Entscheidung und die Balance so seine stille Hoffnung. Ferner hatte die Kirche die Meinung feierlich bestätigt, daß das Gebet des einen auch für andere heilkräftig wirken könne, und diese milde Ansicht wurde dem Deutschen ein Quell liebevoller und zärtlicher Tätigkeit zum Besten anderer. Das stille Gebet für Freunde wurde diesen wirksam durch leise Nennung ihres Namens, auch wenn man mehrere Namen geschrieben vor sich hinlegte und der Reihe nach durch Gebete bedachte. Durch die Gebete Frommer konnte sogar der arge Sünder seine Rechnung im Himmel

günstiger stellen. Es war ihm also eine wichtige Sache, diese Gebete zu veranlassen. Wer den andern um etwas bat, versprach dafür sein Gebet. Wer einem Hilfsbedürftigen reichliches Almosen gab, der verpflichtete den Beschenkten, für ihn zu beten, und war der Empfänger ehrlich, so hielt er sein Wort. Die Rechnung erscheint uns roh, sie wurde doch für Millionen eine herzerfreuende Poesie des Glaubens, denn der Grundgedanke dabei war immer, daß die Summe der Liebe, die jemand auf Erden für sich gewonnen, eine wesentliche Hilfe seiner Seligkeit sein müsse. Und diese Poesie empfand jedermann, das Weib, welches in einer Klosterzelle für ihre Verwandten oder für einen Fremden betete, dem sie einst in irdischer Neigung zugetan war, der Ritter, der einem Kloster Äcker und Renten überwies, der Kaufmann, welcher in froher Stunde seine Geldtasche unter die Bettler an der Kirchentür leerte.

Die Aufmerksamkeit der Menschen war in der Stille unablässig auf diese Rechnung gerichtet; wer sich und andern ein außergewöhnliches Guthaben verschaffen wollte, wurde Büßer und Klausner; wenn den argen Weltmann das Gefühl seiner Schuld einmal übermannte, so schenkte er Renten, Güter, Leibeigene immer an das Kloster, von dessen Bewohnern er die größte Summe von Gebeten und wirksamer Fürbitte erwarten konnte.

Die Kirche hatte außerdem festgesetzt, daß der Himmel auch Schwurgenossenschaften anerkenne, deren Mitglieder in gegenseitiger Assekuranz für einander die Gebete und guten Werke verrichteten; dann kam jeder Überschuß, den ein Mitglied erwarb, den Genossen zugute. Nach diesem Prinzip entstand die große Bruderschaft des Kalands und zahllose andere. Jeder Bruder verpflichtete sich beim Eintritt zu einer bestimmten Anzahl Gebete und Bußübungen, zu Geldbeiträgen, zum Gottesdienst am gemeinsamen Altar unter Fürsprache eines erwählten Heiligen. Auch diese Bruderschaften wurden charakteristischer Ausdruck einer Zeit, welche allen Erfolg durch Privatvereine zu erreichen gewohnt war. Dem Laien erschien die ganze Kirche als

eine große Verbindung aller Gläubigen, der Stadtgemeinde vergleichbar, seine Bruderschaft als die Innung darin; die Menschen waren nicht mehr in der alten Weise die Gefolgleute ihres himmlischen Häuptlings, sondern Geschäftsmänner, die sich bedächtig zusammengeschworen hatten, um miteinander die Seligkeit durchzusetzen. Zumal in den Städten hatte fast jedermann als Mitglied einer Innung oder Bruderschaft durch die aufgesammelten Gebete und guten Werke seiner Korporation ein kleines Kapital für den Himmel angelegt, er hoffte deshalb nach dem Tode einen gnädigen Richter seiner Sünden zu finden, und er wollte ungern diese aufgewandte Mühe und die guten Verbindungen verlieren. Er mißachtete die Pfaffen, aber der Ketzer war ihm ein unheimlich Ding.

Es ist wahr, die große Mehrzahl der Geistlichen vermochte nur auswendig Gelerntes herzusagen; aber die Besseren des Standes hatten eine Bedeutung für das Volk erhalten, die sie in keinem frühern Jahrhundert gehabt. Die schnelle und einem Wunder gleiche Ausbildung der deutschen Schriftsprache hatte Volksprediger möglich gemacht, wie sie das frühere Mittelalter nie gekannt. Der redekräftige Mann vermochte jetzt auf seine Zuhörer eine unermeßliche Wirkung auszuüben. In jener Zeit, wo die große Mehrzahl der Menschen nicht zu lesen verstand, regte längere zusammenhängende Rede über ein geistliches Thema weit mehr Nachdenken und heiße Empfindung auf als jetzt. Wenn Bruder Berchtold († 1272) predigte, so lauschte die Menge in atemloser Spannung, das gesprochene Wort fiel wie ein zündender Funke in die Seelen. Als Tauler nach langer Einkehr in sich selbst zuerst wieder die Kanzel bestieg, war er selber so bewegt, daß er die Worte nicht fand; als er endlich sprach, fielen eine Anzahl Leute vor übermäßiger Aufregung in Ohnmacht. Es ist möglich, die Methode jener alten Volksredner aus erhaltenen Predigten zu ersehen. Einige derselben gelten auch uns für edle Muster einer populären Beredsamkeit, namentlich wenn sie, wie die des Berchtold, vorzugsweise Moralreden sind, und wir bewundern die Energie und treffenden Vergleiche der Sprache

und die zuweilen meisterhafte Darstellung der Schwächen und Verirrungen der Hörer, sowie klug eingestreute Belehrung über Dinge dieser Welt. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren in ansehnlichen Städten wirksame Volksprediger nicht unerhört, und sie wurden allmählich zahlreicher. Sie hatten sich freilich zu hüten, daß sie nicht in Zwist mit der Kirche kamen, sogar wenn sie durch Stellung in einem einflußreichen Mönchsorden geschützt waren. Aber seit das gesprochene Glaubenswort in die Seelen der Hörer dringt, gewinnt leise und allmählich auch das deutsche Volk eigene Gedanken über die Dogmen des Glaubens, und die alten Heilsmittel verlieren in den Seelen an Heiligkeit gegenüber neuen Sorgen und Forderungen, die von höchlich verehrten Männern aufgeregt werden. Die Predigt steht für diese ganze Periode bis zum Dreißigjährigen Krieg obenan unter den Mitteln, das Volk zu belehren und fortzureißen. Und die Mächte, welche das Gemüt des Volkes regieren, sind im Mittelalter der fahrende Spielmann, in den vier Jahrhunderten der Reformation die Predigt und das geistliche Lied, in der Neuzeit das gedruckte Wort der Zeitungen.

Gegen das öde und ideenarme Leben der Kirche suchten gemütvolle Menschen Rettung in stiller Beschauung, in innern Gesichten und schwärmerischem Versenken in die Gottheit. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gewinnt die Mystik überall Anhänger als eine neue Methode des armen Christenmenschen die Gottheit zu suchen. In der Kirche des Mittelalters hatten sich die frommen Büßer gegeißelt und durch Bußübungen und Gebet Nerven und Phantasie so lange gesteigert, bis ihnen nach Angst und Unsicherheit eine Stunde exaltierter Spannung kam; dann sahen sie Gesichte, den Erlöser, die Mutter Gottes, ihren Heiligen, welche ihnen freundlich zusprachen. Es war für Hunderttausende derselbe aufregende Prozeß, die Praxis der Aszese war in den Mönchsorden festgestellt, wer Übung hatte, erhielt die Erweckung leichter. Sie alle geißelten sich und schauten Gesichte als kleine Dienstleute des Himmelsherrn, sie lebten nach der Stunde ihrer Exaltation vergnügt dahin, ihres

guten Verhältnisses zum Himmel sicher; was sie in der Verzückung schauten und hörten, waren die herkömmlich überlieferten Gestalten der kirchlichen Sage, Fragen und Antworten zwischen dem Diener und dem Herrn gewesen. Seit die prächtige Entwicklung der lyrischen Poesie unendlich größern Reichtum an poetischen Bildern und zugerichteten Anschauungen in die Seelen leitete, seit die Rede für die Dialektik ausgebildet ward und die junge Naturwissenschaft viele subtile Geheimnisse der Natur hinter den Formen der Körperwelt ahnen ließ, wurden die frommen Träume der Begeisterten kunstvoller und reichlicher. Noch waren Bußübungen ein Teil der Vorbereitung, aber die wilden Geißelhiebe und das massenhafte Herbeten eingelernter Formeln halfen den Besten nicht mehr zur Erhebung. Ihre Stimmung war ein sinniges, leidenschaftsloses und liebevolles Träumen, Vorbedingung ein Herz, welches die Menschen und alle Kreaturen Gottes mit herzlicher Liebe umschloß, der Weg zur Gottheit war, selbstlos auf eigenes Begehren zu verzichten. Was diesen Frommen in glücklichen Stunden aufging, war, soweit wir aus ihren Schriften ein Urteil gewinnen, in der Regel eine glänzende Anschauung, ein zugerichtetes Bild, ihnen aber verwischten sich die Grenzen zwischen Gleichnis und der Idee, die dahinterlag, die allegorische Deutung, welche sie dem Bilde gaben, galt ihnen für die Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Sie sahen die christliche Kirche als einen hohen Felsen, von welchem Wasserbäche herabrannen, einem Felsengipfel über den andern aufgetürmt, auf dem höchsten Christus, und sie wurden begnadigt, aufzusteigen von einem zum andern, oder sie wandelten in einem himmlischen Rosengarten, worin der Braut Seele der Bräutigam Christus begegnete. Alle Erkenntnis des Menschen wurde geschaut im Bilde von fünf Lichtern, welche das Treiben der Welt beleuchteten, das Gebet war eine Leiter mit sieben Staffeln, jede folgende hebt näher an Gott; der Zustand der Seele auf jeder dieser Staffeln und das Glück derselben wird ausführlich geschildert, auf der siebenten wird man Gott gleich und schaut ihn „von Auge zu Auge“, das unermeßliche Glück dieser

letzten Staffel soll St. Paulus einmal genossen haben, vielleicht hat es Maria, sicher aber Jesus Christus.

Diese Art der christlichen Verzückung, welche das Unbegreifliche in ausgeführtem Bild schaute und in der allegorischen Deutung desselben das unerforschliche Geheimnis zu besitzen glaubte, blieb den Völkern des Abendlandes von Ruiman Merswin und Dante bis auf den Engländer Bunyan, es ist ebenfalls charakteristisch für die Jahrhunderte des Überganges aus der alten Kirche zur Neuzeit und steht mitten inne zwischen der Mönchsaszese des Mittelalters und der modernen Erweckung in dem Pietismus Speners.

Und neben diesem Einbilden geht das entsprechende Bestreben, in der Spekulation das individuelle Sein aufzuheben zu einer Abstraktion, die man von der Gottheit konstruiert. Der Mensch soll sich als Kreatur vernichten, der Wille muß schwinden, alle Werktätigkeit aufhören. Der geschaffene Geist, der einst Gott war, soll mit Gott wieder „einförmig und vergöttert" werden. Ein Geist, der so selbstlos und ichlos geworden ist, wird durch nichts mehr getrübt, er ist erhaben über allen Wandel, er bedarf das Mundgebet nicht mehr, er bedarf die Übung der Tugend nicht mehr, er hat den wahren unbeweglichen Frieden, die Lösung aller Widersprüche in sich.

Nicht jeder Gottesfreund und Verklärte stellte die Vereinigung der Seele mit Gott ebenso dar, die pantheistische Auffassung ist am konsequentesten bei Tauler und seinen Schülern durchgebildet. Und wir sind keineswegs sicher, ob diese Philosophie aus neuplatonischen Schriften abgeleitet wurde, oder ob sie von der Berührung mit indischer Weisheit herrührt, welche durch die Kreuzzüge vermittelt ward.

Diese frommen und weichen Naturen bildeten einen stillen Geheimbund, der oft von der Ketzerei der Waldenser beeinflußt wurde und wieder auf die laute Opposition in der Kirche wirkte, sie huschten zusammen und wieder auseinander, sie wallfahrteten wie später die schönen Seelen, zu einem berühmten Meister in Straßburg, in Basel. Aber

nicht diese Frommen haben den Kampf gegen das Papsttum aufgenommen, sondern die Lehrer der Universität, welche zugleich Volksprediger waren und denen die Verpflichtung oblag, laut vor dem Volk Zeugnis abzulegen von ihren Gedanken, ihrer Liebe und ihrem Zorn.

Wenn der Deutsche Rebell wird, so wird er es selten aus dogmatischer Starrköpfigkeit, sondern weil ihm sein Sinn für Gerechtigkeit arg verletzt ist. Dasselbe galt damals von den Böhmen.

Denn die hussitische Bewegung begann mit dem Zorn und Ärger über unredliche Gewaltakte der kirchlichen Partei, in zwanzig Jahren steigerte sie sich schrittweise bis zum Abfall von der irdischen Kirche. Im Jahr 1392 wurde das Jubeljahr auf dem Vissegrad verkündet, von Lätare bis zu Kreuzerhöhung wallfahrtete zahlloses Volk zu den heiligen Stellen durch die Städte von Prag, spendete und beichtete und erhielt dafür reichen Ablaß. Großes Geld nahm die vornehme Geistlichkeit ein, die Beutel der Armen wurden leer, die Einnahmen mußte der Erzbischof mit dem König Wenzel teilen. Da war unter Predigern und Lehrern keiner, der sich gegen den Ablaß setzte, nur der Pfarrer von St. Martin, Rohle, wagte leise zu raunen, das sei nicht Ablaß, sondern Betrug; Wenzel aber erfuhr das und bedräute ihn, da zog auch er in sehr auffälligem Hut mit den übrigen in Prozession. Damals stand Johannes Hus in der Kapelle Bethlehem im Vissegrad, welche später die ruhmvolle Stätte seiner Reden werden sollte, und lauschte der Predigt des Magister Stekna, welcher dringend mahnte, ein so großes Gnadenmittel nicht zu verachten*. Auch Magister Johannes gab seine letzten vier Groschen dem Beichtvater, so daß er zu Hause nur trocknes Brot zu essen hatte, und wallte mit der Menge dahin. Der Aufregung folgte schnell die Ernüchterung. Das Volk rechnete nach, daß sein gespendetes Geld auf dem Vissegrad in Saufgelagen und weltlicher Pracht verschwand, und die Volksredner fanden, daß

* Chron. Univ. Prag, ad a. 1392 bei K. Höfler, Geschichtschreiber der hussitischen Bewegung I, S. 14.

die Menge durch den Ablaß nicht heiliger, sondern schlechter wurde. An dieses Jahr erinnerte die Opposition später von den Kanzeln, und Johannes Hus erzählte seinen Irrtum dem Volke und beklagte seine Torheit.

Der nächste Anstoß kam auf der Universität. Selten hatten die akademischen Händel zwischen den fremden Nationen und den Böhmen, zwischen Juristen und Artisten geruht. Die Deutschen in Prag standen unter den Slawen als eine bevorzugte Minderzahl der Bevölkerung, an der Universität als die Mehrzahl; da war natürlich, daß sie sich an die aristokratische Partei in Böhmen, die höhere Geistlichkeit und deutschgesinnten Adel lehnten, und ebenso natürlich war, daß die böhmische Partei der Universität sich auf ihren wüsten König stützte, der von den Deutschen aufgegeben war, und daß sie die Stimmungen ihrer Freunde und Verwandten, der böhmischen Bürger und Bauern vertrat.

Im Karolinum begann der Streit zwischen Deutschen und Böhmen über die Lehren Wiclifs, ein Magister der deutschen Partei hatte fünfundvierzig Ketzereien aus den Schriften des Engländers gezogen. Seine Artikel wurden vom Domkapitel dem Rektor übergeben, er solle die Mitglieder der Universität bei ihrem Eid auffordern, daß sie weder daran glaubten noch darüber disputierten. Das tat der Rektor, aber Mitglieder der böhmischen Partei protestierten heftig gegen die Fälschung der Wiclifschen Lehre, Hus noch mit vorsichtiger Verwahrung gegen ihren Inhalt. Im Jahre 1409 brach das Schisma der Universität aus. Die Böhmen hatten beim König durchgesetzt, daß das Stimmrecht der Nationen verändert und den Böhmen, welche bis dahin eine Stimme gegen drei gehabt hatten, drei Stimmen gegen eine der übrigen Nationen zugeteilt wurden. Sie beriefen sich dabei mit Unrecht auf das Beispiel von Paris, wo die Franzosen in ähnlicher Weise gegen die übrigen Nationen bevorzugt seien; dort war das Zahlenverhältnis zugunsten der Franzosen, in Prag scheint die Anzahl der Fremden beträchtlich größer gewesen zu sein als die der

Böhmen, auch die Polen hielten zu den Deutschen*. Es kam zum Bruch, die Deutschen und Polen zogen aus — wie man später behauptete, gegen 5000 Mann — in der Mehrzahl nach Leipzig zur Gründung einer neuen Universität, welche ihren orthodoxen Charakter bis in die Reformationszeit bewahrte. Diese Trennung wurde ein schicksalschweres Ereignis für die Böhmen und den lauteren Mann, der bis dahin Führer einer jugendkräftigen und begeisterten Opposition gewesen war. Die Fremden, hochmütig und mit den Pfaffen verbunden, hatten den Pragern gewiß gerechten Grund zur Unzufriedenheit gegeben, aber sie hatten auch den größten Teil der Universitätswissenschaft repräsentiert, das Institut verlor den Charakter einer großen Akademie und wurde Brennpunkt eines leidenschaftlichen Parteitreibens, das die Besonnenen kaum noch zu beherrschen vermochten. Bis dahin waren Hus und seine Freunde durch das hohe Ansehen, welches die erste Universität Deutschlands gab, gestützt worden, jetzt trat die entgegengesetzte Stimmung ein, die Opposition wurde Streit des fremden Volkes gegen das deutsche, und der ehrliche Hus ward von Tausenden erbitterter Studenten durch ganz Deutschland als Feind und Zerstörer würdiger Ordnung verlästert. Und nicht nur in Deutschland, auch in Böhmen. Der böhmische Adel löste sich zum größten Teil von dem Rest der Universität, sogar die Bürger Prags erhoben laute Klage über die verwüstete Stadt.

Jetzt folgten schnell Schlag und Gegenschlag. Im Jahre 1410 verbrannte der Erzbischof öffentlich unter Glocken-

* Nicht nur auf der Universität, wo die Polen zum großen Teil deutsche Schlesier oder Söhne deutscher Polenstädte waren. Man darf nicht vergessen, daß die systematische Opposition der Polen gegen die Deutschen erst mit der katholischen Reaktion und den Jesuiten des 16. Jahrhunderts beginnt. Bis dahin standen sie unter allen Fremden den Deutschen am nächsten. Frühere Ausbrüche nationaler Abneigung im armen Adel wurden immer wieder überwunden durch die enge Verbindung der Fürsten, der Städte, wie der Klöster und Ritterschaft mit Deutschland. Wenn die Schlesier und Westpreußen zuzeiten lieber unter polnischer Oberhoheit leben wollten, als unter böhmischer oder der des Ordens, so gehörte Polen nach Volksmeinung gerade ebensosehr zum Reiche, als Böhmen oder der Orden, das heißt ein wenig.

geläut und Te Deum laudamus 200 Handschriften Wiclifscher Schriften, aber das Volk sang zornige Spottlieder auf den Straßen. Im nächsten Jahr kam das entscheidende Ärgernis von Rom, Johann XXIII. forderte durch eine Bulle zum Kreuzzug gegen den König Ladislaus von Neapel auf, weil dieser zur Partei des Gegenpapstes Gregor XII. gehörte; wer am Kreuzzug teilnehmen oder auch nur Geld dafür spenden würde, der sollte Ablaß haben, wenn er seine Sünde bereute. Als wieder das Ablaßgeld in die Becken fiel, die in den Kirchen aufgestellt waren, schlug die Empörung der böhmischen Partei zu hellen Flammen auf. Die päpstlichen Bullen wurden am Hals feiler Dirnen durch die Stadt gefahren; als die Bulle in den Pfarrkirchen verlesen wurde, erhoben sich junge Handwerker und riefen dem Geistlichen entgegen, daß er lüge. Ein königliches Edikt hatte vorher jeden mit dem Tode bedroht, der die Heiligkeit des Papstes schmähen würde, die Rufer wurden ergriffen und zum Tode verurteilt. Hus, der keinen Anteil an diesem Sturm der Straße gehabt, ging mit großem Universitätsgefolge nach dem Rathaus, bat um das Leben der Verurteilten und erbot sich, selbst für sie die Strafe zu erleiden, denn um seinetwillen seien sie in dieses Unglück gekommen. Die Richter täuschten ihn durch gewundene Rede und ersuchten ihn, den Aufstand des Volkes zu stillen; er gehorchte, aber einige Stunden darauf wurden die Verurteilten tumultarisch enthauptet. Das Volk tauchte Tücher in ihr Blut und nannte die Kapelle von Bethlehem, in welcher die Leichen bestattet wurden, die Stätte der drei Heiligen. Hus bezeugte den Getöteten, sie seien gemordet worden, weil sie dem Antichrist widersprochen hätten. Er wurde in Bann getan und appellierte von der Kanzel an seinen wahren Richter Jesus Christus. König Wenzel, der in nüchternen Stunden die Pfaffen verachtete und die Aufregung in Prag scheute, ließ den Liebling des Volkes warnen, er möge sich in einem festen Haus der Landschaft bergen. Hus wohnte fortan auf den Burgen seiner Anhänger und schrieb seine letzten Büchlein, bis er nach dem Konzilium von Kostnitz geladen wurde. Er kehrte

von da nicht heim wie Luther von Worms, die Asche des Verbrannten führte der Rhein stromab dem Meere zu.

Überall bietet das Leben des Magister Johannes Vergleichungspunkte zu dem seines Nachfolgers, der denselben Kampf siegreich durchführte. Der ärgerliche Ablaß und die frivole Verwendung, welche dem Gelde der Gläubigen zuteil wurde, die Herausforderungen, Drohungen, Gewaltakte der alten Kirche, welche immer neue Steigerung der Opposition hervorriefen. Aber nicht nur zwischen König Wenzel und Kurfürst Friedrich ist ein Unterschied, auch nicht nur der entscheidende zwischen zwei reinen, selbstlosen, tapferen Männern, daß der ältere Stimmführer seiner Partei war, die er zurückzuhalten und zu mäßigen nicht immer vermochte, und der spätere ein heldenhafter Vorkämpfer, an Mut und Entschluß allen Zeitgenossen überlegen; der größte Unterschied liegt in den Völkern selbst und in der Zeit; zuerst Slawen, dann Deutsche, vor und nach der Erfindung des Bücherdrucks.

Aber es war ein eigentümlich deutsches Verhängnis, daß in den Hallen der Universität, unter den Gelehrten und Lernenden der größte politische Kampf aufbrannte, und daß der Scheiterhaufen eines böhmischen Professors der gesamten Politik der deutschen Fürsten und Völker eine neue Richtung gab.

Der heiße Tod des Hus war für die Deutschen vom Rhein bis zur Oder weder ein besonders auffallendes, noch ein besonders tadelnswertes Ereignis. Man war damals schnell bei der Hand, hinzurichten, und es verging schwerlich ein Jahr, wo nicht in jeder größeren Stadt der Nachrichter sein Richtschwert schwenkte oder die Pechfackel an einen Holzstoß legte. Und wie groß auch Schmerz und Zorn der nationalen Partei in Böhmen war, der wilde Fanatismus des Volkes wurde erst aufgewühlt durch eine zweite, nicht kleinere Sünde des charakterlosen Kaisers Sigismund. Denn nicht die Böhmen trugen zuerst die Kriegsfackel über die Berge in die Nachbarländer, sondern die deutsche Partei begann im Jahre 1420 mit orthodoxem Eifer das Gemetzel. Ihr Einfall gab den Böhmen die

Kraft der Verzweiflung, von da begannen die Kriegszüge der Hussiten gegen die Deutschen.

Es ist das wilde Treiben einzelner Hussitenhaufen in dieser harten Zeit, welches die folgenden Bilder schildern. Sie sind dem Bericht eines schlesischen Zeitgenossen, der Kaufmann in Bolkenhain war — sein Name Martin ist unsicher — entnommen. Das Bruchstück, welches uns erhalten und durch Heinrich Hoffmann (in Scriptores rer. Lusat. I. 1839) nach der Handschrift herausgegeben ist, enthält kein reiches Material für den Historiker, denn der ehrliche Schlesier schrieb nur auf, was er selbst erlebte oder was sich in seiner Nähe ereignete. Sein Bericht ist wie ein kleines glänzendes Feuer auf weiter dunkler Heide, nur wenige Gegenstände werden sichtbar, diese aber in scharfer Beleuchtung, vorzüglich das Leben der einzelnen in der großen Bewegung ihrer Zeit. Mit Freude wird man merken, daß über viele Schlechtigkeit und über eine Wildheit, die wir kaum begreifen, sich bei beiden Parteien hier und da die unvertilgbare Güte der menschlichen Natur und der ruhige, feste Sinn einzelner erhebt. Der Berichterstatter, welcher von jetzt ab erzählt, erscheint selbst als ein treuherziger Mann von gesundem Urteil.

„Als man schrieb nach Christi Geburt 1425, da kamen die Hussen vor die Stadt Wünschelburg an einem Sonnabend und gewannen den Zugang am Sonntag um die Vesperzeit mit Übermacht und brachen durch die Mauer. Da floh das Volk auf des Vogtes Haus*, das war ein hohes Steinhaus.

* Haus ohne weiteren Zusatz bezeichnet oft ein befestigtes Gebäude, in den Städten die Vogtei, auf dem Lande den Sitz des Vasallen. In solchem Fall ist es von Stein, die Mauer unten sehr dick, aber zuweilen nicht in Grund gesetzt, sondern breit auf der Oberfläche gelagert, daher leicht zu untergraben. Die Fenster sind mit Eisengittern versehen, und unter dem Dache läuft innerhalb der Mauer ein Gang, oder über den Stockwerken ist ein großer freier Saal unter dem Dachgebälk, an dessen Wänden Schießscharten von verschiedener Form für Bolzen und später auch für Feuerwaffen angebracht sind, im 15. Jahrhundert standen wohl auch leichtere Geschütze oben. Oft war das Haus noch mit einer besonderen Ringmauer umgeben, zumal auf dem Lande, wo diese auch den Wirtschaftshof einschloß. In solchem Landhaus saßen häufig mehrere Familien gedrängt übereinander.

Als sie nun darauf kamen, beide Männer und Frauen, zündeten sie selbst die Stadt an vom Stadthause aus und meinten sich damit zu retten. Die Böhmen aber warteten, bis sich das Feuer gesetzte und gelegte, dann drangen sie mit Macht an das Steinhaus und wollten zu ihnen stürmen und das Haus untergraben. Und es kam dazu, daß man miteinander verhandelte, und der Vogt ließ sich zu den Hussen hinab durch eine rohe Plane* mit ihrem Willen, er sollte mit ihnen sprechen und verhandeln, ob die Bürger los und frei von ihnen werden und herabkommen könnten. Er war überlange da unten in der Stadt, so daß es den Leuten zu lange währte und bange ward, sonderlich dem Pfarrer derselben Stadt — er war des Vogtes Gevatter —, der ließ hinabschreien und rufen: ob der Vogt etwa noch da unten wäre, sollt er sich offenbaren und melden und wieder zu ihnen heraufkommen. Nach einer Weile kam der Vogt wieder an das Steinhaus und ließ sich wieder hinaufziehen. Als er heraufkam, da fragte ihn sein Gevatter, der Pfarrer, wie es ihm gegangen wäre, ob er auch ihn und seinen Kaplan los und frei gehandelt hätte. Da sprach der Vogt: ‚Nein, Gevatter, sie wollen keinen Pfaffen zu Gnaden nehmen.' Da war der Pfarrer mit seinem Kaplan sehr betrübt und sprach: ‚Wie gar jämmerlich verlaßt ihr mich und verachtet mich! Das sei Gott dem Allmächtigen geklagt. Da ich vormals von euch wollte ziehen und fliehen, sprachet ihr, ich sollte bei euch bleiben, ihr wolltet gut und übel mit mir leiden und auch mit mir sterben oder Rettung finden, und ihr sprachet: wie darf der Hirte von den Schafen fliehen? Und jetzt steht es gar übel, nun fliehen leider die Schafe von dem Hirten.' Da sprachen die Frauen und die Bürgerinnen weinend zu ihm: ‚O lieber Herr, nicht weinet, nicht betrübet Euch, wir wollen Euch und Euren Kaplan flören** und wollen Euch wohl mit hinab und wegbringen.' Da sprach der Pfarrer Herr Megerlein: ‚Das wolle Gott nicht, daß ich mein Amt und Würdigkeit verleugnen soll,

* Große Leinwanddecke, wird über die Holzreifen der Korbwagen gespannt.

** Flören und schleiern, in Frauentracht hüllen.

denn ich bin ein Pfaffe und nicht eine Frau; eure Männer aber werden das wohl gewahr werden, wie jämmerlich sie mich dem Tode überantworten und hingeben und sich selbst durch mich retten.' Alle diese Klage und Rede beachtete man nicht. Nur zwei Kapläne ließen sich schleiern und nahmen Kinder auf ihre Achseln. Aber der Pfarrer nicht.

Während dieser Rede einigte sich der Vogt mit den Bürgern, wie sie sich ergeben wollten, und sie ergaben sich. Sie gingen hinab einer nach dem andern. Da standen die Böhmen und Hussen gar stark unten vor dem Steinhaus und nahmen sie alle gefangen. Nur die Frauen mit den Kindern ließen sie los und frei hinweggehen. Aber ein großer Teil der Frauen, Jungfrauen und Kinder war geflüchtet aus Furcht in die Keller; als nun das Feuer über sie kam, da erstickten sie und vergingen alle. Als sich nun alle von dem Steinhause ergeben hatten, da blieb zuletzt der Pfarrer darauf und sonst noch ledige Gesellschaft, als Knappen und andere Handwerksgesellen, die nichts hatten, sich loszukaufen und die besorgten gefangen zu werden und zu verderben; die vermahnte der Pfarrer und sprach: ‚Liebe Gesellen, wehret euch heute eurer Hälse und steht feste; denn werdet ihr euch gefangen geben, so werden sie euch quälen, martern und peinigen.' Da sprachen sie wieder, sie wollten es tun. Aber als sie sahen, daß sich die Bürger alle ergeben hatten, da begann ihnen zu grauen und gaben sich auch und gingen hinab. Und der Pfarrer blieb zuletzt da oben mit einem alten Dorfpfarrer. Da liefen die Hussen hinauf und nahmen sie herab und führten sie in das Heer und den Pöbel. Da war zur Hand gegenwärtig Meister Ambrosius, ein Ketzer von Grätz*, der sprach zu dem Herrn lateinisch: ‚Pfarrer, willst du widerrufen und widerreden, was du gepredigt hast, so magst du behalten das Leben, wirst du aber das nicht tun, so mußt du gehn in das Feuer.' Da antwortete ihm Herr Megerlein, der Pfarrer, und sprach: ‚Das wolle Gott nicht, daß ich widerrufen sollte die Wahrheit unsers heiligen Christenglaubens um dieser kurzen Pein

* Königgrätz in Böhmen.

willen. Ich habe gelehrt und gepredigt die Wahrheit zu Prag, zu Görlitz, zu Grätz, um derselben Wahrheit willen will ich lieber sterben.' Da lief einer und brachte eine Schütte Stroh, die banden sie ihm ringsum um den Leib und gürteten ihm die all um den Leib, daß man ihn nicht sehen konnte. Dann zündeten sie das Stroh an und ließen ihn so laufen und tanzten in dem Heere mit dem Feuer so lange, bis er erstickte. Dann nahmen sie ihn also tot und warfen ihn in eine Braupfanne voll siedendem Wasser und warfen auch den alten Pfaffen, den Dorfpfarrer, hinein und ließen sie darin sieden. So wurden sie beide gemartert. Aber die andern zwei Kapläne, von denen ich vorher gesagt habe, die kamen mit den Frauen heraus, verschleiert in Weibskleidern, und des einen Priesters Kind, das er auf seinem Arm trug, begann zu weinen und zu schreien nach seiner Mutter, und der Priester wollte dem Kind zusprechen es zu beruhigen. So erkannten die Hussen an der Stimme, daß es ein Mannsbild wäre, und einer zog ihm den Schleier ab, da ließ er das Kind fallen und gab die Flucht und lief mit Macht; sie folgten ihm nach und schlugen ihn zu Tode. Der andere kam mit den Frauen und dem Kind davon. So erging es zu Wünschelburg.

1429. Aber zur Hand danach, als die Hussen heimgekommen waren, blieben sie daheim kaum sechs Wochen. Sie schrien wieder nach einer Heerfahrt und sammelten sich wieder gar stark und zogen in das Land Meißen. Da waren die Meißner stark im Felde mit andern Leuten, als der von Braunschweig, die Sachsen und die aus der Mark und auch ein Teil aus den Reichsstädten. Denn die Hussen zogen in das Land mit Brand, mit Mord, sie schlugen tot und fingen und lebten so schändlich, daß es Gott erbarmen möchte. Als nun die Hussen und die Taborer so weit gezogen waren, bis sie dahin kamen, wo die Meißner, die Reichsstädte und viele andere Lande mit großem Heer gesammelt waren und im Felde lagen, da lagerten sie sich auch gegenüber in das Feld und schlugen eine Wagenburg. Und so lagen die Heere gegeneinander, nur daß sie einander Briefe sandten aus beiden Heeren. Die Meißner

schrieben also: ‚Ach, ihr Abtrünnigen des Glaubens und verdammten Ketzer, wir wollen euch, ob Gott will, morgen schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen.' Darauf schrieben die Hussen ihnen wieder also: ‚Ach, ihr Hundeshäupter, wir wollen euch, wenn Gott will, selber schlagen, daß euch die Hunde müssen fressen. Wartet auf uns nur bis morgen.' Als es kam bis auf den andern Tag ganz früh, da schickten sich die Hussen an zu dem Schlag und Streit, sie hörten vorher Messe, sie aßen und tranken sich vorher ganz satt, und als sie nun wollten aufbrechen, sich mit ihnen zu schlagen, da kommt den Böhmen die Botschaft, daß die Meißner die Flucht geben. Als sie das hörten, da zogen sie ihnen eilends jagend auf flüchtiger Spur und Fuß nach zwei ganze Tage. Als sie dieselben nicht erreichen konnten, da besprachen sie sich und teilten sich, so weit als das Land war, und brannten und mordeten und fingen und zogen in die Städte, woraus das Volk gewichen war.

1430. Und die Böhmen lagerten sich vor das Dorf Wederau bei Bolkenhain und umlagen den Edelhof daselbst. Der Höfe waren zwei beieinander, ein jeglicher hatte sein Haus oder Schloß besonders, und die Bauersleute waren alle geflohen auf die zwei Höfe. Da waren auch auf den zwei Höfen vier Brüder und Vettern, auf dem einen Hof Wolfhart und Nickel von der Reibnitz, auf dem andern Hof Kunz und Nickel, auch Gebrüder von der Reibnitz. Und die Hussen stellten davor wohl sechs Steinbüchsen am Fronleichnamabend und schossen da an die Höfe ohne Unterlaß Tag und Nacht. Und es kam, daß sie ihnen die Gräben zufüllten mit Gehölz und mit Reisig und stachen ihnen das Wasser ab und liefen mit Macht über die Gräben und kamen an den Hof, sie durchhackten und durchhieben ihnen die Mauer. Das wollten die auf dem Hof wehren und zündeten Viertelstonnen an, wollten diese herabwerfen und sie so durch das Feuer verjagen und vertreiben. Da blieb ihnen die Viertelstonne zwischen den Latten stecken, so daß sie den Hof selbst anzündeten, und beide Höfe brannten aus. Und die vorgenannten Edelleute, als Wolfhart und Nickel von der Reibnitz auf dem einen Hof, Kunz und Nickel

von der Reibnitz auf dem andern Hof, die vergingen und verbrannten alle vier, Gott sei ihnen gnädig und barmherzig. Und als die Höfe abgebrannt und die Bauern in die Keller geflüchtet waren, und die Hussen durch die Mauer hackten und hieben und in die Keller zu ihnen wollten, da ergab sich der eine Keller, und als sie alle zu den Löchern herausgekrochen kamen, die die Hussen gemacht hatten, da nahmen sie die Hussen sofort und banden sie zwei und zwei zusammen und trieben sie in die Badestube, die vor dem Hof stand. Sie zündeten diese an und verbrannten alle ganz kläglich darin. Deren waren mehr als dreißig. Und die noch in dem andern Keller waren, deren waren sechzehn und bei ihnen war der Pfarrer; sie wehrten sich gar lange, da sie wohl vernommen hatten und hörten, wie ihre Nachbarn und Kumpane gebrannt wurden. Jedoch als sie sich nicht länger erhalten konnten, gaben sie sich einem böhmischen Herrn gefangen, der beschützte sie vor der Büberei, daß sie nicht gebrannt wurden. Diese selben führte man alle gefangen gen Böhmen. Da das nun andere umwohnende Leute sahen und erfuhren, daß die Hussen so grausam lebten, da erschraken sie gar sehr. Und viele der Häuser wurden aus großer Furcht geräumt; etliche unterhandelten mit den Feinden und gaben Geld für die Höfe und für die Dörfer. Und als nun die Landschaft sah und erkannte, wie es zuging, daß kein Aufgebot und keine Wehr in dem Lande war und keine Hilfe von andern Landen, da begann dem Land zu grauen und zu bangen. Aber der tüchtige Hermann Zettritz von Fürstenstein nahm Geleit zu der Hussen Heer, dieweil sie noch vor Wederau lagen, und das tat er nach Beratung mit andern Schloßherren, doch die Landschaft wußte davon nichts. Und als er nun zu ihnen in das Heer kam und dort für der Landschaft Bestes sprach und von ihnen begehrte, daß sie das Land unbeschädigt ließen und nicht so jämmerlich und kläglich und gründlich verdürben, da hielten die Ältesten der Taborer und der Waisen ein Gespräch, beredeten und berieten sich und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wären öffentliche Feinde der Landschaft, und man hieße sie in diesem Lande

Ketzer. Auch hätte diese Landschaft ihr Böhmerland überzogen und hätte es verderben helfen. ‚Und darum', sprachen sie, ‚verdrießt euch das, so wehrt uns das. Allhier sind wir, wir wollen auf euch warten, rüstet euch dazu.' Aber es trat ihnen niemand entgegen als Hermann Zettritz, der gab gute Worte und war versöhnlich gegen sie, denn er war wohlbekannt und geachtet von den böhmischen Schloßherren. Da begehrte er von den Böhmen, sie sollten dem Land Frieden geben auf einige Zeit und aus dem Land ziehen. Da besprachen sich wieder die Böhmen und Hussen und gaben Hermann Zettritz solche Antwort: Sie wollten dem Land einige Zeit Friede geben und ein gutes Verhältnis zu dem Land haben, sofern man wollte in dieser Zeit im Land den Tanz meiden und im Land auch die freien Weiber* nicht halten und nicht leiden, sondern diese aus dem Land jagen und vertreiben, wie sie zu Böhmen auch getan hätten. Und es war Hermann Zettritz gar fremd, solchen schmählichen Antrag zu hören, wie sie ihn stellten. Und sie erlaubten ihm, das Land zu fragen und zu bereden, und die Sache sollte gütlich stehen vom Sonnabend bis auf den Dienstag, sie wollten auch dieweil nicht brennen im Land, noch stürmen, noch morden und niemand fahen, sondern still liegen. Aber Eßwaren und Futter müßten sie haben, sie wollten das nehmen, wo sie es fänden und bekommen könnten. — Da die Landschaft hörte und vernahm, daß die Feinde ihr Friede geben wollten, da waren alle gar froh und sagten Hermann Zettritz, er solle dem Land Frieden schaffen, so gut er könnte. — Da zogen die Hussen wieder gen Böhmen.

In denselben Jahren kamen die Hussen und Böhmen aus Ungarn und kamen gar rasch und eilends in das Land und zogen vor Strehlen. Darin lagen die Breslauer gesammelt dem Land zur Wehr, und Michel Bancke war von der Stadt wegen als Ältester da, und Hein von Czirnau war auch allda, als Söldner der Stadt Breslau. Als diese

* Die Einrichtung der öffentlichen Häuser im Mittelalter und die Ausdehnung, welche das Geschäft derselben damals erhalten hatte, konnte allerdings die Puritaner des 15. Jahrhunderts empören. Die Schlesier stellten auch sonst in diesen Kämpfen die leichtsinnigen Kavaliere vor.

nun in der Stadt Strehlen berannt und umlagert wurden, und die Stadt nicht fest war noch passend zur Abwehr, und sie sich auch nicht getrauten, darin sich zu halten und zu wehren, so berieten sie sich darin, machten kurzen Rat und ergaben sich, so daß Michel Bancke gefangen ward und Hein von Czirnau gefangen und viele andere Söldner, Adlige und sonst gute Leute auch gefangen wurden. Aber Michel Bancke löste sich durch vierhundert Schock Groschen, aber Hein von Czirnau der blieb ihr Gefangener und gesellte sich zu ihnen und blieb bei ihnen fast ein Jahr und half ihnen die Kühe zusammentreiben im Land und zog mit ihnen wie ein anderer Husse, Böhme oder Ketzer. Denn wie sie damals Nimtsch selbst innehatten und allen Raub, den sie in dem Land einstreichen konnten, dorthin zusammentrieben, so hatte auch Hein von Czirnau daselbst das Schloß und Haus, den Falkenstein, inne und war Herr darüber. Dieser Hein von Czirnau gab vor und legte vor dem Knyzze Wedirsich und auch dem Pan Mihalko, die alle beide die Ältesten und Führer der Hussen und der Taborer waren, daß er gar wohl wüßte einen guten Beutezug zu tun, wenn sie ihm folgen wollten, und sprach: ‚Um Löwenberg ist gar ein volles Land, dort wollen wir wohl Beute machen. Und ich weiß auch wohl, wie die Stadt Löwenberg gelegen ist und an welchen Enden sie gar gut zu ersteigen und zu gewinnen ist. Darum, liebe Herren, folget mir, wir wollen Gut und Ehre erwerben, das gelobe ich euch bei meiner Treue und Ehre.' Aber Hein von Czirnau sprach so mit dem Mund und meinte es anders mit dem Herzen. Und da er ihnen solches Gelübde tat, folgten sie ihm, rüsteten sich mit zweihundert Pferden und zogen aus auf Löwenberg zu. Da führte sie Hein von Czirnau auf den Falkenstein, dort blieben sie über Nacht. Dort rüstete er sich, wie er Willen hatte, denn er hatte in seinem Herzen beschlossen, daß er ihnen beweisen wollte eine böhmische Treue. Und er sandte gar rasch und eilends in alle umliegenden Dörfer und las auf alle frischen Gesellen, die er bekommen und haben konnte, daß sie einzeln auf das Haus kämen. Die hielten sich zusammen an einer Stelle im Hause.

Als nun die Zeit kam, daß man schlafen gehen wollte, da hatte Siegmund von Czirnau es so geschicket und gefüget und die Hussen gar weit voneinandergelegt und gestreckt. Und zunächst legte Siegmund von Czirnau die zwei Herren, den Knyzze Wedirsich und Mihalko, zuoberst in einen Erker und Gemach. Danach lagerte man wohl fünfzig böhmische Gesellen in eine Kammer mitten im Hause und nahm von ihnen allen ihre Harnische, Waffen und Wehren. Und endlich die Knechte und die geringe Gesellschaft legten sie in den Vorhof vor das Haus; die vierte Rotte und den vierten Haufen schickten sie in die nächsten Dörfer am Hause. Und da geschehen war, daß sie die Hussen und Böhmen alle unterbrachten und legten, wie ihr gehört habt, da rüstete sich Siegmund von Czirnau mit den Gesellen, die er auf einen Ort gesandt und versteckt hatte, die nahm er an sich, und sie zündeten viel Lichter und Fackeln und Luzernen an, zogen heraus ihre Schwerter, Dolche und Messer und beredeten es so mit den Wächtern auf der Mauer, daß diese anhuben, grausam, gräßlich und greulich zu schreien, so daß die Böhmen nicht wissen noch erkennen konnten, was die auf dem Hause vorhätten. Und darauf ging Siegmund von Czirnau zuerst mit seinen Gesellen vor Erker und Gemach, wo die zwei Herren lagen, Herr Knyzze Wedirsich und Mihalko, und er klopfte gar leise an die Tür mit zween Fingern. Da sprachen die zwei Herren: ‚kto tho? kto tho?', d. i. wer da? Da sprach Siegmund von Czirnau: ‚Pah Hein.' Nun taten sie die Tür auf, da hatte Siegmund von Czirnau und alle seine Helfer und Gesellen ihre bloßen Schwerter und Dolche in den Händen und schrien mit grausamen Stimmen: ‚daywothe se, daywothe se', d. i. ergebt euch. Da sprachen sie: ‚O pan Hain, czom wtczmisch?', d. i. was tust du, Hein, gegen uns? Da aber sprach Siegmund von Czirnau: ‚Gebt euch nur gefangen, es ist kein Heim mehr allhier.' Und das war so, denn Hein von Czirnau hielt sich woanders im Hinterhalt. Und es geschah in derselben Nacht durch die Schickung Gottes, daß seine Frau, welche die Jünglingin von Teschen hieß, verschied und starb. Und die im Schloß nahmen die zween Herren gefangen und setzten

sie in eine Kammer, die stand auf der Mauer. Darin war ein heimliches Gemach, das ging über die Mauer. Da brach sich Mihalko in der Nacht mutternackt durch und kam so fort bis nach Böhmen. Aber den Knyzze Wedirsich hielten sie gefangen zu Schweidnitz. Und durch dies ward die Stadt Nimtsch wieder befreit und dem Lande zurückgegeben.

1443. Das Land rüstete sich und besandte sich, und es brachen auf wohl an vierhundert Pferde. Sie wußten wohl, daß die Böhmen und Hussen den Willen hatten, in das Land zu ziehen, aber sie wußten nicht, an welchem Ende; deshalb lagerte sich die Landschaft eine Meile Wegs von Schweidnitz bei Bögendorf und wollte dort horchen, sehen und erkennen, an welchem Ende die Feinde in das Land herankommen würden. Nur Hein von Czirnau hatte eine heimliche Sorge, sie würden auf Bolkenhain zukommen (wo er damals gesessen hatte), wie es auch geschah. Darum sandte er auch eilends einen reitenden Boten nach Bolkenhain und ließ dem Bürgermeister sagen und bitten, man solle die Wache stark und gut bestellen, denn er hätte sichere Botschaft, daß die Böhmen und Feinde ins Land wollten, auf Bolkenhain zu. Und der Bürgermeister erließ Warnungen auf die Dörfer; weil aber die Wache der Stadt noch nicht gut gestellt und bewahrt war, und weil uns die Botschaft von Hein Czirnau des Abends kam, so kamen die Feinde am Morgen früh, als der Tag anbrach, über die Mauer. Denn sie waren am Abend schon zu guter Zeit um die Stadt gezogen und versteckten sich und drückten sich hinter die Berge und in die Felsen, und rüsteten in der Nacht Leitern mit sehr guter Muße. Die Leitern nämlich waren ganz kurz, jede von vier Sprossen, so daß vier von den Leiterstücken kaum auf die Mauer reichten; und das erste Stück der Leiter hatte vorn ein Rädlein oder eine Scheibe, wenn man die an die Mauer setzte, so fuhr sie an der Mauer hinauf und ward nicht gehemmt. Die andern Leitern oder Stücke aber waren so zugerichtet und gemacht, daß eine in die andere paßte und ein Stück das andere faßte mit einem eisernen Band, wie sie dieselben hinterlistig und boshaft schon früher gegen uns angelegt hatten. Dieselbigen Leitern

hatten sie in der Nacht an die Mauern dorthin gebracht, wo die Stadt und der Berg an der Stadt am allerhöchsten ist, und die Leitern waren so breit und weit, daß zwei von den Feinden nebeneinanderliefen und hinaufstiegen. Als sie nun die Leitern vierfach angelegt hatten und der Tag anbrach, da fingen sie an vierfach hinaufzusteigen. Als sie nun auf die Mauer kamen, da fanden sie stadtwärts keinen Gang auf der Mauer, und sie mußten auf der Mauer einen weiten Weg rutschen und kriechen, bis sie an ein Waschhaus kamen, an dem fanden sie eine Treppe, und so kamen sie leider zu uns in die Stadt. Und als nun viele von ihnen hereingekommen waren, da fingen sie an grausam zu schreien und zu brüllen wie der Teufel und aufzutrompeten. Das geschah am letzten Donnerstag vor Bartholomäi. Als wir solches grausame Geschrei und Getümmel hörten, da erschraken wir kläglich; wer da fliehen und laufen konnte, der lief auf die Tortürme oder auf den Kirchturm und auf andere Türme; nur auf das Haus konnten wir nicht kommen, da die Feinde zunächst dem Schloß in die Stadt gestiegen waren, und wer auf das Haus wollte, den erschlugen sie auf dem Wege. Als nun die Leute aus der Stadt sich verkrochen und still hielten, da gingen die Hussen mit großen Haufen in die Stadt, etliche liefen der Kirche zu, etliche den besten Häusern, so daß ihrer wohl achte zu mir kamen. Und sie stießen mir den Kramladen auf und stellten zwei von sich an die Haustür mit bloßen Schwertern und ließen niemand in das Haus, solange bis sie meinen Kram und das Gerät ganz und gar ausgeteilt und ausgebeutet hatten. Meine Frau lag die Zeit in ihren Sechswochen, Gott sei ihr gnädig; die hatte doch auch gute Sachen bei sich, als ihr Bettgewand und ihre Kleider in der Stube, worin sie lag. Und doch taten sie ihr die Ehre an, daß keiner der Feinde in die Stube zu ihr gehen wollte. Nur zwei von ihnen, die mit ihr wohlbekannt waren und denen sie viel Gutes in unserem Hause getan hatte, die gingen zu ihr an die Stubentür und beklagten sie, es täte ihnen leid, und sie brachten ihr auch heimlich eine Bettdecke und ein Decklaken und sprachen: ‚Frau, sie werden alsbald die Stadt anzünden, darum laßt

rasch in die Keller tragen alles, was ihr mögt und behalten wollt, denn wir wollen sogleich weg.' — Als sie nun alle Häuser ausgeplackt und beraubt hatten, da wären sie gern weg gewesen und konnten doch nicht zu den Toren hinauskommen, denn das Fußvolk war auf die Türme und Torhäuser gewichen und warf [illegible] dort Steine herab unter sie, so daß sie nicht zu den Toren hinaus gern hinausgewesen. Endlich fanden sie [illegible]ten und wären doch an der langen Seite, die war vor langen Jahren alte Pforte mauert. Die brachen und hackten sie auf und trugen das Geräte durch die Pforte über die Gräben und beluden alle ihre Wagen und wollten wieder weg auf Böhmen zu. Sie ließen die Stadt anzünden und zogen hinauf vor Landshut. Da nun die Landschaft, die da stark gesammelt bei Bögendorf lag, sah, daß ein solcher großer Rauch und Feuer aufging, da sprach ein jedermann: ‚Es ist fürwahr Bolkenhain oder um Bolkenhain.' Da rannten sie und jagten gar rasch und eilig vorne vor und auf Landshut zu, so daß sie die Feinde aus Böhmen daselbst erreichten und erlangten. — Als nun die Böhmen und Hussen sich wandten und umkehrten nach der Landschaft hin, da wurden sie gewahr, daß noch ein großer Haufe der Unsern über den Galgenberg kam, darauf erschraken sie und gaben die Flucht. Da schlugen die Unsern auf sie, und das Fußvolk bei den Wagen floh in die Büsche und ließ die Wagen mit unserm Gut und Gerät stehen; das wurde ihnen wieder abgeschlagen, und von den Fußgängern wurden viele gefangen und auch von den Reisigen. Sie wurden unter die Städte geteilt." — — Soweit der Bericht aus Bolkenhain.

Die Hussitenkriege verwüsteten das mittlere Deutschland, zumal die Dörfer, in unerhörter Weise. Noch erinnern in Thüringen, Franken, Meißen, Schlesien alte Ortsnamen über beackerten Feldern an die Zerstörung. Die Kriege wurden durch Uneinigkeit der Böhmen und Verträge notdürftig gestillt. Aber bis zum Ende des Jahrhunderts währten die Raubzüge böhmischer Haufen und Aufstände des verwilderten Volkes. Und Böhmen behielt, trotz dem Frieden und der Krönung König Girsiks durch zwei katholische Bi-

schöfe, seine separatistische Stellung zur Kirche und zum Reich. Die Einheit der Christenheit war zerrissen. Mitten unter Deutschen bestand ein Gottesdienst, der in blutiger Empörung dem Papsttum abgerungen war. Das Beispiel sollte für die Deutschen nicht verloren sein.

Eine deutsche Frau am Fürstenhof

(Um 1440)

Die kleinen Bilder aus den Kämpfen der Schlesier und Hussiten sind nicht arm an Einzelheiten, welche Art und Sinn des Volkes charakterisieren. Zunächst freilich empfinden wir das Fremdartige eines entfernten Jahrhunderts aus der Methode des Berichterstatters Martin selbst. In seiner knappen und doch lebendigen Darstellung werden die Tatsachen berichtet, die Reflexion darüber hat noch keinen Ausdruck gefunden. Wie würdig und mannhaft der Tod des Pfarrers Megerlein war, wie treulos die List des Hein von Czirnau, das empfindet zwar der Erzähler, aber er fühlt noch nicht das Bedürfnis, sein Urteil auszusprechen, ja es fehlt ihm die Sicherheit und Gewandtheit dazu. Noch ist am wichtigsten, was geschieht, nicht aber, warum es geschieht und in welchem innern Zusammenhang. Die Bewegungen einer Menschenseele bis zum Moment einer Tat sind noch nicht so durchsichtig oder nicht so imponierend, daß ihre Schilderung lohnte. Und wie der Erzähler empfinden auch die Menschen, von denen er spricht, einfach, naiv, kurz gefaßt. Der schnell gewonnene Entschluß wird gekreuzt durch den übermächtigen Eindruck eines Augenblicks, der meißnische Heerhaufe, eben noch so tapfer, flieht in dem Grausen der Nacht. Solange Hoffnung ist zu leben, spannt sich die Seele erfinderisch zu List und Widerstand; schwindet die Hoffnung, so geht der Gefährdete entschlossen zum Tode. Auch der Pfarrer, von seinen Beichtkindern verlassen, ermahnt noch die jungen Gesellen zum Widerstand, so klein seine Hoffnung

ist, sich zu retten, aber gegenüber der Zumutung seines hussitischen Bekannten bleibt er ein Mann in elendem Tode. Wenig gilt das Menschenleben, hartherzig und grausam wird getötet, aber die Stube der Kindbettin ehren die stürmenden Böhmen, und für genossene Freundlichkeit lohnen die Plünderer mit fast rührendem Eifer. Dicht neben zügellosem Egoismus steht heldenhafte Selbstverleugnung, neben roher Gesinnungslosigkeit der stärkste Glaubensmut. Glaube und Eigennutz sind die starken Triebfedern, welche zum Handeln drängen, Liebe und Haß arbeiten rücksichtslos, vereinigend und trennend, belebend und tötend. Eng ist der Gesichtskreis des einzelnen, aber sicher und tüchtig bewegt er sich auf dem bekannten Gebiet.

Die Böhmen sind lange Zeit die stärkeren, weil bei ihnen der einzelne am stärksten erfüllt ist von den Gefühlen, welche zum Zusammenschluß treiben und über die egoistischen Triebe hinausheben. Die Vereinigung von Glaube und Heimatgefühl macht ihren idealen Inhalt größer, ihren Haß gewaltiger. Aber auch dieser geistige Gehalt erscheint in der Gebundenheit einer unfreien Zeit. Die Hussiten sind nur ausnahmsweise bemüht zu bekehren, sie berauben und töten ihre Feinde, den Kelch bewahren sie für sich als eigene Habe, sie dringen ihn den Fremden nicht auf. Hundert Jahre später waren jeder Bürger, jede Kirchgängerin bereit und geübt für die Dogmen ihres Glaubens über Abendmahl, gute Werke und Gnade mit den Lippen zu kämpfen; Proselyten machen erschien als verdienstliche Arbeit für Geistliche und Laien. Aber der große Vertiefungsprozeß der Nation hatte mit den Predigten Bruder Berchtholds und dem Scheiterhaufen von Kostnitz erst begonnen, noch war der Geist des Volkes nicht geübt in den Kreisen seiner Beweisführung, noch war die deutsche Volkssprache nicht zu gewandter Dialektik ausgebildet. Denn man glaube nicht, daß nur die Verschiedenheit der Sprachen die Hussiten gehindert hat. Wie heiß die Andacht, wie hoch die Begeisterung einzelner Hussitenhaufen war, die Krieger waren in der Regel noch unfähig zu disputieren und eindringlich vorzutragen was ihr Gemüt bewegte. Erst durch die gedruckten Büchlein,

durch die Humanisten und Luther kam solche Fertigkeit unter die Enkel der Hussiten, die böhmischen Brüder.

Diese kleinen Blicke in die gemütlichen Regungen des 15. Jahrhunderts seien ergänzt durch eine andere Erzählung, in welcher Leben und Seelenbewegung einer klugen und willenstarken Frau kenntlich werden. Der Kreis, in welchem sie auftritt, ist der Hof einer deutschen Kaisertochter.

Wenige unserer Hofchargen mögen in der Erkenntnis leben, um wieviel behaglicher, sicherer und anständiger ihr Amt ist als der Dienst ihrer Vorgänger, denen Kaiser Wenzel seine Stiefeln an den Kopf warf, oder Margareta Maultasch mit festgeschlossener Fürstenhand einen Faustschlag verlieh. Männer und Frauen vom Hofe mußten in früheren Jahrhunderten starke Nerven und eine feste Gesundheit haben, sie mußten Hitze und Kälte, im Winter den Zug der schlecht verwahrten Wohnungen, im Sommer den tagelangen Ritt auf schweren Reisekleppern mit lächelndem Munde ertragen; die Männer mußten stark trinken und die Fertigkeit besitzen, ihre Besinnung später zu verlieren als ihr gnädiger Herr, wenn sie nicht von diesem und andern fürstlichen Gästen begossen, mit Kohle bemalt und endlich mit Füßen getreten werden wollten; die Frau am Hof mußte es nicht unbehaglich finden, mit Haufen stark betrunkener Männer von rohem Wesen zu scherzen, oder die Nachtruhe durch das Geklirr bloßer Schwerter und das Geschrei einer empörten Volksmenge gestört zu finden. Es begegnete wohl auch am Kaiserhof, daß einmal kein Geld auf neue Schuhe in der Kasse war, und daß die ehrlichen Bürger müde wurden, dem Hofe ihres Gebieters den nötigsten Bedarf an Fleisch und Brot zu liefern. Fast alle größern Höfe führten noch ein Wanderleben, und auf der Reise waren schlechte Herbergen, grundlose Wege und zuletzt dürftige Kost nicht die größten Unbequemlichkeiten. Oft waren die Straßen unsicher, nicht selten die gute Aufnahme am Ziel der Reise zweifelhaft.

So roh aber und unbehilflich das Hofleben früherer Jahrhunderte uns erscheinen muß, es war im 15. Jahrhundert doch bereits in fortschreitender Ausbildung begriffen.

Die Macht der Fürsten gegenüber den großen Vasallen war, im ganzen betrachtet, im Steigen. Schon gab es eine Hofluft mit sehr eigentümlichem Parfüm, schon damals gab es eine feurige Loyalität und den starren Stolz hochadligen Blutes; schon damals waren zwischen den Regierenden und ihrer nächsten Umgebung dieselben gemütlichen Beziehungen vorhanden, welche noch jetzt an den Höfen charakteristisch sind: von oben zartes Vertrauen, von unten schrankenlose Hingebung, und im Gegenbild oben und unten perfider Egoismus und gegenseitige Verachtung, die sich hinter gnädigem Lächeln und unterwürfigem Wesen zu verbergen wußten. Und schon im 15. Jahrhundert begannen Sprache und Etikette viel von der Devotion zu zeigen, welche durch den Servilismus des 17. und 18. Jahrhunderts volle Ausbildung erfuhr.

Zwar sind es Bilder vom ungarischen Königshof, welche hier vorgeführt werden, aber das Königsgeschlecht selbst und die Erzählerin sind Deutsche. Es ist der Hof der Königin Elisabeth, Tochter Kaiser Sigismunds, Witwe Kaiser Albrechts von Österreich, des im Jahre 1439 verstorbenen Königs von Ungarn. Das deutsche Kaisergeschlecht der Luxemburger ist seit Karl IV. wohl das ruhmloseste von allen, welche über Mitteleuropa geherrscht haben. In der Übergangszeit aus der gewalttätigen Politik des Mittelalters zu einer verfeinerten der Neuzeit vereinigte es die Fehler und Laster beider Regierungsmethoden, ohne die charakteristischen Vorzüge von einer zu besitzen. Und nicht der Beste ihres Geschlechts war Kaiser Sigismund, gewalttätig ohne Tapferkeit, hochfahrend ohne Selbstgefühl, intrigant ohne Energie, der gewissenloseste und dabei launenhafteste aller Menschen; von großer geistiger Rührigkeit und Tatenlust, ohne Willens- und Arbeitskraft, brachte er in Unheil, was er anfaßte, und machte sein Leben zu einer Reihe von Verbrechen, Enttäuschungen, Demütigungen und unverhofften Erfolgen, welche zuweilen schimpflicher waren als seine Niederlagen. Auch seine Tochter Elisabeth litt an dem Fluch ihres Hauses. Sie war eine kräftige, herrschsüchtige Frau, die, wie man erzählte, ihren Gemahl mit Härte bevormundet hatte, bei den Ungarn, deren Sprache sie fertig sprach, nicht unbeliebt. Aber auch ihr Schicksal war es, Ungarn in Schwäche und Verwirrungen zu stürzen. Doch wie sie sonst in der Geschichte verurteilt werden muß, es scheint, daß sie etwas vor ihrem Vater und einer verworfenen Mutter voraus hatte; sie besaß ein sicheres Gefühl ihrer Hoheit und war, was ihre Eltern niemals waren, eine durchaus vornehme Dame. Diese Eigenschaft verhinderte sie zwar nicht, aus politischen Gründen Unwürdigkeiten zu begehen, denen jede Zeit das Prädikat gemein gegeben hat, aber sie fesselte doch die Seelen anderer Menschen fest an die ihrige. Denn der Zauber, welchen eine vornehme Haltung auf andere ausübt, hat sich mehr als einmal als verhängnisvolles Surrogat besserer Eigenschaften, der bürgerlichen Redlichkeit und eines wahrhaft adligen Sinnes, bewiesen.

So war auch eine ihrer Dienerinnen, Helene Kottanner*, ihr mit unerschütterlicher Treue ergeben. Diese war als Kammerfrau und Erzieherin der vierjährigen Königstochter zugleich die Vertraute und Ratgeberin ihrer Herrin. Eine warme Loyalität und eine mütterliche Liebe zu dem kleinen König Ladislaus machten sie zur zuverlässigsten Parteigängerin der Königsfamilie. Sie entwendet für ihre Herrin heimlich die ungarische Krone, sie trägt den kleinen Ladislaus durch die Sümpfe Ungarns und die Waffen rebellischer Magnaten zu seiner Krönung und wird, als ihn das Schicksal von seiner Mutter trennt, seine Erzieherin. — Und nicht am wenigsten merkwürdig ist, daß dieselbe Frau in einer Zeit des rührigen Handelns, wo auch den Männern das Schreiben lästig oder unmöglich war, die wichtigsten Ereignisse ihres Lebens und ihren Anteil an der Politik in Memoirenform niederschrieb. Die Verwunderung über einen so ungewöhnlichen Einfall steigert sich, wenn man das Bruchstück ihrer Denkwürdigkeiten, welches uns erhalten ist,

* Der Name ihres Mannes. — Die „Kottner", „Kottenauer" waren ein fränkisches Geschelcht, fünf Mitglieder desselben sagten bei der großen Fehde von 1449–51 der Stadt Nürnberg ab. Vergleiche Chronik der deutschen Städte II, S. 596.

näher betrachtet. Ihre Erzählung ist auffallend detailliert rücksichtslos, klar und wirksam.

Und doch ist kein Zweifel, daß das Bruchstück echt ist. Es wurde nach der Handschrift, die jetzt in der k. k. Bibliothek zu Wien (Nr. 292 o) aufbewahrt wird, unter dem Titel: Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottannerin. 1439. 1440. Leipzig 1846 von Stephan Endlicher mit einigen erläuternden Bemerkungen herausgegeben. Aus diesen Denkwürdigkeiten sei hier die Hauptbegebenheit, der Raub der ungarischen Krone und die dadurch möglich gewordene Krönung des Kindes Ladislaus herausgehoben.

Zum Verständnis genügt es, daran zu erinnern, daß die Krone des heiligen Stephan, „die heilige", bis in die neueste Zeit für das ungarische Volk eine geheimnisvolle Bedeutung hatte: nur durch sie konnte man der echte König von Ungarn werden. Und diese mystische Bedeutung hat, wie bekannt, noch in neuester Zeit der langen und traurigen Geschichte dieser Krone einige romanhafte Abenteuer zugesetzt. Damals als König Albrecht starb, hatte seine Witwe Elisabeth den Erben, welchem die Ungarn schon vor Jahren die Nachfolge im Lande zugesichert hatten, noch nicht geboren. In dem wilden und egoistischen Hader der einzelnen Aristokraten, welcher damals Ungarns Schicksale bestimmte, lassen sich doch im ganzen zwei große Parteien unterscheiden, die nationale, zu gleicher Zeit die aristokratische, und die deutsche, die Partei der Königsfamilie und der deutschen Bürgerschaften. Keine von beiden hat unveränderlich das beste Recht, doch ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Partei zum Teil durch Elisabeth, noch mehr unter ihrem Sohn Ladislaus V. durch die größere Schwäche und Unzuverlässigkeit sich selbst vernichtet und in der glänzenden Person des Matthias die nationale Fraktion zum Siege gebracht hat. Bei Albrechts Tode war das Land nicht nur durch die Roheit und die Gelüste seines Adels zerrissen, sondern auch von den Türken ernsthaft bedroht. Die nationale Partei vereinigte sich, den König Wladislaus von Polen zum König zu machen, die deutsche suchte jede Möglichkeit, dem

deutschen Königsgeschlecht die Herrschaft zu erhalten. — Helene Kottanner erzählt:

„Ihre Gnaden die edle Königin kam auf die Plintenburg* und viele ungarische Herren mit ihr. Sie gingen in das Gewölbe, trugen die Truhe mit der heiligen Krone herauf und nahmen die heilige Krone mit dem Gehäuse heraus. An diesem waren viele Siegel. Die brachen sie ab, nahmen die Krone heraus und sahen dieselbe recht genau an. Ich war dabei. Danach nahmen sie die heilige Krone und setzten sie in eine kleine Kiste. Nun stand nahe bei derselben Kiste ein Bett, darauf lag die edle Königin mit schwerer Leibesbürde, und bei ihr in demselben Gemach lagen zwei Jungfrauen, die eine hieß Barbara, eines ungarischen Herrn Tochter, die andere hieß die Fronacherin, ein Nachtlicht, auch eine Wachskerze bei ihnen, wie denn Gewohnheit ist bei den Fürstinnen. Nun war die Jungfrau in der Nacht aufgestanden, und weil sie übersehen hatte, daß das Licht umgefallen war, entstand Feuer in dem Gemach, und es brannte an die Kiste, so daß diese versengt ward, und oben auf der Kiste lag ein blaues samtenes Polster, darein brannte ein Loch, größer als eine Spanne. Und merket das Wunder, es war der König noch verschlossen in seinem Mutterleib, der die heilige Krone tragen sollte, und beide waren kaum zwei Klafter voneinander entfernt, die hätte der böse Feind gern mit der Feuersbrunst geschädigt, aber Gott war Hüter, der hat die Königin zu rechter Zeit aufgeweckt. Ich lag damals bei der jungen Königin. Da kamen die Jungfrauen, ich sollte schnell aufstehen, es brenne in dem Gewölbe, worin meine gnädige Frau läge. Ich erschrak gar sehr, stand eilig auf und eilte in das Gemach. Es war voller Rauch, und ich dämpfte und löschte das Feuer, ließ den Rauch heraus und füllte es wieder mit frischer Luft, daß die edle Königin die Nacht darin schlafen konnte. Des Morgens kamen die ungarischen Herren zu meiner Frau Gnaden; da sagte ihnen Ihre Gnaden, wie es ihr über Nacht

* Das berühmte ungarische Königschloß Vissegrad in einem Knie der Donau, vier Stunden nördlich von Budapest. Dieser erste Besuch des Vissegrad durch die Königin fällt in die letzten Wochen des November 1439.

ergangen war, und wie nahe es gebrannt hätte bei ihr und bei der heiligen Krone. Das nahm die Herren Wunder, und sie rieten, man sollte die heilige Krone wieder in die Truhe tun und sollte sie wieder in das Gewölbe tragen, worin sie vorher gewesen war. Das geschah an demselben Tage. Die Tür ward wieder versiegelt wie zuvor, aber es waren der Siegel nicht so viele als vorher. Und die ungarischen Herren wollten haben, daß sie das Schloß ihrem Vetter Laßla Wan von Gara* übergebe. Das geschah. Herr Laßla Wan von Gara nahm das Schloß ein und besetzte es mit einem Burggrafen.

Nachdem das alles geschehen, schied die edle Witwe, meine gnädige Frau, nach Ofen, beladen mit schwerer Leibesbürde und umgeben von vielen Sorgen, denn die ungarischen Herren wollten nur, sie sollte einen Mann nehmen. Und es wollte Herr Laßla Wan, ihr Vetter, sie sollte den König von Polen nehmen; aber sie wollte nicht, denn ihr hatten alle ihre Ärzte gesagt, sie trüge einen Sohn, und darauf hatte sie Hoffnung, aber sie konnte die Wahrheit nicht wissen und konnte sich nicht danach richten. — Und ihr ward geraten, den von Polen zu nehmen, und sie sollte unterdes tun, was zu ihrem Besten wäre, man würde dann schon eine Aushilfe finden, daß sie davonkäme. Da fing die edle Königin an zu denken und zu trachten, wie sie die heilige Krone von den ungarischen Herren weg in ihre Gewalt bringen könnte. Da hätten die ungarischen Herrn gern gesehen, daß die edle Königin sich auf der Plintenburg in das Kindbett gelegt hätte. Das war Ihrer Gnaden nicht recht —, und sie kam nicht auf das Schloß. Das tat sie in stillem Überlegen, denn zunächst hatte sie Sorge, wäre sie auf das Schloß gekommen, so wäre sie mit Gewalt dort festgehalten worden, sie mit ihrem Kinde; und ferner sollte man destoweniger daran denken, daß sie nach der heiligen Krone trachtete. Deshalb nahm die edle Königin ihre jüngste Tochter, Frau Elisabeth, aus dem Schlosse zu sich an den Hof und mich mit ihr und noch zwei Jungfrauen und ließ die andern dort

* Ban Ladislaus von Gara, Vetter der Königin Elisabeth.

oben. Das nahm jedermann Wunder, warum Ihre Gnaden die Jungfrauen und ihr anderes Hofgesinde, das meiner jungen Frau zugegeben war, da oben ließ. Warum das war, das wußte niemand als Gott, Ihre Gnaden und ich.

Die edle Königin zog sich mit ihrer jungen Tochter, Frau Elsbeth, aufwärts nach Komorn. Auch Graf Ulrich von Cilly* kam zu Ihrer Gnaden als ein treuer Freund, und sie berieten sich, wie man ein Mittel finden möchte, die heilige Krone aus der Plintenburg herauszubringen. Da kam meine gnädige Frau an mich, daß ich es tun sollte, weil niemand, dem sie darin vertrauen möchte, die Gelegenheit so gut wüßte als ich. Darüber erschrak ich sehr, denn es war für mich und meine kleinen Kinder ein gefährliches Wagnis, und ich dachte hin und her, was ich darin tun sollte, wußte auch niemand um Rat zu fragen als Gott allein; und ich gedachte, wenn ich es nicht täte und es entstände etwas Übles daraus, so wäre die Schuld mein vor Gott und vor der Welt. So willigte ich ein, auf der schweren Reise mein Leben zu wagen, und ich begehrte einen Gehilfen. Da wurde ich um Rat gefragt, wen ich dazu tauglich hielte. Da riet ich zu einem, von dem ich glaubte, er wäre meiner Frau mit ganzer Treue ergeben, der war ein Kroat. Er ward in den heimlichen Rat gefordert und ihm vorgehalten, was man von ihm begehrte. Da erschrak der Mann so sehr, daß er die Farbe wechselte, als ob er halb tot wäre, war auch nicht willig und ging hinaus in den Stall zu seinen Pferden. Ich weiß nicht, ob es Gottes Wille war oder ob er sonst ein Ungeschick beging, es kam aber die Nachricht zu Hofe, er sei schwer von dem Pferde gefallen. Und als es sich mit ihm besserte, da machte er sich auf und ritt weg nach Kroatien. Und die Sache mußte länger anstehen, und meiner Frau Gnaden ward traurig, daß der Schwachherzige jetzt um die Sache wußte, und auch ich war in großen Sorgen.

Als nun die rechte Zeit kam, in der Gott der Allmächtige seine Wunderwerke bewirken wollte, da schickte er uns einen Mann, welcher willig war, die heilige Krone heraus-

* Ebenfalls Vetter der Königin und des Ladislaus von Gara.

zugewinnen, der war ein Ungar und war genannt der . . .;* der faßte die Sache weise, getreu und männlich an. Wir richteten zu, was wir zu der Tat bedurften, und nahmen etliche Schlösser und zwei Feilen mit. Der mit mir sein Leben wagen wollte, der legte einen schwarzen samtnen Bettrock an und zween Filzschuhe, und in jeden Schuh steckte er eine Feile, und die Schlösser nahm er unter den Rock. Und ich nahm meiner gnädigen Frau kleines Siegel, und ich hatte die Schlüssel zu der vorderen Tür, denn bei der Türangel war auch eine Kette und eine Klammer, daran hatten wir auch ein Schloß angeschlagen, ehe wir fortgingen, damit niemand anders ein Schloß dorthin schlagen möchte. Als wir nun bereit waren, sandte meiner Frau Gnade einen Boten voraus auf die Plintenburg und tat dem Burggrafen und den Jungfrauen zu wissen, daß diese sich danach richten sollen, und daß sie bereit wären, nach Komorn zu fahren zu Ihrer Gnaden, sobald der Wagen käme. Als nun der Wagen bereit war, den man nach den Jungfrauen schicken wollte, und der Schlitten, worauf ich fahren sollte und er, der mit mir in der Sorge war, da ordnete man uns zwei ungarische Herren zu, die mit mir zu den Jungfrauen reiten sollten. Wir zogen nun hin; da kam dem Burggrafen die Kunde, daß ich nach den Jungfrauen käme. Ihn und das Hofgesinde meiner Frau nahm es Wunder, daß man mich fortließ von meiner jungen Herrin, weil sie noch klein war, denn man ließ mich nicht gern von ihr, das wußten sie alle wohl. Der Burggraf war ein wenig krank und hatte den Willen gehabt, er wollte sich zur Tür legen, durch die der erste Eingang zu der heiligen Krone war. Da wollte Gott haben, daß sich sein Unwohlsein vergrößerte, und die Knechte durfte er nicht dahin legen, weil es doch in dem Frauengemach war. Er legte deshalb ein leinenes Tüchel um das Schloß, das wir an der Angel angeschlagen hatten, und ein Siegel darauf.

Als wir nun auf die Plintenburg kamen, waren die Jungfrauen fröhlich, daß sie zu meiner Frau Gnaden reisen sollten, und richteten sich zu und ließen eine Truhe machen zu ihren Kleidern. Damit hatte man lange zu tun und pochte bis in die achte Stunde. Und der mit mir war, der kam auch in die Frauenstube und hatte seinen Scherz mit den Jungfrauen. Nun lag ein wenig Holz vor dem Ofen, womit man einheizen wollte, darunter verbarg er die Feilen. Die Knechte aber, die den Jungfrauen dienten, hatten das unter dem Holz ersehen und fingen an, miteinander zu raunen. Das hörte ich und sagte es ihm sogleich. Da erschrak er so sehr, daß er die Farbe wechselte, nahm die Feilen wieder zu sich und barg sie anderswohin und sprach zu mir: ‚Frau, seht zu, daß wir Licht haben.' Und ich bat eine alte Frau, daß sie mir etliche Kerzen gäbe, weil ich viel zu beten hätte, denn es war an einem Samstag Nacht und war der nächste Samstag nach Allermanns Fasching. — Ich nahm die Kerzen und verbarg sie in der Nähe. Als nun die Jungfrauen und jedermann schlafen war, da blieben in der kleinern Stube ich und die alte Frau, die ich mit mir gebracht hatte, die konnte kein Wort Deutsch und wußte auch von der Sache nichts, hatte auch vom Hause keine Kundschaft und lag da und schlief fest. Da jetzt die Zeit war, kam er, der da mit mir in den Nöten war, durch die Kapelle an die Tür und klopfte an. Da tat ich ihm auf und schloß nach ihm wieder zu. Nun hatte er einen Knecht mit sich gebracht, der ihm helfen sollte, der hieß mit Taufnamen ebenso wie er, der hatte ihm geschworen. Und ich gehe hin und will ihm die Kerzen bringen, da waren sie verloren. Da erschrak ich so sehr, daß ich nicht wußte, was ich tun sollte, und fast wäre die Sache gescheitert allein des Lichtes wegen. Da bedachte ich mich, ging und weckte heimlich die Frau, die mir die Kerzen gegeben hatte, und sagte ihr, die Kerzen wären verloren und ich hätte noch viel zu beten. Da gab sie mir andere. Ich war froh, gab ihm die, gab ihm auch die Schlösser, die man wieder anschlagen sollte, und meiner gnädigen Frau kleines Siegel, womit man wieder zusiegeln sollte, und die drei Schlüssel, die zu der vordern Tür gehörten. Er nahm von dem Schloß das Tuch mit dem Petschaft, das der Burggraf darauf gelegt hatte, öffnete, ging hinein mit seinem

* Der Name scheint in der Handschrift vernichtet.

Diener und arbeitete stark an den andern Schlössern, daß das Schlagen und Feilen überlaut war. Und die Wächter und des Burggrafen Volk waren dieselbe Nacht gar munter in der Sorge, die sie um die Krone hatten, dennoch hat der allmächtige Gott aller Ohren verstopft, daß keiner von ihnen den Lärm hörte. Nur ich hörte alles wohl, und ich hielt unterdes die Wache in großer Angst und Sorge. Und ich kniete nieder in großer Andacht und bat zu Gott und zu unserer lieben Frau, daß sie mir und meinen Helfern beistände. Doch hatte ich größere Sorge um meine Seele als um mein Leben und bat zu Gott, wenn das wider Gott geschähe, so daß ich deshalb verdammt werden sollte oder daß ein Unglück daraus für Land und Leute entstehen sollte, daß in diesem Falle Gott meiner Seele gnädig wäre und mich lieber hier zur Stelle sterben ließe. Als ich so bat, da klang ein starker Ton und ein Gerassel, als wenn viele Harnischen an der Tür wären, durch die ich den eingelassen hatte, der mein Helfer war, und mir kam vor, als wollten sie die Tür aufstoßen. Da erschrak ich gar sehr, erhob mich und wollte die warnen, daß sie von der Arbeit abließen. Da kam mir der Einfall, zuerst an die Tür zu gehen, und das tat ich. Als ich an die Tür kam, war das Getöse zu Ende, und ich hörte niemand mehr. Da gedachte ich mir wohl, daß es ein Gespenst war und ging wieder an mein Gebet und verhieß unserer lieben Frau eine Fahrt nach Zell* mit barfußen Füßen, und solange ich die Fahrt nicht geleistet hätte, solange wollte ich am Samstagnacht nicht auf Federn liegen; und ich spreche auch alle Samstagnacht, solange ich lebe, unserer lieben Frau ein besonderes Gebet und danke ihr für die Gnade, die sie mir bewiesen hat, und ich bitte sie, daß sie ihrem lieben Sohne, unserm lieben Herrn Jesus Christus, für mich danke wegen der großen Gnade, die mir sein Erbarmen so offenbar bewiesen hat. Und da ich noch bei meinem Gebet war, da däuchte mich wieder, daß ein großes Getöse und ein Gerassel mit Harnischen an der andern Tür wäre, wo der eigentliche Eingang in die

* Maria-Zell in Steiermark.

Frauenstube war. Da erschrak ich so sehr, daß ich vor Angst am ganzen Körper zitterte und schwitzte und dachte, es wäre doch nicht ein Gespenst, und während ich an der Kapellentür gestanden hätte, unterdes wären sie herumgegangen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte und lauschte, ob ich bei den Jungfrauen vielleicht etwas hörte. Ich hörte niemand. Da ging ich langsam die kleine Treppe hinab durch die Kammer der Jungfrauen an die Tür, wo der gewöhnliche Eingang in die Frauenstube war. Als ich an die Tür kam, da hörte ich niemand. Da war ich froh und dankte Gott und ging wieder an mein Gebet und dachte mir wohl, daß es der Teufel war, der die Sache gern hintertrieben hätte.

Als ich mein Gebet vollbracht hatte, stand ich auf und wollte in das Gewölbe gehen und sehen, was sie taten. Da kam mir der Mann entgegen, ich sollte mich freuen, es wäre vollbracht. An der Tür hatten sie die Schlösser abgefeilt, aber an dem Gehäuse waren die Schlösser so fest, daß man sie nicht abfeilen konnte, man mußte das Holz aufbrennen. Dadurch entstand ein so großer Rauch, daß ich wieder in Sorge war, man würde dem Rauch nachforschen; das verhütete aber Gott. Als nun die heilige Krone ganz frei war, da schlossen wir die Tür wieder überall zu und schlugen andere Schlösser an statt der Schlösser, die man gebrochen hatte, und drückten das Siegel meiner gnädigen Frau wieder auf, und die Außentür sperrten wir wieder zu und legten das Tüchel mit dem Petschaft wieder an, wie wir es gefunden hatten und wie der Burggraf es angelegt hatte. Und ich warf die Feilen in das Sekret, das in der Frauenstube ist, darin wird man die Feilen finden, wenn man es aufbricht, als ein Wahrzeichen. Und die heilige Krone trug man durch die Kapelle hinaus, worin St. Elsbeth in Gott ruht; dorthin blieb ich, Helena Kottannerin, ein Meßgewand und ein Altartuch schuldig, das soll mein gnädiger Herr König Laßla bezahlen. Mein Helfer aber nahm ein rotsamtnes Polster, trennte das auf, nahm einen Teil den Federn heraus, tat die heilige Krone in das Polster und nähte es wieder zu.

Unterdes war es fast Tag geworden, die Jungfrauen

und jedermann standen auf, und wir sollten jetzt von dannen fahren. Nun hatten die Jungfrauen eine alte Frau in ihrem Dienst, und meiner Frauen Gnade hatte befohlen, man sollte dieser Frau ihren Lohn bezahlen und sollte sie zurücklassen, damit sie wieder heimginge nach Ofen. Als nun die Frau bezahlt war, kam sie zu mir und sagte mir, daß sie ein wunderliches Ding vor dem Ofen liegen gesehen, und sie wüßte nicht, was es wäre. Da erschrak ich sehr und sah wohl, daß es etwas von dem Gehäuse war, darin die heilige Krone gestanden hatte, und redete ihr das aus den Augen, so gut ich konnte. Heimlich aber ging ich zum Ofen, und was ich von Trümmern fand, warf ich in das Feuer, daß sie ganz verbrannten, und die Frau nahm ich mit mir auf die Reise. Es nahm jedermann Wunder, warum ich das täte. Da sprach ich, ich wolle das auf mich nehmen und wollte ihr eine Pfründe zu Wien bei St. Märten von meiner gnädigen Frau erbitten, wie ich auch später tat.

Als nun die Jungfrauen und das Hofgesinde bereit waren von dannen zu fahren, da nahm er, der mit mir in den Sorgen war, das Polster, worin die heilige Krone vernäht war, und empfahl seinem Diener, der ihm geholfen hatte, daß er das Polster aus dem Hause auf den Schlitten tragen sollte, worauf ich und er saßen. Da nahm der gute Gesell das Polster auf die Achsel und eine alte Kuhhaut dazu, die hatte einen langen Schwanz, der hing ihm hinten nach und jedermann sah ihm nach und begann über ihn zu lachen.

Da wir aus dem Hause herab auf den Markt kamen, da hätten wir gern gegessen, man fand aber nichts anderes als Heringe. Wir aßen ein wenig und man sang das gewöhnliche Amt (in der Kirche), so daß es schon weit am Tage war, und doch sollten wir an demselben Tage von der Plintenburg nach Komorn kommen — und es sind wohl zwölf Meilen dahin. Als wir nun fahren sollten und aufsaßen, da nahm ich sorgfältig wahr, wo die Ecke des Polsters war, darin die heilige Krone lag, daß ich nicht darauf säße, und dankte Gott dem Allmächtigen für seine Gnade. Aber ich wandte mich dennoch oft um, ob uns jemand nachkäme.

Meine Sorge nahm gar kein Ende, und ich hatte viel Gedanken. — — Und als wir an die Herberge kamen, wo wir essen wollten, da nahm der Gutgesell das Polster, das ihm empfohlen war, und trug es mit mir an die Stätte, wo wir essen wollten, und legte es auf einen Tisch mir gegenüber, so daß es unter meinen Augen die ganze Zeit war, während wir aßen. Als wir gegessen hatten, nahm der Gutgesell das Polster und legte es auf den Schlitten wie zuvor, und wir fuhren vorwärts dahin bis in die finstere Nacht; da kamen wir an die Donau, die war noch mit Eis verschlossen, aber es war an einigen Stellen dünn geworden. Als wir nun auf das Eis kamen und wohl mitten auf der Donau waren, da brach der Wagen mit den Jungfrauen ein und fiel um, und die Jungfrauen erhoben ein Geschrei und konnte die eine die andere nicht sehen. Da erschrak ich sehr und fürchtete, wir müßten mitsammen der heiligen Krone in der Donau bleiben. Aber Gott war unser Helfer, daß kein Mensch unter das Eis kam, wohl aber andere Dinge, die auf dem Wagen waren, davon fiel etliches unter das Eis in das Wasser. Da nahm ich die Herzogin von Schlesien und die besten Jungfrauen zu mir auf den Schlitten und kam mit Gottes Hilfe über das Eis und auch alle die anderen. Als wir nun nach Komorn in das Schloß kamen, da nahm der, der da mit mir kam aus den Sorgen, das Polster mit der heiligen Krone und trug sie an eine Stätte, wo sie wohl aufgehoben war. Und da ich in die Frauenstube kam zu meiner gnädigen Frau, da ward ich von der edlen Königin schön empfangen. Die merkte wohl, daß ich ein guter Bote gewesen war mit der Hilfe Gottes. — —

Als mich die edle Königin empfing, lag Ihre Gnaden im Bett und wollte ruhen und sagte mir, wie es ihr am Tage ergangen war. Es waren zwei ehrbare Frauen von Ofen, zwei Witwen, zu Ihrer Gnaden gekommen —, die hatten zwei Ammen mit sich gebracht, die eine war Hebamme, die andere war die Amme, die das Kind mit der Brust nähren sollte, und diese Amme hatte auch ihr Kind mitgebracht, das war auch ein Sohn; denn es meinen die Weisen, die Milch sei besser von der Frau, die einen Sohn bringt, als

von einer Tochter. Diese Frauen sollten mit Ihrer Gnaden nach Preßburg ziehen und sollten sie dort in dem Kindbett pflegen, denn nach der Rechnung sollte Ihre Gnaden noch eine Woche mit dem Kinde gehen. Ob die Rechnung geirrt hat, oder ob es sonst Gottes Wille war —, als ich mit der edlen Königin so sprach, da sagte mir Ihre Gnaden, daß die Frauen von Ofen sie in einer Wanne gebadet hätten und daß ihr nach dem Bad sehr unwohl geworden sei. Da hob ich ihr die Hülle auf und sah, daß die Geburt nicht fern war. Und die Frauen von Ofen lagen weithin auf dem Markte, aber wir hatten dennoch eine Hebamme bei uns, die hieß Margaret, die hatte die Gräfin Hans von Schaumberg meiner gnädigen Frau zugeschickt und sollte eine gar gute sein, wie sie auch war. Da sprach ich: ‚Gnädige Frau, steht auf, mich bedünket wohl, Ihr werdet morgen nicht nach Preßburg fahren.' Da stand Ihre Gnaden auf und ging und begann sich vorzubereiten zu der schweren Arbeit. Da sandte ich nach der ungarischen Hofmeisterin, die war genannt Aessem Margit*. Die kam sogleich, und eine Jungfrau war da, die Fronacherin, und ich ging schnell nach der Hebamme, welche die von Schaumberg hergesandt hatte. Die lag in der Stube meiner jungen Frau**, und ich sprach: ‚Margaret, steht schnell auf, meiner gnädigen Frau Stunde ist gekommen.' Die Frau antwortete wie aus schwerem Schlaf und sprach: ‚Heiliges Kreuz, wollen wir heute nacht ein Kind bekommen, so werden wir morgen schwerlich nach Preßburg fahren', und wollte nicht aufstehen. Und der Streit däuchte mich zu lang, ich eilte wieder zu meiner gnädigen Frau, daß ihr kein Unglück geschähe, denn die zwei, die bei ihr waren, verstanden solche Dinge nicht. Da sprach meine gnädige Frau: ‚Wo ist Margaret?' Ich sagte Ihrer Gnaden die törichte Antwort der Frau, und Ihre Gnaden sprach: ‚Geht schnell wieder hin und heißt sie kommen, es ist kein Spaß dabei.' Ich ging schnell wieder hin und brachte die Frau mit Zorn auf, und als sie zu meiner gnädigen

* Margit azzoni, Frau Margaret.
** Der vierjährigen Prinzeß Elisabeth.

Frau kam, da währte es nicht eine halbe Stunde, daß uns der allmächtige Gott einen jungen König schenkte. In derselben Stunde, wo die heilige Krone von der Plintenburg nach Komorn kam, in derselben Stunde ward der König Laßla geboren. Die Hebamme war gewitzigt und sprach: ‚Gnädige Frau, wollt Ihr mir gewähren, worum ich Euch bitte, so will ich Euch sagen, was ich in meiner Hand habe.' Da sprach die edle Königin: ‚Ja, liebe Mutter.' Da sprach die Amme: ‚Gnädige Frau, ich habe einen jungen König in meinen Händen.' Da ward die edle Königin froh und hob ihre Hände auf zu Gott und dankte Gott für seine Gnade. Als nun die Kindbettin in ein Bett gelegt wurde und niemand bei ihr war als ich allein, da kniete ich nieder und sprach zu der Königin: ‚Gnädige Frau, Eure Gnaden hat Gott zu danken, solange Ihr lebt, für die große Gnade und Wunder, die Gott der Allmächtige bewirkt hat, daß der König und die heilige Krone in einer Stunde zueinander gekommen sind.' Da sprach die edle Königin: ‚Wohl ist es ein großes Wunder von Gott dem Allmächtigen, denn vor diesem hat es nie gelingen wollen.'

Als nun der edle und getreue Graf Ulrich von Cilly inne ward, daß ihm ein König und Freund geboren war, sein Herr und Verwandter, da ward er gar freudenreich und auch die von Kroatien und andere Grafen und Herren und alles Hofgesinde. Und der edle Graf von Cilly ließ ein Freudenfeuer machen, und sie fuhren mit den Windlichtern auf dem Wasser und hatten ihre Freude bis über Mitternacht. Des Morgens früh sandte man nach dem Bischof von Gran, daß er kommen und helfen sollte, den jungen König zu einem Christen zu machen. Der kam, und der Pfarrer von Ofen, Meister Franz, war auch da. Und meine gnädige Frau begehrte von mir, auch ich sollte Ihrer Gnaden Gevatterin werden. Da sprach ich: ‚Gnädige Frau, ich bin Euer Gnaden sonst allezeit Gehorsam schuldig, ich bitte Eure Gnaden, nehmt die Aessem Margit.' Das tat Ihre Gnaden. Als man nun den edlen König taufen wollte, da nahm man der jungen Königin, Frau Elisabeth, den schwarzen Rock ab, worin sie um den hohen und teuren Fürsten

König Albrecht getrauert hatte, und legte ihr ein goldenes Gewand an von roter Farbe, und die Jungfrauen alle mußten sich zierlich kleiden, Gott zu Lob und Ehre, der Land und Leuten einen erblichen Herrn und König gegeben hatte.

Nicht lange darauf kam eine sichere Botschaft, der König von Polen ziehe heran, und er hätte eine Absicht auf Ofen, wie es denn auch war. Und wir mußten uns heimlich und eilends vorbereiten zu der Krönung. Da sandte meine gnädige Frau nach Ofen nach goldnem Tuch für den kleinen König Laßla zu dem Gewande, das zu der Krönung gehört. Die Sendung aber dauerte zu lange, und wir hatten Sorge, es würde sich zu sehr verziehen, denn die Krönung mußte an einem hohen Festtage geschehen, und Pfingsten waren die nächsten, die waren nicht mehr weit, so daß man eilen mußte. Nun war ein schönes und großes Meßgewand da, es war Kaiser Sigismunds Rock gewesen, das war rot und golden und waren silberweiße Flecke hereingewirkt; das mußte man zuschneiden und machte dem jungen König sein erstes Kleid, das er zu der heiligen Krone anlegen sollte. Und ich nähte die kleinen Stücke, die Albe und das Humerale, die Stola und die Handfahne, und die Handschuhe und die Schuhe zu den Füßen, und die mußte ich in der Kapelle heimlich machen mit versperrter Tür. — —

Als es nun Abend und jedermann in seiner Ruhe war, da sandte meine gnädige Frau nach mir die edle Frau Margaret Aessem, ich sollte bald zu Ihrer Gnaden kommen. Da erschrak ich sehr und dachte mir wohl, daß es eine Widerwärtigkeit wäre. Die edle Königin ging allein hin und her in Gedanken und sprach zu mir: ‚Nun, wie wollet Ihr raten? Unsere Sache steht nicht gut, man will uns den Weg versperren; wo wollen wir die heilige Krone hinbergen? Denn kommt sie in der Feinde Hand, so wird nichts Gutes daraus.' Ich trat eine kleine Weile zur Seite, wollte mich bedenken und rief die Mutter aller Erbarmung, daß sie uns Gnade erwürbe bei ihrem Sohn, damit wir die Sache verständig anfaßten und kein Übel daraus entstünde. Darauf trat ich wieder zu der edlen Königin und sprach:

‚Gnädige Frau, Eure Weisheit in Ehren, so dünkt es mich gut, Eure Gnaden weiß wohl, der König ist mehr als die heilige Krone; legen wir die heilige Krone in die Wiege unter den König, wo Gott den König hinführt, da kommt die Krone auch hin.' Der Rat gefiel Ihrer Gnaden wohl und sprach: ‚Wir wollen so tun und wollen ihn selbst die Krone hüten lassen.' Am Morgen nahm ich die heilige Krone und packte sie sorgfältig in ein Tuch und legte sie in die Wiege in das Bettstroh, da Seine Gnaden damals noch nicht auf Federn lagen, und legte dazu einen langen Löffel, womit man den Kindern Brei einmacht; das tat ich deshalb, wenn jemand in die Wiege griff, daß er wähnen sollte, es läge etwas da, worin man dem edlen König seinen Brei machte. —

Am Dienstagnachmittag vor dem Pfingsttag brach die edle Königin mit dem jungen König auf und der edle Graf von Cilly und die Grafen von Kroatien und die Herzöge von Lindbach. — Da war ein großes Schiff, eine Plette, zugerichtet, darein stieg die edle Königin mit ihrem Sohn und Tochter und viele gute Leute mit ihnen, so daß die Plette ganz voll geladen, kaum eine Hand breit über dem Wasser war, so daß es ängstlich und gefährlich war, dazu kam ein großer Wind, doch half uns Gott mit Freuden über den Fluß. Den jungen König trug man in der Wiege, und viere mußten ihn allein tragen, meistens geharnischte Männer, und ich, seine Dienerin, ritt neben der Wiege. Und man trug ihn nicht gar weit, da begann er sehr zu weinen und wollte in der Wiege nicht bleiben. Und ich stieg vom Pferd und trug ihn auf den Armen, und es hatte sehr geregnet, daß es böse zu gehen war. Da war ein frommer Ritter da, Herr Hans der Pilacher, der führte mich durch den Sumpfboden.

Und wir zogen dahin mit großer Sorge, denn alle Bauern waren aus den Dörfern geflohen in das Holz, und die Bauern gehörten zum größten Teil den Herren, die uns feindlich waren. Deshalb, als wir an den Berg kamen, stieg ich ab von dem Pferd und nahm den edlen König aus der Wiege und legte ihn in den Wagen, worin die edle Köni-

gin saß mit ihrer jungen Tochter Jungfrau Elisabeth, und wir Frauen und Jungfrauen setzten uns im Kreise um das edle Geschlecht, wenn jemand in den Wagen schösse, daß wir die Schüsse aufhielten. Und wir hatten viel Fußknechte, die gingen zu beiden Seiten bei dem Wagen und suchten in den Büschen, ob jemand von den Feinden im Holz wäre, der uns schaden könnte. Und so kamen wir mit Gottes Gnade aus dem Berg, ohne daß jemand ein Leid geschah. Da nahm ich den edlen König wieder aus dem Wagen und legte ihn in die Wiege, und ich ritt bei der Wiege. Und man trug ihn gar nicht weit, da begann er laut zu weinen und wollte in der Wiege und in dem Wagen nicht bleiben, und die Amme konnte ihn auch nicht beruhigen. Da nahm ich ihn auf den Arm und trug ihn ein gutes Stück Weg, und die Amme ging mit, bis wir müde waren, da legte ich ihn wieder in die Wiege, und der Wechsel währte, solange wir über das Land zogen. Zuweilen regnete es, daß der edle König ganz begossen wurde —, ich hatte einen Pelzrock mit mir gebracht zu meinem Bedarf, und wenn der Regen zu groß war, deckte ich den Pelzrock auf die Wiege, bis er durchnäßt war, dann ließ ich ihn auswinden und deckte ihn wieder auf die Wiege, solange er nötig war. Zuweilen auch war der Wind so groß, daß es in die Wiege stäubte und der König die Augen kaum auftun konnte. Zuweilen auch war es so heiß, daß er überall schwitzte, daß Tropfen auf ihm lagen, davon bekam er nachher viel Hitzblattern. — Und als wir an die Herberge kamen und es fast Nacht war und jeder gegessen hatte, da legten sich die Herren alle um das Haus, worin das Königsgeschlecht zur Herberge war, machten ein Feuer an und hüteten die Nacht, wie es Gewohnheit ist in dem Königreich Ungarn. Am anderen Tage zogen wir dahin nach Weißenburg.

Als wir in die Nähe von Weißenburg kamen, ritt Miklosch Weida von der freien Stadt uns entgegen wohl mit fünfhundert Pferden. Und als wir in den Sumpf kamen, da fing der junge König wieder an zu weinen und wollte in der Wiege und im Wagen nicht bleiben, und ich mußte Seine Gnaden auf den Arm tragen bis in die Stadt Weißenburg. Da sprangen die Herren von den Pferden ab und machten einen weiten Kreis von geharnischten Mannen und hielten bloße Schwerter in den Händen, und mitten in dem Kreis, da mußte ich, Helena Kottannerin, den jungen König tragen, und Graf Bartholomä von Kroatien ging mir an der einen Seite und ein anderer an der andern Seite und geleiteten mich dem edlen König zu Ehren; so gingen wir durch die Stadt bis zur Herberge. Und das war am Pfingstabend.

Da sandte meine gnädige Frau zu den ältesten Bürgern — und ließ sie die heilige Krone sehen und befahl, zur Krönung zuzurichten wie sich's gebührt und seit alters Herkommen ist. Und es waren etliche Bürger da, die sich daran erinnerten, daß man Kaiser Sigismund auch gekrönt hatte, und die dabei gewesen waren. Am Pfingsttagmorgen stand ich früh auf und badete den jungen König und richtete ihn zu, so gut ich konnte. Da trug man ihn in die Kirche, wo man einen jeden König krönt, und es waren viele gute Leute da, Geistliche und Weltliche. Als wir in die Kirche kamen, trug man den jungen König zu dem Chor, die Tür aber am Chor war zugeschlossen, und die Bürger waren innerhalb, und meine gnädige Frau war außerhalb der Tür mit ihrem Sohn, dem edlen König. Meine gnädige Frau redete ungarisch mit ihnen, und die Bürger desgleichen antworteten ungarisch Ihrer Gnaden wieder heraus, so daß Ihre Gnaden schwur anstatt ihres Sohnes, des edlen Königs, denn gerade an demselben Tage waren Seine Gnaden zwölf Wochen alt. Als das nach ihren alten Gewohnheiten vollbracht war, taten sie die Tür auf und ließen ihren natürlichen Herrn und ihre Herrin hinein und auch die andern, die dazu befehligt waren, Geistliche und Weltliche. Und die junge Königin, Jungfrau Elisabeth, stand oben bei der Orgel, damit man Ihre Gnaden in dem Gedränge nicht verletzen möchte, denn sie war erst in dem vierten Jahre. Als man nun das Amt anfangen wollte, mußte ich den jungen König aufrichten, daß man Seine Gnaden firme. Nun war Miklosch Weida von der freien Stadt dazu bestellt, den jungen König zum Ritter zu schlagen, deshalb weil er ein

echter Landsmann war. Der edle Graf von Cilly hatte ein Schwert, das war dick mit Silber beschlagen und vergoldet, darauf war ein Spruch gemacht, der lautete: ‚Unversehrt.' Dies Schwert schenkte er dem jungen König, damit man Seine Gnaden damit zum Ritter schlagen sollte. Da nahm ich, Helena Kottannerin, den König auf meinen Arm, und der von der freien Stadt nahm das Schwert in die Hand und schlug den König zum Ritter und maß ihm die Schläge wohl zu, daß ich sie sehr in dem Arm empfand. Das hatte die edle Königin gemerkt, die stand neben mir und sprach zu dem von der freien Stadt so: ‚Istemere nem misertem!' d. h. auf deutsch: ‚Um Gottes willen tue ihm nicht wehe!' Darauf entgegnete er: ‚Nem' d. h. ‚Nein', und lachte. Darauf nahm der hochwürdige Prälat, der Erzbischof von Gran, das heilige Öl und salbte das edle Königskind zum König. Da legte man ihm das goldene Gewand an, das dem König zukommt, der Erzbischof nahm die heilige Krone und setzte sie auf das Haupt des edlen Königs, und er, der jetzt in der heiligen Christenheit ist König Laßla, König Albrechts Sohn und Kaiser Sigmunds Enkel, der ist am heiligen Pfingsttag mit der heiligen Krone von dem Erzbischof von Gran zu Weißenburg gekrönt worden. Denn sie haben in dem Königreich Ungarn drei Gesetze, und wo eines derselben abgeht, da meinen sie, daß das Königtum nicht rechtmäßig sei. Das eine Gesetz ist: ein König von Ungarn soll gekrönt werden mit der heiligen Krone, das andere: ihn soll krönen der Erzbischof von Gran, das dritte: die Krönung soll geschehen zu Weißenburg. — Und da der Erzbischof dem edlen König Laßla die Krone auf sein Haupt setzte und sie ihm hielt, hielt der König das Haupt ganz kräftiglich aufrecht, es wäre einem Jahrkind genug geworden, und das wird selten geschehen an Kindern, die zwölf Wochen alt sind. Als nun der edle König gekrönt war am St. Stephansaltar, auf meinem Arm, da trug ich den König eine kleine Stiege auf eine Höhe, wie das Gewohnheit ist. Da las man die geschriebene Festordnung, die dazu gehört. Dazu fehlte ein goldenes Tuch, worauf der König nach der Gewohnheit sitzen soll. Da nahm ich eine Decke aus seiner

Wiege, die war rot und golden und war mit Hermelin gefüttert. — Während der edle König auf dem goldenen Tuch gehalten wurde, hielt ihm Graf Ulrich von Cilly die heilige Krone über dem Haupt, solange man das Amt sang.

Der edle junge König hatte geringe Freude an seiner Krönung, denn er weinte mit lauter Stimme, daß man es durch die ganze Kirche hörte und das gemeine Volk sich verwunderte und sprach: das wäre nicht eine Stimme wie ein Kind von zwölf Wochen hätte, es wäre für ein Kind genug, das ein Jahr alt wäre, was er doch nicht war. Und der von der freien Stadt, Weida Miklosch, schlug Ritter anstatt des edlen Königs Laßla. Als das Amt vollbracht war, trug ich den edlen König wieder herab und legte ihn in die Wiege, denn er war müde geworden von dem Aufrichten. Darauf trug man ihn in die St. Peterskirche, dort mußte ich ihn wieder aus der Wiege heben, zu einem Stuhl tragen und niedersetzen, da Gewohnheit ist, daß jeder König, der gekrönt wird, dort niedersitzen soll. Wieder trug ich Seine Gnaden herunter und wieder legte ich ihn in die Wiege. Und man trug den edlen König von der St. Peterskirche, und sein edles Geschlecht folgte ihm alles zu Fuß nach bis in die Herberge. Nur allein der Graf von Cilly ritt, denn er mußte die heilige Krone tragen und über dem Haupt des edlen Königs halten, damit jedermann sah, daß es die heilige Krone war, die dem heiligen Stephan und andern Königen Ungarns aufgesetzt worden ist. Und Graf Bartholomä trug den Apfel, und ein Herzog von Lindbach trug das Zepter, man trug auch vor dem edlen König einen Legatenstab, deshalb, weil er keinen Teil von Ungarn zu Lehen hat von dem Heiligen Römischen Reich; man trug das Schwert, womit man Seine Gnaden zum Ritter geschlagen hatte, man streute auch Pfennige unter das Volk. Und die edle Königin ehrte ihren Sohn so hoch und war so demütig, daß ich arme Frau an diesem Tage vor Ihro Gnaden gehen mußte, zu allernächst bei dem edlen König, deshalb, weil ich Seine Gnaden bei der heiligen Salbung und Krönung in meinem Arm gehalten hatte. — Als der edle König zur Herberge und zu seiner Ruhe gekommen war,

da war Seine Gnaden müde von dem langen Aufrichten. Die Herren und jedermann gingen hinaus, und die edle Königin war allein bei ihrem Sohn. Da kniete ich nieder vor die Königin und mahnte Ihre Gnaden an die Dienste, die ich Ihrer Gnaden und dem edlen König und auch andern Kindern Ihrer Gnaden, dem edlen Fürstengeschlecht, getan habe. Da bot mir die edle Königin ihre Hand und sprach: ‚Steht auf. Gibt Gott, daß die Sache gut wird und Erfolg hat, so will ich Euch und Euer ganzes Geschlecht erheben. Das habt Ihr wohl verdient, Ihr habt an mir und meinen Kindern getan, was ich selbst nicht hätte tun dürfen noch tun können.' Da neigte ich mich demütig nieder und dankte Ihro Gnaden für den guten Trost."

So weit Helena Kottanner. Zu der wortgetreuen Übertragung ihres Berichtes wird noch bemerkt, daß die Striche im Text Kürzungen andeuten und daß die kleinen Begebenheiten der Krönungsfahrt, welche hier mit einem Sternchen bezeichnet sind, in der Handschrift bei der Rückreise erzählt werden.

Wie der Raub der Krone die Partei des Königs Wladislaus von Polen in Bestürzung setzte und wie die Krone selbst von der Königin an Kaiser Friedrich III. verpfändet wurde, ist aus der Geschichte bekannt. Von den späteren Schicksalen der Helene Kottanner wissen wir nichts.

Hier interessiert am meisten jene Nachtszene, in welcher die heilige Krone der Ungarn entwendet wird, und die Gemütsbewegungen eines starken Frauencharakters. Helene schwebt in Todesgefahr; merken die Wachen der Ungarn den Verrat, so fällt sie entweder unter den Säbelstreichen der Wütenden oder sie wird zum warnenden Beispiel gerichtet, und schwerlich vermag die Königin ihren Tod abzuwehren, ja die Königin selbst und die Interessen der österreichischen Partei erfahren eine verhängnisvolle Niederlage. Da ist belehrend, wie Angst und Gewissen in ihrer Seele arbeiten. Sie ist nicht ohne Empfindung dafür, daß sie an einem Frevel teilhat, sie fleht zu Gott, ihr auf der Stelle den Tod zu geben, wenn sie ein Unrecht tue, und das heißt damals noch nichts anderes als dies: wenn ihre Tat

andern zum Unheil sein sollte. Ihr Gott tötet sie nicht, folglich, so ist der Schluß ihrer beängsteten Seele, gibt er ihr recht. Und jetzt sucht sie durch fromme Gelübde und Versprechungen an die himmlischen Gewalten den glücklichen Ausgang zu fördern. Aber inneres Ringen und Gewissenszweifel nehmen bei der Tochter des 15. Jahrhunderts sogleich eine sinnlich wahrnehmbare Gestalt an, sie werden ihr etwas Äußerliches, Fremdes, das unheimlich gegen sie herandringt. Nicht vorzugsweise als Gedanken, welche einander anklagen und entschuldigen, beängstigen sie ihre Seele, als täuschende Erscheinung flößen sie ihr Entsetzen ein. Zum Waffengerassel der Gespenster oder des Teufels versinnlicht sich die Angst, und erst wo sie das grauenvolle Geräusch berichtet, versteht sie ausführlich zu erzählen.

Diese Art von Sinnentätigkeit, welche mit dem Schein eines äußeren Lebens umkleidet, was furchtbar und unbegriffen in der eigenen Seele aufsteigt, ist allgemein und vorzugsweise charakteristisch für das Jugendleben jedes Volkes. Noch ist die Freiheit des Individuums nicht groß genug, den inneren Kampf in Gedanken und Selbsterkenntnis zu lösen, der Prozeß der Befreiung beginnt so, daß das Quälende als eine Erscheinung, ein fremder Feind bekämpft wird. In solchen Formen rang damals alle Welt mit dem eigenen Gewissen. So kämpfte Luther seine großartigen Kämpfe aus. Und wenn der unvergleichliche Dichter, welcher sich mit souveräner Freiheit aus dem englischen Volksgemüt des 16. Jahrhunderts erhob, seine tragischen Helden mit den Schatten der Erschlagenen und mit dem Dolch, dem Werkzeug ihrer Missetat, ringen läßt, so hatte solche „Einbildung", die wir als hoch poetische und geistvolle Erfindung betrachten, für ihn und seine Zuschauer noch eine ganz andere Wahrheit als die künstlerische. Man kämpfte damals so in Sünde und Zweifel. Und wenn die Geistergebilde Shakespeares uns wohl gar zu zahlreich werden, wie in Richard III.: alle, die damals mit Schrecken schauten, wußten sehr gut, daß solche Gestalten dem sündigen Menschen erscheinen und sein Haar sträuben.

In den Turnierschranken

(Um 1480)

Nach den Hussitenkriegen war auf den deutschen Burgen die höfische Zucht fast vergessen, welche für höchst bäuerisch erklärt hatte, Nüsse mit den Zähnen aufzuknacken, die Äpfel vom Stiel aus zu schälen und die Birnen vom Blütenende. Die Nachkommen jener höfisch Geschulten standen in dem Verdacht, bei ihren Trinkgelagen ungebratene Gänse mitsamt den Federn zu essen, einander aus sehr unsauberen Geschirren den Wein vorzutrinken und die Beine der Gesellschaft unter dem Tisch zusammenzubinden, damit keiner von der Bank weiche, was ihm auch begegne.

Damals sah es in weiten Landschaften sehr schlecht aus mit Bildung und Sittlichkeit der Schildbürtigen, welche als niederer Adel den Edlen des Reiches zur Seite traten. Aber trotz dem Verderb einer großen Zahl waren sie als Stand betrachtet doch im Aufsteigen, auch sie wurden von den Reformen ergriffen, welche seit dem Scheiterhaufen des Hus in Kirche, Staat und Gesellschaft änderten.

Wir dürfen in den landschaftlichen Verbänden der Schildbürtigen, welche aus den Rittergesellschaften des vorigen Jahrhunderts entstanden, von den Fürsten begünstigt oder angefeindet, den ersten Fortschritt erkennen. Die Reichsritterschaft beanspruchte als Korporation Vertretung auf den Reichstagen, auch die Lehnsleute, welche unter einem Landesherrn standen, wurden als Stand neben Vertretern der Städte, der Geistlichkeit und, in einigen Landschaften, der Bauern zu Landtagen zusammenberufen, um den Fürsten Steuern zu bewilligen, die er nicht mehr entbehren

konnte, und um bei einem Teil der Gesetzgebung mitzuraten.

Nicht weniger half dem neuen Adel die größere Reinlichkeit des Lebens, die hohe Entwicklung des Handwerks und Handels, die Steigerung der Fürstenmacht und der Geldwirtschaft, endlich die stille Arbeit der Universitäten und die Erfindung des Bücherdrucks. Zwar die Ärmeren wurden dadurch nur geärgert und niedergedrückt, Raub- und Fehdelust wurden denen nicht geringer, welche jetzt mit größerer Bitterkeit ihre dürftige und unsichere Lage empfanden. Wer aber mit besserem Landbesitz ausgestattet war, der bezog allmählich höhere Renten und suchte sich aus der Wegelagerei und dem Gezänk in den Burgen heraufzuarbeiten an einen Fürstenhof oder als reisiger Söldner bei einem größeren Kriegszug. War ein Geschlecht vollends durch städtische Verbindungen zu stärkerem Wohlstand gekommen, so wandte es auch Geld auf die ritterliche Erziehung seiner Söhne in der Fremde.

Es ist ein langsamer Fortschritt zum Besseren, aber er verdient die Beachtung der Nachkommen. Auch darum, weil er sich zunächst so vollzog, daß die Traditionen des alten Rittertums wieder aufgenommen und nach Zeitgeschmack umgeformt wurden.

Es war natürlich, daß die Erhebung der wilden Gesellen vom Stegreif mit einer Steigerung des abschließenden Standesgefühls begann; die Neigung dazu war seit zwei Jahrhunderten vorhanden. Jetzt wird die Trennung des Landadels von den städtischen Geschlechtern viel schroffer, nur eine Anzahl derselben wird als gleichberechtigt angesehen, die Ausschließung eines jeden, der im Verdacht steht, Kaufmannschaft zu treiben, wird eifriger und gehässiger. Strenger wurden auch die Ansprüche, welche die geistlichen Stifter an standesmäßige Geburt ihrer Mitglieder machten; sie verlangten nicht mehr vier, sondern acht Ahnen, und es war natürlich, daß sich diese Forderung in den nächsten Generationen auf sechzehn und zweiunddreißig steigert; einzelne derselben, z. B. das vornehmste Stift zu Straßburg, schlossen sich freilich ganz gegen den niederen Adel ab. Und

den geistlichen Ritterorden wurde gar durch eine Bulle des Papstes Sixtus IV. vom Jahre 1483 befohlen, nur Altadlige von Vater- und Mutterseite her in den Orden aufzunehmen, bei Strafe des Bannes für die Hochmeister. So geschah es, daß man auf den Burgen überall die alten Schildzeichen mit Ehrfurcht betrachtete, und daß die beschwerliche Kunst der Herolde für Männer und Frauen höchste Bedeutung gewann. Und die Deutschen erlangten in dieser Zeit den Ruhm, welchen sie nur mit einem Teil der Spanier und Franzosen teilten, daß bei ihnen auch rittermäßiges Herkommen der weiblichen Vorfahren zu altem Adel notwendig sei.

Noch bestand die Ritterwürde als persönliche Ehre mit einigen der alten Vorrechte: den goldenen Sporen, dem Prädikat „Herr", der Pflicht einen Knecht als Schwertträger zu halten und bei Feldzügen mit einer „Gleve" oder einem „Spieß", das heißt mit zwei bis drei berittenen Wappnern ins Feld zu ziehen. Aber diese Würde war ein Schmuck der Wohlhabenden und Ansehnlichen des Standes geworden, sie wurde von der großen Mehrzahl des Adels nicht mehr erworben, ja nicht einmal begehrt. Denn die wesentlichen Vorrechte des Schildamtes, das Turnierrecht und das wertvollere Recht des Eintritts in Präbenden und geistliche Stifter, hingen nicht mehr von der Ritterwürde ab, sondern von rittermäßiger Herkunft und der Zahl der Ahnenschilde. Der Schildgeborene, der die goldenen Sporen nicht trug, hatte sich im vorigen Jahrhundert Wappner oder Edelknecht genannt, seit 1450 wurde allmählich die Bezeichnung Junker üblich*.

Der Adel wurde jetzt häufig an neue Leute durch Briefe erteilt, auch die Ritterwürde als höhere Ehre; sogar die

* Über das Zahlenverhältnis der Ritter zu den Junkern fehlt es an statistischen Angaben. Im Jahr 1307 waren bei dem Fürstentage zu Frankfurt versammelt 32 Herzöge und Fürsten, über 150 Grafen und Herren, 1300 Ritter, 3700 Edelknechte. Außerdem 450 vornehme Laien (Gelehrte, Ratmänner usw.). Aber da bei solchem Tage nur die Ansehnlichen erschienen, wird das Verhältnis für jene Zeit höchstens wie 1 : 5 anzusetzen sein, um 1450 war es mutmaßlich nicht einmal 1 : 10. Nur die gelegentlichen Unterschriften in Urkunden geben einen Anhalt.

Gelehrten, welche die Doktorwürde auf einer Universität erworben hatten, beanspruchten Adelsrecht, und der Kampf der älteren Familien ging dahin, diese neuen da fernzuhalten, wo sie selbst in der Mehrzahl waren, aus Präbenden, geselligen Vereinen, Trinkstuben und dem Turnier. Durch Schwertschlag wurde die Ritterwürde nur noch bei besonderen Gelegenheiten erteilt. Zunächst bei großen Hoffesten, am ehrenvollsten bei der Kaiserkrönung in Rom. Dort zogen nach der Krönung Kaiser und Papst auf die Tiberbrücke, und der Kaiser schlug selbst den Ehrenschlag, zuerst seinen Fürsten, dann vielen andern. Dann vor der Schlacht; aber es war bezeichnend für die Zeit, daß den jungen Rittern erlassen wurde, in der ersten Schlachtreihe ihre Sporen zu verdienen. Auch die Erinnerung an die Kreuzfahrten bestand fort; seit der deutsche Orden in Preußen klein geworden war, suchte der ritterlustige Gesell den Rittergurt gegen die Mauren in Spanien, gegen die Türken in Ungarn, bei den Johannitern zu Rhodus, am liebsten im Heiligen Land.

Dazu fuhr er auf einer Galeere der Venetianer oder Genuesen über Rhodus nach dem Heiligen Land. Hatte er keinen Schwertpaten, der den Schlag tun durfte, in seiner Reisegesellschaft, so suchte er durch Empfehlungen der Rhodiser in Zypern oder an der Küste eine solche Bekanntschaft, er war fast sicher, unterwegs gute Gesellen zu finden. Die Reise nach Jerusalem geschah unter türkischer Bedeckung, aber für den Ertrag der Pilgerfahrten waren auch die Heiden Machumeds nicht unempfänglich, der Pilger konnte hoffen, unbeschädigt in Jerusalem abgeliefert zu werden. Dort kehrte er in einer der zahlreichen Tavernen ein, welche wohlhabenden Pilgern gute Bequemlichkeit boten — der Wirt zum goldenen Stern und seine Frau wurden zu ihrer Zeit sehr gerühmt, sie waren zwar machumedisch, aber ordentliche Leute, Speisen und Pflege gut, man konnte auch bei ihnen sein Geld wechseln, rheinische Gulden und Dukaten. In der Taverne zog der Wanderer sein Büßerkleid an, wallte demütig zur Klosterkirche am Heiligen Grabe und stellte sich mit dem Ritter, welcher den Schwertschlag

übernommen hatte, dem Guardian vor. Dieser vielerfahrene Herr behandelte das Geschäft würdig; er nahm zuerst, wie Brauch war, dem Kandidaten die Beichte ab — den Deutschen fiel auf, wie leicht die Pönitenz gemacht wurde —, dann trugen die Mönche Schlüssel, Schwert und Buch herzu, dem Pilger wurde aus dem Buch die Ordnung des Ritterstandes verkündigt und die Rittermesse vor ihm gelesen. Darauf schloß man ihm das Heilige Grab auf, dort kniete er auf seinem Stab nieder und betete — wenn er ein Deutscher war, gewiß inbrünstig mit hochklopfendem Herzen. Dann schlug der bestellte Ritter mit Erlaubnis des Guardians den Pilger, der Hutkappe und Mantel abgelegt hatte, zum Ritter, der Guardian sprach den Segen. Zuletzt kam der fromme Bruder Tresler mit einem Buch und erhielt sechs bis zwölf Dukaten für die Feierlichkeit. Dadurch erhielt der Geweihte die ruhmvollste Ritterwürde der Christenheit, er wurde Ritter des Heiligen Grabes. Kam der neue Ritter auf der Rückfahrt nach Rhodus oder an einen deutschen Fürstenhof, so war Brauch, ihm zu seiner Ritterschaft ein Geschenk zu machen, Armbrust, Schwert oder Gewand.

Wie unwesentlich aber die alte Ritterwürde für Krieg und Frieden geworden war, erkennt man daraus, daß die, welche den Ritterschlag bei einem Hoffest erhalten hatten, erklären durften, ob sie den Ritter annähmen oder nicht. Häufig wurde er nicht angenommen, weil er zu standesmäßigem Aufwand mit Knecht und Rossen nötigte. Denn der Edelknecht oder Junker empfing Roß und alte Hofkleider von seinem Herrn und diente im Felde mit einem Pferd und einem Roßbuben. Das ziemte dem Ritter nicht mehr. Es kam deshalb vor, daß derselbe Mann mehreremal die Würde erhielt und fallen ließ. Wilibald von Schauenburg z. B. wurde nach seiner Versicherung (etwa seit 1468) dreimal zum Ritter geschlagen.

Für die erste Bildungsschule eines adligen Kindes galt, wie in alter Zeit, der Fürstenhof. Hatte der Vater gute Verbindungen, so wurde der Sohn Knabe im Dienst eines vornehmen Herrn oder seiner Gemahlin mit einer gewissen Reihenfolge der Dienstleistungen, aus dem Boten wurde

der Vorschneider und Tischdiener, der die Teller zu wechseln hatte, die Speisen zu rücken und das Handtuch nach Tisch zwischen Leib und Waschbecken zu halten. Wuchs er heran und erwies er sich tüchtig, so bekam er wohl das vertraute Amt der Schlüssel und wurde ein Kämmerer des Herrn. Jetzt gehörte er zum Gefolge, trank, jagte, verstach seine Speere und tanzte in dem Zimmer der Herrin mit dem adligen Frauenzimmer des Hofes, während Herr und Herrin auf erhöhtem Raum Karte oder Schach spielten, die Windspiele der Fürstin dazwischen bellten, ein Pfeifer und ein Geiger Musik machten und ein Hofbedienter das neugierige Volk aus Küche, Stall und Straße mit einem Stock in das Gesicht schlug, wenn es die Tür aufriß, um hereinzugucken.

Am Fürstenhof erhielt der Diener leicht die Ritterwürde. Wollte er sie annehmen, so bat er seinen Vater um die Ausstattung, welche viel Geld kostete, drei bis vier Rosse, einen Knecht, Harnisch und Festkleider. Damit war seine höfische Erziehung vollendet.

Als ein tüchtiger Mann hielt er jetzt für träge, sich in der Ruhe des Hofes zu verliegen, in den Herbergen zu sitzen und mit dem Frauenzimmer seiner Herrin zu äugeln. Er fragte umher, wo in der Nähe oder Ferne eine Kriegsfahrt Gelegenheit zu reisiger Arbeit gab. Mächtig zog es ihn immer noch in die sagenhafte Ferne zu Abenteuern unter fremden Völkern. Solche Fahrten waren eine Lieblingsunterhaltung bei Hof, wie in der Hinterstube des Kaufmanns; nicht nur von dem Osten, auch von Paris, England und Spanien wurde gern erzählt. Schon damals waren die großen deutschen Fürstenhäuser mit den übrigen Königen Europas eng verschwägert, und in jeder Landschaft saßen Bauern, die eine Wallfahrt nach Rom oder zu dem finstern Stern von San Jago gewagt hatten. Kam nun die Botschaft, daß der türkische Kaiser einen Zug gegen die Johanniter beabsichtigte oder die Könige in Spanien und Portugal einen Krieg gegen die Mauren, so suchte der junge Edelmann gern einen Genossen für die Fahrt und warb bei dem Fürsten, dem er gedient hatte, um „Vorschriften und För-

dernisse", die Empfehlungsbriefe. Diese wurden dem Wohlhabenden gern gegeben, denn die Reise galt für ein rühmliches Unternehmen und brachte auch dem Fürsten Ehre. Dann zog die Gesellschaft mit einem Herold, welcher fremder Sprachen kundig war und den Fourier und Dolmetsch machte, mit einigen Reisigen und einem Packknecht in die Ferne. An fremdem Hof wurde der Reisende huldreich empfangen, zu Tanz und Ritterspiel gezogen und wohl traktiert. Kam er zu einem Kriegszug zurecht, gelang ihm, sich dabei tapfer zu erweisen und nahm er nach Beendigung Urlaub, so erhielt er ein Geldgeschenk oder Goldstoff und Samt zu Kleidern, und vielleicht die „Gesellschaft" des fremden Herrn, seinen Orden, wie sie im 15. Jahrhundert an den meisten Höfen verteilt wurden, sogar vom kleinen König von Zypern, und der König von Spanien hatte bereits drei von dieser Art. So reiste Georg von Ehingen (um 1450) nach Rhodus, spähte dort ein Jahr ungeduldig von den Mauern der Feste und den Galeeren des Ordens nach einer türkischen Flotte, durchfuhr das Heilige Land und besah das Königreich Zypern und zog nach der Heimkehr wieder an die Höfe von Frankreich, Navarra und Portugal, ging von da mit einer Schar zur Unterstützung der Besatzung von Septa nach Afrika, half die Stadt gegen ein großes Maurenheer verteidigen, tötete einen tapferen Mauren im Zweikampf mit Speer und Schwert, machte darauf einen Einfall der Spanier in Granada mit, besuchte auf der Heimreise den englischen und schottischen Hof und kehrte ruhmvoll und reich beschenkt zurück. Er fand im König Ladislaus von Ungarn einen österreichischen Prinzen, im König von Portugal einen Bruder seiner Kaiserin, in Schottland den Bruder der österreichischen Herzogin Albrecht, in der Königin von Schottland eine Herzogin von Geldern.

Freilich nicht immer war in der Fremde Gelegenheit zu Heldentat, auch lag solche nicht jedem am Herzen. Aber der Deutsche war sicher, in Frankreich überall Deutsche von Adel zu treffen, in anderen Ländern wenigstens an der Küste Landsleute aus Niederdeutschland.

Kam der Reisende in die Heimat, so wurde seine Reise die beste Empfehlung zu einem ansehnlichen Dienst am deutschen Fürstenhof; denn der Deutsche, welcher von fremden Fürsten höflich behandelt war und wohl gar fremde „Gesellschaften" heimbrachte, erschien dem deutschen Landesherrn damals ehrenwerter, und er gab ihm gnädig auch seinen „Salamander" oder, wenn der Heimgekehrte nicht starker Neigung zum Trunk und zur Wegelagerei verdächtig war, sogar seinen „Schwan". Im Hofdienst und am eigenen Herd war für den Edelmann jetzt die Zeit gekommen, sich aus gutem Hause ein Weib zu werben. Aber noch hing etwas von dem alten phantastischen Treiben des 13. Jahrhunderts an seinem Leben. Er hatte seinen Knabendienst und seine Fahrten in der Fremde mit der Empfindung gemacht, daß er ganz auf den Wegen des Herrn Parzival und Herrn Iwein fahre und jede Begegnung mit einem französischen Reisigen oder gar mit einem Mauren und Türken betrachtet wie das Abendteuer eines Tafelrunders mit einem Mohrenkönig. In der Heimat hatte er jetzt wieder die trödelhafte Empfindung, daß ihm Minnedienst bei einer vornehmen Frau zieme. Nun war in den zweihundert Jahren seit Gottfried von Straßburg jene Poesie, welche bedenkliche Verhältnisse durch glänzende Farben geschmückt hatte, völlig verloren. Den vornehmen Frauen war jeder Anflug von literarischer Bildung entschwunden, der sie einst allzu empfänglich für die zierlichen Lieder eines ritterlichen Sängers machte. Die meisten der deutschen Fürstinnen hatten so wenig gelernt und gesehen wie ihre Männer, sie verstanden dagegen zu rechnen wie ihre ganze Zeit und überzählten nicht nur die Stücke Goldstoff in ihrer Truhe und die Gulden, welche ihnen von einer Stadt als Gastgeschenk überreicht wurden, sondern zuweilen auch die Töpfe mit kunstreich eingesottenen Quitten und Amarellen. Die aber eine reichere Bildung hatten, lasen jetzt statt der Geschichte von Tristan einen Traktat des Paters Ekstatikus, eine Predigt von Tauler oder die Nachfolge Christi des Thomas Hamerken von Kempen. Und wieder der ritterliche Mann war im Grunde ein derber Gesell von gesundem Menschen-

verstand und scharfen Sinnen, der ebenfalls den Goldwert eines geschenkten Ringes genau abschätzte, in Neigungen und dem Ausdruck seiner Gefühle seinem vertrauten Knechte nicht sehr überlegen.

Demungeachtet galt aufstrebenden Männern des niedern Adels die geheime Verbindung mit einer vornehmen Frau immer noch für ein wünschenswertes Stück Rittertum. Das Geheimnis lockte, die Gefahr und die Verehrung vor stattlichem und majestätischem Wesen, und leider wohl auch die eitle Freude über den herkömmlichen Schmuck, den die Unbekannte seiner Rüstung zufügte und der ihm vor seinen bäurischen Genossen ein Ansehen gab. Es war nicht schön und kein Vorteil für den jungen Helden, wenn ihm die goldene Kette, welche die heimliche Herrin schenkte, und das Geld, welches sie ihm für seine rittermäßige Ausrüstung zuwies, eine große Wichtigkeit gewannen. Er ritt also wohl, um sie zu sehen, viele Meilen weit, verkleidete sich, kroch Mauern hinauf und brachte Tage in ihrem Versteck zu, nicht ohne sehr natürliche Verlegenheit und Bedrängnis, und er putzte sich und sein Roß mit ihren Geschenken. Aber zuverlässig dauerte solche veraltete Hingabe nicht lange.

Auch fand er mit geringer Mühe Frauen für eine ehrlichere Neigung. Die Häuslichkeit auf den Burgen war besser geworden. Der Respekt vor Ahnen beschränkte das Urteil des Junkers in vielem, einen Vorteil hatte der heraldische Unfug doch gehabt, er hatte die Frauen und die Töchter der Rittermäßigen unleugbar gehoben. Vielleicht nicht in ihrer Bildung; es ist auffallend, wie ganz und gar nicht in biographischen Aufzeichnungen und lokaler Geschichte jener Zeit von den Burgfrauen die Rede ist. Aber die Ansprüche, welche die Frau an den Mann machte, waren gesteigert, seit sie auf die Schilde ihrer Ahnen stolzer war als er und ähnliche Privilegien in Kleidung, in Zahl der Gerichte und in Vorrang vor andern Frauen beanspruchte. Sie war nicht mehr wie sonst die Haushälterin des umherfahrenden Frauenritters und im besten Fall die Kammerfrau einer Gräfin, sie fuhr oder ritt mit ihrem Hausherrn zu Hofe, begleitete ihn zum Turnier und bildete mit den schildbürtigen Frauen ihrer Landschaft einen Chor, welcher die Händel der Männer, den Streit der Gesellschaften, einen Ausschluß Unwürdiger und die Preise, endlich die Freude über einen Sieg der heimischen Landschaft vielleicht leidenschaftlicher durchfühlte als die Speerbrecher selbst. Auch die Frau des Vasallen nahm die Huldigungen junger Kämpfer als Edelfrau an, ihr Beifall und ihre Neigung wurde wertvoll. Das war in manchen Fällen ein trüber Quell der Selbstachtung und brachte ihre Sittsamkeit in ähnliche Versuchungen, wie einst das einsame Hausen auf der Burg unter Knechten. Es war doch ein großer Fortschritt für Mädchen und Frauen, daß die Männer ihnen daheim und in Gesellschaft größere Ehre erwiesen.

Die Frauen heirateten jung, und die Ehen waren kinderreich; sorgfältig erwogen erfahrene Mütter und Basen vor der Vermählung die Gesundheit und Beschaffenheit der Braut, Töchter von zartem Leibe wurden dem himmlischen Bräutigam überwiesen und oft als kleine Kinder in dem befreundeten Kloster geborgen. — Das Jahrhundert war frivol, genußsüchtig und zuchtlos, das Maß, wonach Ehrbarkeit und gute Sitte der Frau gemessen wurde, war ausnehmend niedrig. Aber dies kleine Maß wurde von den Deutschen auf den Burgen und in den Städten weit fester gehalten als in den Nachbarländern, wo die Unsittlichkeit der Frauen, und gerade der anspruchsvollen, sehr arg war. Wir haben ein Recht anzunehmen, daß Häuslichkeit und Ehe der Deutschen ein wenig mehr Poesie und Selbstachtung erhalten hatten, als in den früheren Jahrzehnten, aber wir erkennen diesen Fortschritt fast nur aus einer gesteigerten Empfindung für das Wohlbehagen im Hause. Der Ofen ist allgemein geworden, ihn umgeben behäbige Sitze und die Bank, die Glasscheiben der Fenster schließen auch die Burgstuben ab, der Hausrat ist ziemlich reichlich und wird immer schmuckvoller und zierlicher. Es scheint wenig, von Glas und Holz auf das Herz der Menschen zu schließen, aber wir sehen doch, daß der Deutsche seit 1450 ein Vergnügen darin findet, sein Haus nicht nur auf der Außenseite für die Fremden, sondern auch im Innern für Weib, Hausge-

nossen und sich selbst zu schmücken. Hat ihm aber sein Hausleben soviel größere Wichtigkeit erhalten, so ist das ebensowohl Verdienst der Frau als ein Vorteil für sie.

Auf den Burgen war freilich der unruhige Sinn immer noch in die Ferne gerichtet. Nicht nur nach dem Fürstenhof, nach den Staubwolken der Landstraße und dem Hinterhalt im Walde, auch nach den großen Gesellschaften für die alte Ritterkunst, welche der niedere Adel jetzt mit besonderem Stolz hervorsuchte. Seit Ulrich von Liechtenstein waren die Turniere nur von Städten und Fürsten veranstaltet worden, immer seltener, sie waren in Deutschland fast vergessen. Da werden sie um 1479 auf einmal wieder lebendig, nicht zuerst durch Fürsten, sondern durch den niedern Adel, dessen Ahnen, wie man annahm, 250 Jahre früher dieselben Künste geübt hatten. Ob der glänzende Hof Herzog Karls von Burgund, ob der ritterliche Albrecht Achilles oder der junge Kaisersohn Maximilian, ob ein Aufflackern der alten Romantik in der Literatur die Richtung darauf gab: die nächste Veranlassung ging von der kleinen Gesellschaft „des Spängleins" um Nürnberg aus, fast der einzigen, die im 14. Jahrhundert den Idealismus des alten Rittertums vertreten hatte. Ihre Mitglieder veranlaßten das erste Turnier in Würzburg, übernahmen die Leitung, und die Spängler erhielten den Preis. Seitdem rührten sich in den „vier Landen" der Ritterschaft: Schwaben, Franken, Rheinland, Bayern, alte Vereine oder neu eingerichtete, es konstituierten sich zwölf löbliche Turniergesellschaften mit Banner und Zeichen, zum Teil unter gewählten Königen; in Schwaben die Gesellschaft des Fisch und Falken, der Krone, des Leitbracken und Kränzel, des Esels, des Wolfs; in Thüringen und Franken außer der Spange die Gesellschaft des Einhorns und des Bären, im Rheinland des Windhunds und des gekrönten Steinbocks*; endlich die große bayrische Genossenschaft, welche Zeichen und Bundesnamen öffentlich nicht führte, die aber kurz darauf (1488) eine Zahl ihrer Mitglieder gegen die Übergriffe Herzog Albrechts noch einmal zu einer politischen Gesellschaft, dem Löwenbund, vereinigte, dessen Zeichen ein Löwe an silberner Kette war. — Schon früher hatten die Fürsten neue Gesellschaften gestiftet nach dem Muster des Goldenen Vlieses, welches Philipp von Burgund 1431 einrichtete, zunächst Herzog Albrecht von Österreich die Gesellschaft vom Weißen Adler (1433), Kurfürst Johann von Brandenburg die vom Schwan (1440), Herzog Sigismund von Österreich die vom Salamander (1450), andere Fürsten folgten.

* R. von Rettberg, Kulturgeschichtliche Briefe S. 207.

Auch die Mitglieder der Turnierkränzchen trugen ihre Gesellschaft, „das Kleinod", an Hals oder Brust, und wie es scheint auf dem Helm, und hielten bei Turnierhändeln fest zusammen. Man konnte Mitglied mehrerer Gesellschaften sein, die Zeichen waren begehrt als Beweis ritterlicher Herkunft, sie wurden durch unehrliche Tat, wie Diebstahl und Missetat gegen Frauen, verwirkt. Als Peter von Hagenbach, Hauptmann Karls von Burgund, durch den Bund unter Sigismund von Österreich gerichtet ward, wurde ihm seine Ehre und Ritterorden, die Gesellschaft vom Halse, das Schwert von der Seite, die Sporen von den Füßen abgerechtet, und er dem scharfen Richter übergeben, damit ihm dieser den Kopf abhaue.

Bei den neuen Turnieren war die Teilung, d. h. die Wappenschau und Annahme in die Parteien des Spiels, eine ernste Angelegenheit geworden, um welche viel gestritten und vielleicht Blut vergossen wurde. Aufgenommen sollte nur werden, wer beweisen konnte, daß seine Voreltern seit fünfzig Jahren „geteilt" waren, oder daß wenigstens seine Eltern in einem der vier Lande ein Turnier besucht. Persönlichen Ausschluß sollte erfahren, wer Gotteshäuser zerstört, Straßenraub oder Wucher verschuldet, feldflüchtig geworden, Frauen oder Jungfrauen mit Worten oder Werken ihre Ehre genommen, Hantierung oder Handel getrieben usw. Jeder hatte zur Teilung Schild, Wappen, Gesellschaftszeichen zu bringen.

Die Turnierrüstung dieser Zeit ist durch Abbildungen und Besprechungen bekannt. Die Turnierspiele waren man-

nigfaltiger geworden, die Rüstung allmählich sehr massiv und unförmlich, hoher Stechsattel, Stechhelm, starke Schienen, welche die Schenkel deckten, eiserner Plattenharnisch und Stechtartsche, der Speer mit dreizackiger Krone, über dem Handgriff eine große trichterförmige Schiene zum Schutz des rechten Armes, auch das Roß mit Eisenschienen gepanzert. Daneben bestand das alte Scharfrennen mit niederem Rennsattel, scharfem Speer, leichterer Schlachtrüstung, hölzerner Tartsche, Eisenhandschuhen ohne Beinschirmer und ohne eiserne Pferderüstung. Auch die begleitende Musik war eine andere, statt Flöte und Handtrommel klang im Scharfrennen die Kriegstrompete, und Frauen sollten solchen Kampf nicht ansehen. Dem Speerkampf folgte, wie früher, das Schwertturnier, das Schwert mit abgestumpfter Spitze, außerdem Fußkämpfe auch mit Kolben, und anderes Reiterspiel.

Das „Zäumen" war gröber geworden; wer gegen Turnierbrauch gefehlt hatte, wurde rittlings auf die Schranken gesetzt; wer an einem andern unritterliche Handlungen rächen wollte, der durfte ihn im Turnier schlagen; keine Turnierbeleidigung sollte nachgetragen werden, wenn das Turnier beendigt war. Das Recht der Vergeltung wurde mit großer Rücksichtslosigkeit geübt; der Stolzeste mußte sich harte Schläge gefallen lassen, wenn sein Gegner über ihn kommen konnte, und da jeder Mitglied einer Gesellschaft war und sein Klub für ihn Partei zu nehmen pflegte, so waren erbitterte Händel nicht zu vermeiden. Die Streitigkeiten verstörten diese Feste der Ritterschaft sehr bald, und es erwies sich dafür schon im ersten Jahrzehnt ihrer Einführung der Fürstenhof als die beste Zuflucht wegen dem Zwang, welchen ein vornehmer Hofherr wilden und rachsüchtigen Geladenen auflegte.

Und es war auch in dieser Zeit nur eine kleine Minderzahl der Adligen, welche die Ritterspiele besuchte. Die alten Gewohnheiten der Burgsassen dauerten trotzdem fort, sie wurden erst im nächsten Jahrhundert gebändigt.

Hatte der Adlige als Junker oder Ritter sich in Fehde

und Krieg, in Spiel und Händeln seiner Landschaft versucht und kam er in höhere Jahre, so wurde er wahrscheinlich ein strenger Hausvater, er suchte die Söhne auszustatten für ritterliches Handwerk, den Töchtern wählte er Männer. Er gedachte ernsthaft der eigenen Sünden, trat in eine geistliche Bruderschaft und bewahrte die Kutte, in der er begraben werden wollte, und die Lichter, welche bei seiner Leiche brennen sollten, mit düsterem Behagen in einer Truhe neben seinem Bett. War er ein frommer Mann, so teilte er vielleicht Gut und Habe noch bei Lebzeiten unter seine Kinder und zog sich ganz in das Kloster seiner Familie zurück, wo er in besonderer Zelle oder Behausung lebte, die Horen des Klosters treulich besuchte und von den Brüdern, welche seiner Freigebigkeit froh waren, im Tode getröstet und zu Grabe geleitet wurde. Dann erhielt er in der Kirche sein Grabmal, ein gemeißeltes Bild mit Wappen und einem Löwen unter den Füßen; sein letzter Wille spendete den Armen Kost und Gewand, damit sie für seine Seele beteten.

Von solchem Leben soll jetzt ein Turniergenosse aus den Gesellschaften des Esels und des Einhorns erzählen.

Da wo die letzten Höhenzüge des Thüringer Waldes auf der fränkischen Seite zum Main hinabfallen, lag über dem Tal der Itz die Schauenburg auf einem Hügel, der weiten Ausblick in die Landschaft gewährte. Das feste Haus, schon um das Jahr 1000 erwähnt, stand seit dem 13. Jahrhundert im Besitz eines weitverzweigten Geschlechtes. Die Schauenburg waren Ministerialen des Reiches und stolze Lehnsleute des Bistums Bamberg; es erging ihnen, wie vielen aufstrebenden Familien, sie waren nahe daran, den Adel zu gewinnen, aber die stattlichen Güter wurden vielfach geteilt und entglitten ihren Händen, sie mußten die Oberlehnshoheit der Schauenburg dem Grafen von Henneberg verkaufen. Im 15. Jahrhundert war der Wohlstand des Geschlechtes sehr verringert, sie hatten die alte Stammburg verloren, saßen vielgeteilt auf mehreren Häusern des nördlichen Frankens, und ihre jüngern Söhne suchten Unterkunft an Höfen und Unterhalt vom Kriege und von der

kleinen Reiterei*. Unter den Söhnen dieses Geschlechtes hat einer, Wilibald, der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts heraufkam, sein vielbewegtes Reiterleben in höheren Jahren durch einen Vertrauten niederschreiben lassen. Die Aufzeichnung gehört zu den lehrreichsten deutschen Biographien, welche in dieser ganzen Periode verfaßt wurden, sie gewährt genauern Einblick in das ritterliche Treiben der Deutschen, als das gute Büchlein Georgs von Ehingen und die Reisen des böhmischen Leo von Rozmital, jenes Verwandten des Königs Georg von Podiebrad. — Wilibald wurde als Knabe des Grafen Rudolf von Sulz in der Nähe des Kaiserhofes erzogen, als junger Mann von Kaiser Friedrich dem Herzog von Burgund empfohlen, machte bei diesem die Belagerung von Neuß und den ersten unglücklichen Feldzug gegen die Schweizer mit, kämpfte darauf als Diener des Kurprinzen Johann von Brandenburg in der Fehde gegen Johann von Sagan und König Matthias von Ungarn, lebte einige Jahre daheim vom Stegreif und wurde endlich Hauptmann des Herzogs Albrecht von Sachsen, der als kaiserlicher Feldhauptmann in Flandern und Burgund für König Maximilian stritt. Er half bei den Erfolgen und ertrug das Elend dieser Feldzüge, er unterwarf Friesland, stieg hoch im Vertrauen seines Herzogs und erhielt als bewährter Landsknechtführer auf Verwendung seines Gön-

* Die alte Willkür der Orthographie und Aussprache hat in die häufigen Familiennamen Schauenburg, Schönburg und ähnliche eine Verwirrung gebracht, welche dem Genealogen schwere Stunden bereiten kann. Die fränkischen Nachkommen des Geschlechtes, von welchem hier die Rede ist, schreiben sich jetzt Schaumberg; der älteste Name scheint – nach den urkundlichen Notizen bei Brückner, Landeskunde von Meiningen – Scowenpek (Schauenbach), er weist auf bayrischen Ursprung. Vom 13. bis 15. Jahrhundert lautet der fränkische Name Scowen(Schauen-)berg oder -burg. Beide Formen, Schauenberg und Schauenburg, gebraucht der Verfasser der folgenden Aufzeichnung, wenn dem Abdruck der Handschrift zu trauen ist; mit beiden wird das Geschlecht auch im Verzeichnis der fränkischen Turniergenossen am Ende des Münchener Wappenbuchs von Konrad Grünenberg genannt. Auf dem Titel des Drucks: „Die Geschichten und Taten Wilwolts von Schaumburg", herausgegeben durch Adalbert von Keller (1859), möge man also entweder lesen, wie die Handschrift schreibt: Wilwolt von Schauenburg, oder so, wie die Familie sich jetzt schreibt: Willibald von Schaumberg.

ners die Schauenburg zurück, welche von Henneberg an das Haus Sachsen gekommen war. Dorthin zog er sich nach dem Tode Herzog Albrechts mit seiner Kriegsbeute, er verwandte Geld, die verfallene Burg stattlich und kriegsfest wieder herzustellen und mit Jungfrau Walpurg Fuchs ein eheliches Hauswesen zu gründen. Es scheint ihm aber gegangen zu sein wie manchem seiner Zeitgenossen, der aus der großen Welt in die enge Heimat zurückkehrte, er konnte sich in den kleinen Händeln der Landschaft nicht wohl fühlen und fand unter den hochmütigen fränkischen Junkern keineswegs die Anerkennung, welche zu beanspruchen er sehr geneigt war. Das Leben auf der Burg seiner Vorfahren muß ihm bald verleidet worden sein, denn er trat wieder in österreichischen Dienst und diktierte als Stadthauptmann in dem Herzogtum Meran um das Jahr 1507 das Buch, welchem der folgende Bericht entnommen ist. Die Niederschrift ist in der Form sehr ungelenk, und Wilibald erscheint da, wo er von seinen eigenen Erfolgen berichtet, in Nebensachen nicht immer zuverlässig. Er ist kein reicher und kein besonders kräftiger Geist, aber ein rühriger Mann, der lehrreiche und ungewöhnliche Fahrten schildert, sein Bericht zurzeit noch wenig benutzt. Im folgenden werden zunächst einige seiner Stegreifabenteuer mitgeteilt. Wilibald von Schauenburg erzählt wie folgt:

„Herr Hans von Schauenburg hat mit seinem ehelichen Gemahl unter anderen Söhnen einen mit Namen Wilibald geboren, den er als Knaben zur Reiterei geschickt erachtete. Er hat ihn deshalb an den kaiserlichen Hof, und zwar zu einem weisen und trefflichen Herrn, nämlich dem Grafen von Sulz, getan. Dieser Graf hat ihn mit Fleiß erzogen, und derselbe war bei Kaiserlicher Majestät so angesehen und gehalten, daß des Kaisers und des Grafen Gesinde und Knaben untereinander gewohnt und man den Unterschied nicht wohl gewußt hat, welchem Herrn jeder zuständig gewesen ist.

Als man nach der Geburt unseres lieben Herrn Christi das Jahr 1468 zählt, zog der obenerwähnte Kaiser Friedrich mit vierzehn Fürsten und Grafen und großer ansehnlicher

Ritterschaft gen Rom, er hatte bei sich an 700 Pferde, jeder Mann in schwarzer Kleidung. Welche Ehre und Reverenz Seiner Majestät unterwegs von Städten und Landen, deren unmäßig viele waren, erzeigt worden ist, wird, um kurz zu schreiben, übergangen. Da sie aber am Abend des heiligen Christtags in gedachter Jahrzahl nahe an Rom gekommen, sind ihnen zum Empfang entgegen und unter die Augen geritten und gekommen viele Kardinäle, Bischöfe und Prälaten mit sehr viel anderem ehrbarem Volk, ich glaube, daß über 3000 brennende Stablichter da gesehen wurden. Und so wurde darauf die Kaiserliche Majestät ehrenvoll empfangen, was mit schönen und zierlichen Worten geschah, nach Rom hinein und vor St. Peters Münster geleitet, wo sie abstieg. Und als sie hereingeführt war, kniete sie vor St. Peters Altar in langem Gebet. Unser Heiliger Vater der Papst trat etliche Schritte oder Stufen höher als die Kaiserliche Majestät; dies wurde durch diejenigen vermerkt, welche der kaiserlichen Majestät Gerechtigkeit und die Bullen, welche deshalb ausgegangen sind, kennen und soviel durchgesetzt, daß die Päpstliche Heiligkeit etliche Treppen herabtrat, wo Papst und Kaiser einander zusprachen und empfingen. Danach ward der Kaiser in einen köstlichen Palast geführt, der mit güldenen Tüchern und köstlicher Tapisserie umhangen und zugerichtet war, um seine Wohnung und Gemach darin zu haben, und ebenso ein jeglicher, welcher der Kaiserlichen Majestät angehörte, nach Würde und Stand in schön gezierte und zugerichtete Gemächer.

In der heiligen Christmeß zur Mette hielt unser Heiliger Vater Papst Paulus der andere die Christmesse, und war daselbst zugegen eine gar ehrenwerte treffliche Botschaft des Königs von Frankreich. Einer aus dieser sang anstatt des Königs von Frankreich zu dem Amte die Epistel. Da es aber zu dem heiligen Evangelium kam, tat der Kaiser einen Diakonenrock an. Ihm gab auch der Papst einen kostbaren Hut, wie sich dazu gebührt, und man sagte, daß er über 8000 Dukaten wert sein sollte. Und als der Kaiser das Evangelium zu singen anfangen wollte, nahm ihm einer seiner höchsten Diener, der dazu bestellt war, den Hut von

dem Haupt und ließ ihm sein bloßes Schwert, das man gewöhnlich vor ihm trug, in die Hand legen. Das hielt der Kaiser ernstlich in die Höhe, und während dem Singen des heiligen Evangeliums bewegte er das Schwert kräftiglich. Danach gingen Papst und Kaiser zusammen ein zu dem Hochamt in St. Peters Münster, dort sang unser Heiliger Vater wiederum das Amt, und ward alles in voriger Weise gehalten, wie sich's gebührt. Dazu ward dem Kaiser ein Stuhl bereitet, darauf zu sitzen, doch etwas niedriger als des Papstes Stuhl. Dennoch fingen die Kardinäle an zu murmeln, als ob der Kaiser zu hoch sitzen würde, wobei der Pfaffen übergroße Hoffart zu merken war. Aber die Fürsten und Räte, welche die kaiserliche Gerechtigkeit kannten, sagten, er säße zu niedrig. Darum ward der güldene Brief gebracht, und hielt der Papst mit der Messe still, bis dieser in der Kirche öffentlich verlesen war, und es ward befunden, daß sie der Kaiserlichen Majestät Sitz erhöhen ließen. Und Wilibald von Schauenburg wurde als ein Junge mit den Knaben des Grafen Haug von Werdenberg gerufen zu dieser Erhöhung Ziegelsteine zu tragen. Danach ward solches Amt mit großer Feierlichkeit zu Ende gebracht. Welche große Würden und Ehren aber dem Kaiser, seinen Fürsten und den ihrigen zu Rom geschehen sind, wäre sehr lang zu beschreiben.

Etliche Tage darauf zogen die Päpstliche Heiligkeit und Kaiserliche Majestät miteinander zu Roß unter einem schönen Stück Goldzeug, wovon ein Himmeldach gemacht war, von St. Peters Münster auf die Tiberbrücke; zwölf weiße Zelter, mit kostbaren Decken behangen, jeglicher einen silbernen Sarg mit Reliquien tragend, wurden vor dem Papst geführt. Dazu trug ihm ein Kardinal gar ein köstliches güldenes Kreuz vor, und vor dem Kaiser wurde das bloße Schwert durch einen Marschalk von Pappenheim getragen. Auf derselben Brücke forderte der Kaiser alle seine Fürsten, Grafen, Herren und die Trefflichsten vom Ritterstand und schlug so in Gegenwart der Päpstlichen Heiligkeit Ritter, daß über 125 die allerseltenste Ritterschaft erhielten. Danach schlug die Kaiserliche Majestät auch viele ihrer Knaben zu

Rittern und wurde dieser Junge von Schauenburg, weil sein Vater der Kaiserlichen Majestät Rat war, auf einem Sack mit Hafer auch zum Ritter geschlagen. Darauf wurden alle Hauptbüchsen, Kartaunen und andere große Geschütze auf der Engelsburg abgeschossen und viele höfische Knappen (Bacheliers) gemacht. So zogen der Papst und Kaiser wieder mit großem Gepränge nach St. Peters Münster und jeder in sein Gemach. Kurz darauf brach der Kaiser von Rom auf und ward mit großer Zierde geleitet. Was ihm aber von großer Würde und Ehre von dem Markgrafen von Ferrara und den Städten unterwegs geschehen ist, das ist gar nicht zu schreiben noch zu sagen. Und wenn er beim Ein- und Ausziehen wenig über eine Meile Wegs gereist war, so waren an der Straße Tafeln auf das allerbeste und zierlichste zugerichtet mit dem köstlichsten Essen und Trinken, was nur erdacht und zustandegebracht werden konnte, was des Menschen Lust oder Herz begehrte, davon ein jeglicher zu Roß oder Fuß nehmen und nach seinem Willen gebrauchen konnte*. —

Damals (seit 1479) fingen die Turniere wieder an, wie sie von alters gehalten worden; das erste war zu Würzburg, das andere zu Mainz. Dies war durch die Franken stattlich und wohl besucht und kamen viele entzweite Parteien dahin. Insonderheit war Herr Martin Zollner, ein Ritter, den verklagte Adam von Schauenburg vor den vier Landen, den Bayern, Schwaben, Franken und Rheinländern, und sagte, daß der Mutter seiner Hausfrau das Erbe und Gut ihrer Mutter durch Herrn Martin Zollner mit Gewalt genommen sei; wiewohl die Hausfrau des Herrn Martin seine, des Adam, Verwandte und leibliche Schwester seiner Schwiegermutter sei, so hätte Herr Martin doch nichtsdestoweniger die Erbschaft beider Frauen nach Absterben der Großmutter, die Herr Martin bei sich gehabt, mit Gewalt eingenommen, ihre Hintersassen zu Erbhuldigung gezwungen und die Inhaber des Hofes Haßfurt mit dem Siegel

* Willibald macht darauf seine ersten Kriegszüge im Heer Karls von Burgund bis 1476, dann unter Kurprinz Johann von Brandenburg bis 1479.

der toten Frau betrogen, so daß sie ihm die Schlüssel zu allem Silbergeschirr und der Barschaft übergeben und den Hof überantwortet hätten usw., woran noch größeres und mehreres angehängt war. Und da Herr Martin seine Antwort darauf gab, nahm sich Wilibald seines genannten Vettern an und gerieten er und Herr Martin so zusammen, daß ihn Herr Martin Lügen strafte. Darauf sagte Wilibald, er wollte ihm die Lügen ins Maul stoßen, und die Antwort des andern war, er wollte ihn auch nicht schonen und wiederschlagen, und gab einer dem andern etlichermaßen böse Worte. Nun bedachte sich der getreue Wilibald, wie Herr Martin seinen Verwandten so Unrecht tue, er erwog auch die Rede, die jener öffentlich getan hatte, und besorgte, wenn er nicht mehr dazu täte, so würde er verächtlich werden. Auch wurde Herr Martin derzeit von allen für einen gefährlichen, übermütigen, unerschrockenen Mann gehalten, und darum war um so mehr acht auf ihn zu haben. Deshalb bewarb sich Wilibald bei etlichen Bayern und der Gesellschaft vom Esel um Hilfe, und alle sagten ihm zu. Herr Martin Zollner bewarb sich auch. Aber Wilibald dachte sorgfältig über die Sache nach, was und wie er es am füglichsten vornehmen könnte, er schlief des nachts wenig und sagte am Morgen seinen Gesellen, sie möchten Achtung auf ihn haben und sich nach ihm richten. Und als man in die Schranken gezogen war und an den Seilen hielt, rückte Wilibald von Schauenburg dem oftgedachten Herrn Martin an die Seite, und als die Seile zerhauen und durchbrochen waren, nahm Wilibalds Knecht, der ihm in den Schranken aufwartete, sein Pferd bei dem Zügel und brachte ihn sogleich zu Herrn Martin, den Wilibald alsbald mit dem Zaum band, ohne zu achten, daß jener auf ihn schlug. So hielt er ihn, bis seine Gesellen herbeikamen. Die rückten um ihn und schlugen ihn über die Maßen sehr. Indem kamen auch die Freunde des Herrn Martin und fragten, was die Ursache solches Schlagens wäre; da ward ihnen die Antwort, man habe jetzt keine Muße, es sollte ihnen aber auf dem Tanzhause heute gesagt werden. Da mußten Herrn Martins Freunde abziehen und die andern mit ihm

gewähren lassen. Danach rissen sie ihn aus seinem Turniersattel bis an die Sporen, legten ihn seinem Roß auf den Rücken, schlugen ihn auf den Bauch so lange, bis er das Roß hergab, dann hoben sie ihn wieder auf und ließen ihm die Stengler die Gurte zerschneiden und ihn als einen Mann, der Turnierstrafe wert ist, in seinem Sattel auf die Schranken setzen. Nach dem Ende des Turniers ward Wilibald von Schauenburg auf dem Tanzhause darum zur Rede gesetzt und gab diese Antwort: Es sei kund, daß Herr Martin Zollner vor der Ritterschaft der vier Lande öffentlich verklagt und zur Rede gesetzt sei wegen Gewalt und Unrecht, das er der von Steinau, der Schwiegermutter des Adam von Schauenburg getan; darum hätte er ihn zu schlagen Fug und Recht gehabt, und wenn er der frommen, ehrbaren Frau nach dem Turnier ihr Gut nicht wiedergäbe, so werde er ihm zu anderen Turnieren nachziehen, und wo er ihn beträte, werde er ihn wieder schlagen.

Da ließ sich Herr Martin wie ein Prahler mit schmachvollen Worten vernehmen, er wollte ihn auch wiederschlagen. So schieden sie voneinander. Als die Franken nach dem Turnierhof heimziehen wollten, sammelten sie sich mit dem Beschluß, so lange zusammenzubleiben, bis ihre Wege sich schieden, und wiewohl sie Versicherung und Geleit hatten, nahmen sie sich doch in acht und bestellten ihr Feld. Unterdes nahm Herr Martin seinen Spieß, rückte an Wilibald und rief: wenn hier ein stolzer Junker wäre, der ihn im Turnier geschlagen, der sollte doch zu ihm rücken und ihn im Felde auch schlagen. Da fragte ihn Wilibald, ob er ihn dadurch herausfordere. Herr Martin sprach, er höre, was er sage. Da zog der edle beherzte junge Mann ohne Furcht vor dem Eisenfresser auch heran, aber ihre Freundschaft rückte dazwischen und erinnerte sie beide an des Turniers Gerechtigkeit und gab ihnen zu erkennen, ein jeglicher, der Turniergeschichten mit der Tat und auf andere Weise als in dem Turnier räche oder dagegen handle, der und seine Nachkommen würden auf ewige Zeit des Turniers beraubt und nimmermehr zum Turnieren zugelassen. Und das ist wahr und vor Augen; denn es ist einmal ein Turnierhof zu Kassel gewesen, worin etliche Fürsten, Grafen und Herren hart geschlagen wurden, auch die Buchner von den höchsten Geschlechtern wurden wegen Raub auf der Landstraße gestraft. Das hatten sie mit der Tat gerochen und jenen, die mit ihnen im Turnier gehandelt, die Scheuern verbrannt. Und daß solches wahr, habe ich auf dem letztgehaltenen Turnierhof zu Würzburg gehört und gesehen. Denn obgleich einige von selbigen Geschlechtern aus der Gesellschaft der Buchner austraten und ins Land Franken zogen, so hat man ihnen doch, als sie zu turnieren begehrten, zwar zugegeben, daß ihre Eltern daselbst turniert hätten, aber weil sie in früherer Zeit Buchner und von jenen Geschlechtern gewesen, wurde ihnen die Teilung beim Turnier versagt*.

Darum, wenn jemand denkt, daß ihm Unrecht geschehen, mag er sich darum im nächsten Turnier vor den vier Landen beklagen, und wenn das Unrecht augenscheinlich, wird ihm seine Strafe abgetan und dem andern aufgesetzt. So wurden sie voneinander geschieden, aber Herr Martin trieb danach mit seinem Spieß viel seltsame Paraden, sprengte neben dem Zug, worin Wilibald war, oft auf und nieder, schrie und juchzte. Da meinte der von Schauenburg, es wäre ihm eine Schmach, wenn er das so leide, er rückte also auch heraus mit seinem Spieß, und sie fuhren oft gegeneinander mit den Spießen an die Hälse. Das wollten die Edelsten und Verwandten nimmer leiden, und sie mußten wieder davon ablassen.

Darauf ward ein Turnierhof zu Heidelberg gehalten, da unterstand sich Herr Martin, den Wilibald wegen der Turnierstrafe zu verklagen, die er auf ihn gelegt, und drehte die Klage zu seinem Vorteil aufs ärgste. Aber der von Schauenburg war geharnischt und mit der Antwort zur Stelle und trug vor, wie und wo der Zollner der Frau Unrecht getan. Und da die Sache auch bekannt war und am Tage lag, so ward erkannt und dem Zollner die Tur-

* Die Buchenauer und die Westfalen waren damals vor andern wegen ihrer Straßengeschäfte übel beleumdet.

nierstrafe auch ferner aufgelegt, weil er einer Frau von Adel das ihrige gegen Recht und Billigkeit vorenthielt. Da er solches vermerkte, stieg er auf sein Pferd, ritt aus dem Tor und sagte, er wollte sich nicht mehr zur Pauke machen lassen, er werde seine Sache auf andere Weise mit Wilibald austragen und diesen, wo er ihn erreiche, erwürgen. Es wurde aber von beiden Teilen verhütet, daß sie nicht zusammenstießen, bis der vorgedachte Adam von Schauenburg zu seinen männlichen Jahren kam und Wilibald außer Landes war. Adam hing sich an Herrn Martin Zollner und bedrängte ihn so hart, daß er sich seines Weibes wegen in einen Vertrag nach Adams Gefallen fügen mußte; in diesen Vertrag wurden auch alle die eingeschlossen, welche in dieser Sache angefeindet oder tätig gewesen waren.

Damit ich aber den begonnenen Bericht von dem Turnierhof (zu Heidelberg) zu Ende bringe; es waren dort so viel Fürsten und Herren, auch Ritterschaft, daß der Platz zu eng wurde, und wurde das eine Turnier in zweie geschieden, daß der eine Teil vormittags und der andere Teil nachmittags turnieren mußte, und es hatte dabei Herr Georg von Rosenberg mit Herrn Konrad von Vorlingen zu tun, weshalb die von der Gesellschaft des Einhorns, in der Wilibald auch war, den von Vorlingen schlugen und auf die Schranken setzten. Was aber sonst in diesem Turnier gerichtet und verhandelt wurde, lasse ich unterwegs, weil es zu hören verdrießlich und nicht besonders nützlich zu vernehmen ist.

Aber ausführlich will ich berichten von einem Turnier, das zu Stockgarten gehalten worden ist, so ernstlich wie zu unsern Zeiten kein anderes. Denn es kamen gar viele von Fürsten, Herren und vom Adel dahin, und sonderlich Markgraf Friedrich von Brandenburg brachte mit sich 125 Helme, alle von trefflichen Grafen, Herren und Ritterschaft. Er verklagte Herrn Georg von Rosenberg vor den vier Landen, worauf Herr Georg seine Antwort tat. Nach Klage und Antwort wurde erkannt, daß der Graf Herrn Georg etliche Schläge im Turnier geben und tun sollte. Solches aber genügte dem Markgrafen nicht, sondern er vermeinte, da

ihm das Strafrecht zuerkannt sei, so wolle er nach seinem Gefallen mit Herrn Georg handeln und ihn beim Turnier auf die Schranken setzen. Da ward weiter von den vier Landen geredet, wenn der Markgraf die Strafe nicht bei ihrem Erkenntnis belassen wolle, so dürfe sich Herr Georg derselben mit seiner Freundschaft erwehren, wenn er es vermöchte. Darauf bewarb sich Herr Georg von Rosenberg bei der Gesellschaft des Einhorn, in welcher er auch war, mahnte sie an ihre Verschreibung und bat, man möge ihn darum und über das Erkenntnis der vier Länder hinaus nicht vergewaltigen lassen. Das sagten sie ihm nach Vermögen zu.

Nun hatten die von der jetzt gedachten Gesellschaft 35 Helme, sie warfen unter sich zwei zu Hauptleuten auf, nämlich den großen Georg von Schauenburg zu der Lauterburg, der auch ein Vaterbruder Wilibalds war, und Diez von Tüngen. Da man nun zu allen Seiten in die Schranken kam und gegeneinander an den Seilen hielt, brach der Markgraf mit den Seinen, sobald die Seile gehauen waren, aber die vom Einhorn rückten in eine Ecke an die Schranken, so daß weder auf einer Seite noch im Rücken jemand in sie brechen oder kommen konnte. Der Markgraf versuchte es mit den Seinen gar hart, konnte aber ihre Spitze, die durch ihre Hauptleute richtig und gut gemacht war, nicht brechen, und war ein solches Gedränge, daß die Rosse wie die Schweine gurrten und ein solcher Dampf von Leuten und Rossen aufging, daß die Frauen und Jungfrauen an den Fenstern das Turnier kaum sehen konnten.

Nun war Wilibald zu Herrn Georg von Rosenberg auf die rechte Seite und Diez Marschalk auf die linke Seite beordert, sie wurden mit ihren Hengsten überrücks ausgedrängt, so daß ihre Rosse auf ihnen lagen. Dazu fiel der gemeldete Herr Georg auch mit seinem Roß auf sie. Durch glücklichen Zufall kam das Roß des Herrn Georg wieder unter ihm auf, aber die beiden, Schauenburg und Marschalk, lagen unter den Rossen, daß ihnen von den andern die Gitter an den Turnierhelmen und sie selbst allenthalben so hart getreten wurden, daß sie beinahe an ihrem Leben verzweifeln wollten. Da der Markgraf nichts ausrichtete,

rückte er an eine Ecke, seine Ordnung anders zu machen. Indem gaben die Einhörner ihren liegenden Gesellen Raum, daß sie durch die Stengler wieder aufgebracht wurden. Und als ihre Hauptleute sahen, daß der Markgraf wieder mit drei Haufen daherzog, in der Meinung, daß der eine von vorn, der andere von der offenen Seite und der dritte von hinten durchzubrechen versuchen sollte, machten diese ihre Ordnung auch anders, das zu verhindern. Die Hauptleute überdachten wohl, der Markgraf wäre derzeit ein junger Fürst, er würde sich zuvörderst vor den Frauen und Jungfrauen sehen lassen; wenn er also gedrungen käme, wollte man ihn einlassen und hinter ihm schließen. Der Anschlag geriet, denn er drang als ein ehrbegieriger Fürst vor dem Haufen daher, der auf die Seite treffen sollte, ihm ward gewichen und er eingelassen, aber zur Stunde die Ordnung wieder hinter ihm zugemacht. Seine Grafen, Herren und Ritterschaft drangen ihm hart nach, sie wurden laut von den Gegnern angeschrien, gemach zu reiten, was sie ihrem Herrn denn antun, ob sie ihn niederdrängen wollten. Das ward verachtet und das Eindringen stärker und härter versucht, so lange, bis der Markgraf niedergedrängt war; da lag er, und es ging ihm wie es vordem den andern gegangen war. Da die Seinen merkten, daß ihr Herr gefallen und ihre Arbeit umsonst war, rückten sie wieder auf eine Ecke.

Unterdes gaben die vom Einhorn Raum und ließen die Stengler zu dem Markgrafen ihn aufzuheben. Das vermochten sie aber nicht. Sie mußten das Roß absatteln und zogen dasselbe also aus dem Haufen heraus. Da stieg der Markgraf auf die Schranken und vermeinte so hinter einem von den Stenglern aus den Einhörnern herauszukommen. Da schrie ihn Utz von Kinsberg an, was er täte; der gemeine Mann würde dafür halten, er wäre geschlagen und auf die Schranken gesetzt; wenn es ihm gefiele, sollte er hinter ihm aufsitzen, er wollte ihn zu seinen Gesellen bringen. Der Markgraf bedachte sich, daß ihm ein Spott wäre, hinter einem seiner Gegner zu sitzen und bat, man möchte ihm seinen Vetter den von Zollern in die Schar zulassen,

hinter dem wolle er hinwegreiten. Das geschah, und die vom Einhorn meinten, es würde ferner keine Not haben und sie nicht weiter angefochten werden. Da aber der Markgraf hinwegkam, setzte er sich wieder auf sein Turnierroß, und die Seinen machten den Anschlag, sie wollten, als ob das Turnier ein Ende hätte, zu den Schwertern greifen, dann würden auch die vom Einhorn ihre Ordnung trennen, und dann wollten sie Herrn Georg nach ihrem Gefallen erst recht schlagen.

Die Einhörner wurden aber durch ihre guten Freunde gewarnt, und wiewohl ihre Knechte gerannt kamen und die Schwerter brachten, blieben sie doch in ihrer Ordnung halten und befahlen den Knechten, nicht eher wiederzukommen, als bis sie die Trompeten hörten. Die Markgräflichen aber versuchten sich wieder auf das härteste gegen sie. Da nun der Markgraf hörte, daß ihrer Ordnung nichts abzubrechen wäre, schickte er den Grafen Eberhard von Württemberg und Herrn Wilhelm von Rechberg zu Herrn Georg von Rosenberg und ließ ihm sagen, Markgraf Albrecht, sein Herr und Vater, hätte ihn ausgeschickt, daß er ihn schlagen sollte. Er ließe ihn bitten, daß er ihm drei und mehr Schläge verstattete, er wollte ihm bei fürstlicher Ehre und Glauben zusagen, daß ihm nichts weiteres angetan werden sollte; denn ohne das dürfte er nicht in seines Vaters Haus zurückkommen. Herr Georg von Rosenberg antwortete, der Markgraf hätte ihn in seiner Klage ehrenwidriger Tat geziehen, wenn er sich jetzt schlagen ließe, würde man annehmen, daß er sich einer Schuld bewußt sei. Das könne ihm niemand raten, auch sei er selbst der Meinung, das keineswegs zu leiden; wenn der Markgraf aber so große Lust habe ihn zu schlagen oder ihm so mächtig daran gelegen sei, so möchte er doch an einen bestimmten Platz reiten, dort wolle er zu ihm kommen, da solle er ihn nach allem seinem Vermögen schlagen; dasselbe wolle er, Georg, auch wieder tun und das Spiel so lange mit dem Markgrafen treiben, als diesem gelüste. Das wollte der Markgraf nicht annehmen. Indem wurde aufgeblasen zum Nachturnier und zu den Schwertern gegriffen, und blieb Herr Georg von

Rosenberg von Markgraf Friedrich ungeschlagen. Am andern Tag hatten die Frauen vom schwäbischen Adel, die bei dem Turnierhof waren, ein herrlich, köstlich Bankett zugerichtet, wozu sie die ganze Gesellschaft des Einhorns luden, diese mit Werken und Gebärden hoch ehrten. Und wie gewöhnlich die schwäbischen Frauen mit schönen, subtilen Worten redereich sind, so rühmten sie die Einhörner hoch und sagten, daß sie sich stolzlich, ritterlich, männlich und prächtig gehalten hätten, sie wollten das auch nachher zu langem Gedächtnis ihren Kindern zu verstehen geben, und begehrten darauf eines jeglichen Namen und Geschlecht zu wissen. Aber der alte Markgraf wollte danach seinen Sohn darum, weil er seinen Befehl und Geschäft nicht ausgeführt hatte, weder sehen noch hören, es wurde auch den von der Gesellschaft des Einhorns nicht wohl aufgenommen, sondern sie wurden sauer angesehen. Doch verlor sich die feindliche Stimmung nach und nach, was jeder hatte, das behielt er.

Während nun Wilibald von Schauenburg keinem Herrn diente und für sich selbst oder seine eigene Freundschaft nichts zu tun hatte, war derzeit die kleine Reiterei im Land gemein, wie denn solcher Zank im Lande Franken selten ruht, so daß einige Freiherrn und vom Adel miteinander zu schaffen hatten, einander Burgen abgewannen, Dörfer ausraubten und brannten, Vieh nahmen und solche Hantierung trieben. In diesen Geschäften diente er gern seinen guten Gesellen, die ihm schrieben, bewarb sich darum und führte Pferde, womit er sich etwas verdiente und einen großen Ruf und Geltung bei Fürsten und Ritterschaft machte.

Nun ist wohl wahr, was Ovidius schreibt, und bewährt sich auch oft, daß jede Frau von Ehre besondere Liebe und Lust, auch Wohlgefallen zu männlichen, unerschrockenen, kecken, ernsthaften Männern trägt, weil sie gedenkt, daß dieselben eher und tapferer für die Frauen wagen und tun als hausgebackene und weibische Männer. Dies förderte auch den von Schauenburg, daß sich ihm eine edle tugendhafte Frau in Liebe verband. Der versprach er in der Ab-

rede über ihre Liebschaft sich nach ihrem Gefallen und Willen zu halten und um ihrerwillen jede Sache bis in den Tod zu wagen. Dagegen ließ sie sich wieder hören: wenn er seinem Versprechen nachkäme, wollte auch sie nicht von ihm lassen, ihm von ihrem Gut nach ihrem Vermögen mitteilen, soweit es einer edlen, frommen und tugendhaften Frau zustände und mit Ehre, Zucht und Ziemlichkeit geschehen könnte, und sie wollte, wie er bat, keinem Geschwätz eines unnützen Kläffers Glauben schenken. Und sie befahl ihm, auch in ihrem Dienst ritterlich und ansehnlich zu leben, dazu wollte sie es ihm an nichts fehlen lassen. Er richtete sich nach ihrem Gefallen, suchte und veranstaltete Rennhöfe, die damals häufig waren, rannte und stach in köstlicher Waffenkleidung, mit seidener Decke und was dazu gehört, meist alles in guter Seide, mit köstlichem Schmuck seines Hutes und mit guten güldenen Ketten um die Arme und anderen Kleinodien, die dazu ziemten; er hatte auch allerwegen vier oder sechs laufende Knechte, die in seidenen Kleidern seiner Farbe ihm auf der Bahn dienten, war zu solchem Spiel mit guter Zehrung versehen, stets wohlberitten und nach ihrem Wunsch mit seinen Knechten und Pferden im Sommer und Winter ansehnlich und wohlgerüstet, so daß viele Leute, die seine Nahrung und Einkommen wußten, eine große Verwunderung trugen und etliche, wie der Welt Lauf ist, sehr munkelten. Und wiewohl dieser Handel niemand genau kund wurde, so wurde er doch aus Vermutung vielfach gegen ihre Verwandten verschwätzt; deshalb kam ihm oft Warnung zu, er möchte sich aus der Gegend entfernen, er würde sonst um den Hals kommen und ihm ein ungewöhnlicher, greulicher Tod zuteil werden. Nun aber ging ihm sein Versprechen und die Liebe zur Frau mehr zu Herzen als die Furcht des Todes. Er hatte stets bei oder mehr als zwanzig Meilen zu der Frau zu reisen, weshalb man nicht auflauern und sein Kommen oder Scheiden merken mochte. Denn er kam nicht in einerlei Gestalt, ritt zuzeiten wie ein Kaufmann, dann wie ein deutscher Herr, lief zuweilen als Barfüßermönch oder einem Aussätzigen gleich, wie denn die Liebe zu geliebten Menschen allezeit

neuen Fund und Anschlag eingibt. Und wenn sich dann fügte, daß er an den Ort kam, wo er zu der Frau sollte, mußte er über ein Wasser kommen und danach noch Felsen und Mauer an siebzehn Klaftern hoch hinaufsteigen. Dazu ließ ihm die Frau über die Mauer aus einem Fenster eine starke Schnur hinab, daran unten ein großer Kolben Wachs hing, damit er sie in der Finsternis desto eher finden möchte. An die Schnur band er sein Steigezeug, das dazu eingerichtet war; dies also zog die liebhabende Frau hinauf, heftete und schlug den Haken des Steigezeuges ein, daß ihr Freund hinaufsteigen konnte. Und wie die Liebe stets mit bitterer Sorge, Angst und Mühe gemengt ist und die Freude, die aus ihr kommt, mit Trauer, so begab es sich einst, daß sie einmal lange nicht beieinander gewesen waren, und als er zu ihr kam, wie früher oft geschehen, hatten sie beide so große Freude, daß sie das Steigezeug, das an dem Fenster hing, vergaß. Aber da dies nicht beschwert war, wehte es der Wind hin und her, der Haken hing heraus und das Zeug fiel über den Fels ins Wasser, worüber sie beide übermäßig sehr erschraken. Wie aber die Zeit kam, daß er nicht länger bleiben konnte, da hatte die Frau zwei Stück Leinwand und zwei Paar Handschuh zuwege gebracht; die Leinwand machte er aneinander, band das eine Ende an eine Bettstange, legte die quer unter das Fenster und ließ das andere über das Fenster hinuntergehen. Die Frau und er gesegneten einander mit den hübschesten Worten, die sie zuwege bringen mochten. Jeder werte Mann, der von Frauenliebe zu seiner Zeit ergriffen war und ehrliche Buhlschaft getrieben hat, kann wohl annehmen, welcher Art und wie bitter der Abschied gewesen ist. Danach zog er die Handschuh an, gab sich für das Wagnis in die Gnade Gottes, um über die Mauer und den Felsen hinabzukommen. Die Frau legte sich in ihrer Treue auf die Bettstange, diese zu halten, daß sie nicht überschlug und ihren Allerliebsten zum Fall brachte, sie vergaß, daß ihr die Hände unter den Stecken kamen, worauf die Leinwand gemacht war, das drückte sie so hart, daß sie in den Schrei ausbrach: ‚Hilf, Maria, Gottes Mutter, du brichst mir die Hände!' Da erschrak der gute Gesell über

die Maßen sehr, und das Glück fügte, daß er mit den Füßen einen Nagel fand, der in einem Riegel oder Band am Hause stak, weil er noch nicht herab bis zu der Mauer war. Darauf stand er und erhielt sich, bis die Frau ledig war und ihm das alsbald leise zu erkennen gab. Mit der Hand ließ er sich zu Tal, aber die Leinwand schnitt ihm durch die Handschuhe so sehr in die Hände, daß er solches keineswegs länger ertragen konnte, er fing also die Leinwand in beide Arme und drückte sie an sich so gut er konnte. Er fiel gar in große Schrecken und Sorgen, denn er wußte nicht, wie tief noch hinab war zu Tal, aber er traf aus Glück und Ungefähr auf einen Misthaufen, den die Stallknechte aus den Ställen geworfen. So machte er sich rasch auf und kam auf eine Meile Wegs weit hinweg in ein Holz, er ging vom Wege ab und tat wie der Wolf, der in einem Dorf geraubt, sah sich oft um, ob ihm niemand folgte, ward aber niemand gewahr.

Nun hatte ihm die Frau etwas in einem Bausch vernäht auf den Rücken gehängt; da er nicht wußte, was darin sein mochte, kam ihm der Fürwitz, das zu besehen. Er trennte es auf und fand hübsche Arbeiten von guten Hemden darin, goldene Hauben, Perlenschnüre und eine gute goldene Kette mit einem goldenen Kreuz, worein fünf köstliche Diamanten gefügt waren. Darüber freute er sich viel mehr, weil er Gunst und Liebe der Frau deutlich daraus merkte, als um des Kleinods oder Gutes willen, und kam darauf mit Freuden heim.

Kurz danach begab es sich, daß eine große Hochzeit gehalten wurde, wohin viel Fürsten, Fürstinnen, Grafen, Herren, Ritterschaft, viele höfische Frauen und Jungfrauen kamen. Auch Wilibalds Frau und höchste Freundin war daselbst. Dieweil nun nichts auf Erden einem jungen Mann mehr Freude und Mut machen kann als ein reines, zartes, tugendhaftes Weibsbild, gedachte er ein seltsames und abenteuerliches Ritterspiel zu beginnen und besprach sich mit Herrn Eberhard von Brandenstein, der in seiner Jugend auch ein Liebhaber der fraulichen Geselligkeit und ein unerschrockener Mann war, über ein Rennen in der Art, daß jeder in

seiner Tartsche einen Spiegel haben sollte und auf dem Haupt keinen Rennhut, sondern aufgewaschenes und geschmücktes Haar und ein hübsches Kränzlein, und wer von ihnen am nächsten zu dem Spiegel in der Tartsche träfe, sollte ein Kleinod gewinnen, das zehn Gulden wert war. Sie kamen also in ihrem Schmuck auf die Bahn, und war mein Wilibald gut und reitermäßig herausgeputzt. Sie rüsteten sich zum Treffen, da ließen Herzog Ernst und Herzog Albrecht, beide Fürsten von Sachsen und Gebrüder, ihnen durch Herrn Haubold von Schleinitz, den obersten Marschalk, und durch Herrn Heinrich von Einsiedel sagen, wollten sie rennen, so müßten sie sich mit ihren Hüten und was sonst zum Rennen gehört, wie andere Ritterschaft verwahren. Sie gaben die Antwort, wenn der Fürsten Wille nicht anders wäre, so wollten sie noch ein- oder zweimal umreiten und danach abziehen. Sie hatten sich aber wohl vorher bedacht, daß man ihnen solches Rennen nicht gern zugeben würde und deshalb besprochen; sie sprengten also plötzlich während dem Umritt gegeneinander, und Herr Eberhard von Brandenstein traf eine Ecke des Brettleins, worein das Spiegelglas gesetzt war, aber Wilibald das Spiegelglas auf Herrn Eberhards Tartsche. Darüber entstand ein Streit zwischen ihnen, Wilibald meinte, Herr Eberhard wäre des Kleinodes verlustig, und Herr Eberhard sagte, die Bedingung wäre gewesen, wer dem Spiegel zunächst träfe, er hätte das Brett getroffen, das zu dem Glase gehörte, und es gäbe keinen richtigen Spiegel, der nicht gefaßt wäre, darum hätten sie beide den Spiegel gerührt, es wäre aber nicht ausbedungen gewesen, wer am besten seine Mitte oder einen andern Fleck treffen würde. Auf ihr beider Begehren wurde ein Ritterrecht niedergesetzt zu entscheiden, aber mit Wilibald soviel verhandelt, daß er die Sache in Güte fallen ließ.

Danach begab sich's, daß Haubold von Schleinitz seine Tochter Herrn Götz von Ende zulegte. Das ward wieder eine große Hochzeit. Da vereinten sich der Bräutigam und Wilibald und rannten miteinander hinter Kissen, die sie anstatt der Tartschen vor sich hingen, sie ließen aber gutes, starkes Stahlblech in die Kissen und Bettleinwand verbergen. Sie hatten auf ihren Hüten gestreifte Leinwand und hinten auf den Pferden Bettleinwand. Beide trafen richtig die Kissen, ihre Harnischmeister rissen die Speerlöcher in den Kissen weiter, so daß der Wind die ausgestobenen Federn so weit trug als die Bahn war und die Leute bestäubte. Das gab ein Gelächter und war den Frauen und Jungfrauen lustig anzusehen.

Darum hab' ich solches hergesetzt, daß jeder junge Edelmann nimmer ruhe, bis sein Herz und Gemüt einer werten Frau oder Jungfrau in Züchten und Ehren zugesellt werde, denn sie erlöst ihn von den unehrlichen Händeln und daß er sich nicht verliegt, und treibt ihn in ferne Lande, dort Ehr' und Preis zu suchen, und hindert ihn bei seinen Bauern in den Wohnhäusern zu bleiben und von blauen Enten zu schwatzen."

Soweit Wilibald von Schauenburg. — Sein romantisches Verhältnis zu einer Fürstin verging unter den Trommeln und Pfeifen derber Landsknechte, denen er sich gesellte. Und ebenso rasch schwand die letzte Romantik des absterbenden Rittertums auf den Seelen der Junker. Die Turniere des 15. Jahrhunderts waren nur eine rohe und schlechte Karikatur des glänzenden Rittersports unter den Hohenstaufen. Und es ist ein Irrtum, wenn man ihnen irgendeinen wesentlichen Anteil an der Zähmung der wilden Junker vom Stegreif zuschreibt. Größere Wirkung hatte jede kleine Flugschrift, welche jetzt in ein Herrenhaus getragen wurde und Männern und Frauen den Wunsch erregte, die krausen Buchstaben persönlich kennenzulernen.

Die frommen Landsknechte

(1492)

Vor Beginn des Jahrhunderts, in welchem über dem egoistischen Treiben der Gesellschaften sich einzelne starke Menschen erheben, um dem Leben der Deutschen neuen Inhalt und edlere Kämpfe zu geben, ziemt es noch einmal auf die politischen Verhältnisse des Reiches aufmerksam zu machen. Dies soll geschehen durch Bericht über eine Genossenschaft, welche von allen den größten Einfluß auf die Politik der deutschen Kaiser ausgeübt hat und dem Hause Habsburg darum zum Verhängnis geworden ist, weil man dieselbe nicht rechtzeitig zu reformieren verstand.

Im Jahre 1431 war ein großes Reichsheer gegen die Hussiten aufgeboten, ein Kardinal hatte die Waffen gesegnet, die seidenen Banner der deutschen Fürsten standen dicht gereiht, Erzbischöfe und Bischöfe in prächtigem Feldschmuck, der Kurfürst von Brandenburg, dem das Oberfeldherrnamt aufgenötigt war, der Kurfürst von Sachsen mit der päpstlichen Fahne, die Wittelsbacher, das St. Georgs-Banner der schwäbischen Ritterschaft, die großen Büchsen der fränkischen Reichsstädte, ein Lehnsheer von 14 000 gerüsteten Pferden, 80 000 Mann streitbarem Volk und einer Wagenburg von 8000 Wagen. Und dies große Reichsheer floh schmachvoll beim Herannahen der schwächeren Hussitenhaufen über die Grenzberge aus dem Böhmerland. Die ganze Wagenburg, unermeßliche Beute fielen in die Hände der Böhmen, 11 000 Deutsche wurden in den Wäldern getötet. An diesem elenden Tage von Tauß war das Banner

der Stadt Straßburg das letzte, welches den Rückzug zu decken wagte. Es war eine Flucht ohne Schwertstreich, wohl die größte Schande, welche je ein deutsches Heer erfahren; seitdem wußte jedermann, daß das Reichsheer in seiner Zusammensetzung aus zahllosen Kontingenten und uneinigen Fürsten ein ebenso kraftloser Mechanismus geworden war wie das deutsche Reich selbst; man suchte Rettung.

Als König Maximilian befahl, für den Krieg in Flandern und Burgund Fußvolk aus Landeskindern zu werben und nicht aus zusammengelaufenem Volk, da wurde nur der Name Landsknechte, d. h. eingeborene Kriegsleute, gebräuchlich, in der Sache wurde nichts Neues geschaffen, vielmehr uralter Brauch, der nie untergegangen war, wieder in den Vordergrund gerückt. Denn das Landsknechtheer ist in seiner Taktik, seinen Gewohnheiten, in seinem Gericht und Recht nichts anderes als das alte Volksheer der Merowingerzeit, welches durch die Vasallenreiterei seit den Jahren Karls des Großen in die zweite Schlachtreihe zurückgedrängt war, aber zu jeder Zeit fortbestanden hatte. Allerdings dauerte es nicht in der Masse der aufgebotenen Landleute, welche dem Vasallenheer nach Hofrecht folgten, sondern als ein Fußvolk Freiwilliger, welche, wie ihre Ahnen, sich durch Schwur zu Abenteuer und Beute vereinigten, zu gemeinsamer Tat und Gehorsam unter dem Führer, der sie gerufen hatte oder den sie sich setzten. Sie richteten ihre Genossen selbst durch ein Schöffengericht nach herkömmlicher Kriegsordnung, sie wollten Freie sein, die ohne Erlaubnis eines Herrn reisen durften und Urteil finden über freie Männer. Aber zuverlässig wurde auf die persönlichen Rechte, welche die Genossen in der Heimat besaßen, seit frühester Zeit wenig Rücksicht genommen.

Im Jahre 1276 kämpfte eine solche Schar, die gegen Sold und auf Beuteteil geworben ist, für Rudolf von Habsburg. Als die Rittermäßigen nach dem Treffen eine Anzahl Gefangene enthaupten, ohne die Söldner zu fragen und diesen durch das ausfallende Lösegeld den Beuteanteil verringern, geraten die Söldner in Empörung und verweigern ferneren

Dienst*. Hundert Jahre später bezahlten Ulm und der schwäbische Städtebund Fähnlein derselben freien Knechte, welche sich Freiharde und ihren Bund die Freiheit nennen; sie waren damals eine sehr tüchtige Schar, trugen dicke Joppen, Spieß und Armbrust, 70 Mann derselben trieben 60 Reisige, Ritter und Knechte ruhmvoll ab, und es gelang den Städten in diesem Jahre sehr gut. Seitdem spielen sie bei jeder größeren Fehde und jedem Kriege mit, unter verschiedenen Namen und mit sehr wechselnder Kriegstüchtigkeit. Sie ziehen als schwarze Garde gegen die Dithmarschen, bilden als „Ruter" die wehrhafte Bemannung der Hansaschiffe, laufen als Schildknechte jeder aufbrennenden Fehde zu und kämpfen als Söldner bei allen großen Kriegsfahrten der oberdeutschen Städte. Schon damals war viel Gesindel unter ihnen, welches Krieg und Fehde zu wüstem Raub benutzte; diese Marodeure, welche man Böcke nannte**, fanden als Gefangene hartes Gericht, sie wurden im Gefängnis der Städte schwebend an Ketten geschlossen, von dem feindlichen Feldhauptmann als Mordbrenner mit Feuer gerichtet. Außer dem Fußvolk ritten auch Reisige mit eigenem Pferd der Beute nach, sie gesellten sich am liebsten den Burgherren zu und müssen für besonders schädlich gegolten haben, denn unter Kaiser Friedrich III. ward verordnet, daß sie nirgend geduldet werden sollten, wenn sie nicht Diener eines Herrn, eines Junkers, einer Stadt wären***. Trotzdem dauern sie noch zweihundert Jahre später als Einspännige in den deutschen und schwedischen Heeren.

Wenn eine Stadt dem König für einen Reichskrieg ihr Kontingent sandte, bestand es in der Regel aus diesen geworbenen Söldner, und reiche Städte suchten etwas darin, ihre Mannschaft durch gleiche bunte Tracht auszuzeichnen, ein Vorzug, dessen sich außerdem nur die Leibwache großer Herren — die Hartschiere mit Hellebarden — erfreute.

Am Ende des 15. Jahrhunderts war jedes größere

* Ann. Basil, ad a. 1276.

** Von pocken, rauben.

*** Reform von 1442, § 7.

Kriegsheer zusammengesetzt aus den Kontingenten, welche Fürsten oder Vasallen und Städte aus Lehnspflicht sendeten —, auch dieser Anzug zum Teil geworbene Leute —, daneben aus gemieteten Söldnern zu Fuß und zu Roß. Und dieser Teil galt für den Kern des Heeres. In der Reiterei dienten geworbene Edelleute mit ihren Knechten, in der Regel zu doppeltem Monatssold, der damals auf acht Gulden für den Reiter, vier Gulden für den Landsknecht festgesetzt war. Noch waren der Reiter im Verhältnis zum Fußvolk viel, einigemal die gleiche Zahl, zuweilen die Hälfte, und dazu gewaltiger Train, ein Heer von 1000 Reitern und 1000 Mann Fußvolk führte z. B. an 400 Wagen mit Geschütz und Wagenburg, jeden zu 4 Pferden. Aber das Bedürfnis nach größeren Fußheeren wird zwingend, die Entscheidung des Kampfes steht ganz bei ihnen und nicht bei den Reitern. Dem Feldhauptmann freilich waren die Reisigen im ganzen die zuverlässigere Truppe, denn es war leichter, auf ihr Ehrgefühl zu wirken.

Das Heer der Landsknechte dagegen war ein seltsames politisches Institut, schwer zu behandeln. Eine große Bruderschaft, welche das Kriegshandwerk als Lebensberuf übte, trotzig, unbotmäßig, im Kampf oft von einer unübertrefflichen Tapferkeit, kriegshart und dauerhaft in Strapazen, aber immer eine Genossenschaft, die eigenwillig befand, ob sie schlagen wollte oder nicht.

Die Landsknechte schafften sich selbst Waffen und Kleidung, waren entweder Spießknechte oder Büchsenknechte, die ersteren mit stärkerer Rüstung, zuweilen mit doppeltem Sold, aber beide in der Gesellschaft gleichberechtigt. Sie leisteten ihren Fahneneid auf Zeit oder zu einem Feldzuge und zogen zum Heer mit einem Buben oder einem Weib, das sie sich gesellt hatten. Ihr Troß war also nicht gering, aber er war immerhin beweglicher und weniger massenhaft als der eines Reiterheeres. Im Jahre 1474 gehörten bei der Belagerung von Neuß zu einem Heer von 20 000 Fußknechten 4000 Weiber; auch diese wurden zur Schanzarbeit verwandt, durch einen Profos befehligt, hatten ein eigenes

Fähnlein, worauf eine Frau gemalt war, und zogen mit Fahne, Trommel und Pfeifen zur Arbeit auf.

Die Landsknechte hatten ihre Grillen und Feindschaften, sie vertrugen sich schlecht mit den Reitern und hatten einen alten Kriegszorn gegen die Schweizer, der aus den österreichischen und burgundischen Kriegen überkommen war und dadurch genährt wurde, daß die Söldner aus der Schweiz am liebsten französischen und italienischen Sold nahmen, was die Landsknechte ihnen übrigens bei Gelegenheit ohne jedes politische Bedenken nachmachten. Auch die Bewaffnung war nicht ganz gleich, die Landsknechte führten entweder Handrohr oder langen Spieß, die Schweizer außer Handrohr und Spieß auch Hellebarden in größerer Zahl. Dagegen war wieder gute Freundschaft zwischen Schweizern und Friesen. Beide wußten im 15. Jahrhundert zu erzählen, daß einst Friesen auf der Heimkehr von einem Römerzug Karls des Großen sich in Schwyz niedergelassen und die Ahnherren der Schwyzer geworden wären. Beider Stärke bestand in dem freien Bauernstand, beide duldeten keine Herren über sich, und in ihren Briefen nannten sie einander Söhne und Vettern. Die Landsknechte aber waren zum größten Teil Oberdeutsche und viele Stadtkinder darunter.

Doch trotz der Feindschaft behandelten diese Gegner einander in der Regel als ehrliche Soldaten. Dagegen hatten die Raizen, welche in den Kriegen des Königs Matthias mit den deutschen Landsknechten zusammenstießen, grobe und unchristliche Sitten, sie nahmen niemand gefangen, denn sie bekamen für jeden abgeschnittenen Kopf einen Gulden, das war ihr Sold, und sie schnitten Köpfe ab, wo sie irgend Gelegenheit fanden; diese erhielten von den Landsknechten kein Quartier.

Das Leiden des Landsknechtheeres war, daß jeder Kriegführende die Landsknechte nötig hatte und daß keiner sie zu bezahlen vermochte. Das Dienstverhältnis beruhte auf Vertrag, beide Teile hatten zu leisten, der Kriegsherr den Sold, der Söldner den Dienst. Wurde der Sold nicht gezahlt —

und das geschah selten regelmäßig, selten ohne Abzüge und Betrug, der den Hauptleuten zugute kam und zuweilen nach den ersten Wochen gar nicht oder doch nur durch kleine Abschlagzahlungen: dann war nach Ansicht des Heeres der Vertrag gebrochen, und dem Heere stand frei, sich anderweitig zu vermieten. So kam es, daß den Landsknechten eine aufsässige und meuterische Stimmung zur üblen Gewohnheit wurde. Die Hauptleute der Fähnlein, in Geldsachen häufig durch böses Gewissen gedrückt, hatten geringe Autorität und folgten dem empörten Haufen. Der Feldhauptmann, welcher kein Geld schaffen konnte, mußte zu allerlei Mitteln die Zuflucht nehmen; er vermochte doch vielleicht Tuch zu borgen, wenn die Kleidung seiner Mannschaft abgerissen war, dann wurde kapituliert, die Knechte nahmen einmal Gewand statt Geld, und Hauptmann und Leute freuten sich, daß sie in gleichen Farben, z. B. schwarz und weiß einhergingen.

Zuweilen half dem Führer gegen die erbitterten Knechte, wenn er sie feierlich anredete. Er mußte sich eine wohlgesetzte Rede ausdenken und darin durch gute Versprechungen trösten. Es war ihm aber nützlich, wenn er vor solcher Verhandlung mit den eigenen Knechten sich von ihnen zur Verantwortung freies Geleit erbat, das ihm nicht verweigert wurde. Erfuhren während solcher Geldnot die Knechte, daß ein Geldtransport beim Heer angekommen war, so bemächtigten sie sich vielleicht gewaltsam des Geldes, um sich den Sold zu sichern, ja sie nahmen den Geldtransport weg, wenn man ihnen auch gerade nichts schuldig war, weil sie behaupteten, daß sie sich vorsehen müßten und daß man am Ende eher die Reiter als sie bezahlen würde. Da die Leute leben mußten, so plünderten sie ihre Quartiere und die Umgegend, unternahmen eigenmächtig Beutezüge und forderten dann von ihrem Feldhauptmann, daß er den eingebrachten Raub, wie es Brauch war, verteilte. Selten gelang es, einen einflußreichen Subalternoffizier oder die Anstifter der Unzufriedenheit zu ergreifen, und in diesem Falle brach vielleicht die Meuterei aus, und der Feldherr mußte sich durch die Flucht dem Tode entziehen.

Aber die Brüderschaft, welche sich am Fahnenstock zusammengeschworen hatte, besaß sogar vor dem Feinde nicht den unbedingten Gehorsam, welcher für dauernde militärische Erfolge unentbehrlich ist. Wie sie im Soldatengericht, wo der Profos anklagen mußte, selbst erkannte, ob ein Gesell sich als unehrlicher Soldat gehalten habe, so wollte sie auch vor jeder Kriegsoperation, welche Leib und Habe in Gefahr setzte, mitsprechen. Das war uralter Heeresbrauch. Der Feldhauptmann mußte sie zusammenrufen, anreden und für seine Absicht gewinnen. Zuweilen versagten die Gerufenen. Wenn es ihnen in den Quartieren gefiel und sie nicht den Angreifer vor Augen sahen, so wurden ihnen die Kriegspläne der Führer unbequem, vollends wenn dabei gute Beute nicht zu hoffen war. In den Quartieren waren ihre Weinwirte und Metzger, ihre Weiber und Dirnen einflußreicher als die Befehlshaber, der Troß aber fürchtete für seinen Kramschatz oder scheute das Ungemach des Feldes.

Wenn gar ein Krieg seinem Ende nahte und nicht so reiche Plünderung gewährt hatte, daß die Landsknechte in Frieden ihre Beute vertun wollten, dann schieden sich feindlich die Interessen des Heeres und des Kriegsherrn. Die Landsknechte suchten das Ende des Krieges dadurch zu hindern, daß sie den entscheidenden Schlag verweigerten, oder heimlich mit ihren Kameraden im feindlichen Heer verhandelten und ein stilles Abkommen schlossen, das kriegerische Geschäft im gemeinsamen Interesse fortzusetzen und nicht zu dulden, daß der fromme Landsknecht wieder in unsicherer Reise laufen müsse. Wurde der Krieg doch geendet und ihre Fähnlein abgedankt, so ballten sie sich vielleicht zu einem Haufen zusammen, setzten sich einen Hauptmann und durchzogen plündernd die Landschaft, bis sie durch Gewalt zerstreut wurden oder einen neuen Kriegsherrn fanden, dem sie sich verdangen.

Kam man an den Feind und stand ein Zusammenstoß bevor, so galt es den Schlachtenzorn der Landsknechte durch Versprechung und Anrede zu erregen; darauf wurde große Sorgfalt verwandt und einflußreiche Subalterne gewonnen,

welche berichteten, ob das Heer in der rechten Laune war. Vor dem Kampf verstrickten sich die Landsknechte noch einmal mit Glauben und Eid untereinander, die Schlacht zu gewinnen, die Festung zu erobern, bis auf den letzten Mann auszuhalten. Vor dem Treffen knieten die Knechte nieder — die Schweizer senkten betend auch den Oberleib zur Erde —, sie sprachen ihre Gebete um Glück und Sieg und warfen eine Erdscholle oder Handvoll Staub hinter sich. Die Schlacht war ein Kampf zweier großer quadratischer Gewalthaufen, welche aus den einzelnen Fähnlein zusammengestellt waren; vor dem Zusammenstoß dieser Haufen galt es, den Feind durch das zerstreute Gefecht der Armbrust- und Büchsenschützen zu schwächen, aber der Dienst dieser Vortruppen oder laufenden Knechte war noch schlecht organisiert. Die liefen nach einigen Schüssen ihrem Gewalthaufen zur Seite und in den Rücken, die Lockerung der feindlichen Masse hing vorzugsweise von der Gewalt des Einbruchs und den langen Spießen der zusammenrennenden Haufen ab. Bei diesem Zusammenlauf waren die ersten Glieder — die Doppelsöldner — am meisten gefährdet, wohl die Mehrzahl darin wurde erstochen; die Fahnen standen deshalb erst im vierten und fünften Glied. Um die Gefahr dieses Zusammenstoßes zu verringern, wählte man im 15. Jahrhundert zuweilen verzweifelte Gesellen, welche bereit waren, ihr Leben gegen besonderen Lohn in die Schanze zu schlagen; auch der Arges verwirkt hatte, konnte sich durch solchen Dienst von der Strafe lösen. Diese „Katzbalger" wurden mit Hellebarden vor der ersten Reihe der Knechte aufgestellt und ließen im Augenblick vor dem Zusammenstoß die Hellebarden in schrägem Hieb auf die Speerspitzen der Feinde fallen, damit die Spießknechte eilig in die Lücken sprangen und an den Leib der Feinde kamen. Dann begann das Stoßen und Drängen der beiden großen Haufen, die hinteren Glieder, verhältnismäßig sicher, drückten ihre Vorkämpfer unablässig nach vorn. Und es kam darauf an, in welchem Haufen die größere Stoßkraft dauerte. Bei diesem Wogen der Massen wurde in trockener Zeit der Staub auf dem Schlachtfeld so groß, daß man die Aussicht verlor, so-

gar die Hauptfahne nicht erkennen konnte. Dann schlugen die Mutigen so lange ineinander, als die Kräfte und Hoffnung aushielten, die Feigen beider Heere flohen, der Sieg hing außer anderem auch sehr von Sonne und Wind ab. Die Entscheidung aber war in der Regel vollständig, denn der Haufe, welcher sich zuerst zur Flucht wandte, hatte den Feind im Nacken, welcher massenhaftes Niederschlagen, Gefangennahme und Plünderung begann. Dabei verlor das siegreiche Heer völlig den Zusammenhang, und mehr als einmal wurde der glänzende Erfolg einer Schlacht vereitelt, weil der Feind imstande war, noch eine taktisch zusammenhängende kleine Minderzahl gegen die zerstreuten Sieger zu führen. Man suchte deshalb wohl einen Haufen für solche Entscheidung zurückzubehalten, aber regelmäßige Reserven wurden erst in der zweiten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges Brauch.

Die ärgste Schwäche dieser Gewalthaufen war, daß sie zwar eine starke Front hatten, aber leicht zersprengt wurden, wenn die Feinde in ihre Seiten drangen; erst als die Handrohre der Schützen schneller feuerten und diese Truppe verläßlicher ward, suchte man durch angehängte Schützenflügel die Flanken zu sichern. Die Reiterei kämpfte in dieser letzten Zeit selten gegen die Landsknechte, sie galt für wirkungslos vor den langen Spießen des Fußvolkes, ihre Aktion war an den Seiten des Gewalthaufens gegen die feindliche Reiterei; die beiden Waffengattungen des Heeres griffen also im Kampf fast gar nicht ineinander. Die Artillerie endlich wurde in Positionen aufgefahren, die sie in der Regel nicht verließ, sie half die Aufstellung schützen, aber leistete geringen Dienst bei der Entscheidung. Nach jedem Sieg wurde „gebeutet", die gesamte Beute auf einen Haufen zusammengebracht und verteilt.

Daß der Befehl über ein solches Heer keine sorgenlose Ehre war, wußte jedermann; es gelang nur wenigen Feldhauptleuten, sich für wichtige Fälle den Gehorsam zu sichern durch Redlichkeit, einen demantharten Mut, der jede Probe aushielt, durch imponierendes Wesen, dem ein Strich von volkstümlicher Laune nicht fehlte. Wer den Befehl übernahm, der mußte abgehärtet sein gegen zahllose Kränkungen, die er selbst erfuhr, und gegen die Verwüstungen und Unmenschlichkeiten, welche durch seine Banden verübt wurden. Seine Prüfungen begannen an dem Tage, wo das Heer aufbrach. Man merkte wohl, daß Heervolk sich nicht in Säcken fortbringen ließ, und daß die Gesellschaft überall wo sie durchzog „sich behalf", indem sie von der Bevölkerung nahm. Denn an geordnete Verpflegung wurde nicht gedacht; deshalb brachte der Zug eines Heerhaufens das Land des eigenen Kriegsherrn längs der Heerstraße in Aufruhr, die erbitterten Landleute wurden da, wo man sehr schonen mußte und einmal Geld hatte, durch Entschädigungssummen gestillt, die der Kriegsherr zahlen mußte; zuweilen zog das Heer in Streitordnung durch Freundesland, um die einzelnen Haufen vor der Rache und den Überfällen der Bewohner zu bewahren, dann marschierte man in breiter Ordnung in großen quadratischen Haufen, Wagenburg und Troß in der Mitte.

Der oberste Hauptmann einer solchen Gesellschaft war vielleicht der große Unternehmer, welcher das Geld für Werbung und Ausrüstung vorgeschossen hatte, unter seiner Autorität war das Heer zusammengelaufen. Auch er faßte es als einen Kontraktbruch gegen sich auf, wenn ihm der Sold nicht gezahlt wurde. Wie die Treue gegen Kaiser und Reich in solchem Fall erhalten wurde, lehrt das Verhalten des Herzogs Albrecht von Sachsen, der die Regierung seines eigenen Landes vernachlässigte und große Summen aus dem Erbe seiner Väter zog, um den Habsburgern Kriegsdienste zu tun, und der in Wahrheit durch mehr als ein Jahrzehnt die beste Stütze der kaiserlichen Familie war. Er hatte als oberster Feldhauptmann im Niederländischen Krieg über 300 000 Gulden für Sold und Ausrüstung vorgeschossen, und König Maximilian, der für seinen Sohn Herzog Philipp Kriegsherr war, achtete wenig auf des Herzogs Not und Drängen. Da wußte der Fürst — wohlgemerkt, während er für den Kaiser gegen Frankreich im Felde lag — sich nicht anders zu helfen, als daß er sein Heer und seine Dienste dem König von Frankreich anbot, mit der Bedingung, nicht

wider König Maximilian und das Deutsche Reich gebraucht zu werden, einer unnötigen Bedingung, denn wenn er das kaiserliche Heer zu den Franzosen hinüberführte, war ohne weiteres die Sache zugunsten Frankreichs entschieden, Maximilian hatte kein Heer und kein Geld ein neues zu werben, und dieser Übertritt des sächsischen Fürsten wurde eine Katastrophe für das Reich. Die Bedingung des Geschäftes war durch seinen Unterbefehlshaber am französischen Hof vereinbart, als König Maximilian erfuhr, daß der treue Herzog diesen verzweifelten Weg eingeschlagen hatte, sich bezahlt zu machen. Da endlich sandte der König seinem Feldhauptmann etwas Geld und viele Versprechungen und schloß einen neuen Vertrag, ihn nach und nach zu bezahlen. Es ist durchaus nicht zu ersehen, daß diese vorübergehende Differenz das gute Verhältnis zwischen dem König und dem Herzog gestört habe.

Solche Heere einer geworbenen Genossenschaft entschieden durch fast drei Jahrhunderte das Geschick unseres Vaterlandes, und gerade vor ihnen wird sehr deutlich, daß Schwurvereine von Privatleuten nicht befähigt waren, eine feste staatliche Organisation zu ersetzen. Wer jetzt gegen stehende Heere kämpft, der möge wohl daran denken, daß unsere Vorfahren, welche nicht imstande waren, ein stehendes Heer zu unterhalten, eben darum in fast unaufhörlichem Kriegszustand und einer höchst jammervollen Unsicherheit der Person und des Eigentums lebten, und wenn sie ein Heer warben, so viele Kosten und so großen Verlust durch Raub und Selbsthilfe der Söldner erfuhren, daß der nationale Schaden ganz unberechenbar größer war als die Assekuranzprämie, welche die Gegenwart jährlich für Friede und Ordnung an ihre Armee bezahlt, endlich daß trotz aller Kosten und aller Verwüstung doch die Erfolge der alten Heere höchst zufällig und unsicher blieben.

Und doch war dies Landsknechtheer, dessen Unbotmäßigkeit uns Späteren unerträglich und monströs erscheint, eine entschiedene Besserung im Vergleich zu der früheren Zeit der berittenen Vasallenscharen. Denn es war seit Entstehung einer besoldeten Infanterie doch leichter, das Land

gegen äußere Feinde zu verteidigen, und der Fürst, welcher Geld aufzutreiben wußte und einen tüchtigen Feldhauptmann besaß, durfte Erfolge hoffen. Seitdem wurde den Fürsten erste Bedingung ihrer Macht, eine geordnete Finanzverwaltung herzustellen, sich reichere Geldquellen zu eröffnen; dies Bedürfnis drückte zunächst den Landmann herab, welchem Ritter und Geistlichkeit die neuen Steuern aufwälzten, es brachte allmählich die Städte in größere Abhängigkeit von den Herren der Landschaft und wurde die große Verlegenheit und das beste Hilfsmittel der fürstlichen Macht. Erst im Dreißigjährigen Krieg kamen die Fürsten zu der Erkenntnis, daß ein stehendes Heer mit festem Sold und einer Ausrüstung, die sie selbst besorgten, sehr viel billiger sei als Fähnlein, welche für einen Sommerfeldzug geworben wurden. Das harte, geistlose, oft brutale Regiment des fürstlichen Staates war ein weiterer nationaler Fortschritt, der trotz vieler Einbuße an Kraft und Freiheiten das zerfallene Reich aus dem alten Aggregatzustand von Korporationen und Privatvereinen heraushob; und ebenso war das kriegerische Werkzeug dieser Staaten, das gedrillte Soldheer der Fürsten, trotz der Roheit und dem tyrannischen Zwang eine Erlösung des Volkes von dem wüsten Treiben der freien Landsknechte.

Wir haben über die wilde Wirtschaft innerhalb des Landsknechtheeres einen Bericht, der an Anschaulichkeit nichts zu wünschen übrigläßt. Er ist in der Biographie desselben fränkischen Edelmanns enthalten, welcher von den letzten Ritterfahrten des deutschen Adels erzählt hat. Zum Verständnis wird kurz an die politischen Verhältnisse erinnert. Nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund (1477) war endlich ein Plan des alten Rudolf von Habsburg in Erfüllung gegangen, sein Geschlecht erhielt durch Vermählung des Habsburgers Maximilian mit der Erbin von Burgund Anrecht auf das Ländergebiet, welches die letzten Burgunder Philipp und Karl durch Krieg und Vertrag gewonnen hatten. Aber die Länder waren von Parteien zerrissen, der Einfluß Frankreichs bereits übermächtig, und es half wenig, als dem begehrlichen Nachbar Teile der

Erbschaft abgetreten, andere versprochen wurden. Als Maria im Jahre 1482 starb und ihrem Gemahl zwei Kinder, Philipp und Margarete, von vier und zwei Jahren hinterließ und Maximilian als Vormund die Regierung übernahm, wurden die Grafschaften Burgund und Artois als Mitgift der kleinen Prinzeß Margarete dem Dauphin Karl verlobt, aber die Unruhen in den Niederlanden und die Intrigen Frankreichs hörten darum nicht auf; im Jahre 1488 wurde Max zu Brügge von den Bürgern gefangen und der Vormundschaft entsetzt. Er löste sich aus dem Gefängnis, indem er unter anderm eidlich gelobte der Regierung zu entsagen und stellte dafür Geiseln, aber er hielt den Vertrag nicht und verriet seine Geiseln, von denen Philipp von Kleve sofort zur französischen Partei übertrat. Die Gefangenschaft Maximilians brachte in Deutschland eine kleine Aufregung hervor, sein Vater, Kaiser Friedrich, begann langsame Rüstungen, die eifrigsten Herzog Albrecht von Sachsen, der nach den Niederlanden ging und von 1488 bis zu seinem Tode 1500 gegen die französische Partei und die unbotmäßigen Städte, endlich auch gegen Friesland im Felde lag. Als kaiserlicher Feldhauptmann kämpfte er mit wechselndem Erfolg, im ganzen den Gegnern überlegen. Im Jahre 1492 landete Heinrich VII. als Bundesgenosse Maximilians mit großer Flotte zu Calais, um gleich darauf einseitigen Frieden mit Frankreich zu schließen. Trotzdem unterwarf die Tapferkeit der Landsknechte bis zum Jahre 1493 den größten Teil der Niederlande.

Und jetzt erzählt Wilibald von Schauenburg als Unterhauptmann des Herzogs Albrecht zum Jahre 1492 wie folgt.

„Der König von England schlug eine übergroße Schatzung auf die Seinen, wie man meinte, mehr als 1 800 000 Gulden, und traf mit seiner Landschaft das Abkommen, gegen den König von Frankreich zu ziehen, da ein ewiger, immerwährender Krieg zwischen den beiden Königreichen ist; er bestellte über 400 große und mittlere Schiffe, die besten, so er in seinem Reich, in Holland und Seeland zuwege bringen konnte, die ihm alle gegen seinen Sold nach England gebracht wurden. Dieselben füllte er mit Leuten, Proviant

und Geschoß und allem, was ins Lager gehört, und schiffte so mit 22 000 Mann oder darüber gen Calais.

Von da schickte er feierliche Botschaft zu Herzog Albrecht von Sachsen und allen Regenten in ganz Niederland, ließ sie an alte Treue und Hilfe, die er ihnen vor Sluis und an andern Orten erzeigt, erinnern, begehrte und bat aufs allerfreundlichste, auch ihm Hilfe und Beistand zu tun. Der hochgemute und ritterliche Herzog Albrecht, dessen Herz und Sinn nach Ehren rang, gab die Antwort, er werde dem König 4000 Knechte schicken, und sobald er sich gerüstet, wolle er in eigener Person mit allen seinen Grafen, Landherren, Edlen und Reisigen bei ihm sein. Der Herzog schickte seinen werten Hauptmann, den von Schauenburg, mit der gemeldeten Anzahl Knechte dem König zu Hilfe, in der Absicht später nachzuziehen.

Nun lag die englische Rüstung noch zu Calais, und als der Hauptmann sich auf zwei Tagereisen genähert hatte, kam ihm eine Botschaft von einem Kapitän, welcher der Grison hieß, und noch drei oder vier andere Hauptleute seines Volkes bei sich hatte. Der ließ dem von Schauenburg sagen, wenn er nebst seinen Knechten mit ihm ziehe, so wollte er versuchen, ihm in die große Stadt Antricht, die sie zu welsch Arras nennen, Eingang zu verschaffen; wenn das gelänge, dann wäre noch die kleine Stadt, und wiewohl jede der beiden Städte ein festes Schloß hätte, wollten sie sich doch mit Gottes Hilfe unterstehen, auch die Klausen (Zitadellen) zu erobern. Der Hauptmann sorgte und mochte dem Grison und seinen Gesellen nicht vollen Glauben schenken. Aber es war ein redlicher Edelmann aus Hochburgund zur Stelle, der Herrn Wilibald bekannt war, mit Namen Loi de Wadre, der kannte die Leute und sagte dem Hauptmann für ihre Treue gut. Er bat ihn fröhlich auf diesen Anschlag zu ziehen und versprach mit seinen Gesellen von der welschen Garde, an 500 Pferde, deren Hauptmann er war, bei ihm Leib und Leben, Ehre und Gut getreulich hinzugeben und zu wagen. Herr Wilibald, der den Mann fromm wußte, war froh, ließ sich überreden, las aus seinen Knechten die 1500 besten; die andern 2500 ließ er

seinem Stellvertreter, daß dieser dem König von England zuziehe und bei einem Städtlein, Grevenberg genannt, eine Tagereise unter Calais, warte, ob ihm sein Anschlag geraten würde.

Der Hauptmann kam mit seinen Knechten im Hennegau zu einem Städtlein, heißt Cunta — es war zu der Zeit an Hans von Dettingen als Mitgift seiner Gemahlin gekommen —, von da hatte er noch 18 (belg.) Meilen gen Arras, er bestellte auf allen Straßen und Pässen, daß alle Frauen und Männer, die nach der Richtung gingen, aufgehalten würden, damit keine Warnung ins Land käme. Er zog aber mit seinen 1500 Knechten ohn' Unterlaß in einem Zuge bis auf eine Meile Wegs an die Stadt. Indes war Loi de Wadre mit seinem reisigen Zug, an 500 Pferde, zu ihm gestoßen, er ließ Reisige und Fußvolk zusammenziehen, gab ihnen seinen Anschlag zu verstehen und sagte ihnen, sie sollten ihm geloben und schwören, im Fall sie mit Gottes Hilfe die Stadt eroberten, keinem Menschen etwas zu nehmen und die Stadt ungeplündert zu lassen; er aber wollte ihnen wieder geloben und schwören, daß er jeglichem Reisigen und Fußknecht einem wie dem andern statt der Beute drei Monate Sold geben wollte. Darüber wurden sie einig, schwuren also, das einander zu halten und zogen auf solchen Vertrag fort. Der Hauptmann ließ den reisigen Zug eine halbe Meile vor der Stadt halten, er hatte Sorge, wenn er näherzöge, möchten die Pferde so schreien, daß die Wächter solches auf der Mauer hörten und vor dem Anschlag gewarnt würden. Er legte sich mit seinen Knechten ganz nahe in einen tiefen Graben und wartete, bis der Grison käme oder das Wahrzeichen gäbe, das sie vereinbart. Wenn eine Katze auf der Mauer miaute, sollten sie unten im Graben auch einen Schrei machen, dann wäre alles in Ordnung. Und als sie so lagen und auf die Zeichen warteten, waren von ungefähr etliche Franzosen auf Beute geritten, wollten wieder in die Stadt und stießen auf die Knechte mit einem feindlichen Geschrei: Teutsch, stich tot.

Der Hauptmann erschrickt mit Fug, da er eine Verräterei besorgt, und mahnt die Knechte in Ordnung, der Trommel-

schläger fährt in die Höhe und schlägt Lärm, da springt gar ein redlicher Knecht zu ihm und sticht mit einem Brotmesser einen langen Schlitz in die Trommel, in Sorge, die auf der Mauer würden sie gewahr werden. Indem rannten die Franzosen hinweg, daß niemand in der Nacht wissen konnte, wo sie blieben. Und während solchem Alarm brachte Loi de Wadre dem Hauptmann Botschaft, daß die Stadt geöffnet sei, er sollte mit den Knechten heranziehen. Das nahm den Hauptmann groß Wunder, er bedachte, die auf der Mauer hätten unzweifelhaft ihren Alarm gehört, und wenn sie darüber die Tore geöffnet hätten, müßte das sicherlich eine Verräterei sein. Der edle fromme Ritter war betrübt und froh, da ihm ein zweifelhaftes Glück einmal die Verräterei, dann die offene Stadt anzeigte. Aber er hatte Vertrauen in Loi de Wadres Rechtschaffenheit und die Streitbarkeit der Knechte. Er gedachte zuvor einen großen Abraum zu machen und setzte seine Sache meist auf Gott, den der starke mannhafte Mann in allen Nöten durch Anrufen bekennen und um jeden Sieg bitten soll, denn er dachte, er wäre einmal da und könnte nicht zurück. Er schrie die Knechte an also kecklich vorzurücken, befahl etlichen Hauptleuten, in Schlachtordnung auf den großen Platz zu treten, was ihnen begegne und nicht ‚burgundisch' schreie, alles totzustechen und großen Fleiß zu haben, daß man die in der Stadt nicht versammle oder zuhauf komme.

Der Hauptmann aber lief mit etlichen Knechten zur kleinen Stadt, da waren die Tore noch zu. Sie machten ein Gerüst mit langen Spießen von der Brücke über den Graben auf die Mauer. Sie hatten einen Knecht, der nicht ganz bei Sinnen war, den überredete der Hauptmann, daß er auf dem gemachten Gerüst hinüberrutschte, und als dieser auf die Mauer kam, ward er gefragt, ob er die Feinde um sich sähe oder vernähme. Der sagte, er sähe und vernähme niemand. Der Hauptmann hatte auch einen seiner Trabanten mit Namen Kunz bei sich, dem versprach er eine Summe Geldes, der machte sich auf dem gedachten Gerüst zu dem ersten Knecht hinüber und ward ihnen befohlen, in eine Schmiede zu laufen, die nicht weit von dem Pförtlein lag,

einen großen Hammer zu holen und zu versuchen, ob sie das Pförtlein öffnen könnten. Das geschah, sie schlugen die Schlösser ab. Da das Pförtlein enge war, mußte der Hauptmann mit den Knechten einer nach dem andern hineinschlüpfen. Als er mit zwanzigen hinein war, wurden Küraſſer und Kriegsvolk der Franzosen, die darin lagen, auch aufgestört und drangen in einer Gasse daher. Der Hauptmann nahm die Knechte mit den langen Spießen zu sich, lief denen von der Stadt entgegen, schrie sie fröhlich und kecklich an: Her, her, ihr.

Die erschraken, dachten, daß allbereits der ganze Hauſe da wäre und flohen in eine große Kirche. Der Hauptmann folgte nach und wurden ihrer über zweihundert darin gefangen. Indes wurden die großen Tore auch geöffnet und aufgebrochen, und drangen die Reisigen, denen Botschaft gesandt war, heran. Jeder Bürger, der in sein Haus konnte, hatte dies versperrt, so gut er mochte, denn was außerhalb der Häuser betreten wurde, ward erschlagen. Ein Knecht des Hauptmanns brachte ihm sein Pferd. Er saß auf, sprengte von einer Schar zur andern und befahl, was jedermann tun und lassen sollte. Er ließ ausrufen, alle, so burgundisch sein wollten, sollten sich mit Andreaskreuzen bezeichnen und in die große Kirche gehen. Zur Stunde liefen die Bürger aus allen Ecken und Gassen ohne Wehr zu der Kirche, indem sie schrien ‚zu Burgund'. Einer hatte sich mit Kreide, der andere mit weißem Tuch, wie sie das in solcher Eile haben konnten, gezeichnet, und waren über 2000 in der Kirche. Die Kirche ließ Herr Wilibald mit den besten Knechten besetzen, so daß niemand herauskonnte, und ließ die Frauen alle nach Hause gehen. Und als die beiden Städte, wie erzählt, eingenommen waren, zog der männliche Held gegen das kleinere Schloß, welches die Feinde noch innehatten. Die Schlösser aber beider Stadtseiten hatten Pforten auf das Feld, so daß sie sich ohne alles Hindernis nach Möglichkeit stärken und Leute, soviel sie wollten, einlassen konnten. Ferner lag der Hofmeister des Königs von Frankreich, der von Cordis, über 10 000 Mann zu Roß und Fuß stark, mit tüchtigem Volk in dem nächsten Flecken, vier,

sechs und acht Meilen Wegs. Daraus entstand dem Hauptmann nicht geringe Besorgnis; er war mit den Seinen von dem weiten Zug und jetzt von der großen Arbeit sehr müde, hätte auch nicht vermocht, wieder aus dem Land zu kommen, wenn der von Cordis solches erfuhr und eilends zuzog.

Darum ließ der Hauptmann von Stund an vor allem gegen das Schloß schanzen und gab den Knechten auch viel Holz, Leitern und anderes, was zum Sturm gehört, zu tragen. Es wurden zwei Büchsen im Rathaus gefunden, die brachte man vor das Schloß und machte ihnen ein Lager. Beim ersten Schuß zersprang die eine, und die andere war nichts nütze. Aber die Knechte stellten sich zum Sturm; darüber empfingen die Feinde auch keinen kleinen Schrecken und riefen Loi de Wadre, um ein Gespräch bittend. Dieser gab die Antwort, daß er hinter dem Rücken des Hauptmanns dazu kein Recht hätte, weil dieser es verboten, und ließen die Forderung an diesen gelangen. Der von Schauenburg forderte seine Knechte zu einem Gespräch. Loi verhandelte mit denen im Schloß, kam und sagte, auf welchen Punkten die Unterhandlung stehe. Die Knechte aber waren unterrichtet und angelernt und schrien laut, sie wollten solche Bedingungen nicht annehmen, sondern stürmen. Wadre unterzog sich neuer Unterhandlung und bestand zuletzt darauf, die Feinde sollten dem von Schauenburg das Schloß überantworten, und die Reisigen darunter sollten 1200 Gulden für Passeporten zahlen, so wolle man sie mit Pferd und Harnisch ziehen lassen. Denn die Knechte sagten, die Reisigen wären reich, sie hätten für diesmal genug gewonnen, bedürften weder Pferd noch Harnisch, sie möchten hinziehen und wieder an einen frischen Krieg gedenken, wenn dies verschlemmt sei, sie, die Knechte aber wollten auch davon gewinnen. Die Passeporten wurden bald ausgefertigt, mit 1200 Gulden dem Hauptmann überantwortet. Die Franzosen meinten, sie wären wohlfeil davongekommen, sie waren froh, und der andere Teil noch froher, daß man ihrer so ledig war und die Sache besser beendigen konnte; denn jetzt war nur noch halbe Sorge und fortan nicht mehr als ein Stadtteil zu bewahren. Herr Wilibald besetzte den Stadtteil

und dies eine Schloß nach Bedarf, ließ die Trommler schlagen und die Knechte wieder in die Ordnung fordern und zog so mit seinen Sturmleitern an das andere Schloß, und man stürmte ritterlich mit aller männlicher Kraft, der vorigen Müdigkeit vergessend.

Da die Franzosen den ernstlichen und harten Willen des Hauptmanns und der Seinen ersahen, wurden sie weich und verzagt, und wiewohl sie den obersten Hauptmann des Königs von Frankreich, Cerclement, bei sich hatten, wichen sie doch zur hinteren Pforte aus dem Schloß. Dadurch wurde ohne merklichen Widerstand auch das andere Schloß mit Sturm genommen. Aber die Knechte folgten den Feinden in das Feld nach, erliefen etliche von ihnen und auch den Hauptmann, denn er war groß, feist und unvermögend zu laufen, sie brachten ihn samt seiner Tasche, darin viel goldene Ketten, Paternoster, goldene Kreuze, mancherlei Zierat gefunden wurden, zu dem Hauptmann. Dieser bestellte die beiden Schlösser und Städte nach seinem Nutz und Vorteil so, daß er sich getraute, mit einem Angriff der Feinde fertig zu werden.

Als alle Dinge in Notdurft wohl bestellt waren und sich jedermann nach Herberge und wo er bleiben wollte umsah, kam der von Schauenburg in das Haus, wo Cerclement, der vorgemeldete Hauptmann, seine Wohnung hatte, in dem merkliches Gut von Hausrat nach Landes Manier gefunden wurde. Nun bedarf es nicht sonderlichen Schreibens über den Kriegsgebrauch in Niederlanden, denn unsere Landsleute haben darüber so viel erfahren, daß er wohlbekannt ist. Dennoch kannte die Gemahlin des genannten Hauptmanns das hohe Lob der Deutschen, wie die alles Frauengeschlecht ehren, sie hatte auch erfahren, daß der oberste Hauptmann ein Hochdeutscher war, von werten edlem Stamm geboren. Und wie die Frauen in der Not schneller als die Männer mit Antwort und Anschlag ihren Vorteil erdenken, so trug sie ihre Kleider und Kleinodien, die in Goldstoff, Ketten, Gold, Edelstein, Zobel, Marder, gutem Rauchwerk und köstlichen Tüchern über 4000 Gulden wert waren, vor ihn und die welschen Kapitäne und sagte, der

Allmächtige hätte ihnen den Sieg und alle Habe der Einwohner in ihre Hände gegeben, das wüßte sie wohl, und es wäre unnütz, etwas vor ihnen zu verbergen, darum wäre sie da, um ihnen zu überantworten, was vorher das ihre gewesen wäre. Bei ihrer Seele und Frauenehre wolle sie sagen, daß ihrem Herrn und Hauswirt nichts davon zuständig gewesen, sondern ihr allein zugehört habe. Darum was sie als ritterliche und teure Männer, die allerwege Frauengunst geliebt hätten, ihr gütig verabfolgen oder wiedergeben wollten, dafür würde sie ihnen danken. Die Hauptleute sahen einander an. Der von Schauenburg sprach: ‚Lieben Freunde, ich weiß, daß die hiesige und unsere deutsche Gewohnheit in diesem Fall gerade entgegengesetzt ist, aber von mir wäre vermessen, euch eurer Landweise zu entziehen, und wenn ich es täte, könnte ich meiner Herrschaft und mir Schaden bringen. Wir Deutschen und vor andern die von den Oberlanden pflegen, so wir Städte und Schlösser gewinnen, keiner Frau oder Jungfrau von adliger Geburt etwas von ihrem Leibschmuck zu nehmen, und wenn solches ein Edelmann täte, würde er von seinen Genossen sein lebelang für untreu und unwert gehalten. Darum will ich die Beute, die mir zuteil wird, der tugendhaften Frau wiedergeben und ihr nichts abbrechen.‘ Die Welschen wurden etwas zornig gegen ihn und sagten, er wäre hier nicht in seiner Landesart, jeder müßte sich nach dem Lande richten, worin er wäre, aber die Länder richteten sich nicht nach ihm. Schauenburg sprach: ‚Die adlige, deutsche Gewohnheit und Zucht soll mich nimmer verlassen, und ob ich gleich keinen Deutschen meiner Landsmannschaft bei mir habe, der mir dies im Oberland zur Schande nachsagen könnte, so würde mich doch mein Gewissen strafen. Darum laßt uns zu der Beute und Teilung greifen. Denn was mir wird, damit weiß ich zu tun, wie ich vorher gesagt habe.‘ Da die Frau diese Rede vernahm, sprach sie: ‚Ei, ei, deutsche Ritterschaft, bis geehrt. Nun hin, mir wird doch vorbehalten, der Deutschen Lob gegen alle meine Freunde zu rühmen und euer Tun zu beurteilen.‘

Durch diese Worte wurden die Welschen auch bewegt,

der Frau das Ihrige zu lassen und darum dem werten deutschen Hauptmann hoch gedankt.

Dem von Cordis kam die Botschaft, wie die Burgundischen Arras gewonnen und mit Gewalt innehatten; er erschrak unmäßig sehr, riß vor Leid seine Mütze vom Haupt, warf sie in das Feuer, raufte Haar und Bart und weinte bitterlich. Der von Schauenburg aber schrieb dem König von England seinen erlangten Sieg und vermeinte, der König sollte sich darüber freuen. Der König war deshalb aber über die Maßen sehr betrübt. Daneben schrieb der Hauptmann seinem Statthalter Georg Auge, er solle zum König ziehen; sobald er, der Hauptmann, Arras besetzt habe, wolle er zu Roß und Fuß so stark als möglich auch kommen. Indem ward Herrn Wilibald heimlich zu verstehen gegeben, weshalb der König von England erschrocken war.

Und das war die Ursache. Wie gemeldet, hatte der König von England 1 800 000 Gulden von den Seinen genommen und, um seinen Willen zu erlangen, ihnen zugesagt, den König von Frankreich zu überziehen. Denn woher und wie der Erbkrieg dieser zwei Königreiche entstanden und verlaufen, ist ja bekannt. Aber König Karl von Frankreich hatte gewußt, daß der angehende König von England zu seiner Partei gehörte und hatte ihm mit beträchtlichem Geld und anderer Förderung zur Herrschaft geholfen; das aber durfte sich der von England keineswegs merken lassen, er wäre sonst von den Landherren und denen in London bald von der Krone weggebracht worden. Darum zog er dem König von Frankreich vor einige kleine Städte, die um Calais lagen, gewann zwei davon, ließ die Mauern umbrechen, die Häuser verbrennen, wobei man merkte, daß er den Krieg nicht hart machen oder scharf antreiben wollte und gab dem König von Frankreich von seinem bewilligten Geld 100 000 Gulden, damit er solches geschehen lasse. Danach zog er vor eine Stadt, heißt Boulogne, worin unsere liebe gnädige Frau rastete, lagerte sich mit seinem Geschoß und ließ sehr arbeiten.

Es ward also zwischen den zwei Königen verhandelt, daß der König von Frankreich dem von England zehn Tonnen

Goldkronen für seinen Zug, Mühe und Arbeit, die er durch die Reise aus England gehabt, geben sollte; diese Tonnen wurden in einem großen Saal hintereinander gestellt und auf eine Million Goldkronen angeschlagen. Da die Englischen sie also ansahen, meinten sie eine große Sache ausgerichtet zu haben, die Tonnen waren aber nach beider Könige Wissen mit Asche gefüllt und kupferne vergoldete Kronen darauf gelegt, von denen fünfzig kaum eine wert waren, und wer etwa in die Tonnen griff, konnte nichts anderes merken, als daß sie mit Gold gefüllt waren. Und dieweil sie noch in der vorgemeldeten Verhandlung standen, bevor dieser Vertrag geschlossen war, ließ der König von England dem Herzog Albrecht schreiben, er möge seinen Hauptmann und alle niederländischen Herren veranlassen, mit ihrem Kriegsvolk sich gemächlich zu rühren und nicht heranzuziehen. Darum wurde der Abschluß sehr beeilt, die Englischen sagten, Frankreich hätte ihnen viel Geld geben müssen, und der englische König konnte das Geld, das er von seinem Lande geschatzt, auch behalten. Er schrieb dem Herzog und seinem Hauptmann mit großem Dank für die erbetene Hilfe, daß die Sache geschlichtet wäre.

Unterdes säumte der von Cordis nicht lange, forderte alles Kriegsvolk zu Roß und Fuß herbei und zog über 8000 stark vor Arras, lagerte sich zu Felde, konnte aber der Stadt nichts abgewinnen und zog mit Spott davon.

Und nun muß ich das gute Verhalten der redlichen Landsknechte melden. Der von Schauenburg hatte den Knechten, wie gemeldet, versprochen, wenn er beide Schlösser und Städte erobere, wolle er jedem drei Monat Sold nächstens darauf geben, welche Summe sich auf 60 000 Gulden belief. Er mühte sich hart, in der Kürze solches Geld aufzubringen. Die Knechte wurden gewahr, daß er es beieinander hatte, gedachten ihn tot zu schlagen, das Geld zu teilen und die Stadt zu plündern, was sie doch vorher nicht zu tun versprochen hatten; darum wollten sie dem obersten Hauptmann die Muße nicht geben, mit jedem einzelnen Hauptmann abzurechnen und zogen mit der ganzen Ordnung vor seine Herberge. Die Büchsenschützen standen hinter und

vor dem Hause mit ihren eingestellten Büchsen und Gabeln, dazu hatten sie alle Schlangen in die Ordnung gerückt, um für den Fall, daß die Reisigen dem Hauptmann helfen wollten, diese auch zu erstechen und ihren Willen zu vollbringen.

Doch schickten sie ihre Hauptleute, Fähnriche und Weibel zu Herrn Wilibald, ließen ihm sagen, daß er von Stunde an ohne längeres Verziehen bezahle, wo nicht, wüßten sie sich selbst zu bezahlen. Der Hauptmann hatte doch einige gute Freunde unter ihnen, die sagten ihm, die Verschwörung wäre gemacht, er solle darauf denken, sie zu bezahlen wie er könnte, es würde sonst nichts Gutes daraus. Nun bedachte der von Schauenburg, daß dies Volk weder Gott noch Ehre kannte und sich vor nichts schämte; er forderte also einen Hauptmann nach dem andern und sprach zu jedem: ‚Tue nach Treue und Glauben, nimm hin diesen Sack mit Gold, bezahle die Knechte, die unter dir liegen.' Darauf forderte jeglicher seine Knechte, indem er ihnen sagte, daß er seine Bezahlung hätte, damit wichen sie ab zu ihren Herbergen. Danach unternahm er, die Edlen und Reisigen zu bezahlen, dazu fehlten ihm an 12 000 Gulden. Diese aber waren von anderer Zucht und besserem Gebaren. Der Bischof von Arras war gefangen, mit dem ward verhandelt, daß er sein Silbergeschirr, Kredenz und was er Gutes hatte, hingab, damit die Edlen und Reisigen bezahlt würden.

Der von Cordis bereitete mancherlei Verräterei, ließ an vielen Orten Feuer legen, bestellte, daß die Brunnenketten abgetragen oder in die Brunnen geworfen wurden, daß an den Brunnen, welche Seile hatten, diese halb entzwei geschnitten wurden, damit sie entzwei rissen, sobald man hart damit arbeitete.

Unterdes verzog sich die Sache, man mußte lange zu Arras liegen, und die Schuld des Soldes wuchs wieder stark. Das Gesindel hatte den Gewinn fast verschlemmt, die Säcke wurden ihnen leer, darum zogen sie zuzeiten fortan ins Land sich zu helfen. Da sie aber umher aufgeräumt hatten, daß nicht mehr viel zu kriegen war, wurden sie widerspenstig, fingen an in der Stadt zu nehmen, und niemand in der Stadt, auf den Gassen oder dem Lande war sicher.

Nun ist landkundig und unverborgen, wie der Römischen Königlichen Majestät die Herzogin von Bretagne zur Gemahlin gegeben war, und daß König Karl von Frankreich sich mit Gewalt des Landes und der Frau bemächtigte. Darauf ließ die Römisch Königliche Majestät ihre Tochter Frau Margarete, die dem gedachten König vorher vermählt war, wiederholen und aus Frankreich bringen. Nun mußten die dazu geschickten Gesandten, Bischof Wilhelm von Eichstädt, Markgraf Christoph von Baden, Graf Engelbrecht von Nassau, Graf Eitelfritz von Zollern und die anderen mit gedachter Fürstin nicht fern von Arras hinziehen. Die wußten, wie sich Reisige und Knechte dort hielten. Darum schickten sie Botschaft zu dem von Schauenburg, daß er mit der ganzen Garnison zu Roß und zu Fuß verhandeln sollte, damit sie friedlich und ungehindert durchziehen könnte. In dem Vertrag mit dem König von Frankreich hätten sie auch ausgemacht, daß in dem französischen Lande von den Burgundischen nicht mehr geschädigt und geraubt werden sollte; das hätten sie im Namen Römischer Königlicher Majestät und des Herzogs Philipp zugesagt und sich christlich verpflichten müssen. Wenn nun dieses ihr Gelöbnis und Verpflichtung dem König von Frankreich nicht gehalten würde, so würde das sehr ernst genommen und dem Reich und der ganzen deutschen Nation zum Schaden werden.

Der Hauptmann rief eine Gemeinde des ganzen reisigen Zugs und der Fußhaufen zusammen und hielt ihnen die Erklärung vor mit vieler Bitte und gütlichen Worten. Die gaben Antwort, man sei ihnen schuldig, sie hätten kein Geld mehr und alles verzehrt, sie hätten auch keine Aussicht, etwas zu gewinnen. Wenn man sie bezahlen wollte, so könnten sie den Vertrag des Königs von Frankreich und der Gesandten sich wohl gefallen lassen. Wenn man sie aber nicht bezahlte, könnten sie ihre Hände und Füße nicht essen, wollten auch ohne Bezahlung nicht wegziehen, sondern pfänden, angreifen, aufhalten und fangen, wen sie könnten, damit sie sich erhielten. Der Hauptmann konnte trotz Mühe und Fleiß keine andere Antwort erlangen und ließ die Botschaft so scheiden. Die sagte Frauen Margareta und den Herren, was

ihnen zu Arras begegnet war. Nun ward eine zweite Botschaft zu dem Hauptmann nach Arras geschickt. Dort forderte der Hauptmann wieder die ganze Gesellschaft in eine Gemeinde, führte die Boten in den Ring und bat, diese anzuhören. Die sagten: ‚Der ersten Botschaft ist ganz widerwärtig geantwortet worden, jetzt sind wir wieder geschickt, den Hauptmann und die ganze Gemeinde in der Garnison aufs gütigste anzusprechen, zu ersuchen und zu bitten, von solchem bösen Vorsatz abzustehen; denn ein solcher Mutwill und Schande ist an Deutschen unerhört, seit die Nation in Würden steht und das Heilige Reich in ihrer Verwaltung ist, daß eines Römischen Königs Tochter mit ihren Frauen und Jungfrauen aus fremden Landen herzieht und mit denen, die sie begleiten, von deutschen Knechten aufgehalten werden sollte, die alle ihre Eltern im Reich haben und die selbst dem Reich unterwürfig sind. Was kann die fromme und edle Fürstin dafür, daß man den Knechten Sold schuldig ist? Sie bleibt billig des Schadens müßig, denn sie kann dafür kein Pfand sein. Aber es ist wohl möglich, daß sie von anderen mit ihrer Begleitung gefangen werden kann, wegen des Unwillens, den die Knechte erregt haben. Daraus wird den Knechten wenig Ehre entstehen. Wenn aber dies geschähe, so haben sie zu bedenken, daß die Römisch Königliche Majestät, Herzog Philipps sowie das ganze Reich wenig Gefallen haben würde; ohne Zweifel müßten alle diejenigen, so dabei sind, mit Namen aufgeschrieben werden, und wo sie fortan im Reich oder in allen Niederlanden begriffen werden oder sich sehen lassen, darum sterben; was auch ihr verdienter Lohn wäre.‘ Sie erzählten auch sonderlich dem Hauptmann, was für ihn selbst darauf stünde, sie sagten und ermahnten ihn seiner Eltern wegen, wie die gar lange Zeit ehrlich und wohl bei dem Heiligen Reich heraufgekommen wären und ihr Blut vergossen hätten. Und sollte solcher Frevel unter ihm geschehen, der dieses Volkes oberster Hauptmann sei, so würde das seinem Namen und seinen Nachkommen ein ewiger Vorwurf sein; denn wer könnte etwas anderes denken, als daß diese Untat mit seinem Willen, Wissen, Rat und Hilfe begangen wäre.

Der Hauptmann sprach: ‚Liebe Freunde, ihr habt gehört, welchermaßen wir beschickt und angesprochen sind, ich bitte, ihr wollt zu Herzen nehmen unser aller Ehre. Uns ist die Wahrheit gesagt. Tun wir das, so sind wir ewig entehrt, dazu Leibes und Lebens unsicher, wo wir hinkommen.‘

Aber ein Kiesel ist ein Stein, hier war kein Wenden. Das Kriegsvolk wollte Bezahlung oder auf seinem Vorsatz beharren. Der Hauptmann erdachte einen andern Rat und sprach: ‚Liebe Freunde und fromme Knechte, es ist wahr, obwohl wir dem Herzog Philipps gut und treu gedient, will er uns nicht bezahlen. Was wollen wir darum seine Schwester, die edle Fürstin, beschuldigen, die weder an seinen Leuten noch Landen teilhat? Weshalb sie mit ihrem Frauenzimmer oder den Fürsten, die bei ihr sind, aufhalten? Das wäre großer Unrat. Weshalb auch wollen wir die Ambassaten, die mit königlicher Würde von Frankreich Vertrag geschlossen haben, unwahr machen? Laßt uns den pfänden, der uns schuldig ist, das ist Herzog Philipps. Was sollen dies die andern entgelten? Ihm wollen wir in seinem Lande rauben, brennen, fangen und wirtschaften, solange bis wir bezahlt sind.‘

Das gefiel den Knechten. Sie hielten das den gesandten Herren vor, die sahen das auch für besser an, als daß sie aufgehalten werden sollten. Darauf ward Frauen Margareta Sicherung zugesagt und unter des Hauptmanns Siegel ein Passeport gegeben. Die zog ihres Weges mit großem Aufzug, mit Pracht und Schmuck auf einer Roßsänfte, in einem herrlichen Stuhl sitzend, über ihr war eine Decke von einem Stück Goldstoff, um sie vor der Sonne zu beschirmen; so zog sie in Brabant ein. Dort ward sie mit großen Ehren und Freuden empfangen und viele frohe Feuer und herrliche Spiele gemacht.

Der Hauptmann aber und das Kriegsvolk vereinten sich und schwuren zusammen, den Herzog Philipps von Burgund und die Seinen anzugreifen, zu berauben, zu brennen, zu fangen und zu beschädigen, solange bis sie bezahlt wären und einander in keiner ehrlichen und redlichen Sache zu verlassen. Und jetzt zog eine Partei und dann die andere in das

Land des Herzogs Philipps, raubte, brannte und schädigte, als ob es Feinde wären. Als nun dieser Berg auch abgeholzt und nichts mehr zu nehmen war, begannen die Knechte in der Stadt übel und greulich zu hausen, fingen die reichen Pfaffen und Bürger, legten sie auf Bänke, marterten und schätzten sie um alle ihre Habe. Der Hauptmann hätte gern gestraft, wie er oft zuvor getan, da er etliche durch die Spieße laufen, anderen die Köpfe abschlagen lassen. Sobald er das vornahm, hielten die Knechte zueinander nach ihrer alten Weise, wobei ihnen niemand zu fromm oder zu redlich ist, und sprachen also: ‚Daß dich Gottes Marter schände, du willst Hauptmann sein, kannst befehlen, aber nicht Geld geben. Sorge und gib Geld her, oder wir wollen dich totschlagen.'

Ungefähr alle zwei oder drei Tage hielten sie eine Gemeinde, darein forderten sie den Hauptmann, und wiewohl er sich oft versah, daß er lebendig nicht von ihnen kommen würde, dennoch ging er in den Ring, um anderes Übel zu hindern, bot gute Worte und half soviel er konnte. Einmal schlugen sie ihn danieder, und wenn die Hellebardiere nicht den Knechten die Spieße abschlugen und ihn beschützten, so hätten sie ihn erstochen. Das währte so fast an ein Jahr. Zuletzt fingen sie ihn mitsamt dem von Rony, dem Loi de Wadre und dem von Boris, legten die in eine Kammer zusammen und ließen sie aufs beste verwahren, mit Hellebarden und anderen Knechten Tag und Nacht bewachen und wollten schlechterdings die Bezahlung von ihnen haben. Aber da war kein Geld. Denn die Hauptleute hatten sich ebensogut wie die andern ausgegeben. Dennoch mußten sie so im Gefängnis bleiben, und wenn die Knechte die Lust ankam, ließen sie die Hauptleute in ihre Gemeinde holen und hinten, vorn und an den Seiten mit Hellebarden verwahren, als ob sie Mörder und Diebe gewesen wären. Und wenn sie dann in den Ring kamen, sagten ihnen die Knechte, man sollte sie bezahlen, oder man wolle einen nach dem andern aufreiben. Der Hauptmann und die andern antworteten, sie könnten das nicht hindern, sie wären in ihren Händen. Man möchte doch bedenken, wenn sie Geld hätten,

würden sie die Gefahr und abenteuerliche Lage um keines Gutes willen ertragen; sie wollten gern um Geld schreiben und alles tun, was an ihnen wäre. Sie schrieben und mußten die Knechte lesen lassen, was sie geschrieben hatten, sie konnten aber von der Herrschaft nie andere Antwort erlangen als die, es wäre kein Geld da. Als die Knechte die völlige Unschuld der Hauptleute einsahen, ließen sie dieselben ledig und wirtschafteten in der Stadt ganz nach ihrem Gefallen. Danach schickten sie zu den Königen von Frankreich, England und anderen, boten ihnen die Stadt um ihren Sold zum Kauf an, steckten Strohwische auf die Stadttore, zu einem Zeichen des feilen Kaufes und schrien nach ihrer Gewohnheit: ‚Wer kauft, der hat.'

Der von Rony und der erwähnte Loi de Wadre wollten den Backenstreich nicht länger erwarten und machten sich heimlich hinweg. Aber Herr Wilibald blieb, in der Absicht zu verhindern, daß die Stadt verkauft würde. Denn wenn solches geschähe, wäre es ihnen eine große und ewige Schande. Welcher Fürst sollte fortan seinen Glauben oder Vertrauen in sie setzen, sie wären nimmer des Glaubens, des Vertrauens und der Ehre wert. Damit machte er eine solche Irrung und Zwietracht unter dem Kriegsvolk, daß sie durchaus nicht mehr zusammenstimmen wollten. Denn die einen wollten solchen Verkauf nimmer bewilligen noch dabei sein. Etliche zogen auch hinweg. Der von Schauenburg hatte auch unter anderen Knechten 500 Schweizer, arge Schälke, die hatten einen Hauptmann, den Kaneloser, der war früher in Frankreich gewesen und gar gut französisch. Der hätte die Stadt gern in die Gewalt des Königs von Frankreich gebracht. Er kam zu Herrn Wilibald und sagte: ‚Lieber Herr, Ihr wißt, daß wir armen Gesellen unseres Soldes und Geldes sehr bedürftig sind, wir können nicht länger verziehen, sondern müssen die Stadt um unserer Forderungen halber verkaufen. Nun hat keiner von uns ein Siegel, welches Glauben hat. Wenn Ihr uns aber helft, die Sache zu Ende bringt und die Kaufbriefe besiegelt, so wollten wir Euch 4000 Kronen vorausgeben, und was Euch bei Bezahlung der Knechte zugute kommen mag, wollen wir

Euch gern gönnen und getreulich dazu halfen.' — — — — — O bedenke doch ein jedes fromme getreue Herz, wie schrecklich dies dem frommen teuren Ritter war. Dennoch durfte er nicht offen oder nach seinem Herzen antworten und sprach mit anderen Gedanken: ‚Du weißt, daß unsere Boten bei den brabantischen Herren sind, ich versehe mich des Geldes, wenn das kommt, wäre doch dieser Anschlag umsonst. Darum verzieh, bis uns Antwort wird. Verläßt man uns, so komm wieder. Dann wollen wir vornehmen was gut ist.'

Die ganze Garnison hatte große Acht und Fleiß auf den Hauptmann, sie besorgte, wenn es sich schickte, würde er sich auch wie die andern hinwegmachen. Sie ließen Tag und Nacht bei 200 Mann vor seiner Herberge wachen, dazu besetzten sie alle Tore mit größtem Fleiß. Nun begab sich, daß die Knechte eine gute Anzahl Vieh gewannen. Der Hauptmann verhandelte mit ihnen, sie sollten die Kühe nach Rotten unter sich austeilen, damit sie Nahrung hätten und die Bezahlung besser erwarten könnten. Sie taten den Hauptmann aus der Wacht, um ihnen dies Vieh zu teilen. Er saß im großen Samtrock mit Schuhen auf einem Maulesel und befahl seinem Knaben, ihm ein kleines Pferd, das rasch war, dorthin zu bringen, einen günstigen Augenblick zu ersehen und ihm so nahe als möglich zu kommen, abzuspringen und dem Hauptmann auf das Pferd zu helfen. Der Hauptmann ritt vor das Stadttor zu dem Vieh, ließ das in Haufen voneinander teilen und befahl den Knechten, wenn sie die Haufen so gleich als möglich gemacht, wollte er ihnen die Lose geben. Dabei benutzte er den Augenblick, rückte auf die Seite wie wegen eines Bedürfnisses, der Knecht sprang ab und brachte seinen Herrn auf das Pferd. Jetzt ritt er zu den Knechten und sprach den Schweizerhauptmann an: ‚Her du, Kaneloser, du hast mir zugemutet, daß ich dem König von Frankreich die Stadt verkaufen helfe, und du wolltest machen, daß mir 4000 Kronen vorweg werden sollten. Den Bösewicht findest du nicht bei mir, denn du und andere Knechte geben mir Ursach', nicht länger bei euch zu bleiben.' Damit ritt er von dannen. Unter den

Knechten erhob sich ein großes Geschrei; sie liefen nach der Stadt und sagten, daß der Hauptmann hinweg wäre. Es kamen über 100 Pferde, um auf ihn zu jagen, sie machten ihm aber darum, weil er rasch geritten war, keine Sorge. Er kam in ein Städtlein, heißt Buscha im Hennegau, und etliche sagen, daß es vor alten Zeiten dem Herrn Lanzelot vom See, einem der trefflichsten Tafelrunder, gehört habe. Die von Arras fahndeten am nächsten Morgen auf Herrn Wilibald, aber Loi de Wadre schickte ihm einen Knecht als Wegweiser zu, der ihn ohne Not durch Hennegau nach Brabrant zu Herzog Albrecht von Sachsen brachte. Dem berichtete er über alles, wie es um Arras stünde, und wo nicht Geld geschickt und die Knechte bezahlt würden, wäre kein Zweifel, sie würden die Stadt verkaufen und an den König von Frankreich bringen. Und da an der Stadt das ganze Land Artois hinge, so wäre leicht abzunehmen, welch großen Schaden und Nachteil es der Herrschaft Burgund bringen würde, wenn die Stadt verloren ginge und in die Hand der Franzosen käme. Aus dieser Ursache wurde mit großer Mühe durchgesetzt 40 000 Gulden aufzubringen.

Es wurden andere geschickt, um die Knechte abzuzahlen, und es wurde vorgesehen, daß die Stadt nicht verkauft wurde, und sie ist noch auf den heutigen Tag samt dem Land unter Gewalt und Herrschaft der Burgundischen."

Soweit Wilibald von Schauenburg.

Sein Bericht führt, wie keine andere Überlieferung des 15. Jahrhunderts, in das Treiben der Landsknechte ein; erstaunt sehen wir Modernen, wie damals auch die Besseren mit ihrer Soldatenpflicht umsprangen. Die schmähliche Weise, wie Wilibald in der Not ein Übel durch das andere vermeidet und gegen seinen obersten Kriegsherrn, den Herzog Philipp von Burgund, rauben und brennen läßt, erinnert sehr an die Moral jenes fränkischen Heeres in der Merowingerzeit, welches den Verbündeten mit Kampf und Beute überzog, weil es mit dem Feind sich durch Eid vertragen mußte. Und am auffälligsten ist, daß auch die großen Herren der kaiserlichen Partei dies Verfahren als Notwehr in der Ordnung fanden.

Eine alte militärische Lehre wird übrigens aus dem Handstreich auf Arras klar: der Soldat soll zuerst Order parieren, soll sich hüten, von dem vorgezeichneten Wege abzuweichen und die Verantwortung für eine gewagte Expedition auf sich zu nehmen. Der Schauenburger hatte den Befehl, seine Leute zum König von England zu führen, nicht eine Stadt zu überfallen, die gar nicht auf seinem Wege lag. Zuverlässig hat dem Hauptmann sein Verhalten in den Augen des Statthalters und des Königs Maximilian keinen wesentlichen Schaden getan, er fuhr fort, der vertraute Kriegsmann Albrechts von Sachsen zu sein und spielte kurz nachher bei den Hoffesten des Reichstags zu Worms eine Rolle. Ja er wurde darauf mit der Eroberung Frieslands beauftragt, welches dem Herzog Albrecht vom Kaiser und Reich als erbliche Statthalterschaft gegeben worden war. In Friesland bewährte der Feldhauptmann seine Kriegstüchtigkeit aufs neue, er widerstand, wie er versichert, der Versuchung, sich dort an den Küsten der Nordsee ein eigenes Land zu gewinnen, was bei der Sachlage wohl ausführbar gewesen sei. Er hielt treu zu seinem Herrn, bis dieser starb. Da erst schied er von dem Heer.

Die halben Erfolge, welche durch das Heer der deutschen Landsknechte für das Haus Habsburg am Niederrhein durchgesetzt wurden, sicherten dem Enkel Maximilians, dem späteren Kaiser Karl V., das Gebiet, welches der Landreiche als seine Heimat betrachtete, sie bildeten die Brücke, von welcher das Haus Habsburg nach Spanien hinüberzog. Hier, wie in Böhmen, Ungarn und Italien wurde Maximilian I. Begründer der großen Macht seines Hauses. Er war ein echter Nachkomme des Ahnherrn aus dem Elsaß. Ländererwerb und Länderverkauf durch Heiraten, unablässige Versuche, das Reich für die Familienpolitik in Bewegung zu setzen, dasselbe Mißverhältnis zwischen innerer Kraft und den hochfliegenden Plänen, und darum dieselbe ewige Geldbedrängnis und bei den höchsten persönlichen Ansprüchen schmähliche Demütigung und Niederlagen, gewagte und unehrliche Geschäfte, Wortbruch und alle diplomatischen Kunststücke des Schwachen. Als ein frischer, kräftiger, ritterlicher Gesell trat Max in die Politik ein, aber auch sein Rittertum war genau so beschaffen wie das der fränkischen Junker, es war in einem hart realistischen Wesen eine phantastische Spielerei, die in Wahrheit sein Urteil in den Geschäften nur selten beeinflußte, ein eitles Kostüm, in dem er sich wohlgefällig beschaute, das ihn von unritterlichen Handlungen nicht zurückhielt. Der Ahn Rudolf hatte vor seinem Enkel eine größere Stetigkeit der Pläne voraus und die größere persönliche Tüchtigkeit in Feld und Geschäften, Maximilian fuhr mit seinen Einfällen unstet umher, sein Leben ist reich an halben und übereilten Schritten, die er zurücktun mußte. Aber er kam doch immer wieder auf die alten Wege und die Politik seines Ahnherrn zurück; während sein gelehrter Vater das Reich als eine widerwärtige fremde Last betrachtete, bewahrte er als Kaiser den Ehrgeiz, das Reich sich dienstbar zu machen und hatte am Ende eines langen Lebens trotz dem Mangel an glänzenden Erfolgen durchgesetzt, daß seine Nachkommen für das erste Fürstengeschlecht Europas galten. Noch war sein Regiment schwach und unsicher, aber es brachte doch den Reichsfrieden und das Reichskammergericht, und es gewöhnte die Deutschen, sein Geschlecht als das Königshaus des Reiches zu betrachten. Kam nach ihm ein Fürst seines Blutes, der es verstand in großem Sinne deutsch zu sein, so war nach menschlichem Urteil wohl möglich, daß die Herrschaft über die Herzen des Volkes und über das Reichsgebiet dem Hause Habsburg zuteil wurde.

Die fahrenden Leute

Allen Vereinen und Bruderschaften der alten Zeit, welche der Seele Heil oder irdische Vorrechte suchten, und allen gesetzten Menschen, deren Leben umfriedet war durch die Grenzzeichen und das Recht einer Heimat, stand gegenüber eine große Gesellschaft von Rechtlosen und Heimatlosen, welche alles entbehrten, was damals Sicherheit und Ehre gab, die doch überall zu finden waren und bei jeder gemeinsamen Tätigkeit der anderen mitspielten, mißachtet und vielbegehrt, als Kinder des Teufels der strengen Kirche verhaßt, als Bewahrer heiterer Kunstfertigkeit Geistlichen und Laien sehr willkommen, die Lustigmacher und Freudebringer des Volkes: die große Genossenschaft der fahrenden Leute.

Diese Kinder der Landstraße haben eine lange Geschichte, welche mehr Beachtung verdient, als ihr bis jetzt zuteil geworden, denn sie waren durch mehr als ein Jahrtausend die volkstümlichen Bewahrer alter Poesie, der Musik und aller darstellenden Künste.

Auch ihre Geschichte lehrt, wie innig und ununterbrochen der Zusammenhang des deutschen Lebens mit dem römischen Altertum ist. So hatte sich mit zahllosem anderem das verachtete Geschlecht der Gladiatoren, Histrionen, Thymeliker durch die Stürme der Völkerwanderung erhalten und von Rom aus unter die Barbarenstämme verbreitet. Sie führten den blutigen Vandalenhaufen die unzüchtigen römischen Pantomimen auf; sie standen vor den Hütten des fränkischen Häuptlings und pfiffen und spielten fremdartige Weisen, welche vielleicht einst mit den Orgien asiatischer Götter nach Rom gekommen waren; sie mischten sich unter die gotische Gemeinde, welche aus der neugebauten Kirche auf den

Kirchhof strömte, und öffneten dort ihren Kasten, um einen Affen mit roter Jacke als fremdes Ungeheuer zu zeigen oder die grotesken Figuren altlateinischer Drahtpuppen, den Maccus, Bucco, Pappus und wie sonst die antiken Väter unserer Hanswürste heißen, der Dorfjugend aufzuführen, welche vor dem fremden Wunder die großen blauen Augen weit aufriß. Unterdes erboten sich wohl andere Glieder der Gauklerbande, den Kriegern der Gemeinde gegen Bezahlung ein Kampfspiel mit scharfen Waffen aufzuführen, mit den Kunstgriffen und Gefahren des römischen Zirkus; dann schloß sich der Ring der trotzigen Männer und verfolgte mit leidenschaftlicher Spannung die Wechselfälle des Kampfes um „Lohn", den die Zuschauer um so mehr bewunderten, je blutiger er wurde, während sie die Elenden, die so für Geld kämpften, mit nicht größerer Achtung betrachteten als zwei Wölfe oder hungrige Hunde. Aber für die vornehmen Zuschauer gab es noch andere lockende Künste. Auch fahrende Frauen zogen mit den Männern durch die deutschen Stämme, gewandt, frech, womöglich in glänzendem Aufzug. Wenn sie das griechische Tamburin oder die asiatische Klapper in den üppigen Windungen eines bacchischen Tanzes schwangen, so waren sie den deutschen Edlen und geistlichen Herren zwar in der Regel unwiderstehlich, ernsten Leuten aber äußerst anstößig. Schon im Jahre 554 schritt ein Frankenkönig gegen den Unfug der fremden fahrenden Weiber ein, und der würdige Hinkmar warnt seine Priester väterlich vor diesen Frauen, deren fremdklingende Bezeichnung von treuherzigen Mönchen durch ein sehr bekanntes, aber derbes Wort erklärt wird.

An solche fremde Gaukler schloß sich schnell ein zahlreicher deutscher Nachwuchs. Die deutschen Stämme hatten seit uralter Zeit wandernde Sänger gehabt, Träger der Neuigkeiten, Verbreiter von epischen Gesängen und Liedern. Auch diese waren von Hof zu Hof gezogen, hoch willkommen in den großen Blockhäusern der Vornehmen, geehrte Gäste, vertraute Boten, welche oft von ihren Gastfreunden holderen Lohn zu erhalten wußten als goldene Armringe oder neue Gewänder. Sie hatten einst am Herdufer zur Harfe

von den abenteuerlichen Fahrten des Donnergottes nach der Riesenwelt und von dem tragischen Untergang der Nibelungen, dann von Attilas Schlachten und den Wundern der südlichen Länder gesungen. Dem neuen Christentum aber wurde der reiche Schatz der alten einheimischen Gesänge unheimlich. Karl der Große sammelte noch mit großem Sinn die Heldenlieder der deutschen Stämme, sein pfäffischer Sohn Ludwig haßte und verachtete sie. Allerdings waren diese Gesänge so voll Heidentum, daß die Kirche Ursache hatte, in Synodalbeschlüssen gegen sie zu eifern. Mit ihnen kam das Sängergeschlecht, welches sie trug und verbreitete, in die Ungnade der Kirche. Die Lieder hörten deshalb nicht auf, aber ihre Sänger wurden niedriger, sie fielen endlich, wenigstens zum Teil, der Klasse jener fahrenden Leute zu, und das Volk gewöhnte sich, das schönste Erbe seiner Vergangenheit von den Lippen verachteter Spielleute zu hören.

Und noch andere Erbschaft aus dem deutschen Heidentum ward den fahrenden Leuten. Bis über die Zeit des Tacitus hinauf reichen in Deutschland feierliche dramatische Umzüge an den großen Festtagen der deutschen Götter; schon damals scheint die Laune, mit welcher der fromme Germane seine Götterwelt betrachtete, den Umzügen komische Vermummungen zugesellt zu haben, die Gestalten von Kobolden, Riesen, den greisen Winter und den grünen Frühling, den Bär Donars und wahrscheinlich das weiße Zauberpferd Wotans, welche in der ältesten Form dramatischer Spiele, in der eines Wettkampfes oder Rechtsstreites, gegeneinander agierten. Behend fügten die fahrenden Gaukler diese deutschen Masken zu den grotesken römischen Figuren, welche sie in das Land gebracht hatten. Und auf den Kirchhöfen der neuen Christengemeinden in Deutschland brüllte der Bär des trinklustigen Asen neben dem Begleiter des römischen Weingottes, dem Satyr mit seinen Bocksfüßen und Hörnern.

So germanisierte sich schnell das fahrende Geschlecht und glitt während des ganzen Mittelalters zwischen den abgegrenzten Kreisen des Volkes umher, vor dem Gesetz heimatlos und rechtlos. Die Kirche fuhr fort, das „fahrende und

gehrende Volk“ durch wiederholte Dekrete zu beargwöhnen, ja das Recht an den Sakramenten des Christentums teilzunehmen wurde ihm beschränkt. Die alten Rechtsbücher erlaubten, „Klopffechter um Geld“ zu erschlagen ohne Buße wie herrenlose Hunde oder, was beinahe schlimmer war, sie gewährten dem beschädigten fahrenden Mann nur eine höhnende Scheinbuße. War ein Spielmann mit dem Schwert oder Messer getroffen, so durfte er nur auf den Schatten, welchen sein Beschädiger an die Wand warf, denselben Schlag oder Stoß tun.

Mit dieser „Unehrlichkeit“ aber kontrastierte sehr die Beliebtheit, deren sich die Fahrenden in der Regel erfreuten. Einzeln oder in Banden zogen sie durch das Land, bei großen Hof- und Kirchenfesten strömten sie zu Tausenden zusammen. Dann war ihnen Trank, Speise, Kleider, Geld zu spenden allgemeiner Brauch, und wohl war es geraten, sie gut zu behandeln, denn sie waren als böse Zungen allbekannt und verkündeten in Spottliedern durch alle Länder die Schande des kargen Mannes mit einer Rachsucht, welche durch das Gefühl geschärft werden mochte, daß ihnen solche Rache das beste Mittel sei, sich gefürchtet zu erhalten. Nur selten wagte ein Fürst, wie Kaiser Heinrich II., oder ein frommer Bischof, ihre Banden ohne Lohn von seinen Festen fortzuweisen. Fast überall sind sie bis ins 15. Jahrhundert zu finden, wo eine größere Anzahl von Menschen gesammelt wird. Sie marschieren mit Dudelsack und Fiedel vor den bewaffneten Haufen, sie ziehen im Gefolge der Heere gegen die Slawen, nach Italien, nach Jerusalem, sie blasen und rufen bei jedem Turnier und singen auf der Stelle das Lob der Sieger, sie gaukeln und tanzen mit und ohne Kostüm bei großen Mahlzeiten oder schweben auf dem Seil an jeder Messe und machen den Totensprung in voller Rüstung zwischen zwei Schwertern so fürchterlich, daß schreckhafte Leute in Ohnmacht fallen. Sie singen Wanderlieder, Spottlieder, Liebeslieder und erzählen alte Heldensagen und Märchen aus fremden Ländern auf der Ofenbank des Bauers und in der Hausflur des Bürgers wie in der Halle der Burg. Dort ist vielleicht der Herr auf einem Kreuzzug abwesend,

und die Frau und das Gesinde hören ängstlich auf die Märchen und Lügen des gewandten Spielmanns. Heute ist er Erzähler fremder Wundergeschichten, morgen verstohlener Bote zwischen zwei Liebenden; dann wieder tritt er eine Zeitlang in den Dienst eines ritterlichen Minnesängers, dessen Minnelieder er mit seinem Spiel begleitet und im Land zu verbreiten unternimmt, ungefähr wie jetzt eine Zeitschrift tut. Oder er kleidet sich noch auffallender, als er sonst pflegt, nimmt einen Kolben in die Hand, setzt die Narrenkappe auf und wird als Narr Gefährte eines Adligen oder Begleiter eines vornehmen Geistlichen.

Von der Ordnung, welche die große Genossenschaft zusammenschloß, ist uns keine Spur geblieben, wohl aber ist uns überliefert, daß es auch unter ihnen Meisterschaft und höhere Würde gab. Nach dem Jahre 1000 ritt ein solcher Häuptling der fahrenden Leute, dem der Name Vollark gegeben wird, mit einem Gefolge von acht Genossen der Hochzeit eines sächsischen Edlen zu. Da gesellte sich ihm auf der Landstraße ein Fremder, der die Gestalt eines vornehmen Mannes hatte; dieser lud die Fahrenden ein, in seinem Hause zu übernachten und stellte ihnen nur die Bedingung, daß sie sich mit den argen Knechten und Rittern seines Hauses nicht in Händel oder Gespräch einließen. Durch dunkles Tal und dichten Wald kamen sie in den hell erleuchteten Saal des Fremden; sie wurden von wohlgeschmücktem Gefolge ehrerbietig empfangen, in die Gastherberge des Hofes gelegt, ihre Rosse erhielten reichlich Futter, sie selbst ein stattliches Mahl. Da sie am Morgen aufbrechen wollten, forderte der Fremde, daß sie noch einen Tag in Freuden bei ihm weilten. Und er ließ wieder ein kostbares Mahl zurichten. An keinem Fürstenhof hatten die Männer solche Pracht des Tischgerätes gesehen, und Vollark sagte das seinem Wirt über dem Mahle. Da antwortete dieser: „Wundere dich nicht, alles geraubte Gut auf Erden gehört mir und kommt in meine Hand.“ Da erschrak Vollark und rief nach dem Mahl heimlich seine Genossen zur Seite: „Der Fürst, der uns zu Gast geladen hat, ist der üble Teufel, befehlt eure Seele dem Herrn und fleht, daß er uns

von hier erlöse.“ Sie kehrten zum Gelage und baten um Urlaub. „Erst sollt ihr die Gaben empfangen“, sagte der Wirt, spendete ihnen goldene und silberne Becher und stattliches Gewand und sprach: „Jetzt ist alles erfüllt, was ich euch versprochen; morgen lasse ich euch auf euren Pfad geleiten.“ Nach einer schlaflosen Nacht wurden die Fahrenden von Wegweisern auf die Landstraße zurückgeführt; am Scheideweg verschwanden die Führer. Und zur Stelle fühlten Vollark und seine Gesellen große Schwäche des Hungers in sich und an ihren Rossen, so daß sie kaum weiterzureiten vermochten, und als sie die Geschenke in den Bündlein suchten, fanden sie nichts darin als Spinneweben*. — Die Sage ist die einzige Nachricht, welche erkennen läßt, daß trotz dem Haß der Kirche Sänger von Ruf noch etwas von der altheimischen Bedeutung bewahren. Auch der Teufel hat noch das Aussehen eines gastfreien Riesen.

Seit dem 13. Jahrhundert wird die rechtliche Lage der Fahrenden besser, das Leben aller Klassen ist frivoler, kecker, rücksichtsloser, das Begehren nach burleskem Scherz, nach Saitenspiel und Tanz, Gesang und mimischen Darstellungen so allgemein, daß die Kunstfertigen ein ständiges Bedürfnis der Städte und Höfe werden. Deshalb glückt es vielen, ihren Frieden mit der bürgerlichen Gesellschaft zu machen, sie gesellen sich zu dem Rittertum als Rufer, Herolde, Lobsänger und Spruchsprecher, sie werden Hausnarren an den Fürstenhöfen, Pritschmeister in den Städten, Gesellen der Stadtpfeifer, Spielleute der Landsknechtbanden; die fahrenden Frauen gehen in die Frauenhäuser an die Stadtmauer und verfallen so der wohlwollenden Aufsicht einer städtischen Polizei. Seitdem teilen sie sich in Angenommene und Fahrende; der Narr, der Spielmann, der Klopffechter eines Herrn oder einer Stadt trägt als Zeichen der Dienstbarkeit Schild, Wappen, Kette oder Ring am Arm, und dieses Symbol der Unfreiheit ist für ihn ein wertes Privilegium, welches Schutz gewährt gegen das

* Aus den Visionen, welche der bayrische Mönch Othloh (ca. 1000 – 1066) in Fulda verfaßte, nach Pertz: Monum. Scriptt. XI, Vis. 23.

Mißtrauen der beginnenden Polizei. Aber die Lage derer, welche noch heimatlos umherschweifen, wird schlechter; in der Mitte des 15. Jahrhunderts werden sie auf dem Reichstag zu Frankfurt bereits durch kaiserliche Verordnung als Vagabunden bedräut, zumal die Sänger und Spruchsprecher, weil sie geistlichen und weltlichen Stand verächtlich antasten; denn sind sie bei den Geistlichen, so singen sie von den Weltlichen und bei den Weltlichen von den Geistlichen, „welches zu Zwiespalt und Ungehorsam gereicht". Endlich kommt den Angesessenen der Ehrgeiz, sich in einer Innung oder nach italienischem Muster in einer Schola zu vereinigen und durch Privilegien bevorzugen zu lassen, so den Pfeifern und Paukern, den Fechtern und anderen.

Einige Tätigkeiten dieses fahrenden Volkes verdienen besondere Erwähnung. Die Banden der Gladiatoren und Tierkämpfer zogen von den Höfen der Merowinger auch nach Deutschland. Ihre Kämpfe, bei denen sie um Geld ihr Blut vergossen, müssen nicht selten eine Unterhaltung der Kaiser gewesen sein; denn als Kaiser Heinrich II. um das Jahr 1017 eine Schar Straßenräuber gefangen hatte, richtete er zu Merseburg und Magdeburg Kämpfe ein, stellte den Gefangenen eine Anzahl seiner unehrlichen Kämpen gegenüber und ließ sie von diesen niedermachen. Auch die Städte hielten zuweilen solche Kämpfer, so Aachen durch das ganze 14. Jahrhundert gegen festen Monatssold und Kleidung für Zweikämpfe mit Feinden der Stadt; einmal sollte dieser Kampf mit Streitkolben an Riemen geführt, dazu die Kämpfer mit Hosen und Gürteln versehen werden; sie wurden von einem Meister unterrichtet, der die ansehnliche Summe von fünfundzwanzig Goldgulden, Kleider und freie Zeche erhielt*.

In dem nächsten Jahrhundert gesellten sich die Fechter, welche städtische Unterkunft gefunden hatten, als Marxbrüder und Federfechter in zwei Verbindungen, welche starken Groll gegeneinander hegten. Die Fechter mit der Feder führten einen geflügelten Greif im Wappen, sie rühmten

* Laurent, Aachener Stadtrechnungen, S. 12.

sich von einem Herzog von Mecklenburg privilegiert zu sein und fanden später in den Kurfürsten von Sachsen milde Gönner; sie riefen im Kampfplatz, wenn sie das Schwert erhoben: „Schwing' dich, Feder, sieh, wie man tut, schreib' gern mit Tinte, die aussieht wie Blut"*. Die Sankt Markusbrüderschaft dagegen hatte in ihrem Wappen einen Löwen und stärkte sich durch den trotzigen Reim: „Du edler Löw, schwing' dein kraus Haar, nimm dir des Greifen eben wahr, den sollst du vor dir hauen nieder und ihm zerreißen sein Gefieder." Sie war von König Maximilian 1487 mit einem Privilegium beschenkt worden, ihre „Meister vom langen Schwert" standen unter einem Hauptmann und hielten seitdem auf der Herbstmesse von Frankfurt am Main ihre Zusammenkunft. Dorthin zog, wer von ihnen gefreit sein wollte; er mußte gegen vier Meister fechten, dann in öffentlicher Versammlung jeden annehmen, der ihn bekämpfen wollte. Bestand er die Proben, so wurde er mit dem Paradeschwert kreuzweis über die Lenden geschlagen, mußte den Genosseneid leisten und zwei Goldgulden auf das Schwert legen; dafür erhielt er das geheime Erkennungszeichen der Brüderschaft und das Recht, andere in seiner Kunst zu unterrichten und Fechtschule zu halten, das heißt öffentliche Schaugefechte zu veranstalten. Lange Zeit waren diese Schaukämpfe eine Freude der Fürsten und Bürger, sie erheiterten nach der Schlacht bei Mühlberg den gefangenen Kurfürsten von Sachsen während des großen Reichstags zu Augsburg. Daß Frankfurt die einzige Stadt war, wo man Meister vom Schwert werden konnte, galt ihr beim Volk für einen besonderen Vorzug**.

Der Aufzug der Fechter und mancher Brauch erinnert noch lebhaft an die römischen Spiele, wenn auch die Kämpfe

* Benedikt Edlbeck, Britzschmeister: Ordentliche Beschreibung des grossen schiessen in Zwikaw, 1574, S. 82.

** Sogar der wackre Quad von Kinkelbach zählt diese Merkwürdigkeit Frankfurts auf: Teutscher Nation Herrlichkeit, 1609, S. 171. — Vergleiche Christoff Rösener, Ehren Tittel der Ritterlichen Freyen Kunst der Fechter. — Adrian, Mitteilungen aus Handschriften, S. 277, ist die Frankfurter Ordnung der Brüder von 1491 und eine wenig spätere von Augsburg neben den Rechnungen der Meister vom Schwert abgedruckt.

selten ein so blutiges Ende nahmen. Denn die Fürsten und Städte warben ganze Fechterbanden, welche bei Freischießen und anderen großen Festen aufgeführt wurden. Sie rekrutierten sich in dieser Zeit aus Trabanten, Handwerkern — oft Kürschnern — und gaben durch das ganze 16. Jahrhundert auch aus eigenem Antrieb öffentliche, nicht gefahrlose Vorstellungen, wobei Haufe gegen Haufe und einzelne gegeneinander kämpften.

Diese Genossenschaften der Fechter überlebten den Dreißigjährigen Krieg, sie verloren die alten Ausdrücke für ihre Kunsthiebe, sie legten sich nicht mehr aus nach dem Ochs, Eber, Pflug und Dach, sondern nach französischen Kunstwörtern, aber sie erhielten sich trotz der fremden Fechtlehrer in den größeren Städten. In Nürnberg wurden ihre öffentlichen Gefechte kurz vor 1700 verboten, aber das Volk nahm noch lange leidenschaftlich Partei für die beiden Fraktionen, es war kein Knabe in der Stadt, der nicht für die Marxbrüder oder Federfechter stritt, und häufig gaben sie ihre Vorstellungen in Privathäusern*. Eines der letzten großen Fechterspiele wurde 1741 zu Breslau auf dem Kirchhof von Magdalena angestellt. An dem Tage, wo der junge König von Preußen mit seinem kleinen Paradedegen von dem Thronsessel des Kaiser Matthias die Huldigung des eroberten Schlesiens entgegennahm, gerade als die Morgenröte einer neuen Zeit anbrach, da gaukelten die alten Fechter wie Schattenbilder aus ferner Zeit noch einmal über den Gräbern vergangener Geschlechter, dann vergingen auch sie.

Der Einfluß, welchen die Spielleute auf Verbreitung und Fortbildung der epischen und lyrischen Volksdichtung gehabt haben, ist im früheren Band erwähnt. Er ist deutlich aus den Heldengedichten in Volksweise zu erkennen. Oft suchen die Spielleute ihre Standesgenossen selbst in die alte Dichtung hineinzudrängen und sorgen dafür, daß ihre poetischen Ideale keine schlechte Rolle spielen. So ist schon in den „Nibelungen" die helle Gestalt des Helden Volker, des Geigers, eine Spielmannsfigur; derber und roher renommieren

* J. Chr. Wagenseil, de civitate Noriberg, p. 161.

ähnliche Figuren mit groteskem Anstrich in den späteren Gedichten der populären Sagenkreise, z. B. der Mönch Ilsan im „Rosengarten".

Aber nicht nur unter die Helden des deutschen Epos schwärzten die fahrenden Leute verschönerte Abbilder ihres eigenen Lebens ein, sie, die verachteten, vom Heiligsten der Kirche fast ausgeschlossenen, wußten sich sogar im Schiff und Chor der Kirche mit allem Übermut ihres Handwerks auszubreiten. Denn sie krochen in die ersten streng kirchlichen Anfänge des deutschen Dramas, in die heiligen Spiele des Osterfestes ein. Schon im ersten Mittelalter war der Geschichte von der Kreuzigung und Auferstehung in dem Kirchenritual ein dramatischer Anstrich geworden: Wechselgesänge zwischen Christus und den Jüngern, Pilatus und den Juden von Geistlichen im Kirchenchor gesungen, die feierliche Niederlegung eines großen Kruzifixes in einem künstlichen Grab oder der Krypte, und darauf am Ostermorgen feierliche Verkündigung der Wiederauferstehung, Lobgesänge der ganzen Gemeinde und Palmenweihe. Früh fing man an, die einzelnen Rollen im dramatischen Gesang stärker hervorzuheben, ihnen außer dem Gesang auch Reden in den Mund zu legen, die Hauptrollen durch angemessene Tracht und einzelne Attribute zu unterscheiden. An anderen Kirchenfesten geschah ähnliches mit den Legenden der Heiligen, und schon im 12. Jahrhundert werden in den deutschen Kirchen ganze Stücke dramatisch aufgeführt, zunächst noch lateinisch von Geistlichen im Chor. — Aber im 13. Jahrhundert dringt die deutsche Sprache in den Dialog der Personen, sogleich werden die Stücke länger, die Zahl der Rollen vermehrt sich, Laien fangen an mitzuspielen, die Rede wird behaglich, zuweilen ausgelassen und sticht wunderlich ab gegen einzelne dazwischen bewahrte lateinische Chorgesänge und Responsorien, welche nach und nach ebenfalls deutsch werden. Jetzt zeigen sich unter den biblischen Personen der Spiele dieselben komischen Figuren, die derben Scherze und der Straßenwitz, welche die fahrenden Leute bis dahin draußen auf den Kirchhöfen vertreten hatten. Am häufigsten tritt der Narr als Knecht eines Quacksalbers auf. Seit

ältester Zeit hatten die fahrenden Leute Geheimmittel, besonders solche, welche der Kirche verdächtig waren, uralten römischen Aberglauben, altdeutsche Beschwörungsformeln und wohl noch anderes, was unsauberer und gefährlicher war, durch das Land getragen. Bei großen Kirchenfesten und Märkten fehlten auch die Buden der Ärzte nicht, dieselben Buden wandernder Doktoren, welche sich schon auf griechischen Vasenbildern finden; sie waren über Italien mit den grotesken Masken des Arztes selbst und des possenhaften Servus als ein gewinnbringendes Gewerbe des fahrenden Volkes nach Deutschland gekommen. Die Ärzte und Knechte traten in den geistlichen Spielen als Intermezzi und weit ausgesponnene Episoden der heiligen Handlung auf, Zoten und Prügeleien durften ihnen nicht fehlen.

Aber noch eine andere populäre Person führte das fahrende Volk in die heiligen Spiele ein, wahrscheinlich ihr erstes Debüt in der Kirche, den Teufel. Lange schon hatte dieser höllische Geist draußen auf dem Kirchhof unter den Zelten Feuer gespien und mit dem Schwanz gewedelt, und wahrscheinlich war er schon oft von einem klugen Spielmann zum Entzücken der Zuschauer geprellt und durchgeprügelt worden, ehe es ihm um das 13. Jahrhundert gelang, als viel duldender Mitspieler beim heiligen Osterdrama zur Erbauung der frommen Gemeinde beizutragen.

Zu den Fahrenden gesellten sich leichtsinnige Kinder der Kirche, vagierende Mönche — leider auch Nonnen und Beginen. Vor andern die fahrenden Schüler, welche als Schatzgräber und Teufelsbanner erfolgreiche Angriffe auf die ersparten Goldgulden der Bauern und den Vorrat ihres Rauchfangs machten. Sie „wollten Priester werden", dann kamen sie aus Rom, sogar mit geschorener Krone, und sammelten zu einem Chorhemd; oder sie waren Schwarzkünstler, dann trugen sie einen gelben Behang am Rock und kamen aus Frau-Venusberg; traten sie in ein Haus, so riefen sie: hier kommt ein fahrender Schüler, ein Meister der sieben freien Künste, ein Beschwörer der Teufel, für Hagel, für Wetter, für Feuer und Ungeheuer, darauf machten sie „Experimente".

Aber mit den fahrenden Spielleuten und ihrem Anhang kreuzten sich auf den Heerstraßen noch andere Kinder des Elends, weniger harmlos, dem Volk unheimlicher. Unter ihnen die Zigeuner.

Die Zigeuner sind nach ihrer Sprache und nach dürftigen historischen Nachrichten ein Stamm des nördlichen Vorderindiens, welcher Heimat und Zusammenhang mit seinen indischen Verwandten erst zu einer Zeit verloren hat, wo die Umbildung des alten Sanskrits in die jüngeren Völkersprachen schon vor sich gegangen war. Auf ihrer Wanderung nach Westen, die Jahrhunderte dauerte, müssen sie mit Arabern, Persern und Griechen in dauerndem Verkehr gelebt haben, denn die Sprachen dieser Völker haben deutlich auf ihre eigene eingewirkt. Sie sind möglicherweise um 430, wahrscheinlich um 940 in Persien. Sie zeigen sich um 1100 als „Ismaeliten" und „Kaltschmiede" in Oberdeutschland*, sie sind im 14. Jahrhundert auf Zypern, im Jahre 1370 in der Walachei (als Unfreie) angesiedelt. Der Name Zigeuner ist aus ihrer Sprache verderbt, sie nennen sich noch heute Sinte, Indusbewohner; auch ihre alte Angabe, daß sie aus Kleinägypten kämen, mag richtig sein, da Kleinägypten damals nicht das Niltal, sondern die asiatischen Grenzländer bezeichnet zu haben scheint.

---

* Zu den Kaltschmieden (Kupferschmieden) wurden auch die Tengler, Kesselflicker gerechnet. Die älteste Nachricht über sie in einer freien Bearbeitung des ersten Buches Mose, in rohen Versen, welche vor 1122 geschrieben, ist abgedruckt in Hoffmann von Fallerslebens „Fundgruben" II, dort werden sie als fremde Händler den Juden gegenübergestellt. Die merkwürdigen Verse lauten:

Von Ismael stammen die Ismaelitischen Leut, sie hausieren durch die Welt weit,
Wir heißen sie Kaltschmiede. Ach, über ihr Leben und ihre Sitte!
Denn alles, was sie haben feil, das hat einen Makel und ist nicht heil.
Wenn er (der Kaltschmied) was kauft, übel oder wohl, man ihm noch etwas darüber geben soll,
Und hat er verkauft seine Waren, so ersetzt er nie mehr den Schaden.
Sie haben nicht Haus noch Heimat, es scheint ihnen überall gleich gut,
Das Land sie durchstreichen, das Volk sie mit Gaunereien beschleichen,
So betrügen sie die Menschheit, sie rauben aber nicht mit Öffentlichkeit.

Im Jahre 1417 endlich erscheinen sie in großen Haufen mit lächerlichen Ansprachen und fratzenhaftem Aufzug von Ungarn her zunächst in Deutschland, bald in der Schweiz, Frankreich, Italien und erregen überall das äußerste Befremden. Eine Bande von dreihundert Erwachsenen, ohne die Kinder, zieht bis zur Nordsee herauf, unter dem Befehl eines Herzogs und eines Grafen, zu Pferd und zu Fuß, die Frauen und Kinder sitzen bei dem Gepäck auf Karren. Sie sind komödiantenhaft aufgeputzt, sie führen Jagdhunde als Zeichen adliger Geburt; wenn sie aber in der Tat jagen, tun sie es ohne Hunde und ohne Geräusch. Sie weisen Empfehlungen und Geleitsbriefe von Fürsten und Herren vor, auch vom Kaiser Sigismund. Sie behaupten, ihre Bischöfe hätten ihnen befohlen, sieben Jahr in der Welt herumzuwandern. Sie sind aber große Gauner und übernachten im Freien, um besser stehlen zu können. — Im Jahre 1418 zeigen sie sich an vielen Orten in Deutschland und in demselben Jahr unter dem Oberbefehl eines Herzogs Michel von Kleinägypten vor Zürich, wo ein Rendezvous mehrerer Horden gewesen sein muß. Dort zählen sie nach der niedrigsten Angabe tausend Köpfe, haben zwei Herzöge und zwei Ritter, wollen von den Türken aus Ägypten verjagt sein, tragen viel Geld in den Taschen, das sie von den Ihrigen daheim erhalten haben wollen, essen gut und trinken gut und bezahlen auch gut; sie haben sich nirgend wieder so gehalten.

Seitdem zogen sie in verschiedenen Haufen von Rumänien über ganz Europa. Es gelang ihnen aber trotz dem eitlen Aufputz und ihren schlauen Lügen nur an sehr wenig Orten, die Menschen zu täuschen. Sie erwiesen sich fast überall als arge Heiden, Zauberer, Wahrsager und höchst unverschämte Diebe. Sie selbst zersplitterten auf der weiten Fahrt in kleinere Banden; ihre Führer, welche sie mit allen Feudaltiteln schmückten, gingen ihnen verloren, sie selbst wurden durch das Wanderleben und die Verfolgungen der angesessenen Leute vielfach dezimiert.

Die besten Aufschlüsse über ihre Vergangenheit gibt die Sprache. Die ursprüngliche Einheit der Zigeunerdialekte ist noch jetzt deutlich zu erkennen. Die Sprache erscheint als die

Mundart eines einzigen und besonderen indischen Stammes, eine verkommene Tochter des vornehmen Sanskrit; sie hat fast in jedem Land, wo das Volk auf seiner Irrfahrt verweilte, einzelnes Fremde für sich gestohlen, und ihr Kleid ist mit den Lappen aller Völker überdeckt, so daß nur noch hier und da die echten Goldfäden sichtbar sind. Der Stamm hat einen großen Teil seiner eigenen Wörter aufgegeben, zunächst solche, welche auf Anschauungen beruhten, die sich in fremden Ländern, in dem kleinen armseligen Leben nicht erhalten konnten. Er hat den indischen Ausdruck verloren für den Papagei, den Elefanten und Löwen, für den Tiger und die Königsschlange, aber den Zucker gulo, die Seide pahr, die Weintraube drakh nennt er noch mit ihren indischen Namen und den Wein mohl nach dem Persischen. Ja, ihm ist auch zu vielen immer geläufigen Bezeichnungen das indische Wort geschwunden, er weiß den Sperling nicht mehr indisch zu nennen, keinen Fisch und fast keine Pflanze, allerdings aber viele große und kleine Tiere, unter anderen auch dschu, die Laus. Dazu kam, daß die Zigeuner selbst in Banden unter die verschiedensten Völker zersplitterten, so daß auch ihr erhaltenes Eigentum nicht allen gemeinsam blieb und in jedem Lande ein eigentümliches Zigeuneridiom entstand. Endlich eignete sich der Rom, wie er sich selbst nennt, außer seiner romany tschib und der Landessprache auch die Sprache der Wissenden, den Diebesdialekt an, dem er auch in freundlichem Austausch Wörter seines Sprachschatzes mitteilte. In Deutschland verstand er Rotwelsch oder Jenisch, in Böhmen die Hanthyrka, in Frankreich das Argot, in England den Slang, in Spanien die Germania. —

Diesen Fremden war in Deutschland kein behagliches Leben vergönnt. Wie ihre Hand gegen jedermanns Gut, so arbeitete der allgemeine Haß gegen ihren Hals. Karl V. gebot sie auszuweisen, die neuen Polizeiverordnungen der Fürsten gewährten ihnen keine Duldung. Und doch wußten sie durch Wahrsagen und geheime Künste, als Ärzte an Menschen und Tieren, als Roßtäuscher und Hausierer vom Landvolk zu gewinnen. Wallenstein brauchte sie als Spione, später auch die Schweden; ihre Dirnen wußten sich Offi-

zieren und Gemeinen wert zu machen, die Weisen der Bande verkauften Amulette und beschlugen den Huf der Pferde.

Nach dem Kriege zogen sie frech durch das Land, der Schrecken des Landmanns. In Thüringen fiel 1663 eine Bande von mehr als zweihundert Köpfen ein, die sich dort teilte und die sehr feindselig betrachtet wurde, weil man ihr nachsagte, daß sie das Land irgendeinem Feind auskundschafte. In der Tat waren sie eine große Landplage geworden, gegen welche die Gesetzgebung mit charakteristischer Rücksichtslosigkeit donnerte. Überall kamen Befehle sie zu vertreiben, sie galten für Spione der Türken, sie galten für Zauberer, sie waren rechtlos; noch nach dem Jahre 1700 ward in einem kleinen rheinischen Fürstentum unter anderem erlegten Wild eine Zigeunerin mit ihrem Säugling aufgeführt. Bis zum Jahre 1750 wird in Österreich, in dem Reich, in Preußen durch Edikte immer wieder befohlen, alle Erwachsenen zu henken, oder auch die Männer, den Weibern aber ein Ohr abzuschneiden*. Und doch wurden die Fremden nicht ganz ausgerottet. Einen wohltuenden Gegensatz bildet das Verhalten des 19. Jahrhunderts; 1830 wird zu Friedrichslohra in Thüringen ein menschenfreundlicher — vergeblicher — Versuch gemacht, durch Unterstützung der Erwachsenen und Erziehung der Kinder eine Bande von ungefähr hundert Mann zu bessern. —

Um das Jahr 1500 verlor sich der Name „fahrende Leute", und viele fröhliche Tätigkeit der besitzlosen Umherschweifenden wurde von dem alten Makel frei; aber die große Genossenschaft der Gauner erhielt sich in einer gewissen Organisation. Auch ihre Sprache blieb. Das Rotwelsch zeigt am letzten Ende des Mittelalters in mehreren Proben die volle Ausbildung eines alten Gauneridioms.

Es besteht zum größten Teil aus hebräischen Wörtern, wie diese von Leuten gebraucht werden, die nicht selbst Juden sind; daneben steht auch ehrliches deutsches Sprachgut, alte Stämme, und wieder zwecklose Erfindung von bild-

* „Kaiserliche Privilegia und Sanktiones für Schlesien", VI, zum Jahre 1726. In Preußen ähnliche Verbote 1710, 1725, 1749.

lichen Ausdrücken, zunächst in dem Bestreben, den wahren Sinn der Rede durch ein täuschendes Bild zu verhüllen: Windfang, der Mantel, Breitfuß, die Gans. Wenige Wörter lassen eine gehobene Stimmung ahnen, aus mehreren spricht die rohe Laune verzweifelter Menschen. Und wie die Sprache, waren auch die Praktiken der Gauner schon zu großer Virtuosität ausgebildet.

Die gewöhnliche Form, in welcher der Seßhafte geplündert wurde, war die des Bettelns. Die Werkheiligkeit der alten Kirche, ein unvernünftiges Almosenverteilen, hatte überall in der Christenheit massenhaftes Bettlerwesen großgezogen, schon in den ersten Jahrhunderten des deutschen Christentums ist es Klage frommer Geistlichen. Auf Kirchhöfen und öffentlichen Plätzen lagen die Armen, greuliche Wunden entblößend, welche oft künstlich gemacht waren; sie zogen nackt mit einer Keule, später in Kleidern mit mancherlei Waffen durch das Land und sammelten vor jedem Hof für ihre Kinder, ihrem Heiligen zu Ehren, als gerettete Galeerensklaven der Türken, für ein Gelübde, nur bis sie ein Pfund Wachs, ein silbernes Kreuz und ein Meßgewand zusammen haben. Sie betteln zum Aufbau einer Kirche, weisen Brief und Siegel vor, ihnen liegen besonders Handtücher für ihren Priester, Garn zum Altartuch und Bruchsilber zu einem Kelch am Herzen; sie schweifen als Epileptische umher und halten Seifenschaum im Mund oder nehmen als Priester in eine fromme Bruderschaft auf, wieder gegen Bruchsilber; ebenso wandern die Weiber: falsche Kindbetterinnen, solche, die ein Ungeheuer geboren haben, z. B. eine Kröte, die in Einsiedeln als Wundergeschöpf lebe und täglich ein Pfund Fleisch haben müsse. Wo ein großes Fest gefeiert wurde, strömten auch sie in Scharen zusammen. Es war eine gefährliche Genossenschaft, nicht immer vermochte die eiserne Härte der alten Zeit sie zu bändigen. Basel scheint einer ihrer geheimen Sammelplätze gewesen zu sein, sie hatten dort eine Gerichtsstätte, auch das berühmte „Liber vagatorum" mag in der Nähe entstanden sein. Dies Buch, von einem Unbekannten um 1500 geschrieben, enthält in Gaunersprache eine sorgfältige Aufzählung

der Gaunerklassen und ihrer Kunstgriffe, am Schluß ein kleines Wörterbuch des Jargons. Oft gedruckt, von dem Basler Pamphilus Gengenbach in Reime gebracht, gefiel es Luther so wohl, daß auch er das kluge Büchlein nach einem der ältesten Drucke von neuem herausgab.

Mit dem Namen Luthers schließen die Berichte dieses Teiles. Es ist kein Zufall, daß der Mönch aus einem Bettelorden auch den armen, verdorbenen Kindern der Heerstraße eine Änderung ihrer Lage bereitet. Denn auf jedem Gebiet irdischer Interessen wird er den Deutschen der große Reformer, seinen Gegnern wie seinen Getreuen.

Von dem Tode des Kaisers Friedrich Rotbart wachsen die Deutschen durch dreihundert Jahre, ohne daß nur einmal ihre Bedürfnisse und Forderungen einen starken Vertreter finden, der sich die Herzen der Zeitgenossen unterwirft, um ein Führer ihrer Kämpfe, ihr Lehrer und Bildner zu werden. Jetzt kommen die Jahre, wo sich der Mann über der Arbeit von Millionen erhebt, um einem ganzen Jahrhundert das Gepräge seines Geistes aufzudrücken.

Solche Zeiten im Leben eines Volkes gelten immer für die großen Momente seiner Geschichte.

AUS DEM JAHRHUNDERT DER REFORMATION

Ein fahrender Schüler

(1509 und folgende Jahre)

Das 15. Jahrhundert versank. Uns Deutschen erscheint es wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Versuche, eifriger, aber unfertiger Bildungen. Die Aufregung der Massen in einem großen halbslawischen Volksstamm des Römischen Reiches hatte Tod und Verderben über die deutschen Landschaften gebracht, aber der Fanatismus der Hussiten schien auf der Brandstätte von hundert deutschen Städten und Dörfern verkohlt. Und doch zitterte die Bewegung fort in den Herzen zweier Generationen, und im nächsten Jahrhundert loderte die Flamme von neuem auf, mächtiger, unvertilgbar, eine Feuersäule für ganz Europa. Auch das Haus der Luxemburger war vergangen, seine letzten Erben hatten einst die ungarische Krone an die österreichischen Habsburger verpfändet, scheidend überließen sie diesen ihre Ansprüche auf die weiten und unsicheren Erwerbungen ihres Stammes. Aber noch stand das Geschlecht der Habsburger in Deutschland nicht fester als alle andern deutschen Fürstenhäuser, als die Wittelsbacher, die Wettiner, die Hohenzollern. Und doch machte das nächste Jahrhundert Karl V. zum größten Dynasten der Erde. Vergebens hatte man auf den Konzilien zu Konstanz und Basel gearbeitet, die Schäden der römischen Kirche zu heilen, fruchtlos mühte man sich am Ende des Jahrhunderts, das zerfallene Haus des Deutschen Reiches durch neue Pfeiler zu stützen, während doch Ludwig XI. in Frankreich, der erste Tudor in England ihr Königtum hoch über den Trotz der großen Vasallen erhoben. Es war ein Jahrhundert der Fehden

und eines rücksichtslosen Egoismus, und wieder der freien Föderation zu praktischen Zwecken, überall Städtebünde und Ritterbünde. Es war aber auch die Zeit, wo der deutsche Geist, auf Erreichbares und Endliches scharf gerichtet, zu der größten aller neuen Erfindungen kam, zur Kunst, Bücher zu drucken; wo trotz den Kämpfen auf der Landstraße und blutigem Hader hinter den Stadtmauern Handel und Handwerk zu reichlicher Blüte kamen, wo der Bürger und Bauer sich als Kriegsmann fühlen lernte, wo der deutsche Kaufmann die nördlichen Meere seiner Herrschaft unterwarf, während der romanische Seefahrer durch die Nebel eines ungeheuren Ozeans zu unbekannten Erdteilen drang. Es war endlich die Zeit, in welcher die Saumtiere der Alpen mit den Gewürzen des Orients und den Bullen des Papstes auch die Handschriften fremder Werke zutrugen, aus denen sich über Deutschland eine neue Wissenschaft, die Morgenröte des modernen Lebens verbreitete.

Das sechzehnte Säkulum kam herauf und mit ihm die größte geistige Bewegung, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menschlichem Ermessen dies Jahrhundert dem Geist und Gemüt der Deutschen sein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die beängstigte Seele, sittlichen und gemütlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. — Sehnsucht nach Erkenntnis der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden.

Solche Anstrengungen der Volksseele, das gesamte Leben neu zu gestalten durch ein tiefes Erfassen des Ewigen, hat auch die politische Entwicklung der Deutschen in einen Lauf gebracht, welcher dem anderer großer Kulturvölker scharf entgegengesetzt ist. Denn dieser leidenschaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anspruch genommen bis zur äußersten Erschöpfung, er hat die politische Konzentration Deutschlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarsten inneren Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht sind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen der neuen Zeit und dem Mittelalter. Er hat verursacht, daß ein großer Teil des deutschen Volkes, welches seine Geschichte in ununterbrochener Kontinuität bis auf die Kämpfe Ariovists und Armins zurückführen kann, jetzt die Hohenstaufenzeit, ja das Reichsregiment des ersten Maximilian betrachten darf wie eine dunkle Sage, denn seine Staatenbildung, seine Rechte, seine Gemeindegesetze sind kaum so alt als die der nordamerikanischen Freistaaten. Die älteste unter den stolzen Nationen, welche auf den Trümmern des Römerreiches entstanden, ist jetzt in vieler Beziehung das jüngste Mitglied der Staatenfamilie Europas. Aber wie verhängnisvoll auch jene Arbeit des 16. Jahrhunderts für die politische Gestaltung des Vaterlandes geworden ist, dennoch soll jeder Deutsche mit Ehrfurcht darauf zurücksehen, denn ihm verdanken wir alles, was jetzt unseren Stolz und unsere Hoffnung ausmacht, unsere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutschen Geistes, einen unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Methode unserer Wissenschaft, unsere Kunst, zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unsere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang. Gerade jetzt, wo wir mitten im politischen Kampf für deutsches Wesen stehen, wird es nützlich sein zu gedenken, wie dieser Streit vor vierthalbhundert Jahren im Volk begonnen hat.

Wer in die Seele der Deutschen zu blicken versucht, zu jener Zeit, wo das 16. Jahrhundert emporstieg, der wird in den unteren Schichten des Volkes eine geheimnisvolle Unruhe erkennen, etwa wie bei den Wandervögeln, wenn der Frühling herannaht. Auch wurde dieser unbestimmte Drang häufig zur uralten deutschen Wanderlust. Die Zahl der Landläufer, junger und alter, der Kleinkrämer, Pilger, Bettler, fahrenden Schüler war sehr groß, durch alle deutschen Stämme bis in die Slawenländer des Ostens, nach Frankreich und vor allem nach Italien ging der abenteuer-

liche Zug. Vieles wirkte zusammen, die Armen unruhig, auffässig, nach neuem begierig zu machen.

Wunderbare Nachrichten klangen aus der Ferne. Hinten im fernen Mittelmeer auf dem Wege nach Jerusalem, den deutsche Pilger noch alljährlich suchten, hatte sich ein neuer Stamm, ein neuer Glaube eingedrängt, unheimlich und grauenhaft. Jeder Pilger, der aus dem Süden kam, berichtete in den Herbergen von der wilden Streitkraft des Türken, von seiner Vielweiberei, von den Christenkindern, die er raubte und sich zu Sklaven erzog, von den Gefahren der christlichen Inseln und Seestädte. Und wieder auf der andern Seite tauchten der Phantasie aus dem Grauen des unendlichen Meeres neue Goldländer herauf, Landschaften wie das Paradies, braune Völker, die von Gott nichts wußten, eine unendliche Beute und Herrschaft für die gläubigen Christen. Dazu kamen die Botschaften aus Italien selbst, wie unzufrieden die Südländer mit dem Papst seien, wie arg die Simonie, wie lasterhaft die Fürsten der Kirche.

Und die von solchen Dingen zu erzählen wußten, in Stadt und Land, waren nicht mehr furchtsame Handelsleute, arme Pilger, sondern sonnenverbrannte feste Gesellen mit kühnem Antlitz und scharfer Wehr, Nachbarkinder und sichere Leute, die als Söldner des Kaisers nach Welschland gezogen waren, sich dort mit Italienern, Spaniern und Schweizern gerauft hatten und jetzt mit Beute zurückkehrten, Goldstücke im Säckel und goldene Ritterketten am Hals. Mit Ehrfurcht starrte die Jugend des Dorfes auf den Landsknecht, der seine Hellebarde vor der Schenke in den Boden stieß und die Herberge für sich und seine Gäste in Beschlag nahm wie ein Edelmann oder Fürst; denn er, der Bauernsohn, hatte die welschen Ritter unter seine Füße getreten; er hatte tief in die Geldkasse eines italienischen Fürsten gegriffen, er hatte für seine deutschen Hiebe vom Papst Ablaß vollauf bekommen, ja, wie man raunte, einen geheimen Segen, der ihn unverwundbar machte gegen Hieb und Stich. Eine Ahnung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zog nach langer Zeit zum erstenmal durch die Seele der Gemeinen. Auch sie waren Männer, in ihrer Hütte hing der Knebelspieß und an ihrem Gürtel

das lange Messer. Und wie war ihre Lage in der Heimat! Ihre Hände und Gespanne forderte der adlige Junker für seinen Acker, ihm gehörte Holz und Wild im Wald, der Fisch im Wasser; selbst wenn der Bauer starb, nahm jener dem Erben das beste Haupt der Herde oder Geld dafür. Auch die Bauern hatte Christus durch seinen Tod erlöst und frei gemacht, und jetzt waren sie in der Mehrzahl eigene Leute des Gutsherrn. In jeder Fehde, die dem Junker auflag, waren sie die Opfer, dann fielen fremde Reisige in ihr Vieh, schossen gegen sie selbst den Bolzen und warfen sie in ein finsteres Loch, bis sie Lösegeld zahlten. Und wieder nach ihren Garben und nach jedem versteckten Gulden spähte die Kirche. Unredlich, listig und üppig wie die Welschen, war auch der Dechant, der mit den Jagdfalken, mit Dirnen und Reisigen durch ihr Dorf ritt; ihr Pfaffe, den zu wählen und zu entlassen sie kein Recht hatten, der ihre Weiber verführte oder in ärgerlichem Haushalt mit Wirtin und Kindern lebte; der Bettelmönch, der sich in ihre Küche einnistete und für sein Kloster das Fleisch im Rauchfang, die Eier im Korb verlangte. Eine dumpfe Gärung kam in die Landgemeinden des südlichen Deutschlands, schon am Ende des 15. Jahrhunderts begannen lokale Aufstände, Vorboten des Bauernkrieges.

Aber noch größere Einwirkung übte die neue Kunst, durch welche auch der Ärmste klug und gelehrt werden konnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war am Rheinstrom erfunden worden, geschriebene Worte ins tausendfache zu vervielfältigen. Schon seit mehreren hundert Jahren hatte man mit Holztafeln Muster gedruckt, manchmal einzelne Seiten Schrift darin ausgeschnitten, endlich ersann ein Bürger, daß man mit gegossenen Lettern ganze Bücher drucken könne. Es war für die nächste Folge wichtig, daß die neue Erfindung sich unabhängig vom geistlichen Stand, ja in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber ausbildete, als eine Erfindung des Bürgerstandes. Denn sie gelangte dadurch sogleich zu der gesunden industriellen Stellung, welche Intelligenz und Technik des Handwerks zu geben vermochte, mit wunderbarer Schnelligkeit wurde sie durch die

wandernden Gesellen in viele deutsche Städte und in das Ausland getragen. Ihr zur Seite der neue Bilderdruck von Holztafeln. Neben den großen Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Technik wir noch jetzt bewundern, verbreiteten sich bald kleine, billige in den Häusern der Handwerker, ja in den Hütten der Bauern: Kalendertafeln, Arzneimittel gegen Krankheiten, Organisationen frommer Brüderschaften, moralische und Gebetbücher, dazwischen schnell kleine Staatsschriften und die komische Literatur: Fastnachtsscherze, Narrenstreiche, volkstümliche Gedichte. Der Trieb lesen zu lernen wurde mächtig, auch der Landmann erfuhr mit einer Genauigkeit, die der zufällige mündliche Bericht selten gehabt hatte, von einer geheimnisvollen Weissagung oder Geistererscheinung, einem Fastnachtsspiel zu Nürnberg; gläubig buchstabierte er neue Gebete und Verheißungen seiner Kirche und verwundert nahm er in sich auf, so deutlich, als hätte er's selbst gesehen, daß sich die Bayernherzöge der Gewalt des Königs Maximilian unterworfen hatten. Dem Volk war die Pforte geöffnet für geistigen Erwerb, und mit Eifer suchte die Masse ihr Heil in dieser Richtung.

Aber die alte Wissenschaft der Kirche, welche sonst den lernbegierigen Sohn des Volkes im Chor und Kreuzgang aufgenommen hatte, war in tiefem Verfall. Noch saß die Gelehrsamkeit des Mittelalters anspruchsvoll in den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, aber sie war in geistlosen Formeln und scholastischer Spitzfindigkeit verknöchert. Die Kunde alter Sprachen war gering, Hebräisch und Griechisch fast unbekannt; in barbarischem Mönchslatein wurde geschrieben und gelehrt, die alten Quellen ernster Wissenschaft, Bibel und Kirchenväter, römische Historiker, Institutionen und Pandekten, die griechischen Texte des Aristoteles und der Schriftsteller über Natur und Heilkunde lagen in bestäubten Handschriften, nur die mittelalterlichen Erklärer und Systematiker wurden immer wieder erläutert, auswendig gelernt und bekämpft. So in Deutschland. In Italien aber war seit länger als hundert Jahren aus dem Studium einiger römischen und griechischen Dichter, Historiker und Philosophen eine Bildung aufgegangen, welche Adel der Seele und Freiheit fern von den Pfaden der christlichen Kirche suchte. Die Freude über die Schönheit lateinischer Sprache und Poesie, Bewunderung der gewandten Dialektik des Cicero, Erstaunen über das mächtige Leben des römischen Volkes erhob die Besten jenseits der Alpen. Behend rankte ihre Poesie, Geschichtschreibung, Rechtskunde, Heilkunst an den antiken Stützen empor. Ja es schien dort, als sollte das alte römische Leben aus seinem Grabe wieder auferstehen, und ein zweihundertjähriger Kampf begann zwischen den Schatten des August und Virgil und dem Schatten des heiligen Petrus, der finster über der Siebenhügelstadt schwebte. Das geistliche Wesen, tyrannisch, beschränkt und sittenlos, wie es auch in Italien war, sank in tiefste Verachtung, die vornehmen Geistlichen selbst, arm an Zucht und Pflichtgefühl, wurden von dem Zauber der neuen Bildung ergriffen. Und die römische Kirche bot das seltsame Schauspiel, daß ihre höchsten Würdenträger den Glauben an den Gekreuzigten, dessen Stellvertreter auf Erden sie sein wollten, innerlich verlachten und die Gläubigkeit der Christen schamlos ausmünzten zur Befriedigung verruchter Sinnlichkeit oder ihres Familieninteresses.

Erst seit Erfindung des Bücherdrucks, während der Kriege, welche die Deutschen auf den Schlachtfeldern der Halbinsel ausfochten, kam die neue Humanistenbildung allmählich nach Deutschland. Aber sie fand hier ein anderes Volkstum. Der redliche Sinn und das einfache Gemüt der Deutschen verarbeitete sie nüchterner und doch inniger und so wie damals deutsche Art war, methodisch, zunftmäßig, maßvoll. Emsig wurde die lateinische Sprache, welche den Deutschen wie ein neuer Fund erschien, in lateinischen Schulen studiert und durch Lehrbücher verbreitet. Die angestrengte und lange Arbeit über der fremden Grammatik, welche in Deutschland nötig war, diente den Geistern zur Zucht. Scharfsinn und Gedächtnis wurden kräftig angestrengt, die logische Seite der Sprache wirkte stärker als die phonische, die Größe und Weisheit des antiken Inhalts mehr als die Schönheit und Eleganz der Form; die Gym-

nastik des lernenden Geistes in Deutschland mußte angestrengter sein, dafür war der Gewinn dauerhafter, schon deshalb, weil jetzt die Herrschaft über zwei grundverschiedene Sprachen gewonnen wurde. Eine Anzahl ernster Sprachlehrer verbreitete zuerst die neue Bildung. Jakob Wimpfeling schrieb seine lateinischen Lehrbücher für Knaben und Jünglinge, Alexander Hegius lehrte in Deventer, unter ihnen zahlreiche Schulmeister: Krato von Udenheim und Sapidus in Schlettstadt, Michaelis Hilspach zu Hagenau, so viele andere. Dazu der Dichter Heinrich Bebel in Tübingen, Konrad Celtes in Wien, der Jurist Ulrich Zasius in Freiburg und andere. In enger Verbindung mit ihnen standen fast alle kräftigen Talente Deutschlands, Sebastian Brant, Verfasser des „Narrenschiffs", auch der große Prediger Johann Geiler von Kaisersberg, obgleich seine eigene Bildung noch in dem scholastischen Wesen wurzelte*.

In kurzem war die deutsche Gelehrsamkeit der romanischen mehr als ebenbürtig. Für ihre vornehmsten Vertreter aber galten allgemein Johannes Reuchlin, der die erste hebräische Grammatik schrieb, und Erasmus von Rotterdam, der durch den Zauber seiner Bildung der ganzen Humanistenschule Deutschlands, wenige ausgenommen, das Gepräge eines feinen ironischen Geistes aufgedrückt hat. Auch die deutschen Humanisten ergossen ihre Begeisterung in lateinischen Versen, auch bei ihnen traten Jupiter, Minerva und der Sonnenlenker Sol wunderlich an die Stelle des Christengottes, der Jungfrau Maria und des großen Lichtes der mosaischen Urkunde. Auch sie wurden zuweilen durch die Bekanntschaft mit alter Philosophie bis zu heimlicher Spekulation über das Wesen der Gottheit geführt, auch sie standen sämtlich in geharnischter Opposition gegen die Verderbnisse der Römischen Kirche, aber ihre Opposition hatte einige Momente, welche sie von der italienischen unterschied. Sie wurde durch deutsche Gesinnung geadelt. Zwar galt manchem humanistischen Schullehrer die deutsche Sprache für eine barbarische, sie latinisierten ihre Namen und nah-

* Der Schüler Geilers, Eberlin von Günzburg, bezeugt es.

men sich die Freiheit, in vertraulichen Briefen ihre Landsleute ungehobelt zu nennen; aber sie, die Vertreter römischer Wissenschaft, waren die eifrigsten Hasser italienischer List und Unsittlichkeit und des despotischen Hochmutes, mit welchem der römische Priester auf ihr deutsches Volkstum blickte. Und sie selbst hörten nicht auf, gute Christen zu sein. Während sie die einfältigen Pfaffen verhöhnten oder schalten, suchten sie sorgfältig aus dem Altertum Beispiele der Frömmigkeit, gottseliger Gesinnung und männlicher Tugend. Und neben den unaufhörlichen Angriffen auf die Laster der italienischen Geistlichkeit wagten sie auch zögernd, vorsichtig und gewissenhaft eine historische Kritik der Quellen, auf welche sich die Ansprüche des Papstes stützten. Ein herzliches Freundschaftsband schloß sie zu einer großen Gemeinde. Bösartig verfolgt von den Vertretern der alten Scholastik und ihren Verbündeten, den „Romanisten und Courtisanen", gewannen sie auch Bundesgenossen überall, in den Bürgerhäusern der Reichsstädte, an den Fürstenhöfen, in der Nähe des Kaisers, sogar in Domkapiteln und auf Bischofstühlen.

Aber freilich fand die Bildung der Humanisten in dem deutschen Leben selbst noch wenig Bürgschaften der Dauer. Zu fremd war die Grundlage ihrer Kultur den realen Bedürfnissen und dem Gemütsleben des Volkes, zu willkürlich und unklar die Ideale, welche sie für ihr Leben aus der antiken Welt geholt hatten, nicht günstig für die Entwicklung ihres Charakters war die immer noch dilettierende und phantastische Beschäftigung mit einer versunkenen Welt, deren realen Inhalt sie zu wenig kannten. Als die Zeit kam, wo die ganze Nation für das, was ihr das höchste war, in zwei feindliche Heerlager zerrissen wurde, als es für die Gebildeten notwendig war, in solchem Kampf Partei zu nehmen und das eigene Wollen in bestimmten Forderungen zu konzentrieren, als die Glut männlicher Überzeugung wichtiger wurde als das souveräne Lächeln von freiem Standpunkt, da gelang der Mehrzahl nicht, sich rein und sicher zu erhalten. Einige zwar wurden Vorkämpfer in dem Glaubenskampf, andere aber, durch Unholdes und

Beschränktes einer neuen Lehre verletzt, fielen zur alten Kirche zurück, die sie früher so streng beurteilt hatten. Dem enthusiastischen und hochsinnigen Talent dieser Schule aber, Ulrich von Hutten, der am leidenschaftlichsten deutsch war und sich am leidenschaftlichsten an die Lehre Luthers anschloß, wurde seine Hingebung an die populäre Richtung zum tragischen Verhängnis.

Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humanisten fast allein den Kampf gegen den feindseligen Druck, unter welchem die Nation stöhnte. Die Wetterwolken, welche sie in ihrer luftigen Region gegen die Feinde deutscher Selbständigkeit sammelten, sanken in zahllosen Tropfen befruchtend auf das Volk hernieder; selbst was sie lateinisch schrieben, ging der Menge nicht verloren, die behaglichen Reimer der Städte wurden nicht müde, Witzworte und derbe Angriffe der Humanisten in der Form von Lehrsprüchen, Schwänken, Spielen auszubreiten.

In den lateinischen Schulen konnte man die geheimnisvollen Kenntnisse erwerben, welche den Besitzer aus der gedrückten, armen und freudeleeren Masse des Volkes hervorhoben. So wurde die Begierde, gelehrt zu werden, in der Seele des Volkes mächtig. Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Tälern hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volkes, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besonderen Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten diese zum größten Teil erbetteln. Die Aufsicht, welche über sie geübt wurde, war sehr gering, nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadtteilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler

an einen Ort kam, wo eine lateinische Schule bestand, war er verpflichtet, in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildtätigkeit der Einwohner in Anspruch nehme. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalismus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demselben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren, wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren älteren Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, welchen die Fäuste der Stärkeren geben konnten. Für den Bacchanten war es Ehrensache und Vorteil, viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutrugen. Von diesen lebte er. Aber wenn der grobe Bacchant bis zu der Universität, der hohen Schule empordrang, dann wurde er bezahlt für alle tyrannische Unbill, die er gegen jüngere Schüler geübt hatte, dann mußte er deponieren, sein Schülerkleid und ungehobeltes Wesen ablegen, unter demütigenden Zeremonien wurde er in die vornehme Genossenschaft der Studenten aufgenommen, er selbst mußte wieder dienen, wilde Scherze und Roheiten wie ein Sklave erdulden. Eigenmächtig wechselten die Schüler die Schulen; vielen wurde das Lungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und sichere Tüchtigkeit einzelner freuen, welche sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, wie manches Mutterkind in kindlichem Gemüt dasselbe Ziel zu erreichen hoffte und doch elend hinter dem Zaun oder in dem Siechhause einer fremden Stadt verdorben ist.

Unbehilflich war der Unterricht in den lateinischen Schulen. Die Lehrbücher waren schwer zu erwerben, oft schrieben die Knaben den Text derselben für sich ab, ein Buch war ihnen ein Schatz. Zur Grundlage diente noch die alte Grammatik des Donat, an ihr lernten die Knaben Lateinisch lesen. Deklinieren, Konjugieren und leichte Satzbildung wurde aus dem Sulpicius oder einem andern kleinen Handbuch und in Exerzitien der Knaben geübt. Dann sollte eine kleine lateinische Schrift erklärt werden, etwa der Brief des Aneas Sylvius an den König Ladislaus, darauf vielleicht die Anthologie Jakob Wimpfelings: Adolescentia, dann wurde zu den römischen Prosaikern, Cicero, Sallust übergegangen. Noch war in Grammatik und Erklärung viel unnützer scholastischer Kram, ob z. B. die Präposition „ad" personalis, localis, temporalis usw. sei, wurde sorgfältig definiert; durch lateinische versus memoriales suchte man dem Gedächtnis zu Hilfe zu kommen, und noch hat auch, was man damals als elegantes Latein bewunderte, einen mönchischen Beigeschmack. Aber schon mahnt der große Lehrer Wimpfeling, bei jeder Gelegenheit Beispiele zu wählen, welche die Knaben zur Ehrbarkeit, Gottesfurcht, zu redlicher Gesinnung anfeuern; nicht die Kenntnis der Formen und Wörter tue es, nicht die subtile Distinktion der Worte, sondern der Geist, der aus dem Altertum einströme. Die Gesinnung solle geadelt werden, das Verständnis der Welt und des Glaubens gefördert, zur Größe der Staaten, zur Reformation der katholischen Kirche, zum Ruhm im Frieden, zur Abwehr des Krieges müsse die Wissenschaft dienen, denn Erkenntnis der Wahrheit sei ihr Ziel*.

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine oft ausgezogene Beschreibung durch Thomas Platter erhalten worden, dem armen Hirtenknaben aus dem Bispertale in Wallis, später angesehenen Buchdrucker und Schulrektor in Basel. Aus seiner Selbstbiographie wird hier nach der Ausgabe von Dr. D. A. Fechter (Basel 1840) einiges mit-

* „Adolescentia Jacobi Wimphelingii", Hagenau 1508, in der Einleitung.

geteilt. In dem wilden Gebirgstal, aus welchem die Visp zur Rhone hinabbraust, zog damals noch kein schaulustiger Reisender nach der Zermatt, dem Matterhorn und den Gletschern des Monte Rosa. Einsam wuchs der Knabe auf zwischen Felsen und seinen Ziegen; wenn ihm die Herde in ein Saatfeld lief, wenn ein Adler drohend über ihm schwebte, wenn er sich selbst auf steilem Felsen verstieg oder von seinem harten Herrn gestraft wurde, das waren die Eindrücke seines Kinderlebens. Wie er aus solcher Einsamkeit in die weite Welt hinausgeworfen wurde, soll er jetzt erzählen.

„Als ich bei dem Bauer war, kommt eine meiner Basen, hieß Fransy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter tun, daß ich sollte die Schriften lernen. So reden sie, wenn man einen in die Schule tun will. Der Bauer war damit übel zufrieden; er sprach, ich würde nichts lernen und setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: ‚So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann.' Das sah und hörte ich. Da sprach die Bäsin: ‚Wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nit versagt, es kann noch ein frommer Priester aus ihm werden.' Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ich's gedenke, um die neun Jahre oder zehnthalb alt. Da ging es mir erst übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauernbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich schrie wie eine Geiß, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lange. Denn in derselben Zeit kam mein Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München in Bayerland, derselbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir gesagt, und er verhieß ihnen, er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er mir von dem Pfaffen hülfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug.

Denn ich hatte eben ein wenig das Salve singen gelernt und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt' ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel nachts in ein Wirtshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen, und der Mond schien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das waren, so meinte ich, die Augen. Am Morgen sah ich Gänse, deren ich nie keine gesehen hatte; da meinte ich, als sie mich anheiserten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegeldächer.

Danach zogen wir auf Meißen zu, es war mir eine weite Reise, da ich nicht gewohnt war so weit zu ziehen und dazu unterwegs das Essen zu gewinnen. Wir zogen also unser miteinander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man sie nennt, unter welchen ich der allerkleinste und jüngste Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehen vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Rute oder dem Stöcklein und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und schlechte Schühlein. Ich weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straße begegnet sind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reise waren und man so allerlei redete, sprachen die Bacchanten untereinander, wie in Meißen und Schlesien der Brauch wäre, daß die Schüler Gänse und Enten, auch andere solche Speise rauben dürften, und täte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen sei, dem das Ding gehört hätte. Eines Tages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänse beieinander, und war der Hirt nicht dabei, da fragte ich meine Gesellen, die Schützen: ‚Wann sind wir in Meißen, daß ich Gänse totwerfen darf?' Da sprachen sie: ‚Jetzt sind wir drinnen.' Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel, lief hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen und schrie im Dorf: ‚Der Bub hat mir meine Gans geraubt!' Ich und meine Mitschützen flohen, und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die sie werfen konnten, und liefen uns nach. Als ich sah, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen und sprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber liefen der Straße nach, die wurden von zwei Bauern ereilt. Da fielen sie nieder auf die Knie und begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden getan; und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nacheilten, und war in größten Nöten und sprach zu mir selbst: ‚Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heut' nit gesegnet!' (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen). Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsere Bacchanten im Wirtshaus, denn diese waren voraus in das Wirtshaus gegangen, die Bauern wollten, sie sollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu tun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie bezahlt haben oder nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch; da sprachen sie, es wäre noch nit Zeit.

Ein andermal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen diesseits Nürnberg, da waren wir alle beieinander; der wollte alsbald mit unseren Bacchanten spielen, daß er uns hinhielte, bis daß seine Gesellen zusammenkämen; wir

aber hatten gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Antoni Schallbether, der dräuete dem Mörder, er solle sich von uns machen; das tat er. Nun war es spat, daß wir bloß bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirtshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen; da wollten wir nit dort bleiben und gingen in das andere Wirtshaus. Als man daselbst zur Nacht gegessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir saßen niemals mit am Tisch beim Mahl, man wollte uns auch nit in eine Schlafkammer führen, sondern wir mußten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirt: ‚Wirt, mich dünkt, du habest seltsame Gäste, und du seiest nit besser; ich sage dir, Wirt, lege uns, daß wir sicher sind, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng werden soll.' Denn im Anfang begehrten die Schelme mit unseren Gesellen zu spielen, Schachzabel, so nannten sie das Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört. Als man sie nun zur Ruh' führte, ich aber und die andern kleinen Buben ohne Abendbrot im Roßstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirt selber, an die Kammer gekommen und haben wollen aufschließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeschraubet vor das Schloß, das Bett vor die Tür gerückt und ein Licht angeschlagen — denn er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei sich —, und hat die anderen Gesellen schnell aufgeweckt. Wie das die Schelme hörten, sind sie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirt noch Knecht; das sagten sie uns Buben, wir waren auch alle froh, da uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir von da wohl eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten; als die gehört, wo wir die Nacht gewesen waren, verwunderten sie sich, daß wir nicht alle ermordet waren; denn fast das ganze Dörflein war der Mörderei verdächtig.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unsere großen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran. Wir

waren unser fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchsen zu Roß. Und einer sprach: ‚Gebt Geld!' Da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: ‚Wir han kein Geld, sind arme Schüler.' Da sprach der Reiter noch zweimal: ‚Gebt Geld!' so sagte unser Gesell wieder: ‚Wir han kein Geld und geben euch kein Geld und sind euch nichts schuldig.' Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm stracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unsere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgends gesehen. — Wir sind auch oft in Gefahr gewesen der Reiter und Mörder halb, als im Thüringer Wald, im Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen*. Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die anderen Schüler nit leiden und drohten, sie würden uns in die Schule zu gehen zwingen. Der Schulmeister entbot auch unseren Bacchanten: sie sollten in die Schule kommen, oder man würde sie fassen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen diese uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nit unversehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern nahmen die Tür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Prozession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir von der Obrigkeit verklagt waren, hatten wir einen Nachbar, der seiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir nachts drei Gänse und zogen in den anderen Teil der Stadt, eine Vorstadt, wieder

* Betteln. — Die Schützen „heischen", und „präsentieren" den Bacchanten.

ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher gewesen waren; da kamen die Schweizer zu uns, sie und die unsern zechten miteinander, und zog von da unser Hause auf Halle in Sachsen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich. — Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen sich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen* alles voll Läuse, daß wir sie zur Nacht im Stroh unter uns knistern gehört haben. Wir brachen auf und zogen auf Breslau zu, mußten unterwegs viel Hunger leiden; also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgend wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns.

Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Hülle und Fülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum Heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre singen gehen, oder sie schrien: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentierten; ich hab' meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten;

* Schlafkammern der fremden Schüler.

man gab mir auch gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch gibt man auf dem Rathaus für einen Kranken sechzehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darin, daß es nit zu glauben, wie Hanfsamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andere auch, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nit glaublich ist, ich hätte schier, sooft man gewollt hätte, drei Läuse miteinander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, hab's an eine Staude gehängt und getrocknet und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmerlein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subkantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser Bier zu heischen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich oft, ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nit habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studierte nit viel.

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allwege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war

graeca lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präzeptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich diktieren, dann distinguieren, dann konstruieren, zuletzt exponieren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heimzutragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Not, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beschlossen wir, uns auf einen Tag zu teilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nit weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz sehen; auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer gesehen hatte, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nit. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Teil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, taten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleisch ein wenig rot war, huben wir es am Spieß ab und aßen's; so auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tage abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast; da nahmen wir Fische, soviel wir in einem Hemd am Stecken tragen konnten und zogen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauern Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänsen auslugen; da wurden wir eins, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen gefunden und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab' ich

einen kleinen Knüttel gehabt, und diesen unter sie in die Luft geworfen, hab' eine getroffen, daß sie herabgefallen ist; als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nit hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wohl hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie ihr zu, sie stand auch wieder auf und ging mit den andern davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nit genug getan hatten; aber sie hielten sich danach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald danach zogen wir wieder davon auf Ulm zu, da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heischen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohnes und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nit einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab' ich großen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten; ich hätte nit einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu sich genommen. Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt' ich und mein Gesell Hildebrand präsentieren; aber mein Gesell fraß schier alles selbst, dem gingen die Bacchanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spützen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett und ein Kissen auf den Kopf, daß er nit schreien konnte, und schlugen ihn diese Bacchanten, bis sie nit mehr konnten; darum fürchtete ich mich und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimmlig wurde;

da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab' ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsternis bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brot singen.

Da mag ich nit unterlassen, noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter, diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Mus und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Danach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nit mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn; da bin ich wohl eingedenk, daß etliche zu mir sagten: ‚Botz Marter! ist der Rock noch nit gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um.' So zogen wir von dannen; ich weiß nit, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist oder nit. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine und wollten deshalb gegen Nacht in die Schrannen, das ist, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hinwollten. Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: ‚Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übrig geblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Innsbruck in einem Wirtshause gedient, als Kaiser Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein Lebelang hold sein will.' Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken und legte uns

wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: ‚Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben.' Wir waren alle willig und fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter tun als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; mußte aber doch dem Bacchanten präsentieren. Das hatte die Frau nit gern und sprach zu mir: ‚Botz Marter! laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nit betteln.' So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: ‚Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank.' Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: ‚Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch.' Da sprach er: ‚Es ist mir leid, Bub; wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir.' Danach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: ‚Du Schütz, du kommst nit zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!' Da nahm ich mir vor, er sollte mich nit mehr treten und gedachte hinwegzulaufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin: ‚Ich will in die Schule und will meine Hemdlein waschen gehen'; ich durfte ihr nit sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weitersagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, teils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen, da er mir und den andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wenn er ihn wieder bekäme, wolle er selbigem alle viere abschlagen. Jenseits der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der sich meiner annähme; gedachte auf Salzburg oder gen Wien in

Österreich zu ziehen. Als ich da saß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war schon trunken, und doch war erst die Sonne aufgegangen, den bat ich, er sollte mich aufsitzen lassen, mit dem fuhr ich, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; dazwischen bettelte ich im Dorf, und nit weit vom Dorf wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren, mich bedeuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen und fragte mich, wo ich hinwollte. Da sprach ich: ‚Nach Salzburg.' Als es nun Abend war, fuhr er von derselben Straße ab und sprach: ‚Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg.' Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Barett, ein Jäcklein ohne Falten, zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nit einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Torwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte; da sprach er: ‚Über München'; ich sagte: ‚Gen München will ich nit, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen.' Da wies er mich auf Freisingen zu. Dort ist auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme. Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: ‚Der Bacchant von München ist hier und suchet dich'; da lief ich zum Tor hinaus, als wenn er hinter mir her gewesen wäre und zog auf Ulm zu und ging daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Feld; das tat ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: ‚Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich.' Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt.

Da ich das wieder hörte, wiewohl es fast Nacht war, lief ich zum Tor hinaus auf Konstanz zu und weinte wieder inniglich, denn es schmerzte mich sehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Konstanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen sah, ach mein Gott, wie war ich so froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, fand ich dort Walliser, große Bacchanten, denen erbot ich mich zum Präsentieren, sie dagegen sollten mich lehren; das taten sie aber nit besser als einst die andern. Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seinen Schützen, den Hildebrand, ich solle wiederkommen, er wolle mir verzeihen, ich aber wollte nit, sondern blieb in Zürich, studierte aber sehr wenig. — —

Da war ein Walliser von Visp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten miteinander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man sagte, keine gute Schule; aber zu Schlettstadt, da wäre eine sehr gute Schule. Wir zogen also nach Schlettstadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und wiederriet uns nach Schlettstadt zu ziehen, es wären dort sehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröstete ihn und sprach: ‚Sei guten Muts, gibt es zu Schlettstadt auch nur einen Schüler, der sich allein ernähren kann, so will ich uns beide ernähren.' Und als wir noch eine Meile von der Stadt in einem Dorf herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte ersticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel frische Nüsse gegessen, welche um diese Zeit abfielen. Da weinte mein Gesell wieder, er meinte, wenn er seinen Gesellen verlöre, so wüßte er dann nit wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei sich, ich aber nit einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberge bei einem alten Ehepaar, dessen Mann stockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präzeptor, dem seligen Herrn Johannes S a p i d u s, und baten ihn, er möge uns annehmen.

Er fragte, woher wir wären. Als wir sagten aus dem Schweizerland, von Wallis, sprach er: ‚Dort sind leidig böse Bauern, sie jagen alle ihre Bischöfe aus dem Land. So ihr fleißig studieren werdet, sollt ihr mir wenig geben; wo nit, so müßt ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehen.' Das war die erste Schule, wo mich deuchte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahr, wo der Reichstag zu Worms gewesen ist. Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Gesellen, die später Doctores und berühmte Männer geworden sind.

Als ich nun in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nit den Donat lesen und war doch schon achtzehn Jahre alt, ich setzte mich unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter die Küchlein. An einem Tage las Sapidus das Verzeichnis seiner Schüler und sprach: ‚Ich habe viel barbara nomina (barbarische Namen), ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen.' Und wieder las er die Namen lateinisch ab, da hatte er mich vertiert in Thomas Platerus und meinen Gesellen Anton Venetz in Antonius Venetus, und sprach: ‚Wer sind die zwei?' Da wir aufstanden, sprach er: ‚Pfui, sind das zwei räudige Schützen und haben so hübsche Namen.' Und das war auch zum Teil wahr, besonders mein Gesell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte wie die Haut von einer Geiß. Ich aber war fremde Luft und Speise besser gewohnt als er.

Als wir nun vom Herbst bis Pfingsten da waren und noch immer mehr Schüler von allen Seiten zureisten, konnten wir uns nit mehr gut ernähren und zogen weg gen Solothurn. Dort war eine ziemlich gute Schule, auch bessere Nahrung, aber man mußte gar zu viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, so daß wir nach der Heimat zogen.

Den folgenden Frühling aber zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abschied nehmen wollten, weinte sie und sprach: ‚Das müsse Gott erbarmen, daß ich soll drei Söhne ins Elend gehen sehen.' Sonst habe ich meine Mutter nie weinen sehen, denn sie

war ein tapferes, mannhaftes Weib, aber rauh; sonst war sie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr gesagt und sie gelobt.

So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünster in die Schule, der Präzeptor hieß Meister Wolfgang Knöwel von Bar bei Zug, er war Magister der Universität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er er war ein großer redlicher Mann, kümmerte sich aber nit viel um die Schule, sondern lugte mehr, wo die hübschen Mägdlein waren, deren er sich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern studiert, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derselben Zeit sagte man, es würde ein Schulmeister von Einsiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Schulmeister, aber grausam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nit weit von den Schulmeisters Stuhl, und dachte: ‚In dem Winkel willst du studieren oder sterben.' Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, sprach er: ‚Das ist eine hübsche Schule' — denn sie war erst vor kurzem neugebaut —, ‚aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben, doch wollen wir zusehen, wendet nur guten Fleiß an.' Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nit ein Wort der ersten Deklination deklinieren können und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig; denn als ich in Schlettstadt war, hatte Sapidus einen Baccalaureus, der vexierte die Bacchanten so jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte: ‚Ist das ein so gutes Buch, so willst du es auswendig lernen', und indem ich daraus lesen lernte, lernte ich es auch auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl, er las uns den Terentius, und wir mußten alle Wörtlein in einer ganzen Komödie deklinieren und konjugieren, und oft ist er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden ist und daß mir das Gesicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben, außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der Heiligen Schrift, und in solchen Stunden kamen viele Laien, denn es war damals im Anfang, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen sollte. Wenn er aber schon

rauh mit mir war, so führte er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alles Land in Deutschland durchgelaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.

Myconius mußte mit seinen Schülern zum Frauenmünster in die Kirche gehen, Vesper, Mette und Meß singen und den Gesang regieren. Da sprach er einst zu mir: ‚Kustos — denn ich war sein Kustos —, ‚ich wollte allerwegs lieber vier Lektionen halten als eine Messe singen, Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichten Messen singt, Requiem u. dergl., ich will's um dich verdienen.' Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war schon von altersher daran gewöhnt, und noch war alles päpstlich eingerichtet. Als Kustos nun hatte ich oft nit Holz zum Einheizen, da gab ich acht, welche von den Laien, die in die Schule kamen, Holzbündel vor den Häusern hatten, dorthin bin ich um Mitternacht gegangen und habe heimlich Holz nach der Schule getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte gerade am Frauenmünster predigen; vor Tage und als man zur Predigt läutete, dachte ich: ‚Du hast kein Holz, und es stehen so viele Götzen in der Kirche, um die kümmert sich doch niemand.' Da ging ich in die Kirche zum nächsten Altar, erwischte einen Johannes und mit ihm zur Schule in den Ofen, und sprach zu ihm: ‚Jögli, nun bück' dich, du mußt in den Ofen.' Als er anfing zu brennen, machte er ein wüstes großes Knattern, nämlich die Ölfarbe. Ich dachte nun: ‚Halt still, rührst du dich, was du aber nit tun wirst, so will ich das Ofentürlein zutun; er soll nit heraus, der Teufel trage ihn denn heraus.' Indem kam des Myconius' Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Tür vorbeiging, und sprach: ‚Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind, hast du geheizt?' Ich tat das Ofentürlein zu und sprach: ‚Ja, Mutter, ich habe schon warm gemacht;' ich wollte es ihr aber nit sagen, sie hätte schwatzen können, und wenn es herausgekommen wäre, hätte es mich damals mein Leben gekostet. Und Myconius sprach in der Lektion: ‚Kustos, du hast heute gut Holz gehabt.' Als wir aber die Messe singen sollten, gerieten in der Kirche zwei

Pfaffen aneinander, der, welchem der Johannes gehört hatte, sprach zu einem andern: ‚Du Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen.' Das trieben sie eine gute Weile.

Und obgleich mich bedünken wollte, es wäre mit dem Papsttum nit richtig, so hatte ich dennoch im Sinn, ich wollte Priester werden, wollte fromm sein, meinem Amt treulich vorstehen und meinen Altar fein aufputzen. Ich betete viel und fastete mehr, als mir gut war. Ich hatte auch meine Heiligen und Patrone, zu denen ich betete, zu jedem besonderes: zu Unserer Frau, daß sie bei ihrem Kind meine Fürsprecherin sein wolle, zu St. Katharina, daß sie mir zu Gelehrsamkeit helfe, zu St. Barbara, daß ich nit ohne das Sakrament sterbe, zu St. Peter, daß er mir den Himmel auftue, und was ich an Gebeten versäumte, das schrieb ich in ein Büchlein. Wenn man in der Schule Donnerstags oder Samstags Urlaub hatte, ging ich zum Frauenmünster in einen Stuhl, schrieb die Außenstände von Gebeten an einen Stuhl und fing an und bezahlte eine Schuld nach der andern, wischte sie dann ab und meinte, ich hätte meine Schuldigkeit getan. Ich bin sechsmal von Zürich in Einsiedeln gewesen mit Prozessionen und habe fleißig gebeichtet. Ich habe oft mit meinen Gesellen für das Papsttum gekämpft, bis einst M. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis: ‚Ich bin ein guter Hirte' predigte. Das legte er so streng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben schuldig waren. Da dachte ich: ‚Hat es die Meinung, dann ade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr.' Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an, gegen meine Gesellen zu disputieren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präzeptor Myconius gern. Noch hatte man Messe und Götzen in Zürich."

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um sich zu erhalten. Er studierte in der Nacht, und als ihm der

Drucker Andreas Kratander zu Basel einen Plautus geschenkt hatte, befestigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, den er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Korrektor, dann Bürger und Drucker, Rektor der lateinischen Schule zu Basel. Nicht ohne Einfluß blieb das unstete Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die stete Ausdauer und frohe Kraft fehlte seinen Unternehmungen.

Aus den Tausenden, welche sich, wie der Knabe Thomas, zur lateinischen Schule drängten, gewann die steigende Bewegung ihre eifrigsten Novizen. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen diese Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Universität, durch Privatunterricht, als Korrektoren bei Druckereien suchten sie sich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und später der Dorfschulen wurden mit solchen besetzt, welche den Virgil lasen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verstanden. So hoch stieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rat gaben, noch spät ein Handwerk zu erlernen, um sich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenossen der deutschen Städte waren imstande, die Bullen des Papstes mit Glossen zu versehen und ihren Mitbürgern zu übersetzen, auch subtile theologische Fragen wurden in den Trinkstuben mit Leidenschaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den solche Männer auf die kleinen Kreise des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchsen sie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, welche sich als Prädikanten über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genossenschaft, und diese Demokraten der neuen Lehre waren es, welche in Volksschauspielen den Papst als Antichrist vorstellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch sie vor, was kommen sollte. Aber wie gut immerhin die Humanisten in ihrer Höhe bewiesen, daß die Kirche manche Stellen der Heiligen Schrift falsch deute, und wie launig sie das Werkzeug der Ketzerrichter, den getauften Juden Pfefferkorn mit seinem hübschen Weiblein verspotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk „Gespräche“ des Erasmus von Fasten und Fleischessen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wissenschaft allein hat Reformation und geistige Freiheit der Deutschen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieses mächtigen Stroms, aus dem Grunde des deutschen Gemütes entspringen sie und durch geheimnisvollen Zug des Herzens werden sie an das Licht geführt, um zerstörend und befruchtend das Leben der Nation umzugestalten.

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster

(1510)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, so schwer der Druck, der auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geistlichen und Laien. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? Wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft des reichen Ratsherrn? Hart war die Arbeit des Deutschen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Pest, bald Mißwachs und Hunger; unverständlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdische Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdische klein und nichtig, Kaiser und Papst, die Klugheit des Menschen eitel wie die Blüte des Feldes. Wenn er gnädig war, so konnte er den Menschen aus der Not dieses Lebens retten und in ewiger Seligkeit entschädigen für das, was er hier geduldet. Aber solche Gnade, wie war sie zu gewinnen? Welche Tugend des schwachen Menschen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunst zu erwerben? Der Mensch war verdammt, seit Adams Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu tun. Eitel war seine beste Tugend, die Erbsünde war sein Fluch, und es war nicht sein Verdienst, wenn Gott ihm Gnade schenkte*.

So rang damals angstvoll das Menschenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volk wie eine

* Vergleiche das beste erbauliche Buch aus der Zeit vor der Reformation, die „Theologia teütsch", von einem Unbekannten aus Taulers Schule, eine Hauptquelle für Luthers Bildung, staunenswert noch für uns.

dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Christus ist die Liebe. Die herrschende Kirche wußte wenig von solcher Liebe, in ihr stand Gott sehr fern von der Menschenseele, das Bild des Gekreuzigten war versteckt hinter zahllosen Heiligen und Seligen, und alle waren nötig, um Fürbitter zu sein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfnis deutscher Natur, sich im herzlichen Verhältnis zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöschlich war die Sehnsucht, die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Versenken, das Hingeben an Gott schon auf Erden das seligste Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Aber solch innerliches und selbständiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papst behauptete, er sei Verwalter der unerschöpflichen Verdienste Christi, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die sündige Menschheit sei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Fasten und Büßungen zum Segen für andere aufgesammelt, und all diese Schätze verwalte der Papst und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von seiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenso, wenn sich Gläubige zusammentun zu einer frommen Genossenschaft, dann kann der Papst auch solcher Bruderschaft die Gnade gewähren, daß die Verdienste der Heiligen und der Überschuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Messen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen, von einem auf den andern übergehen.

So bildeten sich unter dem Schutz eines fürbittenden Heiligen die frommen Bruderschaften, in denen die Assoziation bewirken konnte, was dem schwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im Jahre 1530 beklagt sich Luther, daß sie unzählbar seien*. Wie roh und kläglich ihr Mechanismus war, möge ein Beispiel zeigen; die Bruderschaft der 11 000 Jungfrauen, St. Ursulas Schifflein ge-

* Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem Reichstag zu Augsburg."

nannt, sei hier gewählt, weil Kurfürst Friedrich der Weise ein Mitstifter und Bruder war. Dieser Verein hatte nach seinem Statut an geistlichen Schätzen, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, aufgesammelt 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200 000 Rosenkränze, 200 000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11 000 Gebete für die Patronin St. Ursula und 630 mal 11 0000 Paternoster und Ave-Maria. Ferner den 10 000 Rittern 50 mal 10 000 Paternoster und Ave-Maria usw. Und die ganze erlösende Kraft dieses Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderschaft zugute. Viele geistliche Stiftungen und Privatpersonen hatten sich durch große Beiträge zum Gebetschatz besonderes Verdienst erworben. Bei der Erneuerung der Gesellschaft hatte Kurfürst Friedrich eine schöne silberne Ursula geschenkt. Ein Laie verdiente die Bruderschaft, wenn er in seinem Leben einmal 11 000 Vaterunser und Ave-Maria betete; betete er täglich 32, so erwarb er sie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geschäfte oder Krankheit verhindert wurde, diese Gebetmasse abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für sich 11 Messen lesen ließ, usw. Diese Bruderschaft aber war eine der besten, denn die Mitglieder hatten nicht nötig „Heller und Pfennig" zu bezahlen, es sollte eine Bruderschaft der armen Leute sein, die nur durch Gebete sich gegenseitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man behaupten, daß die frommen Bruderschaften im Anfang des 16. Jahrhunderts noch das Gemütvollste waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

Dagegen war der Ablaß der faulste Fleck ihres siechen Leibes. Die Päpste als Bewahrer des aufgesammelten unendlichen Schatzes der Verdienste Christi verkauften die Anweisungen auf diesen Vorrat an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche selbst die bessere Vorstellung nie ganz geschwunden, daß auch der Papst nicht die Sünden selbst vergeben könne, sondern nur die Bußübungen erlassen, welche die Kirche vorschrieb. Aber die solches lehrten, einzelne Männer der Universitäten und ehrliche Seelsorger

einer Gemeinde, mochten sich vorsehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerspruch gegen das Geschäft der Ablaßkrämer zu steigern. Denn was galt den Päpsten des 15. Jahrhunderts die echte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die fast ohne Ausnahme verruchte Bösewichter und ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpste das Recht hätten, ihn von Gott zu scheiden, für ihn die Tür des Himmels zu öffnen und zu verschließen. Geld war es, was sie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürstlichen Haushalt. Und es bestand eine fürchterliche Gemeinschaft des Interesses zwischen ihnen, den Bischöfen und der fanatischen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Hus von Husinetz so unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Wessel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, welche den Greis Johannes Vesalia im Klosterkerker zu Mainz sterben ließen, ihn, der zuerst das hohe Wort gesprochen: „Wozu soll ich glauben, was ich weiß?"

Es ist bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginn des 16. Jahrhunderts in Deutschland überhandnahm und wie frech die ruchlose Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel mit seinem Kasten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmütiger Dominikaner; die Glocken wurden geläutet, Geistliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff sein großes rotes Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volk vergönnt zu sehen, wie das rote Blut des Gekreuzigten am Kreuz in Bewegung kam. Neben dem Kreuz steckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papstes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz stand der berüchtigte Kasten, stark mit Eisen beschlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredsamkeit die Wundermacht seines Ablasses auseinandersetzte und ein großes Pergament des Papstes mit vielen angehängten

Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltisch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geistlichen Gehilfen dem andrängenden Volk das ewige Heil*.

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob sich das verletzte sittliche Gefühl der Deutschen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfnisse des deutschen Volkes so widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Zahl der Reformatoren wird nur dann richtig verstanden, wenn man sie auffaßt als eine Reaktion des Herzens gegen Unwahrheit, Gemütlosigkeit und Frevel am Heiligsten.

Überall in Deutschland regte sich die Opposition. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnsucht des Volkes in furchtbarem innerem Kampf durchfühlen sollte, um selbst zum Führer seiner Nation zu werden, die in ihm mit Begeisterung ihr eigenstes Wesen zu geschlossenem Charakter verkörpert sah. Erst vor zwei Jahren war er Lehrer der Physik und Dialektik an der neuen Universität Wittenberg geworden, und gerade jetzt lag er im Staub der römischen Ebene und schaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem sich die Türme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdes sind es noch einmal die Empfindungen eines lateinischen Schülers, aus denen wir zu erkennen suchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

Friedrich Mecum, lateinisch Myconius**, war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg, dort erlebte er, was hier mit seinen Worten erzählt wird, und

* So ist der Handel dargestellt auf einem Titelholzschnitt, welcher bei mehreren Streitschriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung aines leyens genant Hanns schwalb über vil meßbreüch Christlichen lebens, 1521, 4°.

** Der Gleichklang seines latinisierten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuser), der Lehrer Thomas Platters, beruht nicht auf Verwandtschaft.

ging im Jahre 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloster. Als Franziskaner war er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der Wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und im Jahre 1546 starb. Zu Luther stand er in einem eigentümlichen Verhältnis. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältnis zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnisvollsten Zeit seiner Jugend, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umstand macht die Person des Erzählers für uns interessant. Wie unähnlich der sanfte, fein organisierte Mann auch seinem trotzigen Freunde sein mag, in dem Jugendleben beider ist eine auffallende Ähnlichkeit. Und manches, was uns aus Luthers Jugend unbekannt geblieben ist, findet seine Erklärung in dem, was Myconius über seine eigene Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateinischen Schule, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloster getrieben, beide fanden dort nicht den Frieden, welchen sie leidenschaftlich suchten, sondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Unsicherheit. Für beide wurde der unverschämte Tetzel der Stein des Anstoßes, der ihr Gemüt empörte und die ganze Richtung und Tätigkeit ihres spätern Lebens bestimmte. Zuletzt starben beide in demselben Jahr, Myconius sieben Wochen nach Luther, nachdem er fünf Jahre vorher aus einer tödlichen Krankheit durch einen Beschwörungsbrief Luthers zu neuem Leben erweckt war*.

* Luther schreibt im Jahr 1541: „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer Statt wollte lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle; — deshalb bitte und ermahne ich euch mit

Friedrich Myconius hat außer Theologischem (er hat wenig drucken lassen) auch in deutscher Sprache eine Chronik seiner Zeit geschrieben, in welcher seine eigene Tätigkeit und die Zustände Gothas am ausführlichsten behandelt sind. Wohlbekannt und öfter gedruckt ist der Traum, welchen er in der ersten Nacht nach seinem Eintritt in das Kloster hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luthers. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Die einleitende Erzählung vor demselben aber ist in einem Manuskript der Herzogl. Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153) auch in einer gleichzeitigen deutschen Niederschrift erhalten. Nach dieser ist das Folgende getreu in unsere Redeweise übertragen, nur an wenigen Stellen verkürzt.

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominikanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und betörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugtuung durch unsre Werke, von welcher Genugtuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieselbigen ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papstes Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz

Ernst, daß ihr samt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; – der Herr lasse mich's ja nicht hören, solange ich lebe, daß ihr gestorben seid, sondern schaff's, daß ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, will's auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hier innen geschehen. Amen."

fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Gebärden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi 1510, drängte er, er wollte das rote Kreuz niederlegen und die Tür des Himmels zuschließen und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, solange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eigenen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: ‚Es versäume ja niemand seine eigene Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papstes Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolviert und losgesprochen werden.' Es wurden öffentlich an die Türen und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so teuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefes zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus gratis dentur, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld, um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Kommissarien dieses Ablaßkrams, aber fürwahr, es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewohl ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich tat.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, sagte er, wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst,

und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgenzien und römischem Ablaß sagte, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zuwege bringen. Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und schellig, wenn man solches sagte. Dieweil ich denn täglich in den Predigten nichts anderes hörte denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern als meines Vaters Unterricht. Aber das einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deshalb gefiel mir wunderwohl die clausula am Ende von des Papstes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum.

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Kommissarien ging und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat ‚aus Gnade für die Armen'. Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfe der Vergebung der Sünden, die aus Gnaden geschähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflocks Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armem, nach dem Befehl in des Papstes Brief wollen gestatten, zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden umsonst und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt des einzigen Falles, und darüber sollten sie mir literas testimoniales des Papstes oder schriftlich Zeugnis geben. Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Kommissar

Tetzel. Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Beratschlagung kommen sie wieder und bringen diese Antwort: ‚Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commissario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch die Konzession eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Brief stehe, daß die gewiß teilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, qui porrigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld gäben.' Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Brief des Papstes bewiesen, daß der Heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes willen geben, und sonderlich weil dabei geschrieben wäre: ad mandatum domini Papae proprium, d. i. auf des Herrn Papst eigenen Befehl.

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmütigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und wert, daß man auf mich etwas Sonderliches vor andern wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort: de manu auxiliatrice von der helfenden Hand, die allein fähig wäre zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie mir Armen unrecht täten; den beide, Gott und der Papst nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entsteht ein Streit, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen Groschen geben; ich sagte, ich hab' ihn nicht, ich bin arm. Zuletzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfennige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir

zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erstlich, man sollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen lassen, denn dies könne ein von andern angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Brief klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben, und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben. Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rat gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und gibt mir einer sechs Pfennige, daß ich sie dem Commissario geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peters zu Rom, item ein Erwürger des Türken, und würde noch teilhaftig der Gnade Christi und der Indulgenzien. Aber da sagt' ich frei aus Anregung des Geistes: wenn ich Indulgenzien und Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wohl ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen, oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt und verscherzt hätten, wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst wollten, daß meine Seele teilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade. Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stünde.

Endlich nach langem Gespräch fragten mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe, solche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Ratgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rat, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden, solche Bitte angestellt hätte, und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft, und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte, und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht habe, sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden; wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwohl traurig über diesen Handel, ich aber war zum Teil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Teil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehen die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach, lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte.

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Tränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Kruzifix, das immer auf dem Tischchen in meiner Studierkammer lag, und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du, lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele, und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war, ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und deuchte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mich gelehrt hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsternis der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen ‚guten Werke'. Von Christo war es ganz still, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer, erschrecklicher Richter, welchen kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Tränen versöhnen und gnädig machen könnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße täte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht ewig währe. Mir aber brachte jetzt der Heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und beratschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sängen Psalmen, fasteten und beteten immerzu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rat dem Präzeptor an, dem Magister Andreas Staffelstein, als dem obersten Regenten der Schule, der riet mir alsbald, ich sollte mich in das Franziskanerkloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin

zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vorhaben auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Die Mönche aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten und zu dem Kreuz Christi laufen. Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tüchtig zum Reich Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probierung anfangen, wie sie es im Kloster nennen, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Christi 1510, den 14. Juli, um zwei Uhr nachmittag, bin ich ins Kloster eingetreten, begleitet von meinem Präzeptor und etlichen wenigen meiner Schulgesellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Teil die Ursache angezeigt hatte, warum ich mich in den geistlichen Stand begebe. Und so hab' ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, welche alle mir mit Tränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Und also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Bauches, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finsternis."

Aus der Klausur in den Kampf

(Um 1522)

Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektrisches Feuer, die Worte des Augustiners zu Wittenberg dröhnen gleich Donnerschlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortschritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalb hundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderstehlichem Zauber an. Niemals, solange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rührend und großartig offenbart. Alle schönen Eigenschaften deutschen Gemüts und Charakters treten zu dieser Zeit in Blüte: Begeisterung, Hingebung, ein tiefer sittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchsten und ernstliche Freude an systematischem Denken. Jeder einzelne nahm teil an dem Streit. Der reisende Händler focht am Nachtfeuer des Herdes für, gegen den Ablaß, der Landmann im entlegensten Teil hörte erstaunt von dem neuen Ketzer, dem sein geistlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des terminierenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorf spendeten Käse und Eier*. Die kleine Literatur schwoll zu einem Meer, hundert Druckerpressen waren tätig, die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und populäre, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domkapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die

* Solche Zustände der ersten Reformationsjahre werden in den zahlreichen Dialogen zuweilen gut geschildert, die Terminierenden z. B. in: Eyn freüntliches Gesprech, zwischen eynem Parfussermünch vnd eynem Löffelmacher. 4° (o. O. u. J.).

Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die Römische Herrschaft und die Helfer derselben. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luthers vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier kurzen Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der Heiligen Schrift beschrieben und er von Übereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt*. Aber auch die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen, sogar Erasmus lächelt noch Beifall, und Huttens Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: in deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauernsohn.

So tritt das Bild des einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation konzentrierte, sehr nahe. Doch bevor wir versuchen, seine Seele zu verstehen, sei kurz angedeutet, wie seine Art auf unbefangene Zeitgenossen wirkte. Zuerst das Zeugnis eines nüchternen und klaren Geistes, der Luther nie persönlich nahetrat, der auch später in einer Mittelstellung zwischen den Wittenberger und Schweizer Reformatoren Ursache genug hatte, mit Luthers Störrigkeit unzufrieden zu sein. Es ist ein Bruder aus dem alten Benediktinerkloster Alpirsbach im wildesten Teil des Schwarzwaldes, Ambrosius Blaurer, geboren in Konstanz aus edlem Geschlecht, damals dreißig Jahre alt. Er hatte 1522 (8. Juli) den Konvent verlassen und war zu seiner Familie geflüchtet. Auf Antrag seines Abtes wurde vom Statthalter des Fürstentums Württem-

* „Doctor Martin Luther's Passio durch Marcellum beschrieben." 4° (o. O. u. J.). — Verfasser ist wahrscheinlich der Straßburger Marschalck.

berg bei Bürgermeister und Rat von Konstanz seine Auslieferung ins Kloster gefordert. Blaurer ließ eine Verteidigung drucken, der das Folgende entnommen ist*. Er wurde kurz darauf Prediger in Konstanz, Dichter geistlicher Lieder, nach der letzten Restauration Herzog Ulrichs einer der Reformatoren Württembergs, und starb in hohen Jahren und tatenmüde zu Winterthur als ein unsträflicher, würdiger, maßvoller Mann. Was er an Luther rühmt und tadelt, kann als die allgemeine Ansicht betrachtet werden, welche die ernsten Geister jener Jahre hatten.

„Ich rufe Gott und mein eigen Gewissen an zu bezeugen, daß mich kein Mutwille oder nichtiger Beweggrund aus dem Kloster getrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen liefen aus ihrem Orden, in Trotz gegen klösterliche Ruhe und Stille, um in fleischlicher Freiheit zu leben und ihrem Mutwillen und weltlichen Begierden Luft zu machen. Sondern was mich hinausgetrieben hat, sind ehrenhafte, gewichtige, große Beschwerden und dringendes Mahnen meines Gewissens auf Grund und Anweisung des göttlichen Wortes. Und ich hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abganges nicht Leichtfertigkeit, Frevel oder irgendeinen unziemlichen Vorsatz anzeigen; denn ich habe weder Kutte noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage nach meinem Abgange zu meiner größern Sicherheit, bis ich meine Zuflucht erreicht hatte; ich bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frau dahingezogen, sondern habe mich unverzüglich, so schnell es mir nur möglich gewesen, zu meiner viel lieben Mutter und zu meinen Verwandten begeben, welche von unbezweifeltem christlichen Gemüt sind und bei der Stadt Konstanz in solcher Achtung der Ehrbarkeit stehen, daß sie mir zu keinem unbilligen Vornehmen raten oder helfen würden. —

Dazu traue ich, daß mein bisheriges Leben und Wandel den Argwohn eines unziemlichen, mutwilligen Vornehmens

* „Wahrhaft verantwortung Ambrosij Blaurer, an aynen ersamen weysen Rat zu Costentz." 1523. Von Luterischer maysterlosigkeit. 4°.

leicht von mir abwenden wird. Denn obwohl ich mich vor Gott in nichts übernehme, darf ich mich doch vor den Menschen, weil es jetzt die Not erfordert, wohl in dem Herrn rühmen, daß ich in dem Kloster, auf der Schule, hier und überall, wo ich gewesen bin, gute Meinung und Nachruf, viel Liebe und Gunst wegen meiner Ehrbarkeit bewahrt habe. Auch hat mir die Botschaft aus Württemberg vor euren Ohren das Lob selbst verliehen, daß in dem Kloster zu Alpirsbach meines Wesens und Wandels halber keine Klage oder Nachrede über mich sei, sondern ich hätte mich wohl und fromm gehalten, nur daß ich mich, wie sie sagen, um die verführerische und verdammte Lehre Martin Luthers zu viel gekümmert, die Schriften desselben gelesen, gehalten und gegen das Verbot des Abtes öffentlich in dem Konvent und meinen Laienpredigten gelehrt, und als mir auch das verboten wurde, dennoch heimlich und in den Winkeln in die Seelen etlicher Konventsherren gegossen habe. Mit solchem Lob meiner Väter und Mitbrüder bin ich ganz und gar kontent und wohlzufrieden und will mich dieser einzigen Missetat christlich und auf Grund des göttlichen Hortes wohl verantworten, und ich hoffe, meine Entschuldigung soll nicht allein mir, sondern auch etlichen andern zur Abwendung eines falschen und unbegründeten Argwohns förderlich sein.

Als in den letztvergangenen Jahren die Schriften und Bücher Martini Luthers ausgingen und ruchbar wurden, sind sie auch mir zu Handen gekommen, ehe sie von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt wurden. Und wie andere neu gedruckte Schriften habe ich sie besehen und gelesen. Anfänglich ist mir solche Lehre etwas fremd und seltsam erschienen, auch unhold und im Widerspruch mit lang hergebrachter Theologia und kluger Lehre der Schule, auch mit etlichen Satzungen der päpstlichen geistlichen Rechte und im Widerspruch mit alten und, wie mich damals bedünkte, löblichen, von unseren Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen. Da ich aber nichtsdestoweniger dabei deutlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seine Lehre einstreute helle, klare Sprüche der Heiligen Biblischen Schrift, nach welchen alle anderen mensch-

lichen Lehren gerichtet, beurteilt, angenommen oder verworfen werden sollten, verwunderte ich mich sehr und wurde dadurch veranlaßt, solche Lehre nicht ein- oder zweimal, sondern oft, fleißig und mit ernstem Aufmerken zu lesen, zu erwägen und gegen die evangelische Schrift zu halten, auf welche sie sich mehrmals beruft. Aber je länger und fleißiger ich dies tat, desto mehr verstand ich, wie dieser hochgelehrte, erleuchtete Mann mit so großer Würde die Heilige Schrift traktierte, wie so ganz rein und säuberlich er mit ihr umging, wie er sie so klug und zierlich allenthalben anzog, wie hübsch und künstlich er sie zusammen verglich und miteinander verschränkte, die dunkeln, schweren Texte durch Zuziehung anderer klarer, verständlicher Sprüche erläuterte und merklich machte, und ich sah, daß in seiner Behandlung der Schrift die größte Meisterschaft und die allerzuträglichste Hilfe zu einem recht gründlichen Verständnis ist, so daß auch ein jeder verständige Laie, der seine Bücher recht ansieht und fleißig liest, deutlich begreifen kann, daß diese Lehre eine ganz wahre, christliche, starke Grundfeste hat. Deshalb traf sie auch sehr mein Gemüt und ging mir tief zu Herzen, und es ist mir nach und nach der Nebel vieler alter Mißverständnisse von dem Gesicht gefallen. Denn diese Lehre wurde mir keineswegs verdächtig wie die vieler anderer Schullehrer, die ich vormals gelesen habe, darum weil sie weder auf Herrschaft, Ruhm oder zeitlichen Genuß zielt, sondern uns allein den armen, verschmähten, gekreuzigten Christus darstellt und uns ein reines, bescheidenes, ganz gelassenes und der Lehre Christi in allen Dingen gleichförmiges Leben lehrt, weshalb sie auch den geschwollenen, aufgeblasenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehre und Ruhm als den Geist Gottes in der Schrift suchen und den gewaltsüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu schwer ist. Deshalb will ich eher Leib und Leben und all mein leibliches Vermögen verlieren, als mich davon abdrängen lassen, nicht um des Luther willen, dessen Person mir, abgesehen von seinen Schriften, fremd und unbekannt ist; auch er ist ein Mensch und kann deshalb wie andere Menschen irren und fehlen; aber um des göttlichen Wortes

willen, das er so hell und klar in sich trägt, mit so großem Sieg und Triumph aus freimütigem, unerschrockenem Geist redet und erhellt. — —

Die Feinde wollen uns auch diesen Honig zumeist dadurch verbittern, daß Luther so sehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und bissig ist und seine Widersacher, namentlich die großen Fürsten und geistliche und weltliche Herren mit so frevlem Mut antastet, schilt und lästert und brüderlicher Liebe und christlicher Bescheidenheit so sehr vergißt. Darin hat er wahrlich auch mir oft mißfallen; ich möchte auch gar ungern jemand anleiten, daß er es ihm darin gleich täte; ich habe aber nichtsdestominder seine gute christliche Lehre darum nicht verwerfen und zurückweisen, auch seine Person in dem Punkt nicht verurteilen wollen, und zwar deshalb nicht, weil ich seinen Geist und das heimliche Urteil Gottes nicht durchschauen kann, das vielleicht durch diesen einzigen Mangel viele Leute von seiner Lehre abziehen wird. Und da er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort verfechten will, darf ihm viel nachgesehen und alles als Gottes eifriger Zorn ausgelegt werden. Hat doch auch Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmut, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen andern rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleisner, gemalte Totengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die Evangelische Historie anzeigt (Matth. 12, 15, 23. Joh. 8). Vielleicht würde Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit tun könnte. Doch mag er meinen, es schicke sich nicht, daß er die Verfinsterten durchläuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig nennen solle; denn ohne Zweifel, wenn ihm bisher Gott nicht gnädiger als sie gewesen, wäre seines Gebeins nicht mehr auf Erden. Doch wie dem allen sei, ich will es an diesem Ort nicht verteidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweisen und den Ernst seiner tapfern christlichen Schriften zu unserer Besserung mit Dank annehmen.

Als ich nun auf meinem gegründeten Vornehmen freimütig allerwegen beharrte und mich durch kein menschliches

Verbot davon abbringen lassen wollte, wie ich ja als Christ nicht durfte, wuchs der Unwille meines Herrn von Alpirsbach und etlicher seines Konvents immer mehr und heftiger wider mich, und das Schwert des Zornes Gottes fing an zu schneiden und Uneinigkeit zu machen zwischen den Brüdern. Zuletzt ward mir aufs höchste geboten, daß ich von meinem Vorstehen abstehen, auch den andern des Konvents, die mir günstig und christlicher Lehre geneigt waren, dieser Sache wegen nicht sprechen sollte. Ferner sollte ich nicht predigen und den Konvent lesen, sondern allerwegen sein wie ein anderer Konventbruder. Ich wollte nicht widerstehen, sondern wollte solche Gewalt in christlicher Geduld gern leiden, doch mit dem Vorbehalt, daß ich mir für meine Person keineswegs wehren lasse alles zu lesen und zu halten, was nach meinem Erkennen Heiliger Schrift gemäß und meinem Seelenheil förderlich sei. Ferner, daß ich andern, die solches von mir begehren und bedürftig sein sollten, Lehre, Schriften, Bücher und brüderliche Unterweisung mitteilen wollte. Denn so sei mir von Gott meinem Herrn geboten worden, und sein Geheiß wollte ich höher achten als allen andern menschlichen Gehorsam. Das aber ward mit großer Ungunst aufgenommen und unleidlicher Frevel genannt, der tägliche Unfrieden wurde gemehrt, die klösterliche Ruhe untergraben und zerrüttet. Der eine sagte, er wolle in dieser Ketzerschule nicht länger bleiben, ein anderer, die Lutherischen müßten aus dem Kloster, oder er wolle hinaus; der dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte um meinetwillen üble Nachrede ertragen und zeitlichen Nachteil leiden, denn man wolle annehmen, sie wären alle meiner Meinung; der vierte sprach von Schlagen, der fünfte von sonst etwas, so daß ich die Sache nicht länger ertragen, auch ohne Verletzung meines Gewissens in solcher Zwietracht nicht weiter verharren wollte. Deshalb hielt ich bei einem Abt und Konvent ernstlich und mit höchstem Fleiß um einen gnädigen gutwilligen Urlaub an, ich wollte mich ein Jahr oder zwei ohne Kosten des Gotteshauses auf einer Schule oder anderswo erhalten, ob vielleicht unterdes durch göttliches Einsehen die Ursache unserer Zwietracht zu friedlichem Ende käme, so daß wir in evangelischer Lehre vereinigt mit freundlicher, ganz brüderlicher Liebe wieder zusammenkämen.

Als mir aber auch dies von ihnen abgeschlagen wurde, bin ich wohlbedacht, nachdem ich vorher Rat gehalten hatte mit weisen, gelehrten, hochverständigen und gottesfürchtigen Herren und Freunden, selbst aus dem Kloster gewichen." — So weit Ambrosius Blaurer.

Während Bruder Ambrosius aus dem Fenster seiner Klosterzelle noch sorgenvoll über die Fichten des Schwarzwaldes in das Freie sah, ritt ein anderer aus dem Tor einer Fürstenburg am Thüringer Waldgebirge. Hinter ihm lag die finstere Drachenschlucht, vor ihm der lange Rücken des zauberhaften Hörselberges, worin eine Teufelin saß; zu ihr hatte einst der Papst, der schlechte Sündenvergeber, den reuigen Tannhäuser zurückgetrieben. Aber der dürre Stab, den der Papst damals in den Boden gesteckt, war grün geworden über Nacht. Gott selbst hatte den Papst widerlegt. Der arme, reuige, büßende Mensch bedarf des römischen Bischofs nicht mehr, um Erbarmen und Gnade bei seinem himmlischen Vater zu finden. Der schlechte Papst aber soll hinabfahren in die Schlucht des alten Drachen.

Das Äußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll jetzt ein junger Student schildern, der mit einem Freund aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist einer der bekanntesten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Er ist uns erhalten in: Johannes Keßlers „Sabbata", Chronik der Jahre 1523 bis 1539, herausgegeben von E. Götzinger.

Johannes Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studierte Theologie in Basel und zog im ersten Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiterzulernen. Im Winter 1523 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte und er sehr arm war, entschloß auch er sich ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn, er lehrte, pre-

digte, arbeitete in seiner Werkstatt und schrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrat. Er war eine anspruchslose, sanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme; an den theologischen Streitigkeiten seiner Zeit nahm er keinen tätigen Anteil. Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die Heilige Schrift zu studieren gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüsten Gewitter gekommen, und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaschen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Denn es war Fastnacht*, wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiter zu gehen, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Tor ein ehrbarer Mann, sprach uns freundlich an und fragte, wo wir doch so spät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finsterer Nacht erreichen würden. Zudem sei es ein Weg leicht zu fehlen und sich zu verirren; deshalb wolle er uns raten allhier zu bleiben.

Wir antworteten: ‚Lieber Vater, wir sind bei allen Wirtshäusern gewesen, an die man uns hin und her gewiesen hat, allenthalben aber hat man uns abgewiesen und Herberge versagt, müssen also aus Not fürbaß ziehen.‘ Da sprach er, ob wir auch im Wirtshaus zum schwarzen Bär gefragt hätten. Da sprachen wir: ‚Es ist uns nie vorgekommen; Lieber, sagt, wo finden wir dies?‘ Da zeigte er's uns an, ein wenig vor der Stadt. Und als wir den schwarzen Bär sahen, siehe, wie uns vorher alle Wirte Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirt unter die Tür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig uns zu beherbergen und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tisch sitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns

* Es war der Abend des 4. März 1522.

näherkommen und zu sich an den Tisch sitzen. Denn unsere Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Kot und Schmutz, daß wir aus Scham über die Kotflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten und drückten uns heimlich bei der Tür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit vernahmen, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landesgewohnheit dasaß mit einem roten Lederkäppel, in Hosen und Wams, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. (Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden*.)

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: ‚Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?‘ Wir antworteten: ‚Von St. Gallen.‘ — Da sprach er: ‚Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doktor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doktor Augustin.‘

Wir sagten: ‚Wir haben Briefe an sie.‘ Da fragten wir ihn wieder: ‚Mein Herr, wißt Ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?‘

Antwortete er: ‚Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt gerade nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andere die hebräische lehren. In Treue will ich euch raten, beide zu studieren; denn sie sind vorher notwendig, um die Heilige Schrift zu

* Das Eingeklammerte steht im Original einige Seiten später, bei einer anderen Beschreibung des Reiters. Vergl. Johann Keßler von J. J. Bernet. Seite 41.

verstehen.' Sprechen wir: ‚Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priestertum samt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unsern Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zuwege bringen will.'

Nach solchen Worten fragte er: ‚Wo habt ihr bis jetzt studiert?' — Antwort: ‚Zu Basel.' — Da sagte er: ‚Wie steht es zu Basel? Ist Erasmus Roterodamus noch daselbst? Was tut er?'

‚Mein Herr,' sprachen wir, ‚wir wissen nicht anders, als daß es wohl steht; so ist auch Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält.'

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erfordernis beider, der griechischen und hebräischen Zunge, zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter.

‚Lieber,' fragte er uns, ‚was hält man im Schweizer Land von dem Luther?'

‚Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrtümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdammen ihn als einen unleidlichen Ketzer, und vor andern die Geistlichen.'

Da sprach er: ‚Ich denke mir's wohl, es sind die Pfaffen.'

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin, und der Reiter nahm es zu sich. Daraus kam uns noch mehr Zweifel, wer er sei. Und mein Gesell

sprach: ‚Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde.' Antwortete er: ‚Ihr werdet sie wohl begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin.'

Unterdes ging der Tag ganz hinunter, und es wurde sehr dunkel, und der Wirt kam an den Tisch. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: ‚Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär' es euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und' — er zeigte mit dem Finger — ‚an der Stelle.' Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kotigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: ‚Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tisch sitzen, wo er saß.' Darüber mußte der Wirt lachen und ging damit zur Tür hinaus.

Nach einer kleinen Weile ruft mich der Wirt vor die Stubentür hinaus, ich soll zu ihm kommen. Ich erschrak und bedachte, was ich Unschickliches getan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirt zu mir: ‚Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther in Treue zu hören und zu sehen begehrt: — der ist's, der bei euch sitzet.'

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: ‚Ja, Herr Wirt, Ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luthers Trugbild ersättigen.' Er antwortete: ‚Er ist es gewißlich. Doch tue nicht, als ob du ihn dafür halteſt und erkennst.' Ich ließ dem Wirt recht, ich konnte es aber nicht glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich zu dem Tisch, hätte es auch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirt eröffnet hatte. Endlich wandte ich mich zu ihm und raunte heimlich: ‚Der Wirt hat mir gesagt, der sei der Luther.' Er wollte es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: ‚Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden.' — Weil mich nun die Reiterkleidung und Gebärde mehr an den Hutten denn an den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden,

er hätte gesprochen: ‚Es ist der Hutten', da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alledem kamen zwei von den Kaufleuten, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: ‚Es ist Doktor Luthers Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen; habt Ihr die nie gesehen?' Sprach Martinus: ‚Sie werden mir auch bald zukommen.' Da sprach der Wirt: ‚Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen.' Wir aber sprachen und baten den Wirt, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns etwas besonderes geben. Da sprach der Wirt: ‚Liebe Gesellen, setzt euch zu den Herren an den Tisch, ich will euch geziemend halten.' Da das Martinus hörte, sprach er: ‚Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirt schon abmachen.'

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die kurze Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und ernstliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. ‚Aber das sind unsere christlichen Fürsten.' Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrtum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in welchen die Irrtümer so eingewurzelt wären, daß sie nicht leicht ausgerottet werden könnten.

Danach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung,

und sprach der ältere: ‚Ich bin ein einfältiger, schlichter Laie, versteh' mich auf die Händel nicht besonders, das sprech' ich aber: wie mir die Sach' erscheint, muß der Luther entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich habe Lust, noch zehn Gulden ihm zuliebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wohl unterrichten.' Indem kam der Wirt neben uns und sprach heimlich: ‚Habt nicht Sorge um die Zehrung, Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt.' Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl standen die Kaufmänner auf, gingen in den Stall die Rosse zu versehen. Indes blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: ‚Ich bin es nicht.'

Dazu kam der Wirt, und Martinus sprach: ‚Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten.' Sprach der Wirt: ‚Ihr seid es nicht, aber Martinus Luther.' Da lächelte er mit solchem Scherz: ‚Die halten mich für den Hutten, Ihr für den Luther, bald werde ich wohl gar Markolfus* werden.' Und nach solchem Gespräch nahm er ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: ‚Schweizer, trinken wir noch einen freundlichen Trunk zum Segen!' — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: ‚Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein.' Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: ‚So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf.' Sprachen wir: ‚Wir wollen das gern tun, doch wie sollen wir Euch nennen, daß er den Gruß von Euch verstehe?' Sprach er: ‚Saget nichts weiter als: der kommen

* Komische Volksfigur des 15. und 16. Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

wird, läßt Euch grüßen — so versteht er die Worte sogleich.' Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Danach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirt ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halber, der bei ihnen gesessen hätte, wer er doch wäre. Aber der Wirt ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt von ihm geredet hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehen, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen, und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: ‚Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luthers ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm einmal beichtet, werdet ihr wohl sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei.' Weiter hat er sich nicht zu erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zugeritten.

An demselben Tage sind wir auf Naumburg zu gezogen, und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen — dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Teil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demselben Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daselbst um des Luthers willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten, sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodokus Jonas, Nikolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählten ihm, was sich während

seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: ‚Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab'.'"

In der treuherzigen Darstellung Keßlers ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

Doktor Luther

(1517—1546)

Noch immer bedauern wohlmeinende Männer, daß große Schäden ihrer alten Kirche zu so großem Abfall geführt haben, auch der aufgeklärte Katholik sieht in Luther und Zwingli noch die eifrigen Ketzer, deren Zorn ein Schisma verschuldete. Möge solche Ansicht in Deutschland schwinden. Alle Konfessionen haben Ursache auf Luther zurückzuführen, was heute in ihrem Glauben innig, seelenvoll und segensreich für ihr Leben ist. Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken gerade so sehr wie der Protestanten. Nicht nur deshalb, weil im Kampf gegen ihn auch die Lehrer der katholischen Kirche aus der alten Scholastik herauswuchsen und mit neuen Waffen, welche sie seiner Sprache, Bildung, sittlichen Tüchtigkeit entnommen hatten, für ihre Sakramente kämpften; auch nicht nur deshalb, weil er in der Tat die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlug und Ursache wurde, daß seine Gegner zu Trient scheinbar ganz in den alten Formen und Maßen ein festeres Gebäude aufführten; sondern noch mehr deshalb, weil er dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unserer tapfern, frommen ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemütlichen Neigungen des Volkes, in Wissenschaft und Dichtkunst sehr viel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch jetzt teilhaben. Was der trotzige Streitkopf Luthers gegen Reformierte und Katholiken verfocht, davon ist einzelnes durch die freie Erkenntnis der Gegenwart verurteilt worden. Seine

Lehre, eine leidenschaftliche, hochgespannte, in erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte, zuweilen war er gegen seine Gegner herb, ungerecht, ja grausam; aber dergleichen soll keinen Deutschen mehr beirren, denn alle Beschränktheiten seiner Natur und Bildung verschwinden gegen die Fülle von Segen, welcher aus seinem großen Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist.

Aber er hätte doch nicht abfallen sollen, seine Tat hat Deutschland in zwei Heerlager geteilt, unter wechselndem Schlachtgeschrei tobte der alte Streit bis in unsere Tage. Die so meinen, mögen mit gleichem Recht behaupten, daß jener heilige geheimnisvolle Abfall vom Judentum nicht nötig gewesen sei; warum besserten die Apostel nicht das ehrwürdige Hohepriestertum von Zion? Sie mögen behaupten, daß der Engländer Hampden besser getan hätte, das Schiffsgeld zu zahlen und die Stuarts friedlich zu belehren, daß Oranien frevelte, als er nicht wie Egmont Kopf und Degen in Albas Hände legte, daß Washington ein Verräter war, weil er sich und sein Heer nicht den Engländern überlieferte, sie mögen jedes große Neue in Lehre und Leben, das je im Kampf gegen Altes hervorgebrochen, als eine Missetat verdammen.

Wenig Sterblichen ward eine gleich große Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menschenleben, macht auch das Leben Luthers den Eindruck einer erschütternden Tragödie, sobald man die Hauptmomente desselben zusammendrängt. Dreigeteilt erscheint es uns, wie die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, denen das Schicksal ward, sich auszuleben. Im Anfang bildet sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwang der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmählich Gedanken und Überzeugungen zum Willen, eine Tat bricht hervor, der eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit kräftiger Aktion, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des einen auf die vielen,

mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einen Mann.

Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar, auch die Seele des Volkes ist endlich und vor dem Ewigen eine Persönlichkeit, aber dem einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Konsequenz seiner Gedanken und Handlungen, alle Geister seiner eigenen Taten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unabläßiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles was der einzelne nicht in seinem Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaktion der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehreren Seiten, in verschiedener Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkte sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es kristallisiert zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer ist der letzte Teil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillen Leiden.

So auch bei Luther. Von diesen Perioden aber reichte die erste bis zu dem Tage, an welchem er die Theses anschlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu seinem Tode und zum Beginn des Schmalkaldischen Krieges. Es ist hier nicht die Absicht, sein Leben zu beschreiben, nur wie er wurde und was er war, soll kurz gesagt werden. Manches an ihm erscheint fremd und unhold, solange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerter zu werden, je näher man herantritt. Und es würde auch einen guten Biographen mit Bewunderung, Rührung und einiger guten Laune erfüllen vom Anfang bis zum Ende.

Aus dem großen Quell aller Volkskraft, aus dem freien Bauernstand kam Luther herauf. Sein Vater zog von Möhra, einem Waldort des thüringischen Gebirges, wo seine Sippe die halbe Umgegend füllte*, zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mansfeldische. So stammt der Knabe aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, noch stark und lebendig war. Sicher war die Phantasie des Knaben oft beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menschen. Als er Mönch wurde, verdüsterten sich solche Erinnerungen der Kindheit zur Gestalt des biblischen Teufels, aber der geschäftige Versucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt immer etwas von dem Antlitz des schadenfrohen Kobolds, welcher heimlich um Herd und Stall des Landmanns fuhr.

Sein Vater, von kurz gedrungener Kraft, fest im Entschluß, begabt mit einem ungewöhnlichen Maß klugen Menschenverstandes, arbeitete sich nach hartem Kampf zu einiger Wohlhabenheit durch. Er hielt strenge Zucht in seinem Hause; noch in späten Jahren dachte Luther mit Wehmut an die harten Strafen, die er als Knabe erlitten, und an den Schmerz, den sie seinem weichen Kinderherzen gemacht. Der alte Hans Luther hatte doch bis zu seinem Tode im Jahre 1530 Einfluß auf das Leben des Sohnes. Als sein Martin mit 22 Jahren heimlich in das Kloster gegangen war, zürnte der Alte heftig, er hatte damals schon daran gedacht, den Sohn durch gute Heirat zu versorgen. Und als es endlich Freunden gelang, den empörten Vater zur Versöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenübertrat und dieser gestand, daß eine furchtbare Erscheinung ihn zum stillen Gelübde des Klosters getrieben hatte, warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: „Gott

* Paene regionem occupant. Brief Luthers an Spalatin vom 14. März 1521.

gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst war." Und noch mehr erschütterte er das Herz des Mönches durch die zürnende Frage: „Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du in das Kloster gingst, hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll?" Tief stach dies Wort in den Sohn. Und als er viele Jahre darauf auf der Wartburg saß, aus der Kirche gestoßen, vom Kaiser geächtet, da schrieb er an seinen Vater die rührenden Worte: „Willst du mich noch aus der Möncherei reißen? Du bist noch mein Vater, ich noch dein Sohn, auf deiner Seite steht göttliches Gebot und Gewalt, auf meiner Seite steht menschlicher Frevel. Und sieh, damit du dich vor Gott nicht rühmst, ist er dir zuvorgekommen, er selbst hat mich herausgenommen." Von da ab war dem Alten, als wäre ihm sein Sohn wieder geschenkt. Der alte Hans hatte einst seine Rechnung auf einen Enkel gemacht, für den er arbeiten wollte; auf den Gedanken kam er starrköpfig zurück, unbekümmert um die übrige Welt. Und bald mahnte er den Sohn eifrig zur Ehe, und es war nicht am wenigsten sein Zureden, dem Luther nachgab. Und als der Vater hoch an Jahren, zuletzt Ratsherr von Mansfeld, in den letzten Zügen lag und der Geistliche sich über ihn neigte und den Scheidenden fragte, ob er auch sterben wolle im gereinigten Glauben an Christum und das heilige Evangelium, da raffte der alte Hans sich noch einmal kräftig zusammen und sprach kurzab: „Ein Schelm, der nicht dran glaubt*." Wenn Luther später dies erzählte, setzte er bewundernd hinzu: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit." Der Sohn aber erhielt die Nachricht vom Tode des Vaters auf der Feste Koburg. Als er den Brief ansah, dem seine Frau das Bild seiner jüngsten Tochter Magdalena beigelegt hatte, sagte er seinem Gefährten nur die Worte: „Wohlan, mein Vater ist auch tot", stand auf, ergriff seinen Psalter, ging in seine Kammer, betete und weinte so sehr, daß ihm, wie der treue Veit Dietrich schrieb, der Kopf am andern Tage ungeschickt war und kam mit gefaßter Seele wieder hervor. Und an dem-

* Der Ausdruck war „Lauer".

selben Tag schrieb er in tiefer Rührung an Melanchthon von der herzlichen Liebe des Vaters und von dem innigen Verkehr mit ihm. „Nie habe ich den Tod so sehr verachtet als heut; sooft sterben wir, bevor wir einmal sterben. Jetzt bin ich Senior in meinem Geschlecht, und ich habe das Recht, ihm nachzufolgen."

Von solchem Vater bekam der Sohn für das Leben mit, was Grundzug seines Wesens geblieben ist, die Wahrhaftigkeit, den beharrlichen Willen, treuherziges Verständnis und umsichtige Behandlung der Menschen und Geschäfte. Rauh war sein Kinderleben, viel Herbes hat er in der lateinischen Schule und als Chorsänger erfahren, aber auch Wohlwollen und Liebe, und ihm blieb, was in den kleinen Kreisen des Lebens leichter bewahrt wird, ein Herz voll Glauben an die Güte menschlicher Natur und voll Ehrfurcht vor allem Großen dieser Erde. Auf der Universität Erfurt vermochte sein Vater ihn schon reichlicher zu unterstützen, er fühlte sich in Jugendkraft, war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenspiel und Gesang. Von seinem innern Leben in jener Zeit wissen wir wenig, nur daß der Tod ihm nahe trat, und daß er bei einem Gewitter mit „erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wurde". In Angst des Todes gelobte er in ein Kloster zu gehen, schnell und verstohlen führte er seinen Entschluß aus.

Von da beginnen unsere Nachrichten über seinen Seelenzustand. Zerfallen mit seinem Vater, voll Schrecken vor einer unverständlichen Ewigkeit, gescheucht durch den Zorn Gottes, begann er in krampfhafter Anstrengung ein Leben der Entsagung, der Devotion und Buße. Er fand keinen Frieden. Alle höchsten Fragen des Lebens stürmten mit einer furchtbaren Gewalt auf seine haltlose abgeschiedene Seele. Merkwürdig stark und leidenschaftlich war bei ihm das Bedürfnis, sich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, der Glaube gab ihm nur Unverständliches, Bitteres und Abstoßendes. Seiner Natur waren die Rätsel der sittlichen Weltordnung am wichtigsten. Daß der Gute geplagt, der Böse glücklich sei, daß Gott das Menschengeschlecht verdammte mit dem ungeheuren Fluch der Sünde, weil ein

unerfahrenes Weib in einen Apfel gebissen, und daß wieder derselbe Gott unsre Sünden mit Liebe, Nachsicht und Geduld trage; daß Christus einmal ehrbare Leute mit Härte von sich wies, ein andermal Huren, Zöllner, Mörder annahm — „menschliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin". Dann klagte er wohl seinem Gewissensrat Staupitz: „Lieber Herr Doktor, unser Herrgott geht ja so greulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er so um sich schlägt"; aber wenn ihm die Antwort ward: „Wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen?" so konnte dies verständige Argument den Jüngling nicht trösten. In dem heißen Drange den unverständlichen Gott zu finden, prüfte er selbstquälerisch alle seine Gedanken und Träume. Jeder irdische Gedanke, alle Wallungen des Jugendblutes wurden ihm ein greuliches Unrecht, er fing an über sich selbst zu verzweifeln, rang in endlosem Gebet, fastete, kasteite sich. Einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in der er tagelang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mit warmer Teilnahme sah Staupitz auf solche erschütternde Qualen und suchte ihn wohl durch derben Trost zur Ruhe zu bringen. Einmal als ihm Luther geschrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" gab der Gewissensrat zur Antwort: „Du willst ohne Sünde sein und hast doch keine recht Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden als: die Eltern ermorden usw. Soll dir Christus helfen, so mußt du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen und mußt ihm nicht mit solchem Trödelwerk und Puppensünden kommen und aus jedem Bombart* eine Sünde machen."

Es wurde entscheidend für das ganze Leben Luthers, wie er sich allmählich aus solcher Verzweiflung erhob. Der Gott, welchem er diente, war damals ein Gott des Schreckens, sein Zorn war nur zu stillen durch die Gnadenmittel, welche die alte Kirche angab, zunächst durch fortwährende Beichte,

* „Junker Bombart" crepitus ventris.

für welche es endlose Vorschriften und Formeln gab, welche dem Gemüt leer und frostig schienen. Durch vorgeschriebene Tätigkeit und die Übung der sogenannten guten Werke war dem Jüngling nicht das Gefühl wirklicher Versöhnung und innerer Friede gekommen. Da endlich traf ihn ein Wort seines geistlichen Ratgebers wie ein Pfeil. „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen." Diese Lehre aus Taulers Schule wurde dem Jüngling die Grundlage für ein neues gemütliches und sittliches Verhältnis zu Gott. Sie war ihm ein heiliger Fund. Die Umwandlung des eigenen Gemüts war die Hauptsache. Dafür hatte er zu arbeiten, aus dem Innern jedes Menschenherzes mußte Reue, Buße, Versöhnung kommen. Er selbst, jeder Mensch konnte sich allein zu Gott erheben. Erst jetzt ahnte er, was freies Gebet sei. An die Stelle der entfernten göttlichen Macht, die er bis dahin in hundert Formeln und kindischem Beichten vergebens gesucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines alliebenden Schützers, zu dem er selbst jede Stunde freudig und in Tränen sprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unablässigen Anteil an ihm nahm, für ihn sorgte, seine herzlichen Bitten gewährte oder abschlug, er selbst herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde sein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit seinem lieben Gott zusammen, den er endlich gefunden hatte, täglich, stündlich; der Verkehr mit dem Höchsten wurde ihm vertrauter als mit den liebsten Wesen dieser Erde. Wenn er seine ganze Seele vor ihm hingegossen hatte, dann kam ihm Ruhe und ein heiliger Frieden, ein Gefühl von unaussprechlicher Lieblichkeit, er empfand sich als einen Teil Gottes. Und dies Verhältnis blieb ihm von da ab sein ganzes Leben lang. Jetzt bedurfte er nicht mehr der weiten Außenpfade der alten Kirche, er konnte mit seinem Gott im Herzen der ganzen Welt trotzen. Schon wagte er zu glauben, jene lehrten falsch, die so großes Gewicht auf die Werke der Buße legten, daß außer diesen nur eine kalte Genugtuung und eine

umständliche Beichte übrigblieb*. Und als er später durch Melanchthon erfuhr, daß das griechische Schriftwort für Pönitenz: „Metanoia" schon sprachlich die Umwandlung des Gemütes bedeute, erschien ihm das als eine wundervolle Offenbarung. Auf diesem Grunde wurzelt die gläubige Sicherheit, mit welcher er die Worte der Schrift den Vorschriften der Kirche gegenüberstellt.

Auf solchem Wege arbeitete sich Luther im Kloster allmählich zu innerer Freiheit durch. Seine ganze spätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, seine unerschütterliche Festigkeit, seine Methode der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Prozeß, durch den er als Mönch seinen Gott gefunden hat. Und man darf wohl sagen, mit Luthers Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte. Bald sollte ihn das Leben unter seinen Hammer nehmen, das reine Metall seiner Seele zu härten.

Ungern nahm Luther 1508 die Professur der Dialektik an der neuen Universität zu Wittenberg an, er hätte lieber die Theologie gelehrt, die er schon damals für die wahre hielt. Es ist bekannt, daß er 1510 in Ordensgeschäften nach Rom ging, wie devot und fromm er in der heiligen Stadt verweilte und welches Entsetzen ihm das heidnische Wesen der Romanen, die Sittenverderbnis und Verweltlichung der Geistlichen einflößte. Dort war es, wo dem Messelesenden die Andacht durch ruchlose Scherze gestört wurde, die ihm seine römischen Ordensbrüder zuriefen. Er hat die teuflischen Worte nicht vergessen, solange er lebte**. Aber wie tief ihn das Verderben der Hierarchie erschütterte, sie umschloß doch auch sein ganzes Hoffen, außer ihr gab es keinen Gott und keine Seligkeit. Die erhabene Idee der katholischen Kirche und ihre fünfzehnhundertjährigen Siege fesselten den Sinn auch der Stärksten. Und als er im römischen Priesterkleid mit Lebensgefahr die Trümmer des alten Roms betrachtete und erstaunt vor den riesigen Säulen der Tempel stand, welche der Sage nach einst die Goten zerbrochen hatten, da ahnte der streitbare Mann aus den Bergen der alten Hermunduren noch wenig, daß sein eigenes Schicksal sein werde, die Tempel des mittelalterlichen Roms zu zerschlagen, gründlicher, grimmiger, großartiger, als in der Vorzeit die Vettern seiner Ahnen getan*. Noch kam Luther aus Rom zurück als getreuer Sohn der großen Mutter, alles Ketzerwesen, z. B. der Böhmen, war ihm verhaßt. Warmen Anteil nahm er nach seiner Heimkehr an dem Streit Reuchlins gegen die Kölner Ketzerrichter, und um 1512** steht er auf Seite der Humanisten. Aber schon damals empfand er, daß ihn ein Etwas von dieser Bildung trenne. Als er einige Jahre später in Gotha war, besuchte er den würdigen Mutianus Rufus nicht, obgleich er ihm einen sehr artigen Entschuldigungsbrief schrieb. Und bald darauf verletzte ihn in den Dialogen des Erasmus die innere Kälte und der weltliche Ton, in welchem die theologischen Sünder bespottet wurden. Die profane Weltlichkeit der Humanisten wurde der glaubensfrohen Seele Luthers nie recht heimlich, und der Stolz, mit dem er später in einem Brief, der versöhnlich sein sollte, den empfindlichen Erasmus verletzte, lag wohl schon damals in seiner Seele. Auch die Formen der literarischen Bescheidenheit Luthers machen in dieser Zeit den Eindruck, daß sie durch den Zwang christlicher Demut einem festen Gemüt abgerungen wird.

Denn in seinem Glauben fühlte er sich damals sicher und groß; schon 1516 schrieb er an Spalatin, der die Verbindung zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen darstellte: der Kurfürst sei in Dingen dieser Welt der aller-

* Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518, und mehrere Stellen der Tischreden.

** Sie sind durch seine Tischgenossen lateinisch überliefert: cite, remitte matri filiolum, und lauteten im Italienischen etwa: rispedisci'l figliuolo alla madre.

* „Fecit (Lutherus) et hic mentionem ritus Romae, quam per 4 hebdomadas in summo periculo perlustrasset, et in illo loco, ubi esset: das alt Rom, optima aedificia a Gothis devastata esse." — Familiaria colloquia r. viri D. D. Mar. Lutheri. Pap. Handschr. des XVI. Jahrh. in 8°, Bl. 80 b in Hirzels Bibliothek zu Leipzig.

** Brief an Spalatin ohne Datum (de Wette I. 3). Der Brief ist schwerlich vor dem Erscheinen der Kölner Articuli de judaico favore geschrieben, vielleicht erst im folgenden Jahre.

klügste Mann, aber wo es sich um Gott und das Seelenheil handle, sei er mit siebenfacher Blindheit geschlagen.

Und Luther hatte Grund zu dieser Äußerung, denn der hausväterliche Sinn dieses maßvollen Fürsten erwies sich auch dadurch, daß er die Gnadenmittel der Kirche mit kluger Sorgfalt einzuheimsen bemüht war. Unter anderem hatte er besondere Liebhaberei für Reliquien, und gerade damals war Staupitz, Vikar der Augustiner-Eremiten von Sachsen, am Rhein und anderswo tätig, dem Kurfürsten Reliquienschätze zusammenzubringen. Für Luther wurde diese Abwesenheit seines Vorgesetzten wichtig, denn er hatte seine Stelle zu vertreten. Schon war er ein angesehener Mann in seinem Orden; obgleich Professor — seit 1512 der Theologie — wohnte er doch in seinem Kloster zu Wittenberg und trug in der Regel seine Mönchskutte. Jetzt visitierte er in den dreißig Klöstern seiner Kongregation, setzte Priore ab, erließ strengen Tadel gegen schlechte Disziplin und mahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche. Von der gläubigen Einfalt des Klosterbruders war ihm noch etwas geblieben.

Denn in solchem Sinne schrieb er am 31. Oktober 1517, als er die Thesen gegen Tetzel an der Kirchentür angeheftet hatte, vertrauend und mit deutlicher Ehrlichkeit an den Protektor des Ablaßkrämers, den Erzbischof Albrecht von Mainz. Voll von dem guten Volksglauben an den Verstand und guten Willen der höchsten Regenten, meinte Luther, — er hat es später oft gesagt — es komme nur darauf an, daß man den Fürsten der Kirche aufrichtig den Nachteil und die Unsittlichkeit solcher Mißbräuche vorstelle*. Wie kindisch

* Zu vergleichen ist die schöne Stelle aus den Tischreden: „Hätte ich in der Erste, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen, es muß alles in Unwissenheit geschehen." Darauf antwortete Ph. Melanchthon, er hätte mit Fleiß in den Historien observiert, daß keine großen sonderlichen Taten von alten Leuten geschehen, des großen Alexanders und St. Augustini Alter,

aber erschien dem glatten und humanen Kirchenfürsten dieser Eifer des Mönches. Was den ehrlichen Mann so tief entrüstete, war vom Standpunkt des Erzbischofs längst abgetan. Der Ablaßhandel war ein hundertmal beklagter Übelstand der Kirche, er war aber unvermeidlich, wie dem Politiker viele Einrichtungen sind, die, an sich nicht gut, um eines großen Interesses willen erhalten werden müssen. Das größte Interesse des Erzbischofs und der Kurie war ihre Herrschaft, die durch solchen Gelderwerb gewonnen und erhalten wurde. Das große Interesse Luthers und des Volkes war die Wahrheit. So schieden sich die Wege.

Und so trat Luther in den Kampf, gläubig, ein treuer Sohn der Kirche, voll deutscher Devotion gegen Autoritäten. Aber wieder in sich trug er, was ihn festigte gegen zu starke Einwirkung solcher Autorität, ein festes Verhältnis zu seinem Gott. Er war damals 34 Jahre alt, in der Blüte seiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem, aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen zarten Knabengestalt des Melanchthon hoch erschien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe ansah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz schwer zu ertragen war. Ein angesehener Mann nicht nur in seinem Orden, auch an der Universität; kein großer Gelehrter, er lernte erst im nächsten Jahr bei Melanchthon das Griechische, gleich darauf das Hebräische; er besaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt, als lateinischer Dichter zu glänzen. Aber er war erstaunlich belesen in der Heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein unermüdlicher Seel-

die täten es, — später werde man zu weise und bedächtig. Da sprach D. Martinus: „Ihr jungen Gesellen, wenn ihr klug wäret, könnte der Teufel nicht mit euch auskommen, weil ihr's aber nicht seid, bedürft ihr unser auch, die wir nun alt sind. Ja, wenn das Alter stark und die Jugend klug wäre! Da sind diese Rottengeister, eitel junge Leute, Icari, Phaëthones, die in den Lüften flattern, Gemsensteiger obenan und nirgends aus, die zwölf Kegel auf dem Boßleich umschieben wollen, da doch nur neun drauf stehen."

sorger seiner Gemeinde, eifriger Prediger, ein warmer Freund, damals schon wieder mit ehrbarer Fröhlichkeit, von sicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr von innerlicher Sicherheit, welche als heitere Laune oft sein Antlitz verklärte. Wohl konnten ihn kleine Ereignisse des Tages bewegen und stören, er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat und er die erste Aufregung seiner Nerven überwunden hatte — die ihn z. B. bei seinem ersten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte —, dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht, ja seine Löwennatur fand ein Behagen in den gefährlichsten Situationen. Zufällige Lebensgefahr, in die er geriet, tückische Nachstellungen seiner Feinde waren ihm damals kaum der Rede wert. Der Grund solches, man darf sagen, übermenschlichen Heldentums war wieder das feste persönliche Verhältnis zu seinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er sich das Martyrium wünschte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und seinem Gott zu dienen. — Noch standen ihm furchtbare Kämpfe bevor, aber es waren nicht solche, in welchem ihm Menschen gegenüberstanden. Den Teufel selbst hatte er niederzuschlagen, jahrelang, immer wieder; er überwand auch die Angst und Pein der Hölle, die geschäftig arbeitete, seine Vernunft zu verdüstern. Ein solcher Mann war vielleicht zu töten, aber schwerlich zu besiegen.

Die Periode des Kampfes, welche jetzt folgt, vom Beginn des Ablaßstreites bis zur Abreise von der Wartburg, die Zeit seiner größten Siege, einer ungeheuren Popularität, ist vielleicht am meisten bekannt, und doch wird sein Wesen, so scheint uns, auch darin nicht immer recht beurteilt.

Nichts ist in dieser Zeit merkwürdiger als die Weise, in welcher Luther allmählich der Römischen Kirche entfremdet wurde. Er war im Leben bescheiden und ohne Ehrgeiz, mit tiefster Ehrfurcht hing er an der hohen Idee der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen seit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch sollte er in vier kurzen Jahren geschieden sein von dem Glauben seiner Väter, hinweggeschleudert von

dem Boden, in dem er so fest gewurzelt war. Und in dieser ganzen Zeit sollte er allein in dem Streit stehen, allein oder doch mit wenig treuen Gefährten — seit 1518 mit Melanchthon. Alle Gefahren des grimmigsten Krieges sollte er bestehen, nicht nur gegen zahllose Feinde, auch gegen das sorgenvolle Abmahnen ehrlicher Freunde und Gönner. Dreimal versuchte die römische Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch das Amt des Cajetan, die Überredungskünste des Miltitz, die unzeitige Beflissenheit des streitsüchtigen Eck; dreimal sprach er selbst zum Papst in Briefen, welche zu den wertvollsten Dokumenten jener Jahre gehören. Dann kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, nach altem Universitätsbrauch verbrannte er den feindlichen Fehdebrief, zugleich mit ihm die Möglichkeit der Rückkehr. Mit freudiger Zuversicht zog er nach Worms, damit die Fürsten seiner Nation entschieden, ob er sterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papst und ohne Kirche, allein nach der Schrift.

Zuerst, als er die Thesen gegen Tetzel im Druck herausgegeben hatte, erstaunte er über das ungeheure Aufsehen, das sie in Deutschland machten, über den giftigen Haß seiner Feinde und über die Zeichen freudiger Anerkennung, die er von vielen Seiten erhielt. Hatte er denn so Unerhörtes getan? Was er ausgesprochen, glaubten ja alle besten Männer der Kirche. Als der Brandenburger Bischof den Abt von Lehnin zu ihm schickte, mit der Bitte, Luther möge den Druck seines deutschen Sermons von Ablaß und Gnade unterdrücken, wie sehr er auch recht habe, da rührte den Frater des armen Augustinerkonvents tief, daß so große Männer freundlich und herzlich zu ihm redeten, und er wollte lieber den Druck aufgeben, als sich zu einem Wundertier machen, das die Kirche störe. Eifrig suchte er das Gerücht zu widerlegen, als ob der Kurfürst seinen Streit mit Tetzel veranlaßt hätte. „Sie wollen den unschuldigen Fürsten in den Haß verflechten, der mich trifft.“ Alles wollte er tun, um den Frieden zu erhalten, vor Cajetan, mit Miltitz; nur das eine wollte er nicht, nicht widerrufen, was er gegen die unchristliche Ausdehnung des Ablaßhandels ge-

sagt hatte. Aber der Widerruf allein war es, was die Hierarchie von ihm begehrte. Lange noch wünschte er Frieden, Sühne, den Rückzug zur friedlichen Tätigkeit seiner Zelle, und immer wieder jagte ihm eine unwahre Behauptung der Gegner das Blut in Flammen, und jedem Widerspruch folgte ein neuer, schärferer Streich seiner Waffe.

Schon in dem ersten Brief an Leo X. vom 30. Mai 1518 ist die heldenmütige Sicherheit Luthers auffallend. Noch ist er ganz der treue Sohn der Kirche, noch legt er sich am Schluß dem Papst zu Füßen, bietet ihm sein ganzes Leben und Sein dar und verspricht seine Stimme zu ehren wie die Stimme Christi, dessen Stellvertreter der Herr der Kirche sei. Aber schon aus dieser Ergebenheit, die dem Ordensbruder ziemte, blitzt das heftige Wort hervor: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben." Und in dem Brief selbst, wie stark sind die Ausdrücke, in denen er die Roheit der Ablaßkrämer darstellt! Ehrlich auch hier die Verwunderung, warum seine Thesen doch so viel Aufsehen machen, die schwerverständlichen, nach altem Brauch zu Rätselformen verschränkten Sätze. Und gute Laune klingt durch die männlichen Worte: „Was soll ich tun? Widerrufen kann ich nicht. In unserm Jahrhundert voll Geist und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte, ich ungelehrter, beschränkter, nicht fein gebildeter Mann! Aber die Not zwingt, die Gans muß unter den Schwänen schnattern."

Im Jahre darauf vereinigten sich fast alle, welche Luther verehrten, die Versöhnung herbeizuführen. Staupitz und Spalatin, hinter diesen der Kurfürst, schalten, baten und drängten. Der päpstliche Kammerherr von Miltitz selbst rühmte Luthers Gesinnung, raunte ihm zu, daß er ganz recht habe, flehte, trank mit ihm und küßte ihn. Zwar glaubte Luther zu wissen, daß der Höfling den heimlichen Auftrag habe, ihn womöglich gefangen nach Rom zu führen. Aber die Vermittler trafen glücklich den Punkt, wo der trotzige Mann mit ihnen von Herzen übereinstimmte, daß der Kirche Respekt erhalten werden müsse und ihre Einheit nicht zerstört. Luther versprach sich ruhig zu halten

und die Entscheidung über die Streitpunkte drei achtbaren Bischöfen zu überlassen. In dieser Lage wurde er gedrängt, einen Entschuldigungsbrief an den Papst zu schreiben. Aber auch dieser Brief vom 3. März 1519, gewiß von den Vermittlern begutachtet und dem Schreiber abgerungen, ist charakteristisch für die Fortschritte, die Luther gemacht hatte. Demut, die unsere Theologen herauslesen, ist wenig darin, wohl aber durchweg eine vorsichtige diplomatische Haltung. Luther bedauert, daß ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt sei, was er doch getan habe, die Ehre der römischen Kirche zu schützen, er verspricht über den Ablaß fortan zu schweigen — im Fall nämlich seine Gegner dasselbe tun wollen —, er verspricht eine Schrift an das Volk zu richten, worin er ermahnt, der Kirche rechtschaffen* zu gehorchen und ihr nicht fremd zu werden, weil die Gegner frech, er selbst rauh gewesen sei. Aber alle diese ergebenen Worte verdecken nicht die Kluft, die jetzt schon sein Gemüt vom römischen Wesen scheidet. Und wie kalte Ironie lautet, wenn er schreibt: „Was soll ich tun, Heiligster Vater? Mir fehlt aller Rat. Die Gewalt Deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen soll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn er bewirken könnte, was man durch ihn beabsichtigt, ich würde ohne Zweifel widerrufen. Aber der Widerstand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften sie in den Seelen der Menschen. In unserm Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urteil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urteil meiner Deutschen mit noch größerem Schimpf bedecken. Und sie, meine Gegner, sind es, die die Römische Kirche bei uns in Deutschland in Schande gebracht haben." Zuletzt schließt er höflich: „Sollte ich mehr tun können, so werde ich ohne Zweifel sehr bereit dazu sein. Christus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther."

Viel ist hinter dieser gemessenen Zurückhaltung zu lesen.

---

* Ecclesiam romanam p u r e colant. Die Zweideutigkeit scheint absichtlich und sieht aus wie eine Schlauheit des Miltitz.

Auch wenn der eitle Eck nicht gleich darauf die ganze Wittenberger Hochschule in den Harnisch gedrängt hätte, dieser Brief konnte schwerlich zu Rom als Zeichen reuiger Ergebenheit gelten.

Der Bannstrahl war geschleudert, Rom hatte gesprochen. Da schrieb Luther, wieder ganz er selbst, noch einmal an den Papst, jenen berühmten großen Brief, den er auf die Bitte des unermüdlichen Miltitz zum 6. September 1520 zurückdatierte, um die Bannbulle ignorieren zu können. Es ist der schöne Abdruck eines entschlossenen Geistes, der vom hohen Standpunkt seinen Gegner übersieht, zugleich so großartig in seiner Aufrichtigkeit und von edelster Gesinnung! Mit aufrichtiger Teilnahme redet er von der Person und schwierigen Stellung des Papstes, aber es ist der Anteil eines Fremden; immer noch beklagt er mit Wehmut die Kirche, aber man empfindet, er selbst ist ihr bereits entwachsen. Es ist ein Scheidebrief, bei schneidender Schärfe doch sichere Haltung, stille Trauer; so trennt sich ein Mann von dem, was er einst geliebt und als unwürdig erkannt hat. Den Vermittlern sollte dieser Brief die letzte Brücke sein, für Luther war er innerliche Befreiung.

Luther selbst war in diesen Jahren ein anderer geworden. Er hatte zunächst kluge Sicherheit im Verkehr mit den Höchsten dieser Erde erworben und um teuren Preis Einsicht in Politik und Privatcharakter der Regierenden erlangt. Der friedlichen Natur seines Landesherrn war im Grunde nichts peinlicher als dieser erbitterte theologische Streit, der zuweilen seiner Politik nützte, ihn immer gemütlich beunruhigte. Fortwährend suchte man vom Hofe die Wittenberger zurückzuhalten, und immer sorgte Luther dafür, daß es zu spät war. Sooft der treue Spalatin von der Ausgabe einer neuen kriegerischen Schrift abmahnte, kam ihm die Antwort, daß da nicht zu helfen sei, die Bogen seien gedruckt, schon in vielen Händen, nicht mehr aufzuhalten*. Auch im Verkehr mit seinen Gegnern erwarb

* Daß das planmäßig geschah, verrät der Brief Luthers an Melanchthon vom 13. Juli 1521: „Ich beschwöre euch, kommt den Einfällen

Luther die Sicherheit eines erprobten Streiters. Noch empfand er bitter, als ihn im Frühjahr 1518 Hieronymus Emser in Dresden hinterlistig zu einem Abendessen geführt hatte, bei dem er gezwungen wurde, mit zornigen Feinden zu streiten, zumal als er erfuhr, daß ein terminierender Dominikaner an der Tür gehorcht und am andern Tage in der Stadt umhergetragen hatte, Luther sei vollständig zugedeckt worden, und der Lauscher habe sich mit Mühe enthalten in die Stube zu springen und Luther ins Gesicht zu speien. Noch sank er bei der ersten Zusammenkunft mit Cajetan demütig zu den Füßen des Kirchenfürsten, nach der zweiten erlaubte er sich schon die Ansicht, daß der Kardinal zu seinem Geschäft passe wie ein Esel zur Harfe. Den artigen Miltitz behandelte er mit entsprechender Höflichkeit. Der Romanist hatte gehofft, den deutschen Bären zu zähmen, bald kam der Hofmann selbst in die Stellung, die ihm gebührte, er wurde von Luther benutzt. Und in der Leipziger Disputation gegen Eck war der günstige Eindruck, welchen das ehrliche und feste Wesen Luthers hervorbrachte, das beste Gegengewicht gegen die selbstgefällige Sicherheit des gewandten Gegners.

Aber höhere Teilnahme fordert das innere Leben Luthers. Es war doch für ihn eine furchtbare Periode, dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tödliche Angst, quälender Zweifel, schreckliche Anfechtung. Er allein mit wenigen gegen die ganze Christenheit in Waffen, immer unsühnbarer verfeindet mit der gewaltigsten Macht, die noch alles in sich schloß, was ihm seit seiner Jugend heilig war. Wenn er doch irrte in einem und dem andern? Er war verantwortlich für jede Seele, die er mit sich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und bange Freunde das Herz zerschnitten mit Vorwürfen und Warnungen, unvergleichlich größer war seine Pein, das heim-

des Hofes immer zuvor und folget nicht seinen Ratschlägen. So habe ich's bis jetzt gehalten. Nicht die Hälfte wäre geschehen, wenn ich mich von seinem Rat abhängig gemacht hätte."

liche Nagen, die Unsicherheit, die er niemand gestehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; sooft seine Seele Gott suchend in mächtigem Aufschwung erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abspannung, wenn sein reizbares Gemüt unter widrigem Eindruck zuckte, dann fühlte er sich befangen, geteilt, im Bann einer andern Macht, die seinem Gott feind war. Aus der Kinderzeit wußte er, wie geschäftig die bösen Geister um den Menschen weben, aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinsten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf seinem Pfad lauerten geschäftige Teufel ihn zu schwächen, zu verlocken, durch ihn Unzählige elend zu machen. Er sah sie arbeiten in der zornigen Miene des Kardinals, in dem höhnischen Antlitz des Eck, ja in Gedanken seiner eigenen Seele, er wußte, wie mächtig sie in Rom waren. Schon in der Jugend hatten ihn Erscheinungen gequält, jetzt kehrten sie wieder. Aus dem dunklen Schatten seiner Studierstube erhob das Gespenst des Versuchers die Krallenhand gegen seine Vernunft, selbst in der Gestalt des Erlösers nahte der Teufel dem Betenden, strahlend als Himmelsfürst mit den fünf Wunden, wie ihn die alte Kirche abbildete. Aber Luther wußte, daß Christus den armen Menschen nur in seinen Worten erscheint oder in demütiger Gestalt, wie er am Kreuz gehangen. Und er raffte sich heftig auf und schrie die Erscheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!“ da verschwand das Bild*. — So arbeitete das starke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang, immer aufs neue. Es war ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand. In langem, oft stundenlangem Gebet glättete sich das stürmische Wogen der Empfindung, sein massiver Verstand und sein Gewissen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung seines Gottes empfand er diesen befreienden Prozeß. Und von solchem Augenblick an war er, der erst so angstvoll gebangt hatte,

* Tischreden. Walch S. 501.

fest wie Stahl, gleichgültig gegen das Urteil der Menschen, unerschütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erscheint seine Persönlichkeit im Streit mit irdischen Feinden. Hier bewährt er fast immer sichere Überlegenheit, am meisten in seinen literarischen Fehden.

Riesengroß war die schriftstellerische Tätigkeit, welche er von dieser Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der fruchtbarste, auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Überzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volk gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, bildlicher Ausdruck, schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle, schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen. Und solche Gewalt ist nicht am wenigsten sichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden ist sie mit einer Unart, die schon seinen bewundernden Zeitgenossen Bedenken verursachte. Er liebte es, mit seinen Gegnern zu spielen, seine Phantasie umkleidet ihm die Gestalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantasiebild neckt, höhnt und stößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anständig klingen. Aber gerade in seinem Schimpfen wirkt die gute Laune in der Regel versöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Fast nie ist kleine Gehässigkeit sichtbar, nicht selten die unverwüstliche Gutherzigkeit. Zuweilen gerät er freilich in einen wahren Künstlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle seine Gegner

gezaust! Bald durch Keulenschläge, die ein zorniger Riese führt, bald mit der Pritsche eines Narren. Gern verzog er ihre Namen ins Lächerliche. So lebten sie im Wittenberger Kreise als Tiere, als Toren. Eck wurde Dr. Geck, Murner erhielt Katerkopf und Krallen, Emser, der sein Wappen, das Haupt einer gehörnten Ziege, den meisten Streitschriften vordrucken ließ, wurde als Bock mißhandelt, dem abtrünnigen Humanisten Cochläus wurde sein lateinischer Name zurückübersetzt, und Luther begrüßte ihn als Schnecke mit undurchdringlichem Harnisch und — es ist schmerzlich zu sagen — sogar als Rotzlöffel. Noch ärger, selbst den Zeitgenossen erschrecklich, war die heftige Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen feindliche Fürsten losfuhr. Zwar dem Vetter seines Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachsen, gönnte er häufig eine unvermeidliche Schonung. Beide hielten einander für eine Beute des Teufels, aber heimlich achtete jeder in dem andern eine männliche Tüchtigkeit; immer wieder gerieten sie in Zwist, auch in literarischen, aber immer wieder betete Luther herzlich für die Seele des Nachbars. Dagegen war die ruchlose Willkür Heinrichs VIII. von England dem deutschen Reformator in innerster Seele zuwider, ihn hat er greulich und unendlich ausgeschimpft; und noch in der letzten Zeit verfuhr er mit dem heftigen Heinrich von Braunschweig wie mit einem bösen Schulbuben, Hanswurst war der harmloseste unter vielen dramatischen Charakteren, in denen er ihn aufführte. Sah ihn später solcher Erguß übermütigen Eifers aus der Druckschrift an und klagten die Freunde, dann ärgerte er sich wohl selbst über seine Rauheit, er schalt sich und bereute aufrichtig; aber die Reue half ihm wenig, denn bei der nächsten Gelegenheit verfiel er in denselben Fehler. Und Spalatin hatte einige Ursache, auch dann mißtrauisch auf eine projektierte Druckschrift zu sehen, wenn Luther sich vornahm, recht sanft und zahm zu schreiben. Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleich tun. Sie schimpften ebenso eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit. Leider wird nicht zu leugnen sein, daß gerade dieser Zusatz zu der sittlichen Würde seines Wesens zuweilen das Salz war, welches seine Schriften den treuen Deutschen des 16. Jahrhunderts so unwiderstehlich machte.

Im Herbst 1517 war er mit einem verworfenen Dominikanermönch in Streit geraten, im Winter 1520 verbrannte er die päpstliche Bulle; im Frühjahr 1518 hatte er sich noch dem Papst, dem Statthalter Christi, zu Füßen gelegt, im Frühjahr 1521 erklärte er auf dem Reichstag zu Worms vor Kaiser und Fürsten und Päpstlichen Legaten, daß er weder dem Papst noch den Konzilien allein glaube, nur den Zeugnissen der Heiligen Schrift und vernünftigem Erkennen. Jetzt war er frei, aber Bann und Reichsacht schwebten über seinem Haupt; er war innerlich frei, aber er war frei wie das Tier des Waldes, und hinter ihm bellte die blutdürstige Meute. Er war auf dem Höhepunkt seines Lebens angekommen, und die Mächte, gegen welche er sich empört hatte, ja die Gedanken, welche er selbst in dem Volk aufgeregt hatte, arbeiteten ihm von jetzt gegen Leben und Lehre.

Schon zu Worms, so scheint es, war Luther eröffnet worden, daß er auf eine Zeitlang verschwinden müsse. Die Gewohnheiten der fränkischen Ritter, unter denen er treue Verehrer hatte, legten den Gedanken nahe, ihn durch Bewaffnete aufheben zu lassen. Kurfürst Friedrich beriet mit seinen Getreuen die Entführung. Und es war ganz in der Weise des Fürsten, daß er selbst den Ort der Verwahrung nicht wissen wollte, um im Notfall seine Unkenntnis beschwören zu können*. Auch war es nicht leicht, Luther mit dem Plan zu befreunden**, denn sein tapferes Herz hatte irdische Furcht längst überwunden, und mit einer begeisterten Freude, in welcher viel Schwärmerei und etwas Humor war, sah er auf die Versuche der Romanisten, ihn aus der Welt zu schaffen, über den doch ein anderer zu verfügen

* Elector . . . deliberavit cum suis et dedit mandatum consiliariis, ut abderent me, sed ille nescivit locum, ut si iusirandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum; quamvis dixisset ad Georgium: sed si vellet scire, posset resciri. Georg ist Spalatinus. Familiaria colloquia, Handschrift in Hirzels Bibliothek Bl. 29 b.

** Luthers Briefe an Melanchthon vom 12. Mai 1521.

hatte, der durch seinen Mund sprach*. Widerwillig fügte er sich. Das Geheimnis war nicht leicht zu bewahren, so geschickt die Entführung angelegt war. Im Anfang wußte von den Wittenbergern nur Melanchthon um den Aufenthalt. Nun war Luther durchaus nicht der Mann, sich auch der wohlwollendsten Intrige zu fügen. Es entstand bald ein emsiges Botenlaufen zwischen der Wartburg und Wittenberg; welche Vorsicht man auch bei der Besorgung der Briefe gebrauchte, es war schwer dem Gerücht entgegenzutreten. Luther erfuhr auf der Burg eher als die Wittenberger, was in der großen Welt vorging, er erhielt von allen Neuigkeiten seiner Universität Nachricht und versuchte den Mut seiner Freunde zu stärken und ihre Politik zu leiten. Rührend ist, wie er Melanchthon zu kräftigen sucht, dessen unpraktische Art ihn die Abwesenheit des starken Freundes schmerzlich empfinden ließ. „Es geht ohne mich," schreibt er ihm, „nur Mut, ich bin euch gar nicht mehr nötig; komme ich heraus, und ich kann nicht mehr nach Wittenberg zurück, so gehe ich in die Welt. Ihr seid die Männer, die Feste des Herrn ohne mich gegen den Teufel zu halten." Seine Briefe adressierte er aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüste, „unter den Vögeln, die lieblich

* Wie behaglich er seinen Tod ansah, erhellt aus vielen Stellen; hier nur eine aus der Wartburgzeit in der Widmung zum Evangelium von den zehn Aussätzigen vom 17. September 1521: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer angezündet, o ein großes Loch in der Papisten Taschen gebissen, weil ich die Beichte angegriffen habe. Wo soll ich jetzt bleiben, und wo werden sie jetzt Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden den giftigen Ketzer zu pülfern. Jetzt muß man gewiß die Kirchenfenster ausbrechen, da etliche heilige Väter und geistliche Herren predigen, daß sie Luft haben müßten, das Evangelium auszurufen, d. i. über den Luther zu lästern, Mord zu schreien und zu sprühen. Was sollten sie auch sonst dem armen Volk predigen; ein jeder muß predigen, was er kann. — Nur tot, tot, tot, schreien sie, mit dem Ketzer! will er doch alle Dinge umkehren und den ganzen geistlichen Stand umstoßen, worauf die Christenheit steht. Nun ich hoffe, so ich dessen würdig bin, es soll ihnen werden, daß sie mich töten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es ist noch nicht Zeit, meine Stunde ist noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht besser erzürnen und den Tod redlich um sie verdienen, auf daß sie Ursache haben, einen großen Gottesdienst an mir zu vollbringen."

von den Zweigen singen und Gott mit allen Kräften Tag und Nacht loben". Einmal versuchte er schlau zu sein. Er legte dem Schreiben an Spalatin einen künstlichen Brief bei: man glaube ohne Grund, daß er auf der Wartburg sei; er lebe unter treuen Brüdern; es sei auffallend, daß niemand an Böhmen denke; als Zugabe folgt ein — nicht bösartiger — Hieb auf Herzog Georg von Sachsen, seinen eifrigsten Feind. Diesen Brief soll Spalatin mit sorglicher Unachtsamkeit so verlieren, daß er zu den Händen der Gegner komme*. Aber in solcher Diplomatie war er allerdings nicht konsequent, denn sobald seine Löwennatur durch eine Nachricht aufgeregt wurde, war er kurz entschlossen, nach Erfurt oder Wittenberg aufzubrechen. Schwer trug er die Muße seines Aufenthalts. Von dem Schloßhauptmann wurde er mit größter Aufmerksamkeit behandelt, und diese Fürsorge bewährte sich, wie damals Brauch war, zunächst darin, daß der treue Mann mit Speise und Trank sein Bestes tat. Das reichliche Leben, der Mangel an Bewegung, die frische Bergluft, in welche der Theologe versetzt war, wirkten auf Seele und Leib. Er hatte schon von Worms ein körperliches Leiden mitgebracht, dazu kamen Stunden finsterer Schwermut, die ihn sogar zur Arbeit untüchtig machten.

Zwei Tage hintereinander zog er mit zur Jagd. Aber sein Herz war bei den wenigen Hasen und Feldhühnern, die von der Schar der Menschen und Hunde ins Garn gehetzt wurden. „Unschuldige Tierlein! so hetzen die Papisten." Einen kleinen Hasen am Leben zu erhalten, hatte er ihn in die Ärmel seines Rockes gewickelt, da kamen die Hunde und zerbrachen dem Tier die Glieder im schützenden Rock. „So knirscht Satan auch gegen die Seelen, die ich zu retten suche." Wohl hatte Luther Grund, sich und die Seinen vor dem Satan zu wehren. Alle Autorität der Kirche hatte er geworfen, jetzt stand er schaudernd allein, nur das Letzte war ihm geblieben, die Schrift. Die alte Kirche hatte das Chri-

* Dieser Brief, den de Wette II. S. 32 sucht, steht unter Nr. 329 seiner Sammlung.

stentum in fortdauernder Entwicklung dargestellt. Eine lebendige Tradition, welche neben der Schrift lief, Konzilien, Dekrete der Päpste hatten den Glauben in konstanter Bewegung erhalten, er hatte sich wie ein bequemer Strom den scharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Zeitbedürfnissen anbequemt. Es ist wahr, diese erhabene Idee eines ewig lebenden Organismus hatte sich nicht in ursprünglicher Reinheit bewahrt, der beste Teil ihres Lebens war geschwunden, leere Schmetterlingshülsen wurden konserviert, die alte demokratische Kirche hatte sich in eine unverantwortliche Herrschaft Weniger umgeformt, befleckt mit allen Lastern einer gewissenlosen Aristokratie, schon im schreienden Gegensatz gegen Vernunft und Volksgemüt. Aber was Luther an die Stelle setzen konnte, das Wort der Schrift, das löste von einem Wust seelenloser Verbildungen, dagegen bedrohte es mit andern Gefahren. Was war die Bibel? Zwischen dem ältesten und jüngsten Schriftwerk des heiligen Buches lagen vielleicht zwei Jahrtausende. Selbst das Neue Testament war nicht von Christus selbst geschrieben, nicht einmal immer von solchen, welche die heilige Lehre aus seinem Munde vernommen hatten. Es war lange nach seinem Tode zusammengestellt. Einzelnes darin mochte ungenau überliefert sein. Alles war in einer fremden Sprache geschrieben, die dem Deutschen schwer verständlich war. Auch die größte Einsicht war in Gefahr falsch zu deuten, wenn nicht Gottes Gnade den Erklärer ebenso erleuchtete, wie sie die Apostel erleuchtet hatte. Die alte Kirche hatte sich kurz geholfen, in ihr gab das Sakrament des Priesteramtes solche Erleuchtung, ja der Heilige Vater nahm sogar die göttliche Vollmacht in Anspruch, auch da das Rechte zu wollen, wo sein Wille der Schrift widersprach. Der Reformator hatte nichts als sein schwaches menschliches Wissen und sein Gebet.

Zunächst war unvermeidlich, er mußte seine Vernunft gebrauchen, auch der Heiligen Schrift gegenüber war eine gewisse Kritik notwendig. Auch Luther blieb nicht verborgen, daß die Bücher des Neuen Testaments von verschiedenem Wert waren, es ist bekannt, daß er nicht viel auf die Offen-

barung Johannis gab, und daß ihm der Brief Jacobi für eine „strohherne" Epistel galt. Aber sein Widerspruch gegen Einzelheiten machte ihn niemals am Ganzen irre. Unerschütterlich stand sein Glaube, daß die Heilige Schrift, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchstaben göttliche Offenbarung enthalte. Sie war ihm das Liebste auf Erden, die Grundlage seines ganzen Wissens; er hatte sich so hineingefühlt, daß er unter ihren Gestalten lebte wie in der Gegenwart. Je drohender das Gefühl seiner Verantwortlichkeit, desto heißer die Inbrunst, mit welcher er sich an die Schrift klammerte*. Und ein kräftiger Instinkt für das Vernünftige und Zweckmäßige half ihm in der Tat über viele Gefahren hinweg, sein Scharfsinn hatte nichts von der haarspaltenden Sophistik der alten Lehrer, er verachtete unnötige Subtilitäten und ließ mit bewundernswürdigem Takt gern dahingestellt, was ihm unwesentlich erschien. Aber wenn er nicht gottlos oder wahnsinnig werden wollte, blieb ihm doch nichts übrig, als die neue Lehre zu gründen auf Worte und Kulturzustände, welche fünfzehnhundert Jahre vor ihm lebendig gewesen waren. Und er verfiel doch in einzelnen Fällen dem, was sein Gegner Eck den schwarzen Buchstaben nannte.

Unter solchem Zwang bildete sich seine Methode. Hatte er eine Frage zu lösen, so sammelte er alle Stellen der Heiligen Schrift, welche ihm eine Antwort zu enthalten schienen, jede Stelle suchte er prüfend in ihrem Zusammenhang zu verstehen, dann zog er die Summa. Worin sie übereinstimmten, stellte er voran, wo sie voneinander abwichen, bemühte er sich resigniert eine Lösung zu finden, welche auch das Widersprechende vereinigte. Das Resultat machte er in sei-

* „Ich, gottlob, halte meine Lehre gewiß für Gotteswort und hab' die schweren Gedanken und Anfechtungen überwunden, da mein Herz eine Weile also sagte: Bist du's denn allein, der das rechte Wort Gottes rein hat, und die andern allzumal haben's nicht? So ficht uns der Satan an." — „Wenn mich der Teufel müßig findet und ich an Gottes Wort nicht gedenke, so macht er mir ein Gewissen, daß ich die Regimente zerstöret und zerrissen, und gemacht, daß so viel Ärgernis und Aufruhr kommen sei. Wenn ich aber Gottes Wort ergreife, so habe ich gewonnen Spiel." — Und noch viele andere Stellen der Tischreden, z. B. bei Walch, S. 1254.

nem Innersten fest unter Versuchungen, durch heißes Gebet. Bei solchem Verfahren mußte er zuweilen zu Resultaten kommen, die auch gewöhnlichem Menschenverstand angreifbar waren. Als er z. B. im Jahre 1522 unternahm, die Ehe aus der Heiligen Schrift auf neue sittliche Grundlagen zu stellen, so war Vernunft und Bedürfnis des Volkes allerdings auf seiner Seite, wenn er die achtzehn Gründe des geistlichen Rechts, Ehe zu wehren und zu zerreißen, einer scharfen Kritik unterzog und die unwürdige Begünstigung der Reichen vor den Armen verurteilte. Aber es war doch wunderlich, wenn Luther allein aus der Bibel nachweisen wollte, welche Verwandtschaftsgrade erlaubt und verboten waren, zumal er auch das Alte Testament heranzog, in welchem mehrere seltsame Ehen ohne Widerspruch des alten Jehova vollzogen waren. Unzweifelhaft hatte Gott seinen Auserwählten einigemal gestattet, zwei Frauen zu haben.

Und dieselbe Methode war es, welche ihn im Jahre 1529 während der Unterhandlungen mit den Reformierten so hartnäckig machte, damals, wo er „das ist meine Liebe“ vor sich auf den Tisch schrieb und finster auf die Tränen und die ausgestreckte Hand Zwinglis hinübersah. Nie war er beschränkter gewesen, und doch nie gewaltiger, der furchtbare Mann, der seine Überzeugung im heftigsten innern Streit dem Zweifel und Teufel abgerungen hatte. Es war eine unvollkommene Methode, und seine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf. Mit ihr verfiel seine Lehre dem Schicksal aller menschlichen Weisheit. Aber in dieser Methode war auch ein starker gemütlicher Prozeß, bei welchem seine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfnis seiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen als er selbst ahnte. Und sie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewissenhafte Forschung die deutsche Nation zu der höchsten geistigen Freiheit emporgearbeitet hat.

Zu solcher großartigen Prüfung kamen dem ausgestoßenen Mönch auf der Wartburg auch kleinere Versuchungen; er hatte längst durch fast übermenschliche geistige Tätigkeit das überwunden, was als Sinnentrieb mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, jetzt regte sich kräftig die Natur,

und er bittet mehrmals seinen Melanchthon, auch deshalb für ihn zu beten.

Da wollte das Schicksal, daß gerade in diesen Wochen der unruhige Geist Karlstadts in Wittenberg auf die Priesterehe fiel und sich in einer Schrift über das Zölibat dahin entschied, Priester und Mönche binde das Gelübde der Ehelosigkeit nicht. Die Wittenberger waren im allgemeinen einverstanden, zunächst Melanchthon, der dieser Frage am unbefangensten gegenüberstand, er selbst hatte nie die Weihen erhalten und war schon seit zwei Jahren verheiratet.

So wurde von außen her gerade jetzt ein Knäuel von Gedanken und sittlichen Aufgaben in Luthers Seele geworfen, dessen Fäden sein ganzes späteres Leben umspinnen sollten. Was ihm fortan von herzlicher Freude und irdischem Glück gewährt war, beruhte auf der Antwort, die er für diese Frage fand. Was ihm möglich machte, die spätern Jahre zu ertragen, war das Glück seines Hauses, von da ab erst sollte sich die Blüte seines reichen Herzens entfalten. So gnädig sandte dem Einsamen das Geschick gerade jetzt die Botschaft, welche ihn aufs neue und fester mit seinem Volk verbinden sollte. Und wieder charakteristisch ist, wie Luther diese Aufgabe behandelt. Sein frommes Gemüt und der konservative Zug in seinem Wesen sträubten sich gegen die hastige und ungründliche Weise, in welcher Karlstadt folgerte. Man darf annehmen, daß ihn gerade manches, was er selbst empfand, mißtrauisch machte, ob nicht der Teufel diese bedenkliche Frage benutze, die Kinder Gottes zu versuchen. Und doch dauerten ihn gerade jetzt in seiner Haft die armen Mönche im Zwang des Klosters so sehr. Er suchte in der Schrift; mit der Priesterehe wurde er leicht fertig. Aber von den Mönchen stand nichts in der Bibel. „Die Schrift schweigt, der Mensch ist unsicher.“ Und dabei erschien ihm als ein lächerlicher Einfall, daß auch seine nächsten Freunde heiraten könnten, und er schreibt an den vorsichtigen Spalatin: „Guter Gott, unsere Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! nun, mir sollen sie keines an den Hals hängen“, und ironisch warnt er: „Hüte

dich nur, daß du nicht auch heirateſt.“ Aber das Problem beſchäftigte ihn doch unaufhörlich, der Menſch lebt ſchnell in ſo großer Zeit. Allmählich kam er durch Melanchthons Gründe, und wir dürfen annehmen, nach heißem Gebet zur Sicherheit. Was den Ausſchlag gab, ihm ſelbſt unbewußt, war doch die Erkenntnis, daß es vernünftig geworden ſei und für eine ſittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens notwendig, die Klöſter zu öffnen. Faſt drei Monate hatte er um die Frage gekämpft, am 1. November 1521 ſchrieb er den erwähnten Brief an ſeinen Vater.

Unermeßlich war die Wirkung ſeiner Worte auf das Volk, überall rührte ſich's in den Kreuzgängen, faſt aus allen Kloſterpforten ſchlüpften Mönche und Nonnen; zuerſt einzeln in heimlicher Flucht, bald löſten ſich ganze Konvente auf. Als Luther im nächſten Frühjahr, größere Sorgen im Herzen, nach Wittenberg zurückkehrte, machten ihm die ausgelaufenen Nonnen und Mönche viel zu ſchaffen. Heimliche Briefe wurden von allen Enden an ihn befördert, häufig von aufgeregten Nonnen, die als Kinder von harten Eltern in die Klöſter geſteckt waren und jetzt geldlos, ſchutzlos bei dem großen Reformator Hilfe ſuchten. Nicht unnatürlich war, daß ſie ſich nach Wittenberg drängten. Da kamen neun Nonnen aus dem adligen Stift Nimpſchen angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeſchau, Katharina von Bora; dann waren wieder ſechzehn Nonnen zu verſorgen, und ſo fort. Das arme Volk dauerte ihn ſehr, er ſchrieb ihretwegen, lief, ſie bei achtbaren Familien unterzubringen. Zuweilen freilich wurde ihm des Guten zuviel, zumal die Haufen entſprungener Mönche beläſtigten ihn. Er klagt: „Gleich wollen ſie heiraten und ſind die ungeſchickteſten Leute zu jeder Arbeit.“ Er gab durch ſeine kühne Löſung einer ſchwierigen Frage großes Ärgernis, er ſelbſt hatte peinliche Empfindungen, denn unter denen, die jetzt im Tumult zur bürgerlichen Geſellſchaft zurückkehrten, waren zwar hochgeſinnte Männer, aber auch rohe und ſchlechte. Doch das alles machte ihn nicht einen Augenblick irre, er wurde, wie ſeine Art war, durch den Widerſpruch nur entſchloſſener. Als er 1524 die Leidensgeſchichte einer Kloſterjungfrau, Florentina von

Oberweimar, herausgab, wiederholte er in der Zuſchrift, was er bereits ſooft gepredigt hatte: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienſt haben, und niemand ſoll ſein werden, er tue es denn mit Luſt und Liebe. Hilf Gott! iſt denn nicht mit uns zu reden? Haben wir denn nicht Sinn und Ohren? Ich ſag's abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienſt haben, ich ſag's zum drittenmal, ich ſag's hunderttauſendmal, Gott will keinen gezwungenen Dienſt haben*.“

So trat Luther in die letzte Periode ſeines Lebens. Sein Verſchwinden im Thüringer Wald hatte ungeheures Aufſehen gemacht. Die Gegner bebten vor dem Zorn, der ſich in Stadt und Land gegen die erhob, welche man Mörder ſchalt. Aber die Unterbrechung ſeiner öffentlichen Tätigkeit wurde ihm doch verhängnisvoll. Solange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten ſein Wort, ſeine Feder die große Bewegung der Geiſter im Süden und Norden ſouverän beherrſcht, jetzt arbeitete ſie willkürlich, nach verſchiedenen Richtungen, in vielen Köpfen. Einer der älteſten Genoſſen Luthers begann die Verwirrung, Wittenberg ſelbſt wurde Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung. Da litt es Luther nicht länger auf der Wartburg. Schon einmal war er heimlich in Wittenberg geweſen, jetzt kehrte er gegen den Willen des Kurfürſten öffentlich dorthin zurück. Und jetzt begann er einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, welche aus ſeiner eigenen Lehre geleitet wurden. Übermenſchlich war ſeine Tätigkeit. Er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel, in der Zelle flog ſeine Feder. Aber er vermochte nicht jeden abgefallenen Geiſt zurückzuführen, ſelbſt er konnte nicht verhindern, daß der Pöbel der Städte mit wüſter Unſitte gegen Inſtitute der alten Kirche und gegen verhaßte Perſonen losbrach, daß die Erregung des Volkes auch politiſche Wetter zuſammenzog, daß der Ritter ſich gegen den Fürſten, der Bauer gegen den Ritter erhob. Und was mehr war, er konnte nicht wehren,

* „Eyne geſchicht wye Got eyner Erbarn kloſter Jungfrawen außgeholffen hat.“ 1524. 4°.

daß die geistige Freiheit, die er den Deutschen errungen hatte, bei frommen und gelehrten Männern ein selbständiges Urteil über Glauben und Leben erzeugte, ein Urteil, das auch seinen Überzeugungen widersprach. Es kamen die finstern Jahre des Bildersturms, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sakramentstreites. Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luthers finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn selbst die Verkehrtheit der Menschen und eigener heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands!

Denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewöhnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer. Jede Anwendung irdischer Gewalt war ihm in der Zeit der eigenen höchsten Gefahr tödlich verhaßt, er selbst wollte nicht behütet sein von seinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menschenschutz für seine Lehre. Er focht mit scharfem Kiel gegen seine Feinde, aber der einzige Scheiterhaufen, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papst wie den Teufel, aber er hat immer Verträglichkeit und christliche Duldung gegen Papisten gepredigt; er beargwöhnte manchen, in stillem Bund mit dem Teufel zu stehen, er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholischen Ländern flammten die Holzstöße über Bekennern des neuen Glaubens, selbst Hutten stand in starkem Verdacht, einigen Mönchen die Ohren abgeschnitten zu haben; Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemütigten Tetzel und schrieb ihm einen Trostbrief. So human war seine Empfindung. Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorsam zu sein, war sein höchster politischer Grundsatz, nur wenn der Dienst seines Gottes gebot, loderte sein Widerspruch auf. Es war ihm beim Abschied von Worms befohlen worden, nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden sollte; er ließ sich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könne ihm das als Ungehorsam auslegen. Seine Auffassung des Reichszusammenhangs war noch ganz altertümlich und ganz volksmäßig. Wie der Untertan der Obrigkeit, so hatten die Landesherren

und Kurfürsten dem Kaiser gehorsam zu sein nach Reichsgesetz.

An der Person Karls V. nahm er sein lebelang menschlichen Anteil, nicht nur in jener ersten Zeit, wo er ihm als das „teure junge Blut“ begrüßte, auch noch spät, als er wohl wußte, daß der spanische Burgunder der deutschen Reformation höchstens politische Duldung gewähre. „Er ist fromm und still,“ sagt er von ihm, „er spricht in einem Jahr nicht soviel, als ich in einem Tage, er ist ein Glückskind“; gern rühmte er des Kaisers Mäßigung, Bescheidenheit und Langmut. Als er schon längst die Politik des Kaisers verurteilte und in der Stille dem Charakter desselben mißtraute, hielt er darauf, daß unter seinen Tischgästen mit Ehrfurcht von dem Herrn Deutschlands gesprochen würde und sagte den Jüngeren entschuldigend: „Ein Politiker kann nicht so offen sein als wir Geistliche*.“ Noch 1530 war sein Gutachten, daß es dem Kurfürsten unrecht sei, seinem Kaiser mit den Waffen Widerstand zu leisten; erst 1537 fügte er sich widerstrebend der freieren Ansicht seines Kreises — aber nicht zuerst angreifen dürfe der gefährdete Fürst. So lebendig war in dem Mann aus dem Volke noch die ehrwürdige Tradition von einem festen, wohlgegliederten Bundesstaat, in einer Zeit, wo der stolze Bau jener alten Sach-

* Nach mehreren Stellen der Tischreden, deren Herausgeber allerdings gelegentliche starke Äußerungen Luthers abzudämpfen bemüht waren, aber in dem, was sie mitteilen, so zuverlässig berichten, wie etwa akademische Hefte den Vortrag eines gefeierten Lehrers wiedergeben. Wie bekannt, sind die Tischreden zusammengesetzt aus den Aufzeichnungen der gelehrten Hausgenossen Luthers, welche die Dikta ihres Gottesmannes sofort niederschrieben, gewöhnlich in der Sprechweise des Lutherschen Tisches, bald lateinisch, bald deutsch. Aus vielen solcher Hefte entstanden Sammlungen, aus mehreren Sammlungen die alten Drucke. Die lateinische Ausgabe der Tischreden (Frankf. a. M., 2 Bde., beide von 1571) ist nach der Sammlung von M. Antonius Lauterbach herausgegeben, deren bekannte Handschrift in der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle erhalten ist. Aber beim Druck ist vieles ausgelassen, einiges geändert, der Druck des fast unbekannten Buches ist auffallend inkorrekt.

Wenn hier nach Walch zitiert worden ist, so soll doch bemerkt werden, daß die beste Ausgabe von Luthers sämtlichen Werken die von J. K. Irmischer ist (Frankfurt a. M. und Erlangen, Heyder und Zimmer).

sen- und Frankenkaiser bereits so arg zerbröckelt war. Aber in solcher Loyalität war keine Spur von sklavischem Sinn; als ihn sein Landesfürst einst bestimmte, einen ostensiblen Brief zu schreiben, sträubte sich sein Wahrheitsgefühl gegen das Prädikat des Kaisers: Allergnädigster Herr, denn der Kaiser sei ihm nicht gnädig gesinnt. Und in seinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rücksichtslosen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten schrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten gesagt, wie sie nur ein großer Charakter aussprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Im ganzen hielt er wenig von den deutschen Fürsten, so sehr er einzelne achtete. Häufig und gerecht sind seine Klagen über ihre Unfähigkeit, Zügellosigkeit, ihre Laster*. Auch den Adel betrachtete er gern mit Ironie, die Plumpheit der Mehrzahl mißfiel ihm höchlich**. Und einen demokratischen Widerwillen empfand er gegen die harten und eigennützigen Rechtsgelehrten, welche die Geschäfte der Fürsten besorgten, nach Gunst arbeiteten, die armen Leute quälten; dem besten von ihnen räumte er nur sehr zweifelhafte Aussicht auf die Gnade Gottes ein. Dagegen war sein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er schalt zuweilen die Bauern, ihre Verstocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries

* Ein mildes Urteil über den sächsischen Hof in den Tischreden IV, § 127: „Ich habe neulich zu Hofe eine harte scharfe Predigt getan wider das Saufen: aber es hilft nicht. Taubenheim und Minkwitz sagen: es könne zu Hofe nicht anders sein, denn die Musica und alles Ritter- und Saitenspiel wäre gefallen, nur noch mit Saufen würde jetzt an Höfen Aufmerksamkeit erwiesen. Und zwar unser gnädigster Herr und Kurfürst (Johann Friedrich) ist ein großer starker Herr, kann wohl einen guten Trunk ausstehen, was er verträgt, machet einen andern neben ihm trunken; wenn er ein Buhler wäre, so würde es sein Fräulein nicht gut haben. Aber wenn ich wieder zu dem Fürsten komme, so will ich nichts andres tun, denn bitten, daß er überall seinen Untertanen und Hofleuten bei ernster Strafe gebieten wolle, daß sie sich ja wohl vollsaufen sollen. Vielleicht, wenn es geboten würde, möchten sie das Widerspiel tun."

** Merkwürdig ist folgende Stelle ebendaselbst: „Der Adel will regieren und kann doch nichts und versteht nichts. Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren in der Tat. Der geringste Papist kann mehr regieren als zehn vom Adel am Hofe."

auch oft ihren Stand, sah mit herzlichem Mitleid auf ihre Lasten und gedachte wohl, daß er von Haus aus zu ihnen gehörte.

Aber das alles gehörte zum weltlichen Regiment, er diente dem geistlichen. Auch die volksmäßige Vorstellung saß fest in seiner Seele, daß zwei herrschende Gewalten nebeneinander die deutsche Nation zu regieren hätten, Kirchenmacht und Fürstenmacht. Und er hatte gutes Recht, sein Gebiet von Pflichten und Rechten mit Stolz der weltlichen Politik gegenüberzustellen. In seinem geistlichen Gebiet war Gemeinsinn, Opfermut, eine Fülle idealen Lebens, im weltlichen Regiment fand er überall engherzigen Eigennutz, Räuberei, Betrug und Schwäche. Zornig kämpfte er dafür, daß die Obrigkeit sich nicht zu ordnen anmaße, was dem Seelsorger und der Autonomie seiner Gemeinde zustehe. Vom Interesse seines Glaubens, nach dem Gesetz seiner Bibel beurteilte er alle Politik. Wo ihm das Schriftwort durch weltliche Politik gefährdet schien, erhob er seine Stimme, gleichgültig, wen sie traf. Es war nicht seine Schuld, daß er stark war und die Fürsten schwach, und ihn, den Mönch, den Professor, den Seelsorger darf kein Vorwurf treffen, wenn der protestantische Fürstenbund der schlauen Staatskunst des Kaisers gegenüberstand wie ein Rudel Hirsche. Er selbst war sich klar bewußt, daß italienische Politik nicht seine Sache war; wenn der rührige Landgraf von Hessen einmal dem geistlichen Rat nicht folgte, so achtete ihn Luther darum im stillen um so mehr. „Er hat seinen eigenen Kopf, es gelingt ihm, er hat einen weltlichen Verstand."

Jetzt, seit Luthers Rückkehr nach Wittenberg, brauste im Volk eine demokratische Flut. Luther hatte die Klöster geöffnet, jetzt verlangte man Abhilfe für viele andere soziale Schäden: die Not der Bauern, die geistlichen Steuern, die Pfründenwirtschaft, die schlechte Rechtspflege. Luthers ehrliches Herz sympathisierte mit dieser Bewegung. Er ermahnte und schalt die Grundherren und Fürsten. Aber als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewalttat sein Gemüt verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine

Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich im höchsten Zorn der rohen Masse entgegen. Wild und kriegerisch klang sein Ruf an die Fürsten, ihm war das Greulichste geschehen, das Evangelium der Liebe war geschändet durch die freche Willkür solcher, welche sich seine Bekenner nannten. Seine Politik war auch hierin die richtige; es gab in Deutschland leider keine bessere Macht als die der Fürsten, auf ihnen beruhte trotz allem die Zukunft des Vaterlandes, weder die unfreien Bauern, noch die räuberischen Edelleute, noch die vereinzelten Reichsstädte, welche wie Inseln in der schwellenden Brandung standen, gaben eine Garantie. Er hatte ganz recht in der Sache, aber dieselbe hartköpfige, unbeugsame Art, welche bis dahin seine Kämpfe gegen die Hierarchie so volkstümlich gemacht hatte, wandte sich jetzt gegen das Volk selbst. Ein Schrei des Entsetzens und Abscheus ging durch die Masse. Er war ein Verräter. Der seit acht Jahren der Liebling und Held des Volkes gewesen war, er wurde plötzlich der unpopulärste Mann. Aufs neue wurde ihm Sicherheit und Leben bedroht, noch fünf Jahre nachher war es für ihn der Bauern wegen gefährlich, nach Mansfeld zu seinem kranken Vater zu reisen. Der Zorn der Menge arbeitete auch gegen seine Lehre, die Winkelprediger und neuen Apostel behandelten ihn als verlorenen verdorbenen Mann.

Er war gebannt, er war geächtet und vom Volk verflucht. Auch viele wohlmeinende Männer hatten seinen Sturm gegen Zölibat und Klosterleben nicht gebilligt. Die Landedelleute drohten den Geächteten auf der Landstraße aufzuheben, weil er die Nonnenklöster vernichtet hatte, in welche ähnlich wie in Findelhäuser, die ehelichen Töchter des armen Adels schon in früher Kindheit geworfen wurden. Die römische Partei triumphierte, der neuen Ketzerei war genommen, was sie bis dahin mächtig gemacht hatte. Luthers Leben und seine Lehre schien dem Untergang nahe.

Da beschloß Luther zu heiraten. Zwei Jahre hatte Käthe von Bora im Hause des Stadtschreibers, späteren Bürgermeisters Reichenbach zu Wittenberg, gelebt, ein kräftiges,

stattliches Mädchen, auch sie die verlassene Tochter einer Familie des meißnischen Landadels*. Zweimal hatte sich Luther bemüht, auch ihr einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorge schon mehreren ihrer Gefährtinnen getan hatte, endlich erklärte Katharina, sie werde keinen Mann freien, wenn nicht Luthern selbst oder seinen Freund Amsdorf. Luther war verwundert, aber er entschloß sich kurz. Von Lukas Kranach begleitet, hielt er um sie an und ließ sich auf der Stelle mit ihr trauen. Dann bat er die Freunde zum Hochzeitsschmaus, suchte bei Hofe um den Wildbraten nach, den der Landesherr seinen Professoren bei Hochzeiten zu schenken pflegte, und empfing von der Stadt Wittenberg den Tischwein als Festgeschenk. Wie es damals in Luthers Seele aussah, möchten wir gern verstehen. Sein ganzes Wesen war auf das höchste gespannt, die wilde Urkraft seiner Natur stieß nach allen Seiten, tief war er erschüttert über das Unheil, das rings um ihn aus verbrannten Dörfern und erschlagenen Männern aufstieg. Wäre er ein Fanatiker seiner Ideen gewesen, er hätte jetzt wohl in Verzweiflung geendigt. Aber über der stürmischen Unruhe, die bis zu seiner Vermählung in ihm erkennbar ist, glänzte ihm wie ein reines Licht gerade jetzt die Überzeugung, daß er Hüter des göttlichen Rechtes unter den Deutschen sei, und daß er, um bürgerliche Ordnung und Sitte zu schützen, die Meinung der Menschen zu leiten habe, nicht aber ihr zu folgen. Wie heftig er im einzelnen eifert, gerade jetzt erscheint er vorzugsweise konservativ, fester als je in sich geschlossen. Daneben hatte er allerdings die Ansicht, daß ihm nicht mehr lange zu leben bestimmt sei, und in manchen Stunden erwartete er mit Sehnsucht das Marthyrium. So schloß er auch seine Ehe im völligen Einklang mit sich selbst.

---

* Noch ist die Untersuchung über ihre Familie nicht beendet. Das Beste darüber in Seidemanns Anmerkungen zum sechsten Teil von Luthers Briefen. Danach erscheinen die Bora in Urkunden des Dresdener Archivs seit dem 13. Jahrhundert. Die Bora-Kesse in Schlesien, jetzt ebenfalls ausgestorben, scheinen nicht verwandt, wenigstens ist das Wappen ein anderes. Über Katharinas Eltern wissen wir nichts Sicheres, ihre Geschwister aber klammerten sich später an Luthers Fürsprache.

Er hatte sich vollständig in die Notwendigkeit und Schriftmäßigkeit der Ehe hineingetrieben, seit den letzten Jahren hatte er alle seine Bekannten zum Heiraten gedrängt, zuletzt sogar einen alten Gegner, den Erzbischof von Mainz. Er selbst gibt zwei Gründe an, die ihn bestimmt haben. Er hatte seinen Vater auf lange Jahre des Sohnes beraubt, es war ihm wie eine Sühne, dem alten Hans einen Enkel zu hinterlassen, wenn er selbst sterbe. Auch Trotz war dabei: die Gegner triumphierten, Luther sei gedemütigt, alle Welt nahm jetzt Ärgernis an ihm, er wollte ihr noch mehr Ärgernis geben in seiner guten Sache.

Er war von kräftiger Natur, aber es war keine Spur von roher Sinnlichkeit in ihm. Und wir dürfen annehmen, daß der beste Grund, den er keinem Freunde gesteht, zuletzt doch der entscheidende war. Lange hatte das Geschwätz der Leute mehr gewußt als er, jetzt wußte auch er, daß Katharina ihm hold war. „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenschaft, aber ich bin ihr gut", schreibt er einem seiner liebsten Freunde. — Und diese Ehe, gegen die Meinung der Zeitgenossen unter dem Hohngeschrei der Gegner geschlossen, wurde ein Bund, dem wir Deutsche ebensoviel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geistlicher der alten Kirche, für seine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und gerade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken heute noch gleichen Anteil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Denn noch einundzwanzig arbeitvolle Jahre sollte er als Bildner seiner Nation wirken. Jetzt wurde sein größtes Werk, die Übersetzung der Bibel, beendigt, und an dieser Arbeit, die er im Verein mit seinen Wittenberger Freunden zum Abschluß brachte, erwarb er die volle Gewalt über die Sprache des Volkes, eine Prosa, welche zuerst durch dies Werk ihren Reichtum und ihre Kraft gebrauchen lernte. Wir wissen, in welchem großen Sinne er die Arbeit unternahm, ein Buch für das Volk wollte er schaffen, emsig studierte er dazu Redeweise, Sprichwörter und technische Ausdrücke, die im Volksmund lebten. Noch die Humanisten hatten oft ein unbehilfliches verschränktes Deutsch geschrieben mit ungefügen Sätzen in unschöner Erinnerung an den lateinischen Stil. Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Lektüre ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefste Weisheit und die beste geistige Habe der Zeit zum Ausdruck brachte. Mit den übrigen Werken Luthers wurde die deutsche Bibel Grundlage der neudeutschen Sprache. Und diese Sprache, in welcher unsre ganze Literatur und unser geistiges Leben Ausdruck gefunden hat, ist eine unvertilgbare Habe geworden, welche in den schwersten Zeiten selbst verunziert und entstellt, die einzelnen deutschen Stämme erinnert hat, daß sie zusammengehören. Noch wächst bei uns jeder einzelne aus dem Dialekt seiner Heimat herauf, noch heute ist die Sprache der Bildung, Poesie und Wissenschaft, welche Luther geschaffen, das Band, welches alle deutschen Seelen zur Einheit zusammenschließt.

Und nicht weniger war, was derselbe Mann für das bürgerliche Leben der Deutschen tat. Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude weihte er durch seine Lehre und Schrift, überall war er bemüht, neue Marksteine zu setzen, tieferen Grund zu graben. Kein Gebiet menschlicher Pflicht gab es, über welches er seine Deutschen nicht nachzudenken zwang. Durch seine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahllose Briefe, in denen er Anfragenden Rat und Trost gab, auf die einzelnen. Wenn er die Zeitgenossen unablässig trieb, selbsttätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kind, der Untertan der Obrigkeit, der Ratsherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei, so war der Fortschritt, der durch ihn gemacht wurde, deshalb so bedeutend, weil er auch hier das Gewissen des einzelnen freimachte und an die Stelle äußern Zwangs, gegen den sich die Selbstsucht bisher trotzig empört hatte, überall gemütvolle Selbstbeherrschung setzte. Wie schön begreift er die Notwendigkeit,

die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie empfiehlt er auch seine geliebte Musik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird sein Blick, wenn er die Ratsherren ermahnt, auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewissenhaft suchte er bei Verlobung und Ehe dem Herzen der Liebenden ein Recht zu sichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wohl ist auch sein Gesichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch sein Predigen, Treiben und Schelten der schöne Grundton seiner deutschen Natur, das Bedürfnis von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit. Das alte Sakrament der Ehe hatte er geworfen, aber höher, edler, freier gestaltete er das innerliche Verhältnis zwischen Mann und Weib; die unbehilflichen Klosterschulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte, blühten bessere Bildungsstätten für die Jugend auf; Messe und lateinischen Kirchengesang hatte er abgeschafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutsche Kirchenlied.

Immer reiner trat das Bedürfnis hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In solchem Sinne war er immer fromm und immer weise, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter seinen Genossen, wenn er seine Frau neckte, seine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Diese allerkleinsten und unachtsamsten Kreaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Kreatur als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in des Doktors Garten ein Nest und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden gescheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wohl, wenn du mir's nur glauben könntest. Aber so vertrauen auch wir

unserm Gott nicht.“ Große Freude war ihm die Geselligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt seinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er urteilte mit prächtiger Laune über Feinde und gute Bekannte, lachte und erzählte lustige Schwänke und wischte dabei, wenn er in Erörterungen kam, mit der Hand über seine Knie — denn dieser Gestus war ihm eigen — oder er sang wohl selbst, schlug die Laute und richtete eine Kantorei auf. Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichste Kunst die Musika; mild urteilt er über den Tanz und sprach — fünfzig Jahre vor Shakespeare — wohlwollend von der Komödie, denn sie lehre gleich einem Spiegel, wie sich ein jeglicher halten soll*.

Wenn er so mit Melanchthon zusammensaß, dann war Magister Philipp der Milde, Gelehrte, der zu gewagten Behauptungen seines kräftigen Freundes wohl einmal die kluge Einschränkung hinzufügte. War dann von reichen Leuten die Rede und Frau Käthe konnte sich nicht enthalten, sehnsüchtig zu bemerken: „Hätte mein Herr einen solchen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich geworden“, dann entschied Melanchthon ernsthaft: „Das ist unmöglich, denn die so auf allgemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen anhängen.“ Ein Thema aber gab es, worin die beiden Männer gern aneinandergerieten. Melanchthon war ein großer Freund der Astrologie. Und diese Wissenschaft sah Luther mit souveräner Verachtung an; Luther dagegen war durch seine Methode der biblischen Exegese — ach, und durch geheime politische Sorgen — zu der Überzeugung gekommen, daß das Ende der Welt nahe sei. Das schien wieder dem gelehrten Melanchthon sehr zweifelhaft. Wenn also Melanchthon von Himmelszeichen und Aspekten anfing und Luthers Erfolge daraus erklärte, daß dieser unter dem Zeichen der Sonne geboren sei, dann rief Luther: „Ich gebe nicht so viel auf Euern Sol. Ich bin eines Bauern

---

* Querela M. Lutheri, Bas. 1554 p. 6. — Tischreden. Walch. 2277.

Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen." — „Ja," versetzte Melanchthon, „auch im Dorf würdet Ihr ein Oberster, Schultheiß oder ein erster Knecht über die andern geworden sein." — „Ich aber", rief Luther siegreich, „bin ein Bakkalaureus, Magister, ein Mönch geworden, das steht im Gestirn nicht; danach bin ich dem Papst in die Haare gefallen und er mir wieder, ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und etliche Kinder mit ihr gezeugt, wer hat das in den Sternen gesehen!" Und wieder fuhr Melanchthon in seinen astrologischen Deutungen fort, begann vom Kaiser Karl und erklärte, diesem Herrn sei bestimmt im Jahre 1584 zu sterben. Dann brach Luther stark heraus: „Solange steht die Welt gar nicht mehr. Denn wenn wir den Türken weggeschlagen, ist die Prophezeiung Daniels erfüllt und am Ende. Dann ist der Jüngste Tag gewißlich vor der Tür." —

Wie liebenswürdig ist er als Vater in der Familie! Als seine Kinderlein vor dem Tisch standen und mit allem Fleiß auf das Obst und die Pfirsichen sahen, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Konterfei. Ach, daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten! Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die schönste Kreatur, freundlich und holdselig, noch trägt sie ihr Krönlein, aber nach dem Fluch hat sie Füße und ihren schönen Leib verloren." So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, welches spielte und mit sich selbst plauderte: „Dies Kind ist wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet und lebet doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet. Solche Kinder sind gern in großen weiten Gemächern, wo sie Raum haben." Und er zog das Kind an sich: „Du bist unseres Herrgotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts; wie du es machst, so ist's unverderbt. Die Eltern haben die jüngsten Kinder allezeit am liebsten; mein kleiner Martin ist mein liebster Schatz, solche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge

und Liebe am meisten. Darum steigt die Liebe der Eltern allezeit einfältig niederwärts. Wie muß Abraham zu Sinne gewesen sein, da er seinen jüngsten und liebsten Sohn wollte opfern, er wird der Sarah nichts davon gesagt haben. Dieser Gang wird ihm sauer angekommen sein." — Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahinnehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Magdalena, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater." Da sprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie Gott will." Und als sie starb, fiel der Vater vor dem Bett auf seine Knie, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott erlösen wolle. Da entschlief sie in des Vaters Händen. Und als das Volk kam, die Leiche bestatten zu helfen und den Doktor nach Gewohnheit anredete, sagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexieret einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's zu wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist und doch noch so traurig zu sein."

Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin gern in Briefen an die Freunde nannte, hatte sich bald zu einer tüchtigen Wirtin gebildet. Und sie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tischgänger, Magister und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem selten gelehrte oder vornehme Gäste fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in seinem Eifer einmal, als sie in Wochen lag, sogar über das Patensilber der Kleinen herfiel, um ein Almosen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für seinen früheren Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig schreibt er ihm: „Drei silberne Becherlein (Hochzeitgeschenke) sind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte ist wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Lukas Kranach will meine Bürgschaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruiniere." — Einigemal lehnt Luther Geschenke ab, auch solche, welche ihm sein Landesherr anbietet; es scheint, daß die Rücksicht

auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälterischen Sinn gab. Als er starb, betrug seine Hinterlassenschaft in ungefährer Schätzung etwa 8000—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten, zwei Häuser; das war sicher vorzugsweise Frau Käthes Verdienst. Aus der Art, wie Luther sie behandelt, sehen wir, wie glücklich seine Häuslichkeit war. Wenn er Anspielungen auf das behende Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er selbst war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn sie sich herzlich freut, allerlei Fische aus dem kleinen Teich ihres Gartens aufsetzen zu können, und der Doktor wieder über ihre Freude seelensvergnügt ist und nicht verfehlt, eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügsamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Lesen im Psalter zuviel wird und sie ihm antwortet, sie höre genug vom Heiligen, lese täglich viel und könne auch wohl davon reden, Gott wolle nur, daß sie danach handle, und der Doktor auf diese verständige Antwort seufzt: „So fängt der Überdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher kommen, und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen." — Aber dies feste Verhältnis von zwei guten Menschen war längere Zeit nicht ohne geheimes Weh. Wir vermögen nur zu ahnen, was an der Seele der Frau nagte, wenn noch im Jahre 1527 Luther in gefährlicher Krankheit von ihr letzten Abschied nahm mit den Worten: „Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewiß halten."

Ähnlich wie mit seinen Lieben verkehrte Luther auch mit den hohen Mächten seines Glaubens. Alle guten Gestalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde, seine lebhafte Einbildungskraft hatte ihr Wesen vertraulich zugerichtet, und gern malte er sich ihre Zustände mit der Treuherzigkeit eines Kindes aus. Als ihn Veit Dietrich fragte, was wohl der Apostel Paulus für eine Person gewesen sei, erwiderte Luther schnell: „Er war ein unansehnliches, hageres Männlein wie Philippus Melanchthon." Ein anmutiges Bild war ihm die Jungfrau Maria; „sie ist ein feines Mädchen gewesen," sagte er bewundernd, „sie muß eine gute Stimme

gehabt haben." Und den Erlöser dachte er sich am liebsten als Kind bei den Eltern, wie er dem Vater das Essen auf den Holzplatz trägt und wie Maria, wenn er zu lange ausbleibt, fragt: „Wo bist du denn solange gewesen, Kleiner?" Nicht auf dem Regenbogen in Glorie, nicht als Vollstrecker des Gesetzes soll man den Heiland denken, die Vorstellung ist dem Menschen zu hoch und furchtbar, nur als armen Dulder, der unter den Sündern lebt und für sie stirbt.

Auch sein Gott war ihm durchweg Hausherr und Vater. Gern vertiefte er sich in die Ökonomie der Natur. Er ergeht sich in staunender Betrachtung, wieviel Holz Gott schaffen müsse. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das andere." — „Gott versteht alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsch einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuster gibt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne ist er ein Koch. — Er könnte wohl reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einschlösse, wenn er dem Papst, Kaiser, Bischöfen und Doktoren mit Tod drohte, sobald sie ihm nicht zur Stunde hunderttausend Gulden zahlten. Da er das aber nicht tut, sind wir undankbare Unfläter." — Und ernstlich denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel für so viele Menschen herkommen; der alte Hans Luther hatte behauptet, es gäbe mehr Menschen als Korngaben; der Doktor glaubte zwar, daß mehr Garben wachsen als Menschen, aber doch mehr Menschen als Mandeln Korn; die Mandel Korn aber gibt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Mensch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben." — Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat ebensoviel aufzuräumen als zu schaffen, wenn er nicht beständig fortbrächte, die Menschen hätten die Welt längst vollgeschmissen." Und wenn Gott den Gottesfürchtigen oft ärger straft als den Gottlosen, so handelt er ihm wie ein ernster Hauswirt, der seinen Sohn öfter stäupt als den argen Knecht, aber heimlich sammelt er dem Sohn einen Schatz

zum Erbe, den Knecht stößt er zuletzt vor die Tür. — Und fröhlich zieht er den Schluß: „Kann mir unser Herrgott verzeihen, daß ich ihn wohl zwanzig Jahre mit Messehalten geärgert habe, so kann er mir auch zugute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk tue. Die Welt lege es aus, wie sie wolle."

Auch wundert er sich sehr darüber, daß Gott so hart mit den Juden zürne. „Seit fünfzehnhundert Jahren beten sie heftig mit Ernst und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und er läßt sich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wörtlein merken. Wenn ich so beten könnte, wie sie beten, ich wollte für zweihundert Florin Bücher darum geben. Es muß ein großer unsäglicher Zorn sein. Ach, lieber Gott, strafe lieber mit Pestilenz, als daß du so stillschweigest."

Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abend, oft am Tage, ja während des Essens. Gebete, die er auswendig wußte, sprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebsten das Vaterunser, dann sagte er seinem Gott den kleinen Katechismus auf; den Psalter trug er als Gebetbüchlein immer bei sich. Wenn er in leidenschaftlicher Sorge war, dann wurde sein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, dessen Gewalt, Größe und dessen heilige Einfalt sich schwer mit andern menschlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen seines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu seinem Fürsten fleht. Denn unerschütterlich war seine Überzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entschlüsse einwirken könne. Und so wechselt in seinem Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernsten Vorstellungen. Es ist oft berichtet, wie er den todkranken Melanchthon im Jahre 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er Magister Philippus im Verscheiden, ohne Besinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erschrak gewaltig und sprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann kehrte er der Gesellschaft den Rücken und trat zum Fenster, wie er gern tat, wenn er betete. „Allhier", sagte dann Luther selbst, „mußte mir

unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Tür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der Heiligen Schrift zu erzählen wußte, so daß er mich anhören mußte, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getrost, Philipp, Ihr werdet nicht sterben." Und Melanchthon fing unter dem Zauber seines starken Freundes zur Stelle an Atem zu schöpfen und erhielt die Besinnung wieder. Er wurde hergestellt.

Wie Gott die Quelle alles Guten, so war für Luther der Teufel Hervorbringer des Schädlichen und Schlechten. Der Teufel mischte sich verderblich in den Lauf der Natur, bei Krankheit und Pest, Mißwachs und Hungersnot. Aber seit Luthers Lehre war der größte Teil seiner Tätigkeit in die Seele des Menschen verlegt. Dort flößte er unlautere Gedanken ein, aber auch den Zweifel, die Schwermut und Niedergeschlagenheit. Dem tiefsinnigen Luther lag alles, was er so fest und fröhlich aussprach, vorher mit fürchterlicher Gewalt auf dem Gewissen. Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, stand der Teufel schadenfroh an seinem Lager und raunte ihm Angstvolles zu, dann rang sein Geist nach Freiheit, oft lange vergeblich. Und merkwürdig ist, wie der Sohn des 16. Jahrhunderts bei solchem inneren Kampf verfuhr. Einigemal war es ihm Erlösung, wenn er den nicht am meisten respektierten Teil des Körpers zum Bett herausstreckte. Die Gebärde, durch welche damals Fürst wie Bauer souveräne Verachtung auszudrücken liebten, half, wo nichts anderes helfen wollte. Aber nicht immer befreite ihn die aufspringende gute Laune. Jede neue Forschung in der Schrift, jede wichtige Predigt über ein neues Thema warf ihn wieder in Gewissenskämpfe. Dann geriet er wohl so in Aufregung, daß seine Seele unfähig wurde zu systematischem Denken und tagelang in Angst bebte. Als ihn die Frage der Mönche und Nonnen beschäftigte, stieß ihm ein Bibelspruch auf, der ihm, wie er in seiner Aufregung meinte, unrecht gab. Das Herz im Leibe zerschmolz ihm, er wurde fast vom Teufel erwürgt. Da besuchte ihn Bugenhagen, Luther führte ihn auf den Gang hinaus und zeigte ihm den

drohenden Spruch*. Und Bugenhagen, wahrscheinlich durch die Hast des Freundes angesteckt, begann auch zu zweifeln, ohne die Größe der Qual zu ahnen, welche Luther ausstand. Da erst erschrak Luther. Wieder verging ihm eine fürchterliche Nacht. Am nächsten Morgen trat Bugenhagen wieder ein. „Ich bin recht zornig," sagte er, „erst jetzt habe ich den Text genau angesehen, die Stelle hat ja einen weit anderen Sinn." — „Und es ist wahr," erzählte später Luther, „es war ein lächerliches Argument. Ja, lächerlich für den, der bei sich selber ist und nicht in der Anfechtung."

Oft klagte er gegen seine Freunde über die Schrecken dieser Kämpfe, die ihm der Teufel verursache. „Er ist von Anbeginn nie so grimmig und zornig gewesen als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn sehr wohl. Er schläft viel näher bei mir als meine Käthe, das heißt, er macht mir mehr Unruhe als sie mir Freude." Luther wurde nicht müde, den Papst als Antichrist und das päpstliche Wesen als teuflisch zu schelten. Wer aber genauer zusieht, der wird auch hinter diesem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüt des Mannes an die alte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im schreiendsten Gegensatz standen zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte.

Denn kein Mensch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Taten seiner Mannesjahre. Wir selbst werden nicht neu durch neues Tun, unser inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schicksal erkoren wird, das größte Neue zu schaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der schlägt zugleich einen Teil seines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewissenhafter er ist, desto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in seinem Innern. Das ist der heimliche

* Es ist die Stelle 1. Timoth. 5, 11. Sie hat auf diese Frage keinen Bezug.

Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters. Es gibt wenig Sterbliche, welche dieses Weh so tief empfunden haben wie Luther. Und das Große in ihm ist gerade, daß er durch solchen Schmerz niemals gehindert wurde das Kühnste zu tun. — Uns aber erscheint dies als ein tragisches Moment in seinem inneren Leben.

Und ein anderes, das Verhängnisvollste für ihn, lag in der Stellung, welche er selbst zu seiner Lehre einnehmen mußte. Die Autorität der Schrift allein hatte er seinem Volk übriggelassen, mit Inbrunst klammerte er sich an ihre Worte als an den letzten festen Anker des Menschengeschlechts. Vor ihm hatte der Papst mit seiner Hierarchie die Schriftworte gedeutet, mißdeutet, ergänzt, jetzt war er in derselben Lage. Er mit einem Kreise abhängiger Freunde mußte für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen, die Schriftworte recht zu verstehen und auf das Leben seiner Zeit richtig anzuwenden. Das war eine übermenschliche Aufgabe, und der sie auf sich nahm, mußte notwendig einigen von den Übelständen verfallen, die er selbst an der katholischen Kirche so großartig bekämpft hatte. Fest geschlossen und ehern war das Gefüge seines Geistes, er war geschaffen zum Herrscher, wie jemals ein sterblicher Mensch; aber gerade das Riesige und Dämonische seiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Toleranz übte, bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbstüberwindung oder mit innerer Freiheit, so war dies nur der Segen seiner guten Natur, der auch hier sich geltend machte. Aber nicht selten wurde er der Papst der Protestanten. Ihm und seinem Volk blieb keine Wahl. Man hat ihm in neuer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß er so wenig getan, die Laien durch eine Presbyterialverfassung zur Mitwirkung heranzuziehen. Nie war ein Vorwurf ungerechter. Was in der Schweiz bei kräftigen freien Bauerngemeinden möglich war, das war damals in Deutschland ganz unausführbar. Nur das Bürgertum der größeren Städte umfaßte so viel Intelligenz und Kraft, um die protestantischen Geistlichen zu kontrollieren; aber fast neun Zehnteile der Evangelischen in Deutschland waren gedrückte Landleute, in der Mehrzahl

gleichgültig und widerwillig und seit dem Bauernkrieg verwildert, ihnen mußte die neue Kirche ihre Zucht aufdrängen wie verwahrlosten Kindern. Wer das bezweifelt, der blicke auf die Resultate der Visitationen und achte auf die unausgesetzten Klagen der Reformatoren über die Roheit ihrer armen Gemeinden. Aber noch anderes beengte den großen Mann. Der Herrscher über die Seelen des deutschen Volkes saß in einer kleinen Stadt unter armen Universitätsprofessoren und Studenten, unter einer kraftlosen Bürgerschaft, über welche er oft zu klagen Veranlassung hatte. Alle Leiden deutscher Spießbürgerei, der widerwärtige Streit mit kleinen Gelehrtenseelen und plumpen Nachbarn blieben ihm nicht erspart; und in seiner Natur war vieles, was ihn dagegen besonders reizbar machte. Kein Mensch trägt ungestraft in sich das Gefühl, ein bevorzugtes Werkzeug Gottes zu sein, wer so lebt, paßt nicht mehr in das enge und kleine Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft. Wäre Luther nicht im letzten Grunde seines Herzens bescheiden, im Verkehr mit andern von unendlicher Gutherzigkeit gewesen, er hätte den nüchternen, verständigen Leuten, welche kühl neben ihm standen, ganz unerträglich erscheinen müssen. So geschah es nur manchmal, daß er mit den Bürgern der Stadtbehörde, der Juristenfakultät seiner Universität, den Räten seines Landesherrn gewaltig zusammenstieß. Er hatte nicht immer recht, aber er setzte seinen Willen gegen sie fast immer durch, denn der Wucht seines Zornes zu trotzen wagte selten jemand. Dazu kamen schwere körperliche Leiden. In den letzten Jahren seines Lebens war durch ihre häufige Wiederkehr auch seine ungeheure Kraft erschöpft; er empfand das sehr schmerzlich und betete unablässig zu seinem Gott, er möge ihn zu sich nehmen. Noch war er seinen Jahren nach kein Greis, aber er selbst erschien sich alt, uralt und unheimlich in einer fremden irdischen Welt. Gerade diese Jahre, nicht reich an großen Begebenheiten, erschwert durch politisches und Stadtgezänk, erfüllt mit Verbitterung und grämlichen Stunden, werden, so hoffen wir, jeden, der das Leben des großen Mannes unbefangen überblickt, mit Rührung erfüllen. Die Flamme

seines Lebens hatte sein ganzes Volk erwärmt, in Millionen die Anfänge einer höheren menschlichen Entwicklung hervorgerufen, Millionen blieb der Segen, er selbst empfand zuletzt fast nur die Qual! Einst hatte er so freudig gehofft als Märtyrer zu sterben, jetzt wünschte er sich die Ruhe des Grabes wie ein dauerhafter, vieljähriger, müder Arbeiter. Auch das ist ein tragisches Menschenlos.

Der größte Schmerz aber, den er empfand, lag in der Stellung seiner Lehre zum Leben der Nation. Er hatte auf sein reines Evangelium eine neue Kirche gegründet, hatte dem Geist und dem Gewissen des Volkes ungleich größeren Gehalt gegeben. Um ihn blühte ein neues Leben auf, so viel mehr Wohlstand, so viel gute Künste, Malerei und Saitenspiel, behaglicher Genuß, im Bürgerstand feinere Bildung. Und doch schwebte etwas in der deutschen Luft, unheimlich, verderbendrohend. Die Regierenden grimmig entzweit; fremde Gewalten im Anzuge gegen das Volk, der Kaiser aus Spanien, der Papst aus Rom, der Türke aus dem Mittelmeer; die Schwärmer und Rottengeister mächtig, die Hierarchie noch nicht gefallen. Ja, sein Evangelium selbst, hatte es die Nation zu größerer Einigkeit und Macht zusammengeschlossen? Nur größer war der Unfriede geworden, von den weltlichen Interessen einzelner deutscher Fürsten sollte die Zukunft seiner Kirche abhängen. Und er kannte auch die besten unter ihnen! Es nahte Greuliches, die Schrift sollte erfüllt werden, nahe war der Jüngste Tag. Dahinter aber würde Gott eine neue Welt aufbauen, schöner, herrlicher, reiner, voll Friede und Segen, eine Welt, in der kein Teufel mehr sein sollte, wo jede Menschenseele über Blüte und Frucht der neuen Himmelsbäume mehr Freude empfinden würde, als sich das jetzige Geschlecht über Gold und Silber freut, wo die schönste aller Künste, die Musik, in Tönen erklingen sollte, viel entzückender als das herrlichste Lied guter Cantores auf dieser Welt. Dort würde der gute Mensch alle Lieben wiederfinden, die er hier gehabt und verloren*.

* So in mehreren Stellen der Tischreden. Sein letztes Abendgespräch an der Tafel des Mansfelders in Eisleben, wenige Stunden vor seinem

Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht der Kreatur nach idealer Reinheit des Daseins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, so waren es verdämmerte Erinnerungen des deutschen Volkes aus fernster Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetisches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete sich vor, aber der Dreißigjährige Krieg. —

So starb er. — Als der Wagen mit seiner Leiche durch die thüringischen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten sich schluchzend an seinen Sarg. Es war ein guter Teil der deutschen Volkskraft, der mit diesem Manne eingesargt wurde. Und Philipp Melanchthon sprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor seiner Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dieses zeugen, daß er ein sehr gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Gebärden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüt, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen sehr großen Mut und Mannheit erzeigt und sich nicht bald durch ein kleines Rauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schrecknis verzagt worden. Er ist auch von so hohem, scharfem Verstand gewesen, daß er allein vor andern in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln bald ersehen konnte, was zu raten und zu tun war. Er war auch nicht, wie vielleicht etliche meinten, so unachtsam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben mit der Regierung stehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beschaffen ist und achtete mit besonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu tun hatte. — Wir aber sollen ein

Tode, war über das Wiedersehen von Vater, Mutter und Freunden in jenem Leben.

stetig, ewig Gedächtnis dieses unsers lieben Vaters behalten und ihn aus unserm Herzen nicht lassen*."

So war Luther. Eine dämonische Natur, schwerflüssig und scharf begrenzt sein Geist, gewaltig und maßvoll sein Wollen, rein seine Sittlichkeit, voll Liebe sein Herz. Weil sich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, stark genug, Führer der Nation zu werden, hat das deutsche Volk für Jahrhunderte die Herrschaft auf der Erde verloren. Die Herrschaft der Deutschen im Reich des Geistes aber ruht auf ihm.

Um nun am Schluß ihn selbst sprechen zu lassen, sei hier ein Brief an Kurfürst Friedrich den Weisen mitgeteilt, geschrieben in den Tagen, wo Luthers ganze Kraft sich am mächtigsten zusammenfaßte. Der vorsichtige Fürst hatte ihm befohlen, auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachsen, seines Vetters, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luther bestehen. Da schrieb Luther an seinen Landesherrn:

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, Gnädigster Herr! Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir am Freitag abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürstliche Gnade aufs allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Beweises noch Zeugnisses, denn ich achte mich davon überzeugt, soweit menschliches Wissen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich so: Eure Kurfürstliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, so lasse Sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wohl, wie ich auch von jetzt ab tun will, als einen Knecht und Evangelisten hätte rühmen und schreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht** erboten habe, ist

* Die Rede wurde lateinisch gehalten, gleich darauf durch Gaspar Creutziger verdeutscht.
** In Worms.

geschehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, sondern aus überflüssiger Demut, die andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürstl. Gnaden genug getan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürstl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht getan habe. Er sah mein Herz wohl, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß so viele Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, so wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch sehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod und uns gegeben hat den Reichtum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: ‚Herzliebster Vater', so kann Ew. Kurfürstliche Gnade selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in sein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürstl. Gnade verzeihen mir meine närrischen Reden —, wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wütender als dieser ist. Er hält meinen Herrn Christus für einen Mann, der aus Stroh geflochten ist, das kann dieser mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurfürstl. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, sondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle auch helfen und bitten lassen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herr Gott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit getan wäre.

Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnade geschrieben in der Meinung, daß Sie wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürsten. Ich hab's

auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen, als Sie mich schützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürstl. Gnade schützen könnte und wollte, so wollte ich nicht kommen; dieser Sache kann kein Schwert raten oder helfen, Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Zutun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen.

Weil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnade noch gar schwach im Glauben ist, kann ich in keinerlei Weise Ew. Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürstl. Gnade begehrt zu wissen, was Sie tun soll in dieser Sache, zumal Sie meint, Sie habe viel zu wenig getan, so antworte ich untertänig, Ew. Kurfürstliche Gnaden hat schon allzuviel getan und sollte gar nichts tun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es sich überlassen sehen, sich und keinem andern. Danach mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird Sie sicher sein und Friede haben; glaubt Sie nicht, so glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürstl. Gnaden sich in der Sorge quälen lassen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürstl. Gnade nicht folgen will, so ist Sie für Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurfürstl. Gnaden sich also halten. Sie soll als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein und Kaiserliche Majestät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten lassen, wie sich's nach Reichsordnung gebührt, und soll sich ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widerstand oder irgendein Hindernis suchen gegen die Gewalt, wenn diese mich fahen oder töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen als allein der, welcher sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren ist, als daß Sie selbst Stock-

meister an mir werden sollten. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden das Tor offen läßt und das freie Kurfürstliche Geleit hält, falls die Feinde selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat Ew. Kurfürstl. Gnaden dem Gehorsam genug getan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürstl. Gnaden fordern, als daß sie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürstl. Gnaden erfahren wollen. Und das soll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürstl. Gnaden Sorge, Arbeit und Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden selbst die Hand an mich lege, so will ich alsdann sagen, was zu tun ist; ich will Ew. Kurfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürstl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, sobald es not ist. Denn diese Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürstl. Gnaden Betrübnis ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich werden, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnade glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei die Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Ao. 1522.

Ew. Kurfürstl. Gnaden untertäniger Diener
Martin Luther."

Deutsche Fürsten auf dem Reichstage

(1547)

Luther war gestorben. Über seinem Grabe tobte der Schmalkaldische Krieg. Karl V. durchzog im Triumph das gedemütigte Deutschland.

Nur einmal standen die beiden Männer einander gegenüber, welche das Leben Deutschlands zwiespältig geschieden haben, die großen Gegner, welche in den Urenkeln ihres Geistes einander noch heute bekämpfen, der burgundische Habsburger und der deutsche Bauernsohn, Kaiser und Professor, der eine, welcher deutsch nur mit seinem Pferd sprach, und der andere Übersetzer der Bibel und Bildner der neudeutschen Schriftsprache, der eine Vorfahr der Jesuitengönner, Urheber der habsburgischen Hauspolitik, der andere Vorgänger Lessings, der großen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Es war eine verhängnisvolle Stunde deutscher Geschichte, als der junge Kaiser, Herr der halben Erde, zu Worms das verachtende Wort sprach: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Denn damals begann der Kampf seines Hauses mit dem Hausgeist des deutschen Volkes. Ein dreihundertjähriger Kampf, Siege und Niederlagen auf beiden Seiten, zweifellos sein letzter Ausgang.

Wenn im Aufgange des 16. Jahrhunderts die deutschen Fürsten und unmittelbaren Herren mit Gesandten der Freien Städte zum Reichstag ritten, so versammelten sie sich, um mit den beiden Oberherren Deutschlands zu verhandeln. Diese beiden Oberherren waren der Papst und der Kaiser.

Immer noch regierte der Papst im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation nicht nur als oberster Bischof in geistlichen Angelegenheiten, sondern ebensosehr als politi-

scher Machthaber. Der dritte Teil Deutschlands stand unter geistlichen Territorialherren, die der Papst wenigstens zu bestätigen hatte. Den größten Teil seiner Einnahmen bezog er aus dem Reich, auf den Reichstagen saßen seine Legaten zwischen den geistlichen und weltlichen Kurfürsten und eröffneten Reichstage auch ohne den Kaiser. Als der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich den Sieghaften nicht in der Kurwürde bestätigte, nahm dieser weltliche Fürst die Bestätigung vom Papst; jeden schweren politischen Handel suchte der Papst vor seinen Hof zu ziehen, ja er verlieh Zollrechte, kassierte kaiserliche Achtserklärungen und wagte aus eigener Macht Zehnten auszuschreiben.

Auch der Kaiser war noch der nominelle Mittelpunkt des Reiches, noch galt er als letzte Quelle aller Machtfülle, noch beeilte sich bei seinem Regierungsantritt alles, alte Freiheiten und Privilegien durch ihn bestätigen zu lassen, noch war er höchster Richter und höchster Kriegsherr. Aber er konnte aus dem Reich keinen Kriegsmann und keinen Taler Geld erheben außer nach Bewilligung des Reichstages. Und was die Hauptsache war, er konnte Steuern und Lehnskrieger nur durch die Territorialherren selbst erhalten, säumige oder widersetzliche Glieder des Reiches konnte nur eine Exekution zwingen, welche ein neuer Reichstag bewilligte, und mit solcher Exekution mußten einzelne Stände des Reiches bevollmächtigt werden. Zögernd und spärlich war die Geldbewilligung der Reichstage, so unvollständig die Einlieferung, daß auch das Bewilligte fast zum Spott wurde.

Innerhalb der Grenzen des Reiches herrschten Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädte in ihrem Territorium in vielen Abstufungen der Hoheitsrechte. Die größeren Fürsten waren im Innern tatsächlich Souveräne, nur durch ihre Landschaft, die Lehnsleute und Städte, beschränkt, zumal in Steuererhebung. Die weltlichen Fürsten rangen unablässig ihre Macht zu erweitern, kleinere reichsunmittelbare Nachbarn niederzudrücken, die Hoheitsrechte des Kaisers einzuengen. Sie hatten in den letzten Jahrhunderten das Kaisertum fast zu einem Schatten gemacht. Nur durch Ausbreitung seiner Hausmacht wußte Kaiser Maxi-

milian sich ihnen gegenüber zu behaupten. Auch ihre Territorien bildeten noch kein geschlossenes Ganze, fast durch ganz Deutschland lag großer und kleiner, geistlicher und weltlicher Besitz bunt durcheinander; unendlich und unaufhörlich war der Widerstreit der Interessen, waren Usurpationen, Bündnisse, Fehden.

Wir übersehen leicht, daß es zwei Wege gab, diesen unbehilflichen Staatsbau des Mittelalters umzuformen. Entweder wuchs die Macht der größeren Fürsten so hoch, daß der weltliche Einfluß des Papstes und die Oberhoheit des Kaisers abgestoßen wurden; dann zerfiel Deutschland in eine Anzahl einzelner Staaten, deren Konflikte, Kriege und Schicksale durch Jahrhunderte Mitteleuropa in Schwäche und Verwirrung stürzen mochten, und die endlich unter anderen Kulturverhältnissen zu neuen Versuchen führen konnten, eine staatliche Einheit wiederherzustellen. Es wurde das Schicksal Deutschlands, bis zur Gegenwart auf diesem gefahrvollen Weg hinzugleiten.

Oder es gelang dem Kaiser, zu den alten Grundlagen seiner Gewalt eine so große reale Macht zu fügen, daß der Widerstand aller Territorialherren gebrochen und Deutschland allmählich in einen modernen Staat verwandelt wurde, der die einzelnen Landschaften entweder zur vollständigen Einheit zusammenschloß oder doch wenigstens alle höchste Regierungsgewalt in der Hand eines Herrschers konzentrierte. Einen solchen Staat haben die Habsburger des 16. Jahrhunderts, bewußter und hartnäckiger die des 17. Jahrhunderts erstrebt, ihre Versuche wurden dem deutschen Volk und ihnen selbst zum Unheil. — Und doch öffnete sich im Jahre 1519, als Maximilian starb, einem klugen Fürsten auch bei mäßiger Hausmacht eine großartige Aussicht. Es war die Zeit gekommen, wo ein Deutscher Kaiser seine Gewalt hoch über die Häupter aller Fürsten erheben und mit unwiderstehlicher Kraft jeden Gegner niederwerfen konnte. Freilich, durch Geld und Landsknechte allein waren die deutschen Fürsten schwerlich zu beugen, am wenigsten von einem aus ihrer Mitte. Aber gerade damals zog sich in Deutschland neben Kaiser- und Fürstenmacht eine neue Ge-

walt zusammen, stürmisch fordernd, fähig das Größte zu schaffen: die öffentliche Meinung. Jene Reformbewegung in der Kirche enthielt auch alle Keime für große politische Umbildungen. Kam ein Kaiser, der mit den Bedürfnissen des deutschen Gemüts sympathisierte, der sich mit der Reformation verband und dieselbe im großen Sinn für seine Zwecke zu benutzen wußte, er hatte es in der Hand, aus dem Reich einen neuen Staat, eine einige deutsche Kirche zu bilden. Es war der höchste Preis, der je einem ehrgeizigen Fürsten geboten wurde. Und wie günstig war seine Lage. Die Nation wogte tief empört gegen Hierarchie und römischen Einfluß; begann doch die Reformation mit einem Kampf gegen den ersten geistlichen Kurfürsten. Drei Kurhüte, mehr als siebzig Reichswürden, zusammen das größte Dritteil des gesamten deutschen Landes waren in der Hand geistlicher Herren. Sie alle fielen bei einer Reformation, welche Kaiser und Volk gemeinsam unternahmen. Dem Kaiser als Oberlehnsherrn wurde die Verfügung über diese Territorien. Wie vorsichtig er auch ihre Besitzer bei der Säkularisation schonte, ein Teil ihrer Jahreseinkünfte, die Hälfte der Gelder, welche alljährlich nach Rom flossen, waren völlig hinreichend, ein Reichsheer zu unterhalten. Und ferner, der Kaiser fand in der Bewegung Kräfte, sein Reichsheer unwiderstehlich zu machen. Die evangelischen Prädikanten vermochten nicht, unbehilfliche Bauernhaufen im Augenblick zu kriegstüchtigen Scharen umzuformen, aber sie hätten dem Söldnerheer ihres Kaisers viel von der Begeisterung und dem Todesmut eingeflößt, den die besseren unter ihnen in ihrem eigenen Leben bewährt haben. Noch mehr, umfassende politische Reformideen wurden in dem Kreise der Hutten und Sickingen lebendig. Die Verbindung der Ritter und Städte, wie sie Hutten empfahl, eine Reform des Ritterstandes durch den Stand selbst, war allerdings nur das Traumgebild eines Enthusiasten. Aber ein Deutscher Kaiser konnte wohl in solchen Ideen eine Handhabe finden, die widerstrebenden Interessen der Bauern, Städte, Ritter wenigstens soweit zu versöhnen, daß sie sämtlich seinen Zwecken dienten. Mit solchen Verbündeten, durch wohl-

fundierte Einnahmen gestärkt, Führer eines Heeres, welches zum erstenmal seit den Kreuzzügen durch eine große Idee begeistert war, wie hätten ihm die deutschen Fürsten widerstanden, sie, die seit der Zeit Armins die alte Untugend bewahrt haben uneinig zu sein. Wohl hatte auch ein solcher Kaiser Grund, alte Familien zu ehren, er hatte nicht nötig, ihnen die Kurhüte vom Haupt zu werfen, aber er vermochte sie zu Würdenträgern eines großen Reiches herabzudrücken, in welchem das höchste Gericht und die Heereskraft unter ihm allein stand.

Doch was uns groß und ausführbar erscheint, war es auch so erkennbar für die Augen der Zeitgenossen? — Daß eine neue Zeit herankomme, daß große Reformen unvermeidlich seien, daß mit dem Papst abgerechnet werden müsse, daß Gericht und Heerwesen der Besserung dringend bedürftig seien, daß die Uneinigkeit, der Eigennutz, die Gesetzlosigkeit nationales Unglück seien, empfand doch jeder der Klügeren.

Es wurde auf Jahrhunderte ein Verhängnis Deutschlands, daß ihm hier der Mann fehlte. Der Mächtigste unter den Lebenden, Kurfürst Friedrich von Sachsen, war 1519 in höherem Alter, kinderlos, ein gewissenhafter Herr, abhold allen gewaltsamen Neuerungen, eine milde, wohlmeinende Natur, klug in den schwierigsten Geschäften, kein Krieger, kein kühner Egoist. Und dieser Fürst sollte Kaiser werden; die Krone wurde ihm angeboten, wenn er die Hand ausstreckte, sank sie auf sein Haupt. Er aber wollte nicht. Für sich wollte er nichts. Er hatte längst die Hoffnung aufgegeben, auf seinem Wege der friedlichen Verhandlungen viel zum Guten zu ändern. „Die Raben wollen einen Geier haben", sagte er seinen Getreuen, als sie ihm Vorwürfe machten, daß er die Wahl Karls V. unterstützte. Der tätigste Kurfürst der Gegenpartei, Richard von Trier, derselbe, welcher kurz darauf dem Sickingen siegreich widerstand, eilte vor der Kaiserwahl noch bei Nacht in die Herberge des Wettiners, beschwor ihn, die Würde anzunehmen und gelobte, einen Teil der Arbeit auf seinen jüngern Schultern zu tragen. Vergebens. Friedrich wollte nicht. Es war der-

selbe Fürst, der einige Jahre darauf, als in Wittenberg die Bilder gestürmt wurden, erklärte, er wolle lieber mit einem Stecken in der Hand aus seinem Lande pilgern, als da Gewalt brauchen, wo das Gesetz Gottes sein könne. — Doch einer der Fürsten dachte groß von sich selbst. In dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg flammte das Begehren auf, die Kaiserkrone für sich zu fordern; seine eigene Sippe war dagegen.

Es ist schwer, den deutschen Fürsten in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Stellung war ungünstig für ihre Charakterbildung und für Entwicklung einer großartigen politischen Tätigkeit. Sie waren zu groß, um loyale Vasallen zu sein, nicht mächtig genug, um bei gewöhnlicher Menschenkraft Angelegenheiten der Nation groß zu behandeln. Noch waren sie in der Mehrzahl nichts anderes als anspruchsvolle Junker, ihre Selbstsucht erschien Fremden räuberisch, ihre Sitte rauh, ihre Begehrlichkeit zügellos. Das Privatleben vieler ist durch schwarze Missetaten befleckt. Nicht wenige unter ihnen waren von Herzen fromm, ihre Religiosität wurde zwar, so müssen wir hoffen, zuweilen ein Zügel in Stunden der Versuchung, aber sie half nicht ihren politischen Gesichtskreis zu erweitern. In der großen Mannigfaltigkeit der Persönlichkeiten, aus einzelnen tüchtigen und nicht wenigen verschrobenen Naturen sind gemeinsame Grundzüge des deutschen Volkscharakters nicht zu verkennen. Bei vielen ist ein hausväterlicher Sinn die hervorstechende Eigenschaft, patriarchalisches Regiment, wohlwollende gutherzige Sorge um das einzelne und Kleine. Von dieser Art ist Friedrich der Weise und seine nächsten Nachfolger, mehrere Anhaltiner, jener Markgraf Ernst von Baden, der die verurteilten Missetäter vor der Hinrichtung zu sich kommen ließ, sie mit dem Evangelium tröstete, um Verzeihung bat, daß er seine Pflicht gegen sie erfüllen müsse, und ihnen zum Abschied die Hand bot. Und neben solchen steht ein übermütiges, ruchloses Geschlecht, mit Lastern, wie aus der Zeit der fränkischen Brunhild und Fredegunde; so Herzog Ulrich von Württemberg, der Hans Hutten im Walde erstach, weil er

die Gattin desselben begehrte; Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der als Mörder und Brandstifter vor Kaiser und Reich verklagt wurde, Entführer der Jungfrau von Trotha, die er auf der Stauffenburg verwahrte, nachdem er an ihrer Stelle einen leeren Sarg hatte begraben lassen; Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, jener erbarmungslose Bandenführer, und andere. Und wenn an den meisten Fürstenhöfen die Rücksicht auf Gemahlin und Kinder doch zu einer Mäßigung zwang, den geistlichen Fürsten fiel auch diese Beschränkung weg. Sie standen in dem schlechtesten Ruf; die kräftigeren unter ihnen trugen Harnisch und Jagdspieß lieber als das Kirchengewand, in dem sich einige sehr ungeschickt bewegten. Es gab Erzbischöfe und Bischöfe, denen das Ritual ihrer Kirche wenig bekannt war. Als einst eine lateinische Anrede zu halten war, ergab sich, daß die höchsten Kirchenfürsten nicht lateinisch zu sprechen vermochten, und der Brandenburger mußte sie halten. Die Dirnenwirtschaft war an den geistlichen Höfen bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts sehr arg, die Bischöfe nahmen als förmliches Privilegium in Anspruch frei zu sein von den Verpflichtungen, welche die Kirche dem Klerus auferlegt hatte.

Allmählich zwar übten die Reformation und die daraus hervorgehende Wiederbelebung der alten Kirche ihren humanisierenden Einfluß auf die Herren deutscher Erde. Sie wurden besser unterrichtet, auch ihre Herrschaft erhielt seit der Reformation eine ganz ungehoffte Vergrößerung. Sie wurden in anderem Sinne Gebieter des Landes, als sie bis dahin gewesen waren. In dem protestantischen Teil Deutschlands hörte die alte Herrschaft der Kirche plötzlich auf, ein großer Teil der päpstlichen und bischöflichen Gewalt ging auf die Landesherren über. Zunächst wurden dadurch ihre Einnahmen wesentlich vermehrt. Allerdings verwendeten die gewissenhaften auf das Drängen ihrer Geistlichen eine große Anzahl der eingezogenen Kirchengüter, Stiftungen und Benefizien auf die neue Geistlichkeit und zur Ausstattung von Schulen; aber auch in diesem Falle vermochten sie den Mechanismus der Verwaltung besser einzurichten und

sie machten die Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Untertanen unter der neuen Kirchenzucht wuchs und die Erhebung der Steuern durch geschulte Beamte lohnender wurde. Die katholischen weltlichen Fürsten erkannten die unermeßlichen Vorteile, welche die Sachsen, Hessen und später die Württemberger als oberste Bischöfe und Patrone ihrer Landeskirchen erhielten, und sie ließen sich ihre Treue gegen die alte Kirche teuer bezahlten, indem auch sie einen Teil des Kirchenvermögens für sich nahmen. Auch ihre Kirche war durch die Reformation in die demütige Stellung eines Schutzbedürftigen gekommen, und sie konnte in der nächsten Zeit nicht daran denken, die Landesherren stark zu verletzen; denn von der Glaubenstreue der Fürsten hing ihre Existenz ab, und das üble Beispiel der protestantischen Territorien lag allzu nahe und lockte unablässig. Auch die alte Kirche brauchte neue Mittel, sich der vornehmen Laien zu versichern, ihr half die hingebende Treue und diplomatische Kunst des Jesuitenordens, seine Fürstenerziehung und seine Talente im Beichtstuhl und in den Geschäften, um ihren Einfluß auf die begehrlichen Gebieter des Landes zu behaupten.

Kaum geringere Erhebung wurde der fürstlichen Hausmacht durch die neue Beamtenbildung der römisch geschulten Juristen, welche allmählich die Gerichte und Verwaltungsstellen der Territorien besetzten. Wie das Reichskammergericht, waren auch die Gerichte der Landesherren häufigen Angriffen durch die öffentliche Meinung ausgesetzt, die gelehrten Richter und Sachwalter wurden vom Volk gern der Rabulisterei, Weitschweifigkeit und Bestechlichkeit bezichtigt. Dennoch war ein unermeßlicher Fortschritt, daß die unbehilfliche und verkommene Rechtspflege des deutschen Mittelalters, sowie die unerträgliche Vielheit und Verschiedenheit der Rechtsbräuche allmählich gebändigt wurde durch ein Rechtssystem, welches zwar aus der Fremde von einem untergegangenen Volkstum hergeholt war, aber durch die scharfe Logik seiner Definitionen und durch die nüchterne, klare und subtile Auffassung der Rechte und Pflichten die symbolischen Handlungen und hundert unverständig ge-

wordene Gewohnheiten in den Hintergrund drängte. Durch die Konsequenz seines Wesens wurden zahllose Lokalstatute, Ordnungen und Willküren einander allmählich ähnlicher geformt, wenn auch zunächst nur vermittelst gezwungener Deutung der heimischen Rechtsgrundsätze, die aus längst überwundenen Kulturzuständen herrührten. Zahllos waren die Härten des neuen Systems und drückend seine fremdartige Unbilligkeit, aber auch bei der unbehilflichen Anwendung wurde dasselbe dem Handel und Verkehr eine weit bessere Stütze als die alten Vorschriften über Leihkauf und Wucher, und dem Angeklagten menschlicher als Schöffengericht unwissender Bauern. — Die Landeskirche, die Schulen und die römisch geschulten Beamten begannen, über einem kräftigen Volk den modernen Staat der Fürsten zu formen, der im folgenden Jahrhundert sich despotischer über einem zerschlagenen und zerstörten Volk aufbauen sollte — als die letzte Rettung desselben.

Noch in anderer Weise empfanden die protestantischen Fürsten des Reiches den ungeheuren Wert dieses Fortschritts. Sie waren durch die Reformation Gebieter ihrer Zugehörigen geworden, wie niemals seit Karl dem Großen ein deutscher Herr Gebieter über Deutsche gewesen war. Denn im Einverständnis mit ihren Geistlichen befahlen sie auch in Kirchensachen, sie waren Vorkämpfer und oberste Würdenträger ihrer Glaubensgenossen. Diese Ehre hatten sie sogar vor dem Kaiser voraus. Und diese neue Majestät, welche ihr Haupt verklärte, mußte der Kaiser ihnen vielleicht beneiden, in jedem Fall, wenn er ein guter Katholik war, hassen und für ketzerischen Frevel halten. Die deutschen Fürsten waren nicht zu leiten gewesen im Interesse einer deutschen Hausmacht, als noch beide Teile, Fürsten und Kaiser, gemeinsam gegen den Papst haderten; wie sollten sie fortan einem Kaiser dienstfertig sein, seit sie in ihrem Lande höhere Regentenmacht genossen als der Kaiser selbst, und seit dem Kaiser als Gottesfrevel erscheinen konnte, was sie am höchsten hob.

Und wieder müssen wir sagen, die Reformation brachte die Erhebung der Fürsten nur deshalb, weil sich kein Deut-

scher Kaiser fand, der die Einsicht und Neigung hatte, dieses ungeheure Kraftmittel für das Kaisertum Deutschlands auszunutzen. Dies ward der Nation zum Verhängnis.

Durch deutsche Fürsten wurde Karl, Herr von Niederburgund und Niederland, König von Spanien und Neapel, Herzog von Mailand, Oberherr der neuen Welt jenseits des Ozeans, auch Kaiser in Deutschland. Es ist bekannt, wie lange und geschäftig die Intrigen für ihn und Franz, König von Frankreich einander kreuzten. Kein Kurhaus war, welchem nicht Geldsummen oder Vorteile von beiden Teilen angeboten wurden, und keines, welches nicht für seinen eigenen Nutzen unterhandelte; zuletzt gab doch der Wille Friedrichs des Weisen den Ausschlag. Teuer hat seine Familie diesen Entschluß bezahlt.

Als der junge König zu Aachen gekrönt wurde, als er sein Pferd zur Freude der schauenden Menge so lustig aufsteigen ließ, und als nach der Krönung durch die Herolde ausgerufen wurde, Päpstliche Heiligkeit bewillige, daß Seine Majestät den Titel „Erwählter Römischer Kaiser" annehmen dürfe, da fehlten im Festzug die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Fürsten der beiden Häuser, welche fortan die deutsche Opposition gegen das Haus Habsburg führen sollten.

Mit der Wahl Karls V. war das Schicksal Deutschlands entschieden. Er war nicht ganz Burgunder, nicht immer Spanier, nicht Italiener, am wenigsten Deutscher. Zu hoch war seine Erdenstellung, als daß er das Lebensbedürfnis einer der vielen Nationen, welche ihm gehorchten, zum Interesse seines Lebens hätte machen können. Und es war das Furchtbare seiner erhabenen Stellung, daß er nur persönliche Politik treiben konnte, bald dieses, bald jenes Land dem Zuge seiner Pläne unterordnend, deren letztes Ziel war, die Vorteile seiner Familie wahrzunehmen. Wäre Karl weniger klug und weniger mäßig gewesen, das Unerträgliche solches Gegensatzes wäre sofort in allen seinen Staaten als ein Unglück gefühlt worden. Aber selten hat ein Fürst verstanden, eine innerlich unhaltbare Stellung solange siegreich zu behaupten.

Denn wie wenig er im Deutschen Reich heimisch wurde, er war hier doch nicht unpopulär. Wie Luther selbst sah ihn auch das deutsche Volk an. Fast rührend erscheint uns das Vertrauen und die Anhänglichkeit, mit welcher die Deutschen dem Enkel Maximilians entgegenkamen. Sein vornehmes, gehaltenes, ruhiges Wesen imponierte überall. Im Anfang wurde man nicht müde, das Beste von ihm zu hoffen, später freuten sich auch die Protestanten, die seine Ungunst erfahren hatten, wenn er dem Papst entgegentrat und den König von Frankreich besiegte. Lange fühlte sich die deutsche Nation durch den Ruhm seiner glänzenden Herrschaft gehoben. Karl tat, was ihm möglich war, er schonte die Vorurteile der Deutschen, sah ihnen mehr nach als einem andern seiner Völker und verstand, auch wo er Partei war, seine Gegner durch Gnade und Würde zu versöhnen. Aber endlich kam doch das Jahr, wo ihm Stolz und Ansprüche so gesteigert waren, daß die ungelenke Selbständigkeit der protestantischen Partei unerträglich wurde. Da brach der innere Gegensatz als Haß hervor. Plötzlich erhob sich gegen ihn ein Sturm im Volk. Wieder schwoll die kleine Literatur zu einem Meer wie in den ersten Jahren Luthers, in Versen und Prosa wurde gegen ihn gefochten und mehr auf die Bundesgenossenschaft des Himmels gehofft als klug war. Der protestantische Moritz, Nachfolger des Herzogs Georg von Sachsen, jenes eifrigsten Gegners der Reformation, verband sich mit dem Kaiser gegen seine eigene Familie, die protestantische Partei wurde geschlagen.

Und jetzt stand Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht. Die Schlacht bei Mühlberg war gewonnen, der Schmalkaldische Bund ruhmlos zerfallen. Die protestantischen Fürsten und Städte beeilten sich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem sie in unheilvoller Stunde die Herrschaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürsten von Sachsen und den verhafteten Landgrafen von Hessen mit sich führend, im Triumphzug, geleitet von seinem Kriegsheer, spanischen und niederländischen Söldnern und deutschen Landsknechten, nach Augsburg. Dort strömte zum

Reichstag fast alles zusammen, was Deutschland an Gewaltigen besaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigsten Gebieter, den Deutschland seit Jahrhunderten gefühlt, den Hof zu machen, die eigene und des Landes Zukunft zu entscheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. — In diesem Gewühl von Souveränen und Dynasten, Höflingen, Gaunern, Kriegsleuten und Bürgerdeputationen war auch ein Bürgerssohn aus Greifswald tätig, Bartholomäus Sastrow, Agent der Herzöge von Pommern, welche, durch ihre protestantische Verbindung stark kompromittiert, vorzogen, nicht selbst vor den Augen des Kaisers zu erscheinen. Sastrow hat in seinem Lebenslauf (herausgegeben von Mohnike, Greifswald 1823, 3 Teile) einige lebhafte Schilderungen hinterlassen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg auf dem Siegeszug nach Augsburg und auf dem Reichstag erlebte. Der historische Wert seiner Erzählung ist nicht unbedeutend. Er beobachtete in seiner untergeordneten Stellung gut, urteilte nüchtern und hatte doch Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unsicher einzelne seiner Anekdoten sein mögen, im ganzen helfen sie dazu, Menschen und große Ereignisse in einem neuen Licht zu zeigen. Das folgende ist eine getreue Übertragung seiner Worte (Teil II, S. 26 u. flg.), doch mußte aus dem weitläufigen, oft durch Mitteilung von Aktenstücken unterbrochenen Bericht einzelnes herausgenommen werden.

Bartholomäus Sastrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiserliche Lager nach Halle geschickt, beginnt folgendermaßen:

„Die pommerschen Räte beschlossen, daß ich im kaiserlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz suchen sollte. Dieser hinterpommersche Edelmann hatte seinen eigenen Vetter erstochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiser mit neunundzwanzig Pferden. Durch meine Beschützung machte er sich bei den pommerschen Herzögen so verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in seinem Eigentum wiederherstellte.

Bin also mit meinem Leibhengst im kaiserlichen Heer bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf diesem Zuge gegangen und was ich gesehen und mit angehört, folgt hier genau verzeichnet.

Es soll im Kriege gewöhnlich und ungestraft sein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd stiehlt, und der Prozeß ist folgender. Wenn einem eines andern Pferd gefällt, erkauft er einen verschlagenen Reiterknaben mit etwa sechs oder sieben Talern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere; dann schickt er es fünf oder sechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergessen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und anderen Abzeichen und läßt es sich dann wieder ins Lager bringen. Das tat im kaiserlichen Heer vor Halle auch ein deutscher Edelmann, ließ durch einen Knaben einen spanischen Hengst stehlen, und als er ihn einige Wochen in seiner Heimat gehalten hatte und meinte, das Gericht sei nunmehr kalt geworden, wurde der Gaul wieder ins Lager gebracht. Nun lagen die deutschen Reiter, wohl acht oder mehr Schwadronen, auf einer schönen Wiese, einem lustigen Ort an der Saale, die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß. Der gestohlene Hengst wurde gegen Abend zum Tränken in die Saale geritten; ein spanischer Junge erkennt den Gaul, spricht, er gehöre seinem Herrn und will mit ihm davon. Der deutsche Junge will sich ihn nicht nehmen lassen, er bekommt drei bis vier deutsche Reiter zum Beistand, der Spanier zehn bis zwölf, der deutsche zwanzig bis dreißig, die beiden Haufen wachsen je länger je mehr und beginnen ineinander zu schießen. Die Spanier hatten der Höhe wegen großen Vorteil vor den Deutschen, die fast unter ihnen lagen, sie schossen durch die Zelte der Deutschen etliche vom Adel am Tisch zu Tode, die Deutschen schonten die Spanier ihrerseits auch nicht. Der Kaiser schickte einen spanischen Herrn heraus, der hatte einen wohlgestalteten spanischen Gaul unter sich, den Hals voll prangender goldener Ketten, er sollte die deutschen Reiter zufrieden sprechen und den Alarm stillen. Da schrien die Deutschen einander zu: ‚Schieß in den spanischen Bösewicht!' Als er nun auf die Brücke kommt, um über die

Saale zu reiten, erschießt einer den Gaul unter ihm, daß der Bekettete von der Brücke in die Saale stürzt und darin ersaufen muß. Da schickt der Kaiser den Sohn König Ferdinands, den Erzherzog Maximilian, der nachmals Römischer Kaiser wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß sie diesem Gehör geben und sich beschwichtigen lassen würden. Aber sie schrien gleichfalls: ‚Man schlage auf den spanischen Bösewicht!' Da schlägt ihn einer auf den rechten Arm, und ich habe gesehen, daß er den Arm einige Wochen in einer schwarzen Binde trug. Zuletzt kam der Kaiser selbst heraus und sagte: ‚Liebe Deutsche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erstatten und bei meiner kaiserlichen Ehre morgen am Tage vor euren Augen die Spanier henken lassen.' Damit wurde der Alarm gestillt. Am andern Tage ließ der Kaiser den Schaden in beiden Lagern, dem deutschen und spanischen, besichtigen und schätzen, und da sich befand, daß den Deutschen achtzehn Junker und Knechte und siebzehn Pferde erschossen waren, den Spaniern aber siebzig Personen, so ließ der Kaiser den deutschen Reitern ansagen, Seine Majestät wollte die Summe erstatten, zu welcher die Pferde geschätzt worden seien, wäre auch nicht abgeneigt gewesen, wie er den Tag zuvor versprochen, die Spanier henken zu lassen; da die Deutschen aber selbst gesehen, daß die Spanier den vierfachen Schaden erlitten hätten und sie also genug gerochen wären, wollte der Kaiser hoffen und allergnädigst befinden, die Deutschen würden daran ersättigt und zufrieden sein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürsten, Moritz von Sachsen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Hessen zwischen sich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaisers Wohnung im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuschauer, so viele ins Gemach gehen und von außen durch die Fenster hereinsehen konnten, mit seinem Kanzler, der neben ihm auf den Knien lag, den Fußfall

getan. Aber als der Kanzler demütig genug die Abbitte tat, kniete der Landgraf, der ein spöttischer Herr war, und lachte ganz schimpflich*. Da winkte ihm der Kaiser mit dem Finger, sah zornig und sagte: ‚Wohl, ich will dich lachen lehren.' Was nachfolgend auch geschah.

Der Kaiser rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort drei Tage. Als die Kaiserlichen sich vor Naumburg sammelten und die Kaiserliche Majestät draußen vor dem Tor etwas wartete, hatte sie einen samtenen Hut auf und einen schwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Samt besetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, schickte er in die Stadt und ließ sich seinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er seinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ sich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das samtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, sondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt. — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiser geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel haus. Denn am andern Tag lagen längs dem Wege, den doch der Kaiser zog, der toten Körper nicht wenige; sie wirtschafteten auch übel mit Weibern, Jungfrauen und Männern, verschonten keine Weibsperson — —**.

Hinter Koburg wurden wir in ein Dorf an einer schönen, lustigen Wiese einquartiert. Dort sattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wiese bis zum andern Tage laufen. In dem Dorf war ein schönes Haus eines Edelmanns, der Hof stand sperrweit offen, darin ein Wagen mit vier starken Pferden, darauf lagen zwei Fässer mit köstlichem Wein, und viele Kapaune, Kraniche, Fasane liefen umher. Wir schlugen sie flugs tot, brachten sie in unser Zelt, rupften sie,

* Bedeutet bei Sastrow noch nicht mehr als spöttisch, Schimpf einen Scherz, der den andern erniedrigt.

** Was Sastrow von ihren Greueln sah, muß hier weggelassen werden. Die Tatsachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgültigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit sie berichtet.

brieten und sotten sie am Feuer; wir hatten ganz unsern Willen, füllten unsere Futtersäcke aus dem vollen Haferboden und nahmen den Wein, die Pferde und den Wagen mit bis nach Nürnberg, doch unterwegs tranken wir den Wein aus. Wagen und Pferde verkauften wir zu Nürnberg, was sie gelten wollten, denn wir hatten sie billig gekauft. Herzog Friedrich von Liegnitz, der seines Vaters wegen auch dem kaiserlichen Lager nachzog, kam zu uns, da er sah, daß wir so gute Schnabelweide hatten. Den behielten wir bei uns zu Gast. Wir hatten zwei Dirnen in köstlichen seidenen Kleidern bei uns sitzen — — saßen da die ganze Nacht, die ohnedies nicht lange währte. Am Morgen wollte ich meinen Hengst wieder satteln und zäumen, so war er mir in der Nacht gestohlen; ich nahm wiederum den nächsten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße. —

Nach Bamberg kamen wir am 1. Juli. Der Kaiser zog gegen Mittag mit starkem Volk ein, er aber saß auf einem kleinen Rößlein. In der Vorstadt war eine Straßenbiegung im rechten Winkel, gerade in diese Ecke ward der gefangene Kurfürst von Sachsen logiert, daß er feldwärts aus der Vorstadt hinaus und längs der Vorstadt in die eigentliche Stadt sehen konnte. Er stand oben am Fenster, um den Einzug anzusehen. Als nun der Kaiser in der Ecke an den Kurfürsten kam, neigte dieser sich vor ihm gar tief, aber der Kaiser verließ ihn nicht mit den Augen, solange er auf ihn sehen konnte, und lachte gar spöttisch.

Am 3. Juli schrieb der Kaiser den Reichstag zum 1. September nach Augsburg aus. Im Stift Bamberg haben die Spanier an die vierhundert Frauen, Jungfrauen und Mägde bis nach Nürnberg mit sich genommen. Dort haben sie dieselben wieder zurücklaufen lassen; die Eltern, Männer und Brüder sind ihnen gefolgt, der Vater suchte seine Tochter, der Mann seine Ehefrau, der Bruder seine Schwester bis nach Nürnberg, da bekam ein jeder die Seine wieder. Ist das nicht eine unartige Nation? Nach geendigtem Krieg, in Freundesland, im Beisein der Kaiserlichen Majestät, da doch der Kaiser gar strenges Regiment hielt! Alle Abend,

wenn er sein Zelt aufschlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, ließ sie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.

Der Kaiser zog mit seinem Kriegszeug gemächlich vorwärts, denn es war eine große Hitze in den Hundstagen. Unterdes ritt ich mit Georg von Wedell spazieren, die Kriegsleute entlang, was gar lustig anzusehen war, eines jeden Rüstung und Wehr in der Schlachtordnung. Bald waren wir bei den spanischen Kriegsleuten, bald bei den deutschen und konnten doch am Abend wieder bei unsern Reitern sein. Die Marschierenden hielten nicht den rechten Fahrweg, sondern gingen in gerader Linie, sie machten eine ansehnliche Straße, viermal breiter als die Landstraße; was ihnen entgegen war, mußte weichen, die Zäune wurden niedergerissen, die Gräben wurden zugeschüttet.

Zu Nürnberg, wo ich den Schutz Georg von Wedells oder eines andern nicht nötig hatte, bin ich in ein Wirtshaus geritten, in welchem der obgemeldete Herzog von Liegnitz auch Herberge genommen. Auch Kaiserliche Majestät ist mit großem Komitat herangezogen und so lange in Nürnberg geblieben, daß sie zu Augsburg bequem um den 1. September ankommen konnte. Der Herzog von Liegnitz hat sich seines Saufens beflissen, ist stets voll gewesen, und um dazu in Nürnberg Gesellschaft zu haben, da ihm seine zugeordneten Räte bei dem Schwärmen keine Gesellschaft leisten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gern bei sich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als sie einst sehr bezecht waren, hat der Herzog mit sechs Markgräflichen sich den rechten Ärmel von Wams und Hemd schneiden lassen, so daß der Arm ganz nackt war, hat die Hosen aufgelöst und das Hemd zwischen den Hosen und dem Wams rund herum etwas herausgezogen. So sind sie ohne Schuhe, auf den Socken, in bloßem Haupt, vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht so laut blasen mußten als sie konnten, die Gasse entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittagessen, aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein Paar

Würfel, in der andern Hand etliche Goldstücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener, und sahen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein überwand sie; als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunschweiger auf den Tisch, aus der einen Hand hatte er das Geld verloren, in der andern hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte an dem Tisch nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen sein, daß den Deutschen vor andern Nationen solch grausamer Spott widerfuhr.

Nun waren aber bei dem Herzog von Liegnitz Anzeichen genug, daß er nicht übel erzogen war. Denn ich hatte etliche Tage vorher über Tisch, als er ziemlich bezecht war, gehört, wie er ganze Geschichten des Alten Testaments, nicht wie sie in der Bibel stehen, sondern mit seinen eigenen Worten nicht nur rezitierte, sondern auch auf seines Vaters Geschäfte, die er beim Kaiser verrichten sollte, so geschickt applizierte, daß ich mich verwundert habe — darum sieht man hier die Frucht des Volltrinkens, daß man aus einer Sünde in die andere fällt. Denn als er keine andere Saufgesellschaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange, daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes willen, ich möchte aufstehen und mit ihm saufen. Ich sagte aber, das wäre meine Art nicht und bat untertänig, er möchte mich, besonders aber sich selbst mit solchem verschonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde.

Als der Kaiser sechzehn Tage zu Nürnberg stillgelegen hatte und am Morgen früh nach Augsburg vorrücken wollte, stand dieser Herzog doch einmal so früh auf, daß er schon um sechs Uhr nach des Kaisers Logis ritt, aber der Kaiser war schon zwei Stunden zuvor zum Tor hinaus. Da schämte sich der Herzog nach Augsburg zu folgen und schickte zwei

seiner Räte gen Augsburg nach. Er aber blieb bei seinem unordentlichen Leben, ritt zwar mit seinem Hofgesinde zurück in sein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in seinem Land saß er einst beim Trunk, da führte der Weg zwei Studiosen, welche ihre Eltern und Freunde besuchen wollten, durch Liegnitz. Die saßen allda zum Morgen, machten sich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da schickte er zu ihnen, ließ sie greifen, stracks zum Tor hinausführen und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche seiner Räte mit ihm spazieren und führten ihn gerade auf den Platz, wo die zwei Studenten dekolliert waren. Als er das Blut sah und fragte, was das wäre, und sie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studiosen, die er den Tag zuvor hätte abhauen lassen, da wunderte er sich und fragte, was sie getan hätten. Als er nun wieder stark bezecht war, befahl er seinen Räten bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Turm zu setzen und mit Wasser und Brot zu speisen, und wenn sie es anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpf hauen lassen. Sie gingen mit ihm hin zum Turm, worin bereits Gefangene saßen; zu denen wurde er hinabgelassen und dem Turmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulassen und mit nichts anderem als Wasser und Brot zu speisen. Als er nun den Trunk ausgeschlafen hatte und sich etwas ermuntern konnte, unterhielt er sich mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister zu, daß er ihn wieder herausbringen sollte. Der jedoch sagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räten an. Diese temporisierten bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf dem Kerkermeister zu befehlen, daß er die Räte bitte, sie möchten nachgeben und ihn loslassen. Da gingen sie zu ihm in das Gefängnis und hörten ihn selbst flehen und bitten. Sie aber sagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und sie wüßten, daß er damit nicht scherze, deshalb dürften sie ihn nicht herauskommen lassen. Er versprach es aber so hoch und teuer, sie nicht zu beschweren, daß sie ihn aus dem Turm kommen ließen.

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur um mit den Hofleuten dort zu trinken. Als solches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit seinem ganzen Hofgesinde fort nach dem Kloster Kolbitz, ließ nur das fürstliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin; auf dem Schlosse wird ihm gesagt, daß weder der Herzog noch jemand von den Hofjunkern zur Stelle sei, und er wird nach der Stadt in ein Haus eingewiesen, worin gerade ein alter Mann im Todeskampf lag, weil man vermeinte, daß er deshalb um so eher von dannen rücken würde. Aber er blieb nicht nur, sondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und sagte ihm etwas aus Gottes Wort vor, solange bis er verschied und drückte ihm die Augen zu. Valentin, der mit der Armenbüchse umging, kam zu ihm ins Haus, dem steckte er etliche Taler in die Büchse und ließ schwarzes Tuch holen, sich und dem Valentin zu Mänteln, und wollte dem Toten mit Valentin auch zum Begräbnis folgen. Das wollte doch die Herzogin nicht gestatten, sondern ließ ihn aufs Schloß laden in das Gemach über der Kanzlei, damit sie miteinander reden könnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehen, da stand dieser Herzog an dem Fenster, stieß den Kopf zum Fenster hinaus, sperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und schrie mich laut an: ‚Bui!' Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: ‚Bah!' Darauf sagte er: ‚Ei, das ist ein rechtschaffener Kerl! Ich bitte Euch um Gottes willen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Gesellschaft leisten, fröhlich und guter Dinge sein.' Ich aber sagte Sr. Fürstlichen Gnaden untertänig Dank und ging meine Straße.

Als er zuletzt auch von Stettin abzog — denn Herzog Barnims Heimkehr verzögerte sich zu lange — gab ihm die Herzogin eine fürstliche Verehrung, so daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei seinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er sich um alles, Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wohlstand brachte. Er soff sich zu Tode, so daß er seine Gemahlin, eine geborene Herzogin von Mecklenburg*, und ihre beiderseitigen Kinder in äußerster Armut verließ. Denn seine Gemahlin beklagte sich als Witwe, nicht allein bei ihren Standesgenossen, sondern auch gegen den Rat mancher Städte, daß sie große Not litte, sie wüßte keinen Rat, wie sie ihre Söhnlein fürstlich erziehen sollte, sondern bat, ihr dabei etwas zu Hilfe zu kommen und sie in solcher Armut mit einem Almosen zu trösten; wie denn auch der Rat zu Stralsund ihr durch ihren hierher geschickten laufenden Boten etliche Taler sandte. —

Zu Augsburg bin ich in eine öffentliche Herberge am Weinmarkt eingeritten, dort habe ich zwei Stuben und bei jeder eine Schlafkammer bestellt, die eine für die pommerschen Gesandten, die andere für ihre Kanzlei, welche der Kanzler Jakob Citzewitz einnahm und mit den Sekretären Herzogs Barnim und mir benutzte. Am Ende des Heumonats ist die Kaiserliche Majestät mit dem ganzen Heer herangekommen. Den Landgrafen hat er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelassen, aber den gefangenen Kurfürsten hat er mit nach Augsburg gebracht und in dem Haus der Welser einquartiert, am Weinmarkt, durch zwei Häuser und ein kleines Gäßlein von des Kaisers Palast getrennt, hart an meiner Herberge. Durch die Nebenhäuser hatte der Kaiser durchbrechen und über das Gäßlein ein hölzern Gerüst legen lassen, so daß man aus des Kaisers Logis in das des Kurfürsten gehen konnte. Der Kurfürst hat seine eigene Küche gehalten, auch seinen Kanzler Minkwitz und sein aufwartendes Gesinde bei sich gehabt, so daß die Spanier nicht in seine Stube und Schlafkammer haben kommen dürfen. Der Herzog von Alba und andere große Herren am kaiserlichen Hofe sind bei ihm aus- und eingegangen und haben ihm mit freundlichem Gespräch, auch allerlei Kurzweil Gesellschaft geleistet. Er hatte im Hof seiner Herberge, die recht herrlich und fürstlich gebaut und eingerichtet ist, einen Rennplatz, wo sie über die Stange stachen; ihm

* Seine Gemahlin, Mutter Heinrichs XI. und Friedrichs IV., war eines solchen Gatten und solcher Söhne nicht unwert.

wurde erlaubt, in der Stadt an lustige Orte und zierlich mit besonderer Kunst eingerichtete Gärten, deren zu Augsburg etliche sind, zu reiten; und weil er von Jugend auf Lust zum Fechten gehabt, und als er jung und rühriger war, mit allen Wehren gern gefochten hat, wurden ihm zu Gefallen Fechtschulen eingerichtet; jedoch sind die spanischen Soldaten vor und hinter ihm gegangen; ihm war fast bis zum Ende des Reichstags, wo er sich weigerte das Interim anzunehmen, nicht verwehrt Bücher zu lesen usw. Aber bei dem Landgrafen zu Donauwörth sind die Spanier bei Tage in der Stube gewesen. Wenn er im Fenster gelegen und auf den Platz gesehen, so haben auch ein oder zwei Spanier neben ihm am Fenster gelegen, welche die Köpfe ebensolang hinausstreckten; Tag und Nacht haben sie mit Pfeifen und Trommeln die spanische Besatzung auf- und abgeführt. Die bewaffneten Spanier haben des Nachts bei ihm in der Kammer gelegen, und wenn die Wache abgewechselt wurde und die frische mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer kam, haben die, welche ihn die halbe Nacht bewacht hatten, das Bett aufgedeckt und gesagt: ‚Sieh da, wir wollen ihn euch geliefert haben, hinfort mögt ihr ihn bewahren.' Ich meine, das heißt die Worte von Halle bei dem Fußfall: ‚Wohl, ich will dich lachen lehren!' redlich halten.

Die Kaiserliche Majestät hat, sobald sie zu Augsburg ankam, mitten in der Stadt hart am Rathause zu mehreren Schrecken einen Galgen aufrichten lassen, dabei einen halben Galgen, woran man die Chorda gab, und gerade gegenüber ein Gerüst, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf man räderte, köpfte, strangulierte, vierteilte und dergleichen Arbeit verrichtete.

Es war wohl ein geharnischter Reichstag, denn außer den spanischen Soldaten und deutschen Knechten, die der Kaiser mit nach Augsburg brachte, lagen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte, auf dem Lande und um Augsburg herum lag hispanisches und italienisches Kriegsvolk. Aber es war auch ein ansehnlicher, pompöser Reichstag, denn es waren die Kaiserliche und die Königliche Majestät zur Stelle, alle Kurfürsten in Person mit sehr

starkem Gefolge, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Kardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen Karl Viktor und Philipp, Markgraf Albrecht von Kulmbach, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Bayern usw., Frau Maria, des Kaisers Schwester, und die Tochter seiner Schwester, die Witfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, das bayrische Frauenzimmer, item Gesandte fremder Potentaten, sonst viel Bischöfe, Äbte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, vortreffliche Männer. Daß ich den Juden Michael nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr hielt und auf der Gasse stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlstaffiertem Pferde ritt; zehn bis zwölf Diener, alles Juden, immer als reisige Knechte angetan, liefen um ihn her; von Person war er ansehnlich, wie man auch sagte, sein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarschall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht scharf sehen konnte, begegnete ihm einmal auf der Gasse und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, sondern bog auch die Knie, wie vor einem größern Herrn als er selbst war. Danach sah er, daß es Michel Jud gewesen und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit diesen Worten: ‚Daß dich Gottes Element schände, alter schelmischer Jude!'

Da so viele königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle waren, die auch viele fürstliche und gräfliche Fräulein bei sich hatten, von den Frauen stattlichen rittermäßigen Standes ganz zu geschweigen, so bankettierten die Herren auf dem Reichstag vortrefflich und hielten fast alle Abende Tänze, welsche und deutsche. Besonders König Ferdinandus war selten ohne Gäste, sie wurden stets herrlich mit allerlei Kurzweil und prächtigen Tänzen traktiert, er hatte eine überaus stattliche, wohlgeordnete Musika, nicht allein Instrumente, sondern auch Gesang. Außer anderer Kurzweil stand allwege hinter ihm ein beredter Stocknarr, den wußte er frei herauszufordern und ihm mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen; gemeiniglich hatte er königliche, kur-

und fürstliche Personen beiderlei Geschlechts zur Gesellschaft bei Tisch sitzen, mit denen er ohne Aufhören heiteres Gespräch hielt, denn der Mund stand ihm nimmermehr stille. Ich habe des Abends bei ihm einen Tanz gesehen, in dem ein spanischer Herr, der ein langes, geschlossenes Kleid bis auf die Erde anhatte, daß man von den Füßen nichts sehen konnte, ein Fräulein aufforderte und mit derselben eine Allgarde oder Passioneſa (wie sie es nennen, ich versteh's nicht) tanzte, er tat ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch, und wußte ihm von allen Seiten so zu begegnen, daß es eine Lust anzusehen war; und wenn der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der Römische Kaiser, hielt gar kein Bankett, ja er behielt keinen bei sich. Wenn sie ihm aufwarteten und ihn aus der Kirche in sein Gemach, wo er sich zu Tisch setzte, begleiteten, gab er ihnen einem nach dem andern die Hand, ließ sie gehen und setzte sich allein an den Tisch. Er redete auch nichts, nur einmal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umsah und Carlowitz* nicht gewahr wurde, sagte er zu Herzog Moritz: ‚Ubi est noster Carlovitius?' und als dieser antwortete: ‚Gnädiger Herr, er ist etwas schwach', rief er seinem Medikus auf holländisch: ‚Vesali, Ihr sollt zum Carlowitz gehen, er soll etwas siech sein, seht, daß Ihr ihm helfet.' Ich habe den Kaiser auf etlichen Reichstagen oft essen sehen, aber er hat seinen Bruder, König Ferdinandus, nie zu sich gebeten. Wenn die Speisen von jungen Fürsten und Grafen aufgetragen wurden, setzte man jedesmal vier Trachten, in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch und nahm die Oberschüsseln nacheinander ab; gegen die, welche er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf; wenn er von etwas essen wollte, winkte er mit dem Kopf und zog die Schüssel vor sich hin. Es wurden stattliche Pasteten, Wildbret und wohlzugerichtete Leckerspeisen weggetragen, er behielt ein Bratferkel, einen Kalbskopf u. dgl., ließ sich nichts vorschneiden, brauchte auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viele Stücklein Brot, so groß, wie er sie zu jedem Bissen in den Mund stecken konnte. Das Gericht, von dem er essen wollte, löste er an der Ecke, wo es ihm am besten gefiel, mit dem Messer, sein Stück brach er mit den Fingern auseinander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran sah. Wenn er trinken wollte — und tat nur drei Trunk während der Mahlzeit — so winkte er seinen Doctoribus Medicinä, die vor dem Tisch standen; die gingen zum Tresor, worauf zwei silberne Flaschen standen und ein kristallnes Glas, das wohl anderthalb Seidel hielt, und gossen das Glas aus beiden Flaschen voll; das trank er rein aus, daß nichts darinblieb, mußte er auch zwei- oder mehrmal Atem holen, bevor er's vom Munde zog. Sonst redete er nichts über Tisch; es standen wohl Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, höchstens verzog er den Mund zu einem halben Lächeln, wenn sie etwas recht Kurzweiliges sagten. Er ließ sich auch nicht anfechten, daß viele dastanden, die den Kaiser essen sehen wollten. Er hatte einen stattlichen Sängerchor, auch Instrumentalmusik, die sich in den Kirchen sehen ließen, aber in seinem Gemach erklangen sie nicht. Die Mahlzeit währte nicht eine Stunde, dann wurde alles weggeräumt, Sessel und Tische zusammengeschlagen, daß nichts übrigblieb als die vier Wände, allenthalben mit köstlichen Tapeten behangen. Wenn ihm das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen als Zahnstocher, dann wusch er sich und stellte sich in eine Ecke des Gemachs an das Fenster, dahin konnte jedermann kommen, Bittschriften überreichen oder mündlich berichten. Dem sagte er auf der Stelle, wo man Bescheid bekommen sollte.

Herzog Moritz von Sachsen machte Bekanntschaft mit dem bayrischen Frauenzimmer, hatte auch seine Kurzweil in seiner Herberge, dem Haus eines Doctoris Medicinä. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Metze, sie hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, spielte auch nebst Markgraf Albrecht von Kulmbach täglich mit ihr Kar-

* Christoph von Carlowitz, der Vertraute und stille Regent des Kurfürsten Moritz von Sachsen, war in jener Zeit mit gutem Grunde Günstling des Kaisers, denn er war es, welcher die Politik seines Herrn leitete.

ten. — — Sie hielten so haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Gerede in der ganzen Stadt war. Andere Fürsten und Herren von geistlichem und weltlichem Stande trieben's auch artig. So hab' ich einst mit angesehen, als Markgraf Albrecht und andere junge Fürsten mit jungen Bischöfen, die nicht geborene Fürsten waren, soffen und auf der Peilketafel schossen, daß der eine dem andern keinen Ehrentitel gab, sondern gar höhnisch rief: ‚Pfaff, schieß hin, was gilt's, du wirst nichts Ordentliches treffen', und der Bischof wiederum mit einer gemeinen Redensart erwiderte. Junge Fürsten legten sich wohl zu fürstlichen und gräflichen Damen, sonderlich von hohem adligen Stande, auf den Boden, denn sie sitzen nicht auf Bänken oder Sesseln, sondern es werden köstliche Tapeten mitten ins Gemach gebreitet, worauf sie sich bequemlich setzen und sich strecken können, dort umhalsen, küssen und betasten sie sich. Es vertaten auch Fürsten und Herren von beiderlei Geschlecht mit vielem übermäßigen Bankettieren nicht allein, was in ihrer Kammer vorhanden und was sie mit sich auf den Reichstag genommen, was sich auf viele tausend Taler belief, sondern sie haben auch mit großer Mühe, unersetzlichem Schaden und Verdruß soviel aufnehmen müssen, daß sie mit Anstand von Augsburg scheiden konnten. Die Untertanen etlicher Fürsten, namentlich des Herzogs von Bayern, dessen Gemahl des Römischen Königs Tochter war, brachten nur an Spielgeld etliche tausend Gulden zusammen, die sie ihren Herren zum Geschenk machten, es wurde ihnen aber im Spiel alles abgenommen.

Unsere Gesandten hielten sich still, luden keine Gesellschaft, wurden auch von andern nicht geladen. — Sie hielten aber täglich an, den einen Tag an dem Hofe des einen Fürsten, den andern bei dem andern, die Gesandten blieben immer zu zwei beieinander. Jakob Citzewitz, der Kanzler aber ging allein, er meinte, daß er allein wohl prästieren könnte, wie er es denn auch wohl konnte, nur daß er stets vom Anfang bis zu Ende alles repetierte; das war den Herren verdrießlich. Denn als zwei von den andern Gesandten in den Hof des Kurfürsten von Köln kamen, darin

Citzewitz den Tag zuvor gewesen war, sagte der kölnische Kanzler: ‚Was gedenkt euer Kanzler, daß er, sooft er zu mir kommt, alles wiederholt, was er früher in verdrießlicher Länge bereits berichtet hat? Meint er, daß ich von so geringem Gedächtnis sei, oder daß ich in Sachen meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten, so wenig zu tun habe, daß ich sein langes unnötiges Reden ohne Verdruß abwarten kann? Mir ist dabei gerade so, als wenn eine Henne ein Ei legen will, so fliegt sie auf das Hackelwerk und gackert: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde: ein Ei, ein Ei, ich lege ein Ei! von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei, liebe Leute gucket, ich lege ein Ei! Wenn sie denn genug gegackert und viel Wesens gemacht hat, so fliegt sie aufs Nest und legt ein kleines Ei. Ich aber halte es mit der Gans, die setzt sich fein still auf den Misthaufen und legt ein Ei so groß als ein Kindskopf.' — Ich selbst habe oft den Bischof von Arras, Doktor Marquardt und andere Räte angesprochen, gefleht und gebeten. Da ich aber von mir selbst nicht auf das kam, was jetzt allenthalben bei Höfen, bei Herren und in großen Städten im Schwange geht, wenn man Wohlwollen erwerben will, so gab mir Doktor Johann Marquardt geschickt zu verstehen, daß ihm eine besondere Freude sein würde, wenn er ein artiges kleines Rößlein hätte, worauf er, wie es am kaiserlichen Hofe gebräuchlich, zum Rat reiten könnte. Ich schrieb deshalb nach Pommern und bekam ein gar wohlgestaltetes geschickt, mit dem besondern Befehl, daß ich passendes Reitzeug dazu machen lassen und alsdann dem Herrn Doktor mit drei großen portugiesischen Goldstücken anbieten sollte, was der Herr Doktor ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen annahm. Citzewitz und ich ließen doppelte Dukaten und rheinische Gulden untereinanderlaufen, bis es gutes Kronengold wurde. Davon ließen wir zwei Trinkgeschirre machen, ein jedes sieben Mark schwer; die wollten die Räte dem Herrn von Granvella verehren*. Citzewitz ist mit denselben etlichemal bei ihm in seinem Logis gewesen, hat aber zu Augsburg

* Damals der mächtige Rat des Kaisers.

die Gelegenheit nicht ersehen sie ihm beizubringen. Aber das große Bedenken, die Subtilität und Sorge wäre gar nicht nötig gewesen, und hätte er der Kleinodien noch so viele gehabt, er hätte sie ohne Gefahr in aller Güte jetzt ebenso angebracht, wie später zu Brüssel in den Niederlanden. Denn dem Herrn von Granvella war ein großer Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswert von köstlichen seltenen Waren verehrt worden, wodurch Kurfürsten, Fürsten und Städte seine Verwendung bei Kaiserlicher Majestät zu gewinnen vermeinten. Die führte er auf Zentnerwagen und etlichen starken Mauleseln bei seinem Heimzug mit sich fort, und wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und die Maulesel gehängt wäre, antwortete er: ‚Peccata Germaniae.'

Im Dezember setzte der Kaiser den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihr fleißiges Bitten und Anhalten einen Tag für den Landgrafen von Hessen an, um über seine Sache zu entscheiden. Nun hatte der Kurfürst Herzog Moritz mit dem bayrischen Frauenzimmer, wie schon gesagt, Kundschaft gemacht. Und am Sonntagmorgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Bescheid ergehen sollte, setzte sich der Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war Schneebahn. Carlowitz kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und spricht: ‚Wohin wollen Ew. Kurf. Gnaden fahren?' Der Kurfürst antwortete: ‚Ich will gen München fahren.' Ich stand gerade vor dem Tor, so daß ich mit andern, die auf- und niedergingen und stehen blieben, alles anhörte. Darauf Carlowitz: ‚Haben Ew. Kurf. Gnaden vergessen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurf. Gnaden wie dem Kurfürsten von Brandenburg angelegenen Sache Kaiserlicher Majestät Bescheid angesetzt worden ist?' Der Kurfürst: ‚Ich will gen München fahren.' Darauf Carlowitz: ‚Ich habe zuwege gebracht, daß Ihr zum angesehenen Kurfürsten geworden seid, Ihr habt Euch aber auf diesem Reichstage so leichtfertig verhalten, daß Ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kaiserlichen und Königlichen Majestät in höchste Verachtung gekommen seid.' Währenddes schlägt Herzog Moritz

die Pferde mit der Peitsche und fährt zum Tor hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: ‚Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß Euch Gottes Element schänden müsse, mit Fahren, mit allem.' Als der Kurfürst von München zurückkam, rüstete Carlowitz zur Abreise nach Leipzig; denn, so sagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Tür, und er müßte dort sein, oder er würde einige tausend Taler Schaden haben. Wollte ihn nun der Kurfürst bei sich behalten, so mußte er ihm so viel tausend Taler verehren. Keiner der beiden Kurfürsten erschien am angesetzten Tage vor der Kaiserlichen Majestät, noch ist ein Bescheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwischen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gasse von vielen angehört wurde, der Kaiserlichen Majestät nicht verschwiegen geblieben, und dieselbe das vielfältige Anhalten mehr für Gespött als Ernst erachtete, so ist auch kein ferner Tag angesetzt worden, den Bescheid zu hören.

Die deutschen Landsknechte, die in der Besetzung zu Augsburg lagen, waren etliche Monate nicht bezahlt worden, und es wurde erzählt, daß die Strafgelder des Landgrafen und der Städte, von denen sie hätten bezahlt werden können, wohl vorhanden gewesen seien, aber der Herzog Alba habe dieselben bei dem gefangenen Kurfürsten verspielt. So wurden sie mit der Bezahlung länger aufgehalten. Da sind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgerissen und sind so mit aufgerichteten Fähnlein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnung dahinziehen, ist ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der Kaiserlichen Majestät zu verdienen und sich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähnrichen ins Glied gesprungen und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtschwerter, von diesen haut einer diesen Schubbiack mitten voneinander wie eine Rübe, nach dem Spruch: wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Als

die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen von den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten, der gefangene Kurfürst wurde hinüber in den Palast des Kaisers geführt, denn sie besorgten, der Kurfürst möchte ihnen genommen werden; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köstliche Ware, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wohl geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen. Deswegen entstand dort ein wildes Rufen, Zusammenlaufen und Getümmel, jeder rüstete sich zum Ernst. Bürger und Fremde lagen auf ihren Häusern und in den Gemächern geharnischt, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beschirmung des Seinen durchsetzen konnte, so daß wohl ein geharnischter Reichstag daraus hätte werden können.

Der Kaiser aber schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch, und sagten: entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zufrieden geben, sie würden am nächsten Tage sicher bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehen, wenn sie nicht versichert würden, daß sie unbestraft bleiben sollten, weil sie dem Kaiser vor sein Logis gerückt wären. Das versprach ihnen der Kaiser, so zogen sie ab, wurden den nächsten Tag bezahlt und entlassen. Aber was geschah. Es wurden einige Späher abgefertigt, die sollten sich unvermerkt zu den Führern der Fähnlein ein, zwei Tagereisen gesellen und hören, ob diese auch der Kaiserlichen Majestät ungünstig oder spöttisch gedenken würden; wenn das geschähe, sollten sie sich Beistand nehmen und die Männer gefangen zu Augsburg wieder einbringen. Am andern oder dritten Abend im Wirtshaus taten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn sie hatten Geld im Säckel und vermeinten, sie wären jetzt sicher wie in Priester Johanns Land

und glaubten nicht, daß sie ihren Verräter bei sich sitzen hätten; da gedachten sie der Kaiserlichen Majestät in solcher Weise: ‚O weh, ja! das sollte man Karl von Gent erlauben, Kriegsleute annehmen und sie nicht bezahlen!' Sie schworen dem Kaiser St. Veltins Krankheit an den Hals*, und: ‚Wir wollten's ihm schon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gottes Element sollte ihn geschändet haben.' Auf solche Worte wurden sie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt, am Berlach an den Galgen gehenkt und einem jeden ein kleines Fähnlein in den Latz gesteckt." — So weit Sastrow.

Aus seinem Bericht von dem Aufstand deutscher Landsknechte ist zu sehen, daß damals auch die höchste Erdengewalt sehr unsicher war. Wenige Jahre darauf konnte der neue Kurfürst Moritz von Sachsen den erfahrenen Meister in welscher Politik durch plötzlichen Kriegszug wie im Fluge bewältigen. Weder der Kaiser noch ein anderer Fürst unterhielt ein größeres stehendes Heer, auch des Kaisers Macht stand deshalb auf tönernen Füßen, und Kaiser Karl befand sich dem deutschen Kriegsvolk gegenüber in einer besonders schwierigen Lage. Wie weit auch das Gewissen der Landsknechte war und wie bereitwillig sie sich um gutes Geld verkauften, sie waren doch nicht ganz ohne politische Farbe. Die Mehrzahl war protestantisch gesinnt; auch die in der Schlacht bei Mühlberg geholfen hatten, ihre Kameraden im sächsischen Dienst niederzuwerfen, empfanden nach der Schlacht mit Ärger, daß sie der protestantischen Sache einen tödlichen Stoß gegeben. Das Andenken an Luther war vielen wert, aber weit stärker war ihr Haß gegen die spanischen Soldaten Karls, das treue unbezwungene Fußvolk, welches auf den Schlachtfeldern von halb Europa für seinen König geblutet hatte. Der Kaiser selbst hatte den Bürgerkrieg in Deutschland aufgeregt, wenig Jahre darauf marschierten die deutschen Söldner trotzig gegen sein geweihtes Haupt. Und wie die Kriegsknechte empfand die Mehrzahl der deutschen Fürsten, auch die Feinde der Ernestiner und Hessen.

* Die schwere Not, fallende Sucht.

Der große Kaiser hatte einen verderblichen Schnitt durch das lockere Gewebe des Deutschen Reiches gemacht; das war keine Exekution der Reichsgewalt gewesen, wie einst gegen den tollen Württemberger oder den von Cleve, das war ein Bürgerkrieg in den größten Verhältnissen, ein persönlicher Kampf der Habsburger gegen die Hausmacht deutscher Fürsten. Fortan wußten die deutschen Herren, was sie von ihrem Kaiser zu erwarten hatten. Die letzte Scheu vor Ordnung und Pflicht des Reiches schwand dahin. Jetzt hatte jeder dringende Veranlassung, des eigenen Heils zu gedenken. Gegen die furchtbare Hausmacht der Habsburger rettete nur Anschluß an fremde Souveräne. Immer dreister wurde der Verkehr mit Frankreich, wer in Opposition trat, gewöhnte sich dort Hilfe zu suchen. Im Bündnis mit Frankreich erhob sich Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg gegen den Kaiser, in französischem Sold half der deutsche Feldoberst Schärtlin Metz, Toul und Verdun von Deutschland abreißen; an den Hof der Valois, zu Guisen und Bourbonen, wanderten von jetzt die jüngeren Prinzen Deutschlands, Weltbildung, Geldunterstützung, eine Hauptmannsstelle zu erlangen. Und das taten nicht die protestantischen Fürsten allein, auch die katholischen, sogar geistliche Kurfürsten, denen freilich neben Frankreich noch die Konspiration mit dem Römischen Hofe blieb. Nicht aus der Zeit Richelieus, sondern von dem deutschen Kriege Karls V. datiert der übermächtige Einfluß Frankreichs auf die Geschicke des Vaterlandes; die faktische Auflösung des deutschen Reichskörpers datiert von der Schlacht bei Mühlberg und dem Reichstag zu Augsburg. Und wie widerwärtig uns der Anschluß der deutschen Territorialherren an eine fremde Macht erscheint, niemals soll man vergessen, daß die undeutsche Politik des kaiserlichen Hauses ihn verschuldet hat. Doch die Nemesis traf den Vernichter deutscher Selbständigkeit, den großen Kaiser, fast auf der Stelle. Er hatte unter den Kurhut des pflichtvollen und zögernden Johann Friedrich einen weit andern Mann gestellt, seinen Jünger in selbstsüchtiger Politik, eine übermütige Kraft ohne Bedenken und von verstecktem Entschluß wie der Kaiser selbst.

So erntete Karl, was er gesät; die Landsknechte des Moritz scheuchten ihn bis in die letzten Schluchten der Alpen. Der nackte Egoismus des Wettiners siegte über die rücksichtslose Politik des großen Habsburgers. Was der Herr von halb Europa sein lebelang erstrebt, das ging ihm unter der Hand verloren. Deutschland war auf seine Weise nicht zu regieren; er war nicht in der Lage gewesen, die große Bewegung der deutschen Geister zu leiten, er war nicht imstande, sie völlig zu vernichten. Es war ihm nicht gelungen, die deutschen Fürsten seinem Hause dienstbar zu machen, es war ihm nicht gelungen, ihre Macht zu zerstören. Der weitsehende bedächtige Spieler gab sein Spiel auf, er legte still, wie er zu handeln pflegte, die Karten aus der Hand. Er selbst brach mit schwerem Herzen seine Hausmacht in zwei Stücke.

Die politische Lage Deutschlands wurde dadurch nicht hoffnungsvoller. Auch das Leben des Moritz verlöschte wie ein Meteor, und der wilde Spießgesell, Albrecht von Brandenburg, starb einen kläglichen Tod.

Es folgten die Grumbachsche Fehde, die kölnische Fehde, die jülichschen Händel, die böhmischen Wirren, ein Streit ruhmloser als der andere, die Führer einer Partei so wenig tüchtig als die der andern. Das Ende war der Dreißigjährige Krieg.

Eine Bürgerfamilie

(1488—1542)

Aus den höchsten Gebieten deutscher Tätigkeit steigt die Erzählung nieder zu den kleinen Kreisen, in denen einzelne Familien mit dem charakteristischen Inhalt der Zeit erkennbar werden. Eine Reihe von Beispielen soll von den Schicksalen des Landmannes herüberführen zu dem Leben der privilegierten Stände.

Das Jahr 1500 fand den Bauer in Süddeutschland tief erbittert über den Druck, der auf ihm lag, und geneigt sich dagegen zu empören. Allmählich teilte sich die Aufregung den Franken und Thüringern mit, sie arbeitete unter den Westfalen und zog hinab bis an die Hansestädte der Nord- und Ostsee. Zwei Generationen vergingen, bevor die große sozialistische Bewegung des 16. Jahrhunderts unterdrückt wurde.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Erschütterungen des europäischen Geldmarktes dazu beitrugen, den Landmann aufzuregen. Das Sinken der Metallwerte seit der Entdeckung von Amerika wurde von den Produzenten zunächst als ein dauerndes Steigen der Getreidepreise empfunden. Dem Bauer wurde jeder Scheffel Getreide und damit auch seine Arbeit wertvoller; in demselben Maße erhielt beides für den Grundherrn höhere Bedeutung. Es war natürlich, daß der Bauer ebensosehr auf eine Befreiung, hier und da auf eine Ablösung der Lasten dachte, während das Interesse des Grundherrn wurde, die Dienste zu erhalten, ja zu steigern*. Dennoch wird man die große Bewegung nicht vorzugsweise auf solche Ursache zurück-

* Zu vergleichen: Roscher, System der Volkswirtschaft. II. S. 810.

führen. Der Siegesstolz der Schweizer, welche die Ritter Burgunds zu Boden geschlagen hatten, das Selbstgefühl der neuen Landsknechte und vor allem die religiöse Bewegung und die politische Farbe, welche dieselbe in Süddeutschland erhielt, setzten die Seele des Bauern in fieberhafte Erwartung, daß eine neue Zeit auch für ihn heraufkomme. Zum ersten Male wurde seine Lage von den Gebildeten mit Teilnahme betrachtet. Der Landmann wurde fast plötzlich auch in der Literatur urteilend und mitredend eingeführt. Seine Beschwerden gegen die Geistlichkeit, aber auch gegen die Grundherren wurden mit vielem Geschick in populärer Sprache immer wieder vorgetragen. Wenig Jahre zuvor hatte er bei den Fastnachtsspielen der Nürnberger die stehende Rolle eines Tölpels gespielt, jetzt schrieben die Klosterbrüder, sogar die Stadtbürger, wie Hans Sachs, Dialoge in herzlichem Mitgefühl mit seiner Lage, und die Figur des einfachen, verständigen, arbeitsamen Bauern, des „Karsthans", wurde wiederholt in Anspruch genommen, um das Urteil und den Witz des Volkes gegen die Pfaffen aufzuregen.

Aber wie gefährlich der große Bauernaufstand des Jahres 1525 durch mehrere Wochen erschien und wie mannigfaltig die Charaktere und Leidenschaften waren, welche darin ausbrannten, der Bauer selbst war fast nur die wogende Masse, seine Demagogen und Leiter gehörten zum Teil andern Ständen an; im ganzen betrachtet ist die Intelligenz und Tüchtigkeit der Anführer, auch der bäuerlichen, doch nur gering, ebenso gering die kriegerische Tüchtigkeit der Haufen. Deshalb liegt hier, wo der Bauer zum erstenmal durch die Gelehrten der Zeit mächtig beeinflußt wird, mehr Reiz in Betrachtung der Geister, welche ihm die Seele aufwühlten. Es ging diesmal, wie immer bei Volksaufständen: zuerst erregten die Maßvolleren, Weiterblickenden die Besseren und Ehrlichen, dann verloren sie die Herrschaft an eitle und rohe Demagogen, wie Andreas Karlstadt und Thomas Münzer.

Nächst Luther hat kein einzelner Mann vor dem Bauernkriege so tiefe Einwirkung auf die Stimmungen des süd-

deutschen Landvolkes ausgeübt, als ein Barfüßer-Observanzer, welcher aus dem Kreuzgang des Franziskanerklosters zu Ulm unter das Volk trat, Johann Eberlin von Günzburg. Er hatte mehrere Eigenschaften eines großen Agitators und stand unter den Gestalten der ersten Reformationszeit als eine der liebenswürdigsten. Wärmer als ein anderer ergriff er die soziale Seite der Bewegung. Schon im Jahre 1521 verkündete er sein Ideal eines neuen Staates und eines neuen Gemeindelebens anonym in volkstümlichster Form durch kleine populäre Schriften. Die alten Forderungen, welche später ein Prädikant in den „zwölf Artikeln der Bauernschaft" zusammengefaßt hat, finden sich mit mehreren andern fast sämtlich in einer Sammlung kleiner Volksbüchlein, in den „fünfzehn Bundesgenossen". Die Beredsamkeit Eberlins wirkte hinreißend auf die lauschende Menge, Fülle der Rede, poetischer Schwung, herzliche Wärme und zugleich eine Ader von guter Laune und von dramatischer Gewalt machten ihn überall wo er erschien zum Liebling. Dazu kam eine harmlose Selbstgefälligkeit und so viel behagliches Hängen an der Stunde als nötig war, ihm seine Erfolge wert und die Verfolgungen seiner Gegner erträglich zu machen. Und doch war er nichts weniger als ein behender Demagoge. Als er aus seinem Orden schied in ehrlicher Überzeugung, mit einem Herzen, welches durch die Versunkenheit der Kirche und durch die Not des Volkes leidenschaftlich erregt war, konnte er freilich auch nach damaligem Zuschnitt kaum für einen unterrichteten Mann gelten, erst nach und nach kam ihm in einzelnen sozialen Fragen die Klarheit; dann war er gewissenhaft bemüht, frühere Behauptungen zu widerrufen; wie gern er auch von sich selbst spricht, immer ist es ihm heiliger Ernst mit der Wahrheit. Dabei hatte er einen stillen aristokratischen Zug, er war ein Bürgerkind, hatte angesehene Verwandte, auch aus adligem Geschlecht, und rohe Gewalttat widerstand seinem Wesen, in welchem ein starker gesunder Menschenverstand unablässig das auflodernde Gefühl zu beherrschen suchte. Mit großer Pietät hing er an allen seinen Vorgängern, die seine Bildung gefördert hatten,

zunächst an den Wittenberger Reformatoren. Nachdem er mehrere Jahre in Süddeutschland unstet herumgetrieben war, zog es ihn nach Wittenberg, dort wirkte Melanchthon sehr stark auf den beweglichen Süddeutschen, er wurde ruhiger, mäßiger, besser geschult. Ferner aber gehörte er — wie sein Klostergenosse Heinrich von Kettenbach — zu den Prädikanten, welche sich um Hutten und Sickingen sammelten. Und diese persönliche Verbindung der großen süddeutschen Volksredner hat die volkstümliche Bewegung kurz vor der Katastrophe Sickingens in eine Richtung gelenkt, welche keine Dauer haben konnte. Denn eine kurze Zeit schien es, als ob in Süddeutschland die religiöse und soziale Bewegung von den adligen Gutsbesitzern, wenn nicht geführt, doch benutzt werden könnte; es war ein Irrtum, an dem die beiden Ritter und ihre bessern Freunde zerbrachen, weder Hutten noch Sickingen hatte die Kraft und Einsicht, das Landvolk wirklich für sich zu gewinnen. Das kam sofort zutage, als Sickingen von seinen Nachbarfürsten bewältigt war. Die Bauern wurden die eifrigsten Helfer der Fürsten, um die Junker der Sickingischen Partei zu verfolgen und ihre Schlösser zu verbrennen. Und dieser Kriegszug ist in der Tat als Vorspiel des Bauernkrieges zu betrachten. Er hatte das Landvolk auch in den benachbarten Landschaften entfesselt und an das Brechen der Burgen gewöhnt. Uns ist ein kleiner Dialog aus dem Jahre 1524 erhalten, welcher bereits den vollen Grimm der Landleute gegen den Adel ausspricht*.

Von da ab erhielten die entschlossenen Demagogen das Ohr der Bauern, die gemäßigte Partei der Volksführer verlor die Herrschaft. Noch einmal hatte Eberlin Gelegen-

* „Ein Gesprech eyneß Fuchs und Wolffs — auf dem Staigerwadt" 1524. 6 Bl. Unter der Maske des Wolfes und Fuchses unterhalten sich zwei flüchtige Junker der Partei Sickingen. Nachdem die Räubereien des Adels kräftig angedeutet sind, sagt der Wolf: Durch solchen Fraß haben wir uns viel Bürger und Bauern zu Feind gemacht, die haben sich unlängst verpflichtet, keinen von uns leben zu lassen, wenn sie uns erwischen. Fuchs: Wer sind dieselbigen Bürger und Bauern? Wolf: Die hohen Schwaben, als Augspurger, Ulmer, Kemptner, Bibracher, Memminger und den Neckar entlang, die Nürnberger und die Bayern, welche an sie grenzen.

heit, in Erfurt als Vermittler vor den empörten Bauernhaufen die Energie seiner Beredsamkeit zu erweisen, unter seiner Rede fiel das gesamte Landvolk fromm und reuig in die Knie. Die Schwäche des Rates vereitelte den letzten Erfolg seiner Bemühungen. Er zog sich seitdem unter dem Schutz der Grafen von Wertheim auf ein Pfarramt in Wertheim zurück, wo er noch im Jahre 1530 dem verstorbenen Grafen Görg eine schöne kirchliche Gedächtnisfeier hielt, bei welcher er und 19 Mitpfarrer das versammelte Volk zu Tränen rührten. Mit ihm verlor sich ein gutes Stück von der Poesie der Reformation, die seit den Bauernkriegen in neuen Bahnen ging.

Grausam wurde der Aufstand durch die geängsteten Fürsten bestraft, am eifrigsten waren die kleinen Tyrannen, den Besiegten wieder das Joch aufzulegen. Und doch folgte dem Kampf in Süddeutschland und Thüringen eine wirkliche Verbesserung der materiellen Lage des Landvolkes. Man ist immer noch geneigt, die Einwirkung der römischen Rechtsanschauungen als eine Verschlechterung der Verhältnisse des deutschen Bauern zu betrachten. Allerdings waren die Gesichtspunkte, nach denen die römisch geschulten Juristen das Verhältnis zwischen Grundherren und Untertanen betrachteten, den letzteren nicht immer günstig, denn die Rechtsgelehrten waren geneigt, jede Art von Abhängigkeit des Bauern aus dem mangelnden Eigentumsrecht an seinem Boden zu erklären; aber sie waren ebenso bereit, die persönliche Freiheit des Landmanns anzuerkennen. So wurde in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts die alte Leibeigenschaft, welche in vielen Landschaften noch in harter Form bestand, gemildert und die Untertänigkeit an ihre Stelle gesetzt.

Was den Landmann des 16. Jahrhunderts in der allgemeinen Schätzung herabdrückte, war nicht das fremde harte Recht, sondern die Erhebung der anderen Volksschichten durch die neue lateinische Bildung, an welcher er weniger teilhatte als die Gutsherren und Städter. Doch gewann auch er durch die lateinische Schule, weil die Reformatoren und die Beamten der Landesherren, welche zu

römischem Recht erzogen waren, in den Territorien des 16. Jahrhunderts allmählich geordnetere Zustände schufen und dem Bauern überhaupt die Möglichkeit sicherten, zu schaffen und zu gedeihen. Durch die Kirchen- und Schulzucht hob sich in dem größten Teil Deutschlands Sittlichkeit und Kultur der Dörfer. Von den größeren deutschen Landesherren hatten mehrere einen hausväterlichen Sinn, und in den neuen Ordnungen, welche sie in Übereinstimmung mit ihren Geistlichen entwarfen, wurde auf das Wohl des Bauern sorgfältig Rücksicht genommen. Das geschah vor allem durch das Haus der Wettiner in ihrem Franken, Thüringen und Meißen, nicht am wenigsten durch Kurfürst August. Und die Autorität der sächsischen Kanzlei, welche seit dem 15. Jahrhundert in Deutschland bestand, trug wesentlich dazu bei, solche sächsische Verordnungen zu Mustern für das übrige Deutschland zu machen.

Doch kann nicht geleugnet werden, daß einige Jahrzehnte vor dem Dreißigjährigen Kriege, wenigstens in den Landschaften jenseits der Elbe, z. B. in Pommern und Schlesien, wieder eine Steigerung der Adelsansprüche fühlbar wird. Unter schwachen Regenten wuchs der höfische Einfluß des Adels; die unaufhörlichen Geldverlegenheiten der Fürsten steigerten das Selbstgefühl der Landstände, welche die Steuer bewilligten, und die Bauern hatten mit Ausnahme von Tirol, Ostfriesland, der alten Landvogtei Schwaben und weniger kleiner Territorien keine Vertreter unter den Landständen. So hielten sich die Grundherren für die Bewilligungen, welche sie dem Fürsten machten, an ihren Landleuten doppelt schadlos. In Pommern wurde 1617 die Leibeigenschaft wieder förmlich eingeführt.

Noch anderen Segen brachte die Reformation. Sie bahnte der aufstrebenden Volkskraft neue Wege. Wieder muß daran erinnert werden, daß von je der Bauernstand die große Quelle war, aus welcher neue Familienkraft in die Zunftstuben und die Arbeitszimmer der Gelehrten aufstieg. Auch deshalb liegt die letzte Grundlage für das Gedeihen der Völker in der einfachen Tätigkeit des Landmannes, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist und Körper, Anstren-

gung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selbst reguliert werden. Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesamte Volk. Der Untergang der freien Landarbeiter hat mehr als einmal die politische Existenz der Staaten untergraben, z. B. in Polen, ja er hat einst die tödliche Schwäche des großen Römerreiches und das Absterben der antiken Welt zur Folge gehabt. Je reichlicher und ungehinderter neue Kraft aus den unteren Schichten in die anspruchsvolleren Kreise aufsteigt, desto kräftiger und energischer wird das politische Leben des Volkes sein können. Und wieder, je weniger die sinkende Familienkraft durch künstliche Stützen verhindert wird, in die große Masse des Volkes hinabzufallen, desto frischer und schneller wird sich die emporstrebende den Weg zur Höhe bahnen. Unser Himmel und unsere Kultur verlangen eine so angestrengte Arbeit der einzelnen, und so viel Streben und Kunst ist in unser Leben gekommen, daß unser Verbrauch an Lebenskraft ein sehr großer ist. Schon dem Landmann schwindet bei harter Arbeit leicht die Schönheit der äußeren Form und jener Überschuß von Kraft, welcher dem Menschen ein leichtes Herz und das Vollgefühl des Glückes gibt; aber seine Muskeln und Nerven werden gehärtet, und er schreitet noch fest und dauerhaft über die Schwelle. Wenn jedoch die Familie aus diesem Kreise heraustritt, vermehren sich, so scheint es, mit den Genüssen höherer Bildung und Tätigkeit auch die feindlichen Mächte, welche ihre Lebenskraft stören. Allerdings ist die Familie nicht ein solches Gebilde der schaffenden Natur wie ein Ährenfeld oder die Felsenschichtung eines Gebirges. Von den zahlreichen Faktoren, durch welche ihr Gedeihen und Fortleben bestimmt wird, sind mehrere aller menschlichen Berechnung für immer entzogen. Und neben häufig wiederkehrenden Erscheinungen, welche wir bescheiden als Regel auffassen, sind die verschiedensten Abweichungen täglich zu beobachten. Bald eine durch viele Jahrhunderte fortwirkende Tüchtigkeit und Energie des Lebens in derselben Familie, noch häufiger in überkommenen Verhältnissen ein langes mäßiges Dauern, welches in längeren Zwischenräumen zu einer ungewöhnlichen

Menschenkraft aufblüht. Aber man wird es auch wieder für keinen Zufall halten, daß ein großer Teil der mächtigsten Persönlichkeiten der ersten oder zweiten aufstrebenden Generation angehört, so Luther, Goethe, Schiller. Nicht selten beschränkt sich das Gedeihen auf fünf bis sechs Generationen, von denen sehr oft Großvater und Vater die Aufstrebenden sind, der Sohn auf der Höhe der Kraft sich ausbreitet, der Enkel und Urenkel im Genuß der von den Vorfahren erworbenen Habe das Absteigen der Familienkraft bezeichnet. Bei solcher Ausdehnung ist die Dauer einer Familie in anspruchsvollen Kreisen auf etwa zweihundert Jahre anzuschlagen, von der Geburt des aufsteigenden Ahns bis zum Tode des absteigenden Nachkommen. Die Privilegien der höheren Stände, Befestigung des Vermögens, das Eintreten in eine abgeschlossene Kaste und ähnliche äußere Stützen vermögen das Zurückfallen in die große Masse des Volkes aufzuhalten und dadurch Familienexistenzen zu konservieren, zuweilen nur das physische Bestehen, nicht das Fortwirken einer starken treibenden Kraft. Es ist charakteristisch für die Physiognomie der mittelalterlichen und der meisten modernen Regierungen Europas, daß sie sich noch vorwiegend auf die alte konservierte Familienkraft stützen. Dies gab ihnen zuzeiten ein unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehen, aus welchem kein Schluß auf die abnehmende Lebenskraft des Volkes selbst zu ziehen war. Der erste Fortschritt, welchen die Regierenden seit dem Mittelalter machten, war die Benutzung neuer Menschenkraft neben solcher, welche durch Privilegien befestigt war. Der Beamtenstand gehört im ganzen durchaus den aufstrebenden Familien an.

Vor allem war die Aufhebung des Zölibats ein sozialer Fortschritt. Sie sichert noch heute den protestantischen Landschaften ein Übergewicht über die katholischen. Bis auf Luther war der größte Teil deutscher Volkskraft, welcher aus der Hütte des Arbeiters heraufkam, bestimmt, unter dem heiligen Salböl zu verdorren. Es ist wahr, die Priesterehe hatte während des ganzen Mittelalters faktisch nicht aufgehört. War doch sogar ein Kardinal förmlich verheiratet gewesen, seine Hausfrau hatte gegen Papst und Kardinal-

kollegium durchgesetzt, bei ihm zu bleiben und konnte vor seiner Leiche den teilnehmenden Römern das Unerhörte berichten, ihr Mann sei ihr immer treu gewesen. In Deutschland bildeten die Haushälterinnen der Geistlichen, die Papemeierschen des Reineke Fuchs, eine zahlreiche, nicht anspruchslose Klasse. Aber die Duldung dieser Verbindungen mußten die Landgeistlichen von Bischof und Kurie durch Abgaben erkaufen. Und wie gefällig die höhere Geistlichkeit war, dem ehrlichen Seelsorger galt solche Wirtschaft doch als unsittlich, es kam vor, daß deutsche Priester sich deshalb ein Gewissen machten, bei der Messe zu konsekrieren. Das Volk aber sah mit Haß und Hohn auf diese wilden Ehen. Und, was hier die Hauptsache ist, die Kinder solches Haushalts standen unter dem Fluch ihrer Geburt, solange sie lebten; kaum eine bürgerliche Tätigkeit war ihnen zugängig, selbst in die Zünfte der Handwerker wurden sie nicht aufgenommen. Sie verloren sich als Handarbeiter oder Landfahrer. Und doch war eine dauernde geschlechtliche Verbindung katholischer Geistlichen zur Zeit Luthers in der Regel noch ein Glück für ihre Gemeinden; aus hundert Flugschriften ist zu sehen, wie ruchlos die umherflackernde Sinnlichkeit der Priester in Dorf und Stadt das Familienleben der Gemeindegenossen verdarb. Bei den Protestanten dagegen wurde der Stand der Geistlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmanns zu höherer Tätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorf und eine kleine Landwirtschaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernstand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der besten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend ist der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit auf die geistige Produktion der Deutschen, daß die meisten der großen Gelehrten, Dichter, Künstler, die Intelligenz des deutschen Beamtenstandes wenigstens mit einer, oft mit mehreren Generationen ihrer Vorfahren in einem protestantischen Pfarrhause stehen*.

* Zu den gewöhnlichen Bahnen, auf denen neue Volkskraft in den letzten drei Jahrhunderten heraufgestiegen ist, gehören folgende, die Generationen nebeneinander gestellt:

Im folgenden wird das Leben einer Familie geschildert, welche am Ende des 15. Jahrhunderts aus dem Dorf in die Stadt übersiedelte und in der dritten Generation eine größere Handelsstadt regierte. Allerdings ist aus der Erzählung zu erkennen, daß Kinder- und Familienleben auch damals treuherzige und naive Heiterkeit nicht entbehrte; aber man wird nicht ohne Befremden sehen, wie rauh die Pflicht geübt und das Leben aufgefaßt wurde, wie gering die Humanität, wie stark das Familiengefühl war. Dicht neben Gewalttat und räuberischem Überfall wird man die Anfänge einer sehr modernen Polizei finden, die ersten Verfolgungen wegen Preßvergehen.

Wir sind zwar gewöhnt anzunehmen, daß das einzelne Menschenleben vor dreihundert Jahren weniger galt als jetzt, aber man wird doch in dem alten Bericht mit Verwunderung lesen, wie leicht Gewalt und Bluttat den Frieden einer Häuslichkeit stören konnten. In friedlicher Bürgerfamilie wird der Großvater durch überlegten Mordanfall getötet, der Vater wieder ersticht in Notwehr einen andern; ein Sohn wird auf offener Landstraße von Wegelagerern angefallen, er erlegt einen Räuber und wird von einem andern bis zum Tode verwundet. — Zuletzt endlich wird es manchem von Interesse sein zu erkennen, wie der große Theologe, welcher damals die Christenheit in zwei Lager teilte, bis an den Strand der Ostsee als Familienrat einwirkte, und wie er durch sein Wort fremde Seelen in Verehrung und Gehorsam unterwarf.

Allerdings geben die Zustände, welche hier geschildert werden, nicht in allen Einzelheiten ein normales Bild von den Verhältnissen Deutschlands. An den Küsten von Pommern, wo sich der niedersächsische Stamm auf slawischer Un-

Landmann. Schullehrer oder Geistlicher. Beamter. Neugeadelter.
Landmann. Geistlicher. Gelehrter.
Handwerker. Händler. Kaufmann. Gutsherr.
Oft beharrt die Familie durch mehrere Generationen in derselben Tätigkeit, am häufigsten bei Geistlichen, Beamten, Kaufherren. Die neueste Zeit hat auch hier schnellere Übergänge, größeren Wechsel.

terlage ausgebreitet hatte, war das Leben rauher, die Leidenschaft rücksichtsloser, die Stunde des Genusses weniger anmutig als in den großen Reichsstädten des Südens, wo längerer Wohlstand, höhere Städtemacht, größere Verfeinerung wenigstens manchem einzelnen zugute kam. Aber zu groß wird man den Unterschied auch nicht finden, wenn man die Lebensläufe anderer Zeitgenossen mit dem vorliegenden vergleicht, zuweilen ansprechendere Formen und einen hübscheren Ausdruck für das gemütliche Behagen, aber weder höhere Auffassung der Pflichten, noch reinere Sittlichkeit, noch größere Sicherheit des Lebens und Eigentums.

Die folgenden Mitteilungen sind wieder der umfangreichen Selbstbiographie entnommen, welche Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister von Stralsund, verfaßte. Sein eigenes Leben war ungewöhnlich bunt und reich an Eindrücken.

Er wurde als junger Mann mit seinem älteren Bruder zum Reichskammergericht nach Speier geschickt, dort einen Prozeß seines Vaters treiben zu helfen und sich selbst ein Unterkommen zu suchen. Er war in allerlei Diensten bei Advokaten, bei einem Komtur des Johanniterordens, schlug sich nach Italien, um aus den Händen der römischen Geistlichkeit die Hinterlassenschaft seines älteren Bruders zu erheben, welcher vom Kaiser als lateinischer Gelegenheitsdichter mit dem Lorbeer gekrönt und geadelt worden, und darauf wegen einer unglücklichen Liebe mit gebrochenem Herzen nach Italien gegangen und im Dienst eines Kardinals gestorben war. Von Italien wand sich der jüngere Bruder durch die Wirren des Schmalkaldischen Krieges nach der Heimat zurück, trat in herzoglichen Dienst, wurde von den pommerschen Herzögen als politischer Agent in das Kaiserlager, zum Reichstag nach Augsburg, als Sollizitator an das Kammergericht geschickt, ließ sich dann in Greifswald nieder, gründete einen Hausstand, erlangte als gewandter Notarius in Pommern Praxis und Vermögen, zog nach Stralsund, wurde dort Bürgermeister und starb hoch an Jahren in Ehren als ein schlauer, hitzköpfiger und wahrscheinlich nicht selten harter und parteiischer Herr. So beginnt er seinen Bericht:

„Um das Jahr 1487 ist mein Vater zu Ranzin im Kruge, der am Kirchhof auf Anklam zu liegt und unter die Junker Osten zu Quilow gehört, dem Wirt Hans Sastrow geboren worden. Nun hatte dieser Hans Sastrow an Vermögen, Gestalt, Stärke und Verstand die Junker Horne, welche ebenfalls zu Ranzin wohnten, weit übertroffen, so daß er schon vor seinem Ehestande sich mit ihren Hofhufen wohl vergleichen konnte. Das hat denn die Horne übel verdrossen, sie haben sich aufs äußerste beflissen, ihm Schimpf, Spott, Schaden, Nachteil zu bereiten, ihm auch Gesundheit und Leben zu gefährden. Und da sie für ihre Person nicht konnten noch durften, haben sie ihren Vogt abgerichtet, in den Krug zu gehen, zu zechen, Zank und Unwillen mit dem Wirt anzufangen und denselben mit Schlägen bis zum Tode abzufertigen. Denn obgleich der Horne vier in Ranzin saßen, so sind doch ihre Hufen, Einnahme und Vermögen so gering gewesen, daß sie sich alle vier mit einem Pflugvogt haben behelfen können. — Aber was geschieht? Da der Wirt wußte, daß die Horne ihm nachstellten und leicht vermerkte, was der Vogt im Sinne hatte, ist er diesem zuvorgekommen und hat ihn so abgefertigt, daß er kaum auf allen vieren aus dem Kruge hat kriechen können.

Als Hans Sastrow nun spürte, daß der Horne Feindseligkeit nicht aufhörte, sondern täglich zunahm, so hat er, um sich und die Seinen aus der Gefahr zu bringen, ungefähr ums Jahr 1487 sich mit seinem Junker, dem alten Hans Osten zu Quilow, wegen seiner Bauernpflicht in Güte gänzlich auseinandergesetzt, hat darauf zu Greifswald das Bürgerrecht gewonnen, daselbst in der Fleischhauerstraße das Eckhaus, Herrn Brand Hartmann gegenüber, gekauft und allmählich das Seinige von Ranzin in sein gekauftes Haus geführt. So hat er sich ein Jahr vor meines Vaters Geburt von den Osten geschieden und ist bürgerlichen Standes geworden.

Was geschieht? — Merkt diese greuliche, mörderische Tat! Anno 1494 ist Kindelbier zu Gribow, wo auch ein Horne

seinen Sitz hat, es liegt nicht weit von Ranzin, rechts, wenn man von Greifswald nach Ranzin fährt. Zu demselben Kindelbier ist mein Großvater Hans Sastrow als nächster Verwandter geladen, hat seinen Sohn, meinen Vater, der damals ungefähr sieben Jahr war, bei der Hand genommen und ist den kurzen Kirchweg dahin gegangen.

Die Horne von Ranzin haben zum Valet und Abschied diese Gelegenheit nicht versäumt, sondern ins Werk setzen wollen, was sie seit vielen Jahren im Herzen gehegt. Sie sind auch nach Gribow geritten, als wollten sie daselbst ihren Vetter besuchen, und um die bequemste Gelegenheit selbst zu ersehen, sind sie ins Kindelbier gegangen und haben sich mit an den Tisch gesetzt, woran mein Großvater saß. Denn sie waren so herunter, daß sie die Bauernkost und Gesellschaft nicht verschmähten. Als sich die Horne nun spät am Nachmittag vollgetrunken, sind sie sämtlich aufgestanden und haben ihren Biergang in den Stall gemacht. Und vermeinten, sie wären dort allein. Es stand aber einer von meines Großvaters Verwandten auch im Stall in einem Winkel, der hörte an, wozu sie sich entschlossen hätten, sie wollten eilig auf ihre Pferde fallen, sobald sie merkten, daß mein Großvater aufbräche, um ihm unterwegs zu begegnen und alsdann ihn und auch sein Söhnlein zu Tode zu schlagen.

Der Mann kommt zu meinem Großvater, sagt ihm, was er im Stall gehört hat, und rät ihm, daß er sich noch bei Tage aufmachen und heimgehen solle. Dem ist auch mein Großvater gefolgt, ist aufgestanden, hat seinen Sohn, meinen Vater, bei der Hand genommen und ist nach Ranzin gegangen. Als er aber auf halbem Wege zwischen Ranzin und Gribow in das Gehölz im Moor kam, das mit Buschwerk und Gestrüpp bewachsen ist, haben die mörderischen Bösewichter ihm den Weg versperrt, haben ihn mit den Pferden zu Boden getreten und ihm den Leib voll Wunden gehauen, so daß sie nicht anders meinten, als er wäre tot. Sie sind aber daran noch nicht ersättigt gewesen, sondern haben ihn an einen großen Stein geschleppt, der noch jetzt vorn in dem Moor liegt, haben ihm auf dem Stein die rechte Faust abgehauen und ihn so für tot liegen lassen. Der Junge aber,

mein Vater, ist mittlerweile ins Moor gekrochen, hat sich im Gesträuch auf einem Rasenhügel versteckt, daß sie mit den Pferden nicht zu ihm kommen und, da es anfing finster zu werden, ihn in den Büschen auch nicht finden konnten.

Die andern Bauern sind nachgeritten zu sehen, was die Horne gemacht hätten, haben den Verwundeten so zugerichtet gefunden und den Jungen aus dem Moor geholt. Einer unter ihnen ist nach Ranzin gerannt, hat schnell Wagen und Pferde geholt. Darauf hat man den Verwundeten gelegt, an dem kein Leben mehr gespürt wurde, als daß er bei der Ankunft in Ranzin noch einmal aufjappte und verschied.

Des unmündigen Knaben, meines Vaters, nächste Freunde, besonders die zu Greifswald in der Stadt wohnten, machten alles zu Geld und verkauften wieder das Haus, so daß sie im ganzen über zweitausend Gulden zusammenbrachten. Wenige Edelleute lassen in jetziger Zeit ihre Untertanen zu einem solchen Vermögen kommen! Sie hielten den Knaben aufs beste, ließen ihn lesen, schreiben und rechnen lehren und schickten ihn nach Antwerpen, auch nach Amsterdam, damit er etwas von Kaufmannschaft lernte. Als er zur gebührenden Größe und nach Hause kam und das Seine in die Hand erhielt, kaufte er die Ecke der Langen Gasse und Hundstraße, rechts gegenüber der St. Nikolauskirche, zwei Häuser und zwei Buden in der Hundstraße. Aus dem einen Haus hat er das Wohnhaus, aus dem andern das Brauhaus und aus der Bude den Torweg mit viel Arbeit und Unkosten gebaut. Da nun seine Person den Leuten gefiel und man sah, daß er sich zur Nahrung wohl anließ, haben meiner Mutter Vormund und nächste Verwandte ihm diese ehelich versprochen.

Meine Mutter war die Tochter des Bartholomäus Smiterlow, welcher Bruder des Herrn Bürgermeisters Nikolaus Smiterlow war, eine junge gar schöne Frau, klein, zart von Gliedern, freundlich, kurzweilig, ohne Hoffart, reinlich, häuslich und bis in ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und und andächtig. Anno 1514 haben meine Eltern Hochzeit gehalten, Anno 1515 gab ihnen der liebe Gott einen Sohn, den sie nach meinem väterlichen Großvater Johannes nen-

nen ließen. Anno 1517 ist meine Schwester Anna, Herrn Peter Frubos, Bürgermeisters zu Greifswald, nachgelassene Witwe, geboren, Anno 1520 bin ich zur Welt gekommen und nach meinem mütterlichen Großvater Bartholomäus genannt worden.

Von meinen fünf jüngeren Geschwistern war meine Schwester Katharine ein treffliches, schönes, freundliches, getreues und frommes Mädchen. Als mein Bruder Johannes von Wittenberg, wo er studierte, nach Haus kam, begehrte sie von ihm zu lernen, wie man lateinisch sagen könnte: ‚Das ist wirklich eine schöne Jungfrau.' Er sagte: ‚profecto formosa puella.' — Sie fragte weiter, wie man denn lateinisch antworten könnte: ‚So ziemlich!' Er: ‚sic satis.' Nach Verlauf etzlicher Zeit kamen drei Studenten von Wittenberg her, vornehmer Leute Kinder, nur um die Stadt zu besehen; die hatte Christian Smiterlow an seinen Vater, den Bürgermeister Herrn Nikolaus Smiterlow, zum Beherbergen empfohlen. Und dieser wollte sie auch gut traktieren und ihnen gute Gesellschaft schaffen. Da er selbst drei erwachsene Töchter hatte, war neben andern Gästen auch diese meine Schwester eingeladen. Die Studenten nun haben mit den Jungfern allerlei Scherzworte gewechselt und auch lateinisch untereinander geredet, was sich vor Jungfrauen deutsch zu sagen nicht geziemte, wie junge Gesellen wohl tun. Da hat auch der eine zum andern gesagt: ‚profecto formosa puella'; darauf entgegnete meine Schwester: ‚sic satis'; da sind sie sehr erschrocken, vermeinend, daß sie auch ihre vorhergehende amatorische Rede verstanden hätte. Sie ist aber Anno 44 zu einer ganz unglücklichen Heirat gekommen, mit Christoph Meier, dieser war ein ungeschlachter Mensch, vertat, verfaulte und verbankettierte alles, was er hatte, auch was er mit meiner Schwester erfreite.

Meine Mutter hielt ihre Töchter von Jugend auf zu der gebührenden häuslichen Arbeit. Als meine Schwester Gertrud mit fünf Jahren von ohngefähr beim Rocken saß und spann —, denn damals waren die Spinnräder noch nicht in Gebrauch —, erzählte mein Bruder Johannes, daß die Kaiserliche Majestät einen Reichstag ausgeschrieben hätte,

wohin Kaiser, König, Kurfürsten, Fürsten, Grafen und große Männer zusammenkämen, und auf die Frage, was sie dort machten, antwortete er: sie verordneten und beschlössen, wie es in der Welt gemacht werden und zugehen sollte. Da fing dies Mägdlein beim Rocken gar hoch und tief zu seufzen an und sagte in großer Wehmut: ‚Ach du lieber Gott! wenn sie doch auch ernstlich verordnen möchten, daß solche kleine Mädchen nicht spinnen dürften.' — Diese meine Schwester ist mit meiner seligen Mutter und mit noch zweien meiner Schwestern, mit Magdalene und Katharine im Jahre 1549, als die Pestilenz gar heftig grassierte, selig entschlafen. Zuerst meine Mutter, und als meine Schwestern bitterlich weinten, hat sie denselben im Verscheiden gesagt: ‚Was weinet ihr? Betet vielmehr, daß mir Gott meine Pein gnädiglich wolle kürzen.' Einige Tage darauf entschlief selig Gertrud, meine jüngste Schwester. Die älteste unverheiratete Schwester Magdalene war auch schon dem Tode nahe, stand gleichwohl aus dem Bett, schloß auf und legte nicht allein Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, sondern auch was man ihr selbst um- und antun sollte, und befahl, wenn Gertrud begraben würde, nur das Grab offen zu lassen, etwas mit Erde zu bedecken und sie neben Gertrud zu setzen. So legte sie sich wieder zu Bett, bis den andern Tag, nachdem Gertrud begraben war. Da starb auch sie, die größte und stärkste unter allen meinen Schwestern, eine treffliche, verständige, arbeitsame Haushälterin. Dies schrieb mir meine Schwester Katharine zwei Tage vor ihrem Tode, und daß es mit ihr selbst ebenso stünde, sie sei auf dem Weg, der Mutter und den Schwestern zu folgen, und sie sehne sich danach und ermahnte mich, daß ich mich nicht grämen sollte.

Meine Eltern nun, die beiden jungen Eheleute, hatten sich wohl eingerichtet, alles fertig gebaut, saßen in voller Nahrung und Gedeihen mit Federn, Wolle, Honig, Butter, Korn, hatten ihr stattliches Malz- und Brauwerk —, da wendete sich ihre Glückseligkeit in einen betrübten, gar üblen Zustand.

Denn in demselben Jahre 1523 kauft Georg Hartmann,

der Tochtermann des Doktor Stojentin*, von meinem Vater ein Viertel Butter und gerät darüber mit ihm in Wortwechsel. Um solches zu klagen, geht Hartmann, der ohnedies einen Kurzdegen zu Herrn Peter Korchschwantz trug, zu seiner Schwiegermutter. Diese, von Natur hochtrabend und sehr reich, hatte einen Doktor, des Landesfürsten Rat, zur Ehe, achtete also geringere Leute wenig. Sie gibt ihm ein Handbeil mit diesen Worten in die Hand: ‚Sieh, da hast du ein Viertelstück, geh' auf den Markt und kauf dir ein Herz.' — So begegnet ihm mein Vater, der nach der Wage gehen wollte, sich einen Kessel Honig wägen zu lassen, oben in der Gasse, wo die Kleinschmiede wohnen, ohne Wehr, er hatte kein Brotmesser bei sich. Den überfällt Hartmann mit dem Degen und Handbeil bewaffnet. Mein Vater entspringt ihm in das Haus eines Kleinschmiedes, erwischt die Fleischgabel, die nehmen ihm die Schmiedeknechte, desgleichen wehren sie ihm auch die Leiter, die an der Galerie stand; er aber reißt von der Wand einen Knebelspieß, läuft damit zum Haus hinaus auf die Gasse und ruft, wo der sei, der ihm sein Leib und Leben habe nehmen wollen. Darauf springt Hartmann aus des Nebenschmiedes Haus, hat zu seinen beiden vorigen Wehren noch vom Amboß einen Hammer genommen, wirft mit demselben nach meinem Vater, und obgleich dieser den Wurf mit dem Spieß pariert, so gleitet doch der Hammer längs dem Spieß auf die Brust, daß er etliche Tage Blut spie. Gleich darauf trifft ihn Hartmann mit dem Handbeil in die Schulter. Da dieser nun mit Hammer und Handbeil getroffen hat, vermeint er, es könne ihm nicht mehr mißraten, entblößt den Degen und läuft damit meinem Vater auf den Spieß. Dieser stößt ihm den Spieß bis an den Knebel in den Leib, daß er stürzt. Dies ist dieser kläglichen Historie wahrhaftige Narration. Ich weiß wohl, daß die Gegner das anders berichten, mein Vater habe den Hartmann erstochen, als dieser sich in des Schmiedes Stube wehrlos hinter dem Ofen versteckt gehabt; aber es klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt.

* Valentin Stojentin, Jugendfreund Ulrichs von Hutten, damals Herzoglicher Rat, einflußreicher Beförderer der Reformation.

Mein Vater eilte stracks nach dem Kloster der schwarzen Mönche, er war mit den Mönchen bekannt; die führten ihn in die Kirche oben unter dem Gewölbe in ein Steinspind. Doktor Stojentin mit großem Beistand und Dienern durchsuchte alle Winkel des Klosters und kam auch in die Kirche. Mein Vater meinte, sie sähen ihn; er wollte sie ansprechen und bitten, ihn zu verschonen, da er in seiner Unschuld nur Notwehr geübt habe. Doch der barmherzige Gott gab, daß er schwieg und daß dem Gegenteil die Augen zugehalten wurden, daß sie ihn nicht sehen konnten.

In der Nacht brachten ihn die Mönche über die Mauer, so daß er längs dem Damm in das Dorf Neukirchen am Ende des Dammes kommen konnte. Dorthin hatte mein Stiefgroßvater einen Bauernwagen aus Leist bestellt, der einen Sack mit Gerste, auch einen Futtersack und meinen Vater im Sack verborgen nach Stralsund führte. Auf den Bauern ist Stojentin in der Nacht getroffen und hat gefragt, wo er hin wolle. Jener: ‚Nach Stralsund.' Er hat auf die Säcke gestoßen und gefragt: was er geladen habe. Jener: ‚Gerste und seinen Futtersack.' Er: ob er nicht jemand reiten oder laufen gesehen hätte. Jener: ‚Ja, es wäre einer ganz eilend den Weg nach dem Dorf Horst geritten, ihm hätte gedeucht, es wäre Sastrow von Greifswald, er verwunderte sich, daß er in der Nacht so eilend mit dem Pferd rennte.' So hat Doktor Stojentin den Bauern verlassen und ist den Horster Weg geritten, mein Vater aber ist zu Stralsund angekommen und hat von dem Rat daselbst Geleit erlangt.

Es hat aber mein Vater solchem Geleit allerdings nicht zu trauen gehabt, weil der Entleibte selbst unter dem Geleit meines gnädigen Herrn Herzog Georgs gestanden hatte, und Doktor Stojentin, Sr. Fürstlichen Gnaden Rat, dies Geleit gegen meinen Vater trefflich geltend machte und auch sonst der Gegenteil reich, stolz und mächtig war. So ist er in Dänemark, auch zu Lübeck, Hamburg und anderswo umhergeschweift, bis er mit dem Landesfürsten um eine ansehnliche Summe Geld vertragen wurde, die er auch bar erlegen mußte.

Und obgleich später nach vielfältigem Ansuchen, aufge-

wandtem Fleiß und Arbeit meines Stiefgroßvaters mein Vater mit der beleidigten Partei auf Entrichtung von 1000 Mark Blutgeld verglichen wurde, so konnte ihm doch wegen dieser Gegner der Aufenthalt in der Stadt Greifswald nicht freigemacht werden. Wie aber solch Blutgeld dem Sohn und Erben des Entleibten, dem Brand Hartmann, gediehen ist, hat der Augenschein ergeben. Unglück und Unheil wurde an Leib, Gut, Nahrung, an Weib und Kindern gespüret.

So mußte meine Mutter in ihrer Jugend ohne Mann bei vier kleinen unerzogenen Kindern haushalten. Daß sie mit schwermütigen traurigen Gedanken beladen gewesen, kann man leicht ermessen.

Sie ging gemeiniglich in der Hälfte des Nachmittags, sonderlich in der Fastenzeit, an alle drei Altäre vor dem Chor und betete, wie im Papsttum gebräuchlich, vor einem jeden Altar ein Paternoster und ein Ave-Maria. Das Barthelmeweselein mußte stets mitgehen. Einst setzte es sich am ersten Altar zur Mutter, legte dort ein Räucherwerk hin. Da ihm aber die Mutter zu zeitig aufstand und er ihr zum zweiten Altar folgte, tat er desgleichen, doch was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Als nun die Mutter aufstand und sah, wie ich vor allen drei Altären des Heiligtums geweihräuchert und das Gebet so garstig beschlossen hatte, ist sie nach Haus gegangen und hat die Magd mit einem Besen in die Kirche geschickt, das Räucherwerk mit der Andacht aus der Kirche zu fegen. Man sagt mir, ich soll in meinen kindlichen Jahren sehr wild gewesen sein, und daß ich manchmal auf den Turm von St. Nikolaus gestiegen und einst auf der Außenseite des Turmes in der Höhe der Glocken um den Turm herumgegangen bin. Da nun meine Mutter vor ihrer Tür stand, die gerade gegenüber dem Turm war, und ihr Söhnlein so spazieren sah, ist sie sehr bekümmert gewesen, bis es unverletzt wieder herunterkam. Dafür hat sie auch dem Barthelmewes gegeben, was er wohl verdient hatte. — Während meine Mutter zu Greifswald wohnte, ging ich daselbst in die Schule, lernte nicht allein lesen, sondern auch aus dem Donat deklinieren, komparieren, konjugieren. Am Palmsonntag mußte ich auch

das ‚Quantus' singen, nachdem ich die vorhergehenden Jahre erstlich das kleine, nachher das große ‚Hic est' gesungen hatte*. Das war den Knaben eine große Ehre und ihren Eltern keine geringe Freude, denn man brauchte dazu aus den Schulen die wackersten Knaben, die sich nicht entsetzten vor der großen Menge der Klerisei, auch weltlicher Personen, und mit heller Stimme besonders das Quantus herausheben konnten.

Anno 1528, da meine Eltern spürten, daß der Hartmannsche Anhang durch nichts zu erweichen war, meinen Vater in die Stadt und Nahrung zu lassen, wollten sie, wie frommen Eheleuten gebührt, die Last der Haushaltung miteinander tragen, und so hat meine Mutter meinem Vater nachziehen müssen. Deswegen hat mein Vater das Bürgerrecht zu Stralsund gewonnen und ein Haus daselbst gekauft, meine Mutter ist von Greifswald aufgebrochen, hat ihr Haus daselbst verhandelt und ist so im Frühling nach dem Sund gezogen. Um dieselbe Zeit hat mein Stiefgroßvater, der damals Kämmerer zu Greifswald war, mich zu sich genommen, daselbst zu studieren. — Ich studierte aber

* Am Palmsonntage wurde auf dem Kirchhofe der katholischen Kirche ein großer hölzerner Esel mit Rädern, darauf eine lebensgroße Puppe als Christus gefahren. Nach der Palmenweihe strömte dort das Volk zusammen. Der Chor der Schüler sang die Worte des Evangelisten: Cum audisset populus, quia Jesus venit Hierosolymam, acceperunt ramos palmarum etc. Darauf traten acht Schüler vor, hoben ihre Hände gegen den Esel auf und sangen laut: Hic est, qui venturus est (dieser ist es, welcher kommen wird – das kleine Hic est). Darauf respondierte der Chor: In salutem populi. Und wieder zeigten acht andere Schüler auf den Esel und sangen: Hic est salus nostra et redemptio Israel (das große Hic est). Darauf knieten acht andere Schüler vor dem Esel nieder, schlugen die Hände über dem Haupt zusammen und sangen: Quantus est iste, cui throni et dominationes occurrunt? Noli timere, filia Sion; ecce rex tuus. — Das war für die Schüler schon ein ruhmvolles Stück. Darauf aber kamen andere sechs Schüler, knieten nieder, neigten ihr Angesicht zur Erde, schlugen alle zugleich die Hände über dem Haupt zusammen und sangen das Salve, und wenn sie ausgesungen, gingen sie drei Schritt vor, knieten wieder nieder, und so dreimal Salve rex, fabricator mundi etc. Dann zogen sie miteinander den Esel vorwärts usw. — Getreu nach einer Beschreibung der Feierlichkeit im Staatsarchiv zu St. Gallen, abgedruckt in Keßlers Leben von J. J. Bernet. S. 18.

gar wenig, hatte die Pferde, um darauf spazierenzureiten und mit dem Großvater auf die Stadtdörfer zu fahren, lieber als die Bücher, weshalb ich auch in studiis wenig fortschritt.

Der älteste Sohn von Herrn Bertram Smiterlow, Klaus genannt, fünf Jahre alt, aber länger und stärker von Gliedern als ich, war ein verzweifelter Schalk; er tat den Kindern in der Nachbarschaft viel Gewalt und Unrecht, von seinem Vater wurde er nicht nur nicht gestraft, sondern auch gegen die Klagen der Nachbarn mit großer Rauheit verteidigt, so daß der Großvater, um ein großes Parlament, ja Mord und Totschlag zwischen dem Vater und den Nachbarn zu verhüten, den Jungen zu sich nahm. Er schlief mit mir in der Kammer in einem Bett. Einst am Morgen, als wir aufgestanden und uns beide nebeneinander auf der hohen Kiste am Fuß des Bettes anzogen, stieß er mich, ohne jeden Wortwechsel oder gegebene Ursache, sondern allein aus boshaftem Mutwillen — denn er war so gewöhnt, daß er seine unaussprechliche Bosheit nicht unterlassen konnte — vor die Brust, daß ich rückwärts von der Kiste hinunterstürzte; wahrlich ein gefährlicher Fall. Und einst richtete der Großvater ein großes Nachtmahl an, wozu er nicht allein seine Kinder, sondern auch andere lud. Am Abend, als die Knechte ihren Herren die Leuchten brachten und bei dem Feuer saßen, kam dieser Lecker zu ihnen und trieb gegen sie allerlei Schalkheit. Die Knechte fürchteten den Vater und ließen sich alles gefallen. Zuletzt unterstand er sich, einem nach dem andern mit dem Finger an den Lippen zu brummen; da erdreistete sich einer und schlug ihn aufs Maul. Er lief in die Stube hinter den Vater und sagte dem, welcher Knecht ihm die Maulschelle gegeben hatte. In der Nacht, als das Bankett geendigt war, die Gäste aufstanden nach Hause zu gehen, die Laternen angezündet wurden und man aus dem Hause auf die Gasse kam und allenthalben und bei einem jeden nichts anderes als Stille und guter Friede bemerkt wurde, entblößte der Vater des Knaben den Kurzdegen, den er an der Seite hatte, und hieb dem Knecht, welcher vor seinem Herrn die

Laterne trug, eine greuliche Wunde in die Schulter hinein. Um mich unverletzt gegenüber dem Lecker zu erhalten und nicht deswegen in noch größere Sorge zu geraten, mußte mich mein Großvater nach Stralsund zu den Eltern fahren lassen. In solchem Mutwillen wuchs der Knabe auf, worin der Vater ihn nicht allein nicht strafte, sondern vielmehr seinen Gefallen daran hatte, so daß auch niemand darüber klagen durfte. Als er nun erwachsen und an siebenundzwanzig Jahr alt war, wollte er einst gen Rostock reiten und blieb in Röwershagen über Nacht. Im andern Krug gegenüber zog ein Wagen mit Kaufleuten ein, weil sie bei diesem Menschen — denn sie kannten seinen bösen Kopf wohl — nicht sein wollten. Der eine Kaufmann hatte einen Schießhund, der lief in den Krug, worin Smiterlow war, und dieser band den Hund an, als wäre er sein, um ihn zu behalten. Am andern Morgen, als sie aufbrechen wollten, vermißte der Kaufmann seinen Hund und fand ihn bei Smiterlow, der auch aufgesessen war und den Hund am Strick mit sich führte. Der Kaufmann begehrte seinen Hund, Smiterlow wollte ihn nicht ablassen, sondern zog sein geladenes Rohr auf den Kaufmann hervor. Der Kaufmann aber wurde eher fertig und schoß ihn oben am Leib durch den Schenkel. Er ritt wohl kümmerlich nach Rostock und wurde dort verbunden, aber nach wenigen Tagen war er des Todes. Der Kaufmann ritt seine Straße und kam davon, es krähte, wie man sagt, weder Hund noch Hahn danach, nur der Vater bekam das Kratzen im Nacken. Solches schreib' ich Herrn Bertram und seinen Kindern nicht zu Verdruß noch Schmach, da solche doppelt mit uns verwandt sind, sondern meinen Kindern zur Verwarnung und Vermahnung, daß sie ihre Kinder von Jugend auf in geziemender Zucht und Zwang halten.

Im Jahre 1529 ging meine Mutter schweren Fußes und wollte vor der Entbindung noch scheuern und waschen lassen, wie es die Frauen im Brauch haben. Nun hatten meine Eltern diesmal eine Magd, die vom bösen Geist besessen war. Sie hatte sich bis dahin nicht hervorgetan, aber jetzt, als sie das große Wandgerät zu scheuern hatte, Kessel und

Tiegel herunterzunehmen, warf sie diese herab auf den Boden, sehr greulich und rief mit lauter Stimme: ‚Ich will heraus!' Als man nun den Grund merkte, nahm ihre Mutter (die in der Pantinenmacherstraße wohnte) die Magd zu sich, und sie wurde etlichemal in die Kirche zu St. Nikolaus in einem rigaischen Schlitten geführt. Wenn die Predigt geendigt war, wurde der Geist beschworen und ergab sich aus seinem Bekenntnis, daß ihre Mutter einen frischen sauren Käse gekauft und in den Schrank eingesetzt hatte, die Magd war in Abwesenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen und hatte vom Käse gegessen. Als nun die Mutter gesehen, daß jemand beim Käse gewesen war, hatte sie dem den bösen Geist in den Leib geflucht; seitdem hatte er in der Magd hausgehalten. Als er darauf gefragt wurde, wie er denn bei und in der Magd hätte bleiben können, da sie in der Zeit zum Sakrament gegangen war, gab er die Antwort: ‚Es liegt wohl ein Schelm unter der Brücke und läßt einen frommen Mann über sich hingehen', er hätte mittlerweile ihr unter der Zunge gesessen. Er wurde aber nicht allein gebannt und beschworen, sondern es ward auch von männiglich, so in der Kirche dabei- und umherstand, auf den Knien fleißig und andächtig gebetet. Mit dem Exorcismo trieb er sein lautes Gespött; denn als der Prediger ihn beschwor, daß er ausfahren sollte, sagte er: ja, er wollte weichen, er müßte ja wohl das Feld räumen, aber er forderte allerlei, was man ihm mitzunehmen erlauben sollte; wenn ihm das eine Geforderte abgeschlagen würde, so stünde ihm das Bleiben frei. Es stand einer unter den Anwesenden, welcher den Hut aufbehielt, als diese beteten, da begehrte er von den Predigern ihm zu erlauben, daß er dem den Hut vom Kopf nehmen dürfte, den Hut wolle er mit sich nehmen und weichen. Ich trage Sorge, wäre es ihm von Gott gestattet worden, Haut und Haar hätten mit dem Hut gehen müssen. — Zuletzt, als er wußte, daß seine Zeit die Magd zu plagen verflossen war und merkte, daß unser Herrgott das gläubige Gebet der gegenwärtigen Leute gnädiglich erhörte, forderte er gar spöttisch eine Tafel Glas aus dem Fenster über der Turmuhr, und als ihm eine Raute

aus demselben erlaubt wurde, hat sich dieselbe zusehends mit einem Klang abgelöst und ist davongeflogen. Nach der Zeit hat man nichts Böses bei der Magd vermerkt. Sie hat auf dem Dorf einen Mann bekommen und von ihm Kinder erhalten.

Ich ging in die Schule, lernte so viel, als ich vor Wildheit konnte, das Ingenium war ziemlich, wie sich merken ließ, aber Stetigkeit war nicht vorhanden. — Des Sommers badete ich mich mit meinen Gesellen am Strand, das sah mein Ohm aus seinem Garten hinter seiner Scheuer und zeigte es meinem Vater an, der kam mit einer guten Rute des Morgens auf den Saal vor mein Bett; während ich schlief, nestelte er sich mittlerweile auf und redete laut, damit ich erwachen sollte. Wie ich dann erwachte und ihn vor mir stehen und die Rute auf dem Nebenbett liegen sah, verstand ich wohl, was die Glocke geschlagen hatte, da fing ich an mit bitterlichem Weinen zu flehen und zu bitten. Er fragte, was ich getan hätte. Ich gelobte, ich wollte mein Lebtag am Strand nicht mehr baden. ‚Ja, Junker,' sagte er (wenn er mich ihrzte und Junker nannte, wußte ich wohl, daß die Sache zwischen ihm und mir schlecht stand), ‚habt Ihr gebadet, so muß ich quästen*.' Dabei ergriff er die Rute, warf mir die Kleider über den Kopf und lohnte nach Verdienst. Meine Eltern erzogen ihre Kinder ganz gut. Mein Vater war etwas hastig, und wenn die Galle überhandnahm, konnte er kein Maß halten. Einst erzürnte er sich über mich; er stand im Stall, ich aber unter der Tür des Stalles, da erwischte er die Stakengabel und schoß die nach mir. Ich entsprang dem Wurf, der war so stark, daß die Gabel in einen eichenen Ständer der Badestube so tief zu stecken kam, daß man sie mit Gewalt herausziehen mußte. Damals hat der gnädige Gott des Teufels Vorhaben gegen meinen Vater und gegen mich vorsorglich gehindert. Die Mutter aber, welche überaus glimpflich und holdselig war, sprang in solchen Fällen hinzu, sagte wohl: ‚Stäupe stärker, der verzweifelte Bub hat es wohl verdient', und unterdes,

* Die Badequaste gebrauchen.

ohne daß es die Kinder merkten, faßte sie ihm den Arm und die Hand, worin er die Rute hatte, daß er nicht zu stark zuschlagen konnte.

Meines Vaters Haus war noch sehr unfertig, außerdem war eine Bude hereingebaut, mit dem Eingang hart am Brunnen. Darin wohnte ein Müller, Lewark genannt, der hatte viele und böse Kinder, die weinten Tag und Nacht. Des morgens, wenn der Tag anbrach, fingen die jungen Lerchen an zu zirpen; das währte den ganzen Tag, daß man davor weder sehen noch hören konnte, bis mein Vater die alten Lerchen mit ihren jungen Lewarken* herausjagte, die Bude einriß und den Bau des ganzen Hauses mit Ernst, großer Arbeit und Unkosten angriff. Denn meine Eltern bekamen von Greifswald eine ziemliche Barschaft, weil meine Mutter alles zu Geld machen mußte, so daß viele Leute meinen Vater deshalb den reichen Mann in der Behrstraße nannten. Dies wurde aber in wenig Jahren sehr ungewiß gemacht, so daß meinen Eltern große Sorge und Geldverspitterung, auch ihren Kindern Verhinderung des gehofften Glückes, also merklicher Schaden und Nachteil entstand.

Denn es waren damals zu Stralsund zwei Weiber, die man Schadenträgerinnen nicht unbillig nennen möchte, die eine hieß Lubbe Keßke, die andere Engeln, wohnten alle beide in der Altbüßerstraße. Die kauften von meinem Vater allerhand Tuch, das verkauften sie wieder andern Leuten, man wußte aber nicht wem; sie entliehen Geld zu fünfzig, hundert, hundertundfünfzig und mehr oder weniger Talern, sagten auch nicht, für wen sie die entliehen; wenn sie von den Leuten gefragt wurden, von wem sie solches Geld holten, antworteten sie: ‚Vom reichen Mann in der Behrstraße.' Der Taler galt damals achtundzwanzig lübische Schillinge, sie machten ab, den zum Termin, auf den man übereingekommen war, mit achtundzwanzig und ein halb Schilling zu bezahlen. So auch mit dem Kaufgeld für die Tücher, sie zahlten bisweilen wohl etwas ab, aber wenn

* Wortspiel. Die Lerche heißt niederdeutsch Lewark.

sie einmal hundert Gulden entrichteten, so nahmen sie stracks wieder für zweihundert oder mehr Gulden. Solcher Handel war meiner Mutter gar nicht recht, denn sie sah wohl, wenn der Vater sein Geld auf die gebührende Rente von fünf Prozent austäte, würde dasselbe ungleich mehr bringen. Und ihr sagte das Herz, die Weiber würden den Vater endlich betrügen, wie auch wirklich geschah, sie flehte, bat und ermahnte, manchmal mit Vergießung heißer Tränen, für sich selbst, auch durch die Prediger, Knipstro und andere, er sollte doch mit den Weibern zu handeln unterlassen. Als nun die Forderung sehr groß wurde, die Weiber nicht zwanzig Gulden zu zahlen vermochten und er wissen wollte, wohin sein Gut gekommen wäre, fand sich, daß er an die Frau eines Tuchschneiders, des Hermann Bruser, welche einen stattlichen Tuchhandel hatte, da sie das Tuch im Ausschnitt wohlfeiler verkaufte, als andere Tuchhändler tun konnten, siebzehnhundertundfünfundzwanzig Gulden und an die Mutter des Jakob Leweling achthundert Gulden weggegeben hatte. Mein Vater zog die beiden Weiber mit der Frau des Bruser zur Rechenschaft, diese Frau und ihr Mann Hermann Bruser erboten sich zu bezahlen. Bruser gab meinem Vater Siegel und Brief, ihm in festgesetzten Terminen die Zahlung zu leisten. — Was geschieht? Der erste Termin der Bezahlung fiel in den Aufruhr gegen den Bürgermeister Herrn Nikolaus Smiterlow, und von den vornehmsten der Aufrührer war Hermann Bruser einer; er meinte, es wäre nun sowohl mit meinem Vater als mit dem Herrn Bürgermeister aus, er widersetzte sich der Bezahlung, also seiner gegebenen Schuldverschreibung, und ließ sich mit meinem Vater in einen Prozeß ein. Die Gegner brachten den Bürgermeister Vorber durch Verehrung etlicher Goldgulden auf ihre Seite, so daß nach langem Rechtsgang erkannt wurde, Bruser sollte schwören, daß er von dem Handel nichts gewußt und beweisen, daß derselbe wucherisch gewesen. Bruser hat solchen Eid vor dem Niedergericht leiblich geleistet und vermeldet, seine Zeugen wären ‚über See und Sand', er bitte deswegen zur Vollführung seines Beweises Jahr und Tag. Als ihm auch solches zu-

erkannt wurde, appellierte mein Vater an den Rat und von da an den Ehrbaren Rat zu Lübeck.

Die Herren zu Lübeck erklärten, Bruser solle bezahlen, laut Siegel und Brief. Davon appellierte dieser an das Kaiserliche Kammergericht zu Speier. Zu Speier hat man viele Jahre prozessiert; Bruser schwur den Eid paupertatis, doch steuerte er seine Tochter gleich eines Bürgermeisters Tochter mit Perlen und Geschmeide aus, verkaufte seine Häuser, und sein Schwestermann brachte Siegel und Brief dem Buchstaben nach älter als meines Vaters Schuldbrief, worin ihm alle Güter des Bruser als Hypothek verpfändet waren. Endlich ist das Kammergericht von den protestierenden Reichsständen rekusiert worden, und man hat mit dem Prozeß stillhalten müssen, bis dasselbige nach sechs Jahren wiederum besetzt worden ist, von da hat man die Sache bis zum Beschluß durchgeführt. Ich aber bin nach dem Beschluß selbst zwei ganze Jahre in Speier gewesen und habe die Publikation des Urteils nicht herausbringen können, so daß mein Vater sich zuletzt, nachdem er mit Bruser und seiner Partei über vierunddreißig Jahre prozessiert, mit den Erben von Brusers Schwestermann so verglichen hat, daß dieselben tausend Gulden als ein und alles gegeben haben. Die Hauptschuld ist gewesen siebzehnhundertundfünfundzwanzig Gulden, meines Vaters aufgewandte Kosten haben mehr als tausend Gulden betragen, was ist das lucrum cessans? Daß mein Vater sein Geld an die vierzig Jahre entbehren müssen, daß meinen Eltern und ihren Kindern merklich große Ungelegenheit entstanden ist. Ich bin darüber aus meinem Studieren und mein Bruder Magister Johannes ums Leben gekommen, so daß man im Grunde sagen muß, das Diktum des Hesiodus: ‚Die Hälfte ist mehr als das Ganze', passe nicht übel auf den Rechtsprozeß, sonderlich beim Kaiserlichen Kammergericht; so daß es viel nützlicher sei, man nimmt im Anfang die Hälfte, als daß man das Ganze durch Erkenntnis des Kammergerichts erhalte.

Hierauf will sich gebühren, meinen Kindern zur Lehre nicht vorzuenthalten, wie den gottlosen Gesellen, nachdem

sie meine Eltern in die dreißig Jahre tribuliert und vexiert haben, gelohnt worden ist. Denn im 75. Psalm steht: ‚Der Herr hat einen Becher in der Hand mit starkem Wein voll eingeschenkt, und schenkt aus demselben' — diesen Kelch hat er auch mir daraus zu trinken dargereicht, ziemlich so viel als er gewußt, daß ich habe vertragen können. Aber die Gottlosen haben auch daraus getrunken und die Hefen aussaufen müssen, so daß ich an meinen und der Meinigen Feinden meine Lust gesehen habe. Denn der Hauptschuldige, Hermann Bruser, ist mit seinem hoffärtigen Weib, der Erzbetrügerin, in die äußerste Armut geraten, daß sie von ihren Verwandten und Bekannten etliche Jahre gefüttert worden; endlich hat er sich in Schweden als Kammerknecht vermietet und zu Stockholm hat ihm in seines Herrn Krambude der Teufel den Hals entzweigebrochen, daß er mitten in der Krambude liegend gefunden wurde, das Angesicht nach dem Rücken gedreht. Seine Tochter, die, wie oben gemeldet, mit meines Vaters Gütern gleich eines Bürgermeisters Tochter ausgesteuert wurde, ist, ehe sie verstorben, bloß und arm geworden, hat Haus und Hof aufgeben müssen, und ihr Mann muß seit ihrem Tode, der viele Jahre her ist, bis auf den heutigen Tag im Hospital zum Heiligen Geist von Almosen leben.

Mit seinem Sohn hat es nirgend glücklich hinausgewollt, er ist aus einer Leichtfertigkeit in die andere gefallen. Ihn hat man zu Kalmar eines Morgens früh auf dem heimlichen Gemach tot sitzend gefunden, und seine Kinder müssen von einem zum andern in der Stadt und auf dem Lande herumlungern.

Die andere Gegnerin meiner Eltern, die Leweling, eine Witwe, hatte von ihrem Mann einen Sohn, sie war trefflich reich an Stadt- und Landgütern, an Häusern, an Buden, Gärten und Äckern im Felde; man sagte, daß sie an stehenden sicheren Pachten auf jeden Tag, das ganze Jahr durch gerechnet, ein Huhn und einen Goldgulden hatte. Sie hatte aber mit ihrem Sohn alles durchgejagt, so daß sie nicht allein meinem Vater die achthundert Gulden, sondern auch andern mehr so viel schuldig geworden, daß sie nach Urteil

und Recht sich in ihrem abgetragenen Weibermantel aus ihrem Hause führen lassen mußte und dasselbe ihren Kreditoren einräumen. Ihrem Sohn, der ein Bengel von fünfzehn Jahren war, mußte sie in ihrem Hause eine eigene Dirne halten, wenn sie nicht wollte, daß er des Nachts in den Dirnenhäusern liege, bis sie ihm in so großer Jugend ein Eheweib gab, daß sich männiglich darüber verwunderte. Was er noch an Äckern, Wiesen, Dörfern, Wald, Hauen, Hufen und Katen übrigbehielt, mußte alles dem andern folgen. So hielt er auch seinen Ehestand so rein wie der Hund die Fasten. Denn bei Herzog Philipps Huldigung lag die Herzogin in seinem Haus zur Herberge, damals kam seine Frau mit einer jungen Tochter in die Wochen, er bat die Herzogin zu Gevatter, wie er die Tochter auch nach Ihrer Fürstl. Gnaden Maria nennen ließ, daneben aber hatte er seine Dirne im Garten bei der Niedermühle, mit der hielt er grob und ärgerlich haus. Ferner bestahl er mit einem andern, der Valentin Bus hieß, des Nachts dem Teichmeister die Reusen und fingerte sonst umher, daß es wohl des Henkers wert war. Valentin Bus wurde auch deswegen gefänglich eingezogen und hätte hängen müssen, wenn ihm nicht wegen des Lewelings, der mit ihm in gleicher Schuld stand, das Richten wäre erlassen worden. Lewe-ling aber hat sich mit dem Ehrbaren Rat verglichen und sich mit Geld vom Galgen gekauft. Wie er denn sein noch übriges Dorf Bessin, in dessen Kapelle sein Vater begraben ist, also seinen Vater mit dem Dorf einem Ehrbaren Rat verkauft und sich so mit dem Rat abgefunden hat. Weil mein Vater mit andern Kreditoren zu Recht erhalten, daß seine Mutter ihr Haus räumen mußte, hat dieser junge, übelerzogene, gottlose Lecker auf ihn gewartet, als er nach der Kirche zu Haus gehen wollte, und ist ihm mit seiner Wehr gefolgt, ihn zu erstechen oder gröblich zu verwunden, mein Vater ist aber nach Haus geeilt und hat die Tür gewonnen, ehe er an ihn gelangen konnte. Als nun dieser Sohn alles durchgejagt, ist er in großer Armut gestorben und hat seine oben gemeldete Tochter Maria hinterlassen, die man jetzt manchmal auf dem Markt sitzen sieht, Fische zu verkaufen.

Das hat daraus folgen müssen, daß Mutter und Sohn in die Fußstapfen ihrer Voreltern getreten und nicht durch ihr Exempel gewitzigt worden sind. Denn die Mutter ist von des Bürgermeisters Wulf Wulflam Freundschaft und Geblüt gewesen, von dem geschrieben ward, daß er in Reichtum keinen Gleichen an der Seeküste hatte. Die Frau desselben ist so stolzen Geistes gewesen, daß sie des Fürsten zu Pommern Spielleute von Stettin holen ließ, als sie zur zweiten Ehe schritt, und an ihrem Brauttag an einem englischen Stück Tuch, das sie von ihrem Hause bis zur Kirche breiten ließ, nach der Kirche ging; item, daß sie den reinsten, weichsten rigaischen Flachs auf dem heimlichen Gemach gebraucht hat, den Hintern damit zu wischen. Aber von dem gerechten Gott, der die Hoffart vom Himmel verstoßen hat, wurde sie mit Armut gestraft, daß sie nur noch eine silberne Schale gehabt hat; mit derselben hat sie von Haus zu Haus die Almosen gebeten mit diesen Worten: ‚Gebt der armen reichen Frau etwas!' und hat ihre alte Dienstmagd flehend angerufen, ihr um Gottes willen Leinenzeug zum Halskragen und ein Hemd zu geben. Als diese ihr solches brachte, hat sie gesagt: ‚Seht, Frau, das Garn, woraus die Leinwand gemacht ist, habe ich von dem Flachs gesponnen, womit ihr den Hintern pflegtet zu wischen, den ich aber mit Fleiß aufhob, verwahrte und rein aushechelte.'

Während des Rechtsstreites ist mein Bruder Johannes zu Wittenberg Magister geworden, wo er unter dreizehn die erste Nummer gehabt, und darum von meinen Eltern aufgefordert worden nach Hause zu kommen. Vor seinem Abgang von Wittenberg hat er von Dr. Martin Luther ein Schreiben an meinen Vater erbeten, weil dieser wegen des Rechtsstreites mit Hermann Bruser und den Lewelingschen etliche Jahre sich vom Tisch des Herrn enthalten hatte*. Welches Schreiben wörtlich also lautet:

‚Dem ehrbaren, fürsichtigen Nikolaus Sastrow, Bürger zu Stralsund, meinem günstigen guten Freund, gratia et

* Der Vater Sastrow ging aus Gewissen[illegible]haftigkeit nicht zum Abendmahl, weil er die Bedingung nicht erfüllen wollte, seinen Feinden zu vergeben.

pax. — Es hat mir Euer lieber Sohn M. Johannes angezeigt mit beweglicher Klage, lieber Freund, wie Ihr Euch des Sakraments so viele Jahre enthaltet, zu großem ärgergerlichen Exempel für andere, und hat mich gebeten, Euch zu vermahnen, von solchem gefährlichen Fürnehmen abzulassen, weil wir keine Stunde des Lebens sicher sind. So hat mich seine kindliche, treue Sorge um Euch, seinen Vater, bewegt, diese Schrift an Euch zu richten, und ist meine christliche, brüderliche Vermahnung (wie wir in Christo einander schuldig sind), Ihr wollet von solchem Fürnehmen abstehen und bedenken, daß Gottes Sohn viel mehr gelitten und seinen Kreuzigern vergeben hat. Und zuletzt, wo die Stunde kommt, müsset Ihr doch vergeben, wie ein Dieb am Galgen vergeben muß. Wenn aber die Sache vor Gericht hängt, so lasset sie fortgehen und wartet auf das Recht. Solches hindert gar nicht, zum Sakrament zu gehen, sonst müßten wir und auch unsere Fürsten nicht zum Sakrament gehen, weil die Sache zwischen den Papisten und uns noch hanget. Befehlt Ihr die Sache dem Recht, aber dieweil macht Euer Gewissen frei und sprecht: wem das Recht zufället, der habe recht, unterdes will ich vergeben dem, der unrecht getan hat, und zum Sakrament gehen. So geht Ihr nicht unwürdig hinzu, weil Ihr Recht begehret und Unrecht leiden wollt, wo es der Richter für Recht oder Unrecht erkenne. Solche Vermahnung nehmet für gut, die mir Euer Sohn mit großem Fleiß abgeflehet hat. Hiermit Gott befohlen, Amen. Mittwoch nach Miser. Dni. 1540. Martinus Luther.'

Das Original dieses abgeschriebenen Briefes werden meine Kinder neben andern wichtigen Schriften an seinem Ort finden, denselben Autographum des hocherleuchteten, heiligen, an der ganzen Welt wohlverdienten, teuern Mannes nicht weniger als ich getan mit Fleiß aufheben, lieb und wert halten und ihren Kindern und Kindeskindern zu angenehmem Gefallen verwahren.

Diesen Brief hat mein Bruder meinem Vater zu Haus und zu Handen gebracht. Und damit die Seinen sehen möchten, daß er seiner Eltern Gut nicht vergeblich angewendet, hat er etliche seiner gemachten (lateinischen) Poemata gedruckt mitgebracht. Und er hat zu Hause in den nächsten Jahren seinem Privatstudium mit Fleiß obgelegen. Denn neben anderem zu Rostock, hat er zu Lübeck auch ein Klagegedicht auf den Märtyrer Christi Doktor Robertus Barns drucken lassen*, wodurch ihm und auch dem Drucker nicht geringe Tragödie entstanden ist. Denn das Gedicht ist dem König von England zugekommen, dieser hat eine Legation an die von Lübeck geschickt, weil das Gedicht von ihrem Buchdrucker Johann Balhorn gedruckt worden war, und hat sich darüber beschwert und gedroht. Die Ehrbaren von Lübeck haben den Autor entschuldigt: obgleich er nicht bei ihnen daheim, noch in ihrer Jurisdiktion anzutreffen, so sei er doch ein gar junger Gesell, der nur ein Zeichen seiner Gelehrsamkeit habe edieren wollen; den Drucker Johann Balhorn aber haben sie aus der Stadt verwiesen, er hat beim Schein der Sonne die Stadt räumen müssen. Womit sie dann des Königs Zorn gestillt und nach etlichen Monaten Balhorn wieder in die Stadt gelassen haben.

Mein Bruder aber, M. Johann, als er von Lübeck und Rostock zurück nach Hause reisen wollte, hat er auf dem Fuhrwagen zum Gefährten gehabt Herrn Heinrich Sonneberg und eine Frau, außerdem ist neben dem Wagen geritten Hans Logebusch und ein junger feiner Gesell Hermann Lepper, der hatte gegen boguslawische Schillinge und ander Geld etliche hundert Gulden Münze aus Gadebusch, die dort geprägt waren, geholt, die lagen auf dem Fuhrwagen. Solches wurde etlichen Schnapphähnen (wie man die diebischen Bösewichter nennt) verraten. Denn es war die Straßenräuberei im Lande Mecklenburg deshalb gar gemein, weil dieselbe nicht ernstlich gestraft wurde, und es ließen sich welche vom Adel aus vornehmem Geschlecht dabei finden, so daß man mit dem Poeten wohl sagen mag:

Nobilis et Nebulo parvo discrimine distant,
Sic nebulo magnus nobilis esse potest.

* Querela de Ecclesia. Epicedion Martyris Christi, D. Roberti Barns, Angli; authore Ioanne Sastroviano. Lubecae 1542. 8°. Gegen Heinrich VIII. von England gerichtet, welcher in erträglichen Distichen mit Busiris und ähnlichen antiken Charakteren verglichen wird.

Jedoch wird der schätzbare Adel, worunter viel ehrliche Leute, die aller Wege wert zu achten sind, damit nicht gemeint. Jetzt ist gottlob! im Fürstentum Mecklenburg ernstliche Aufsicht, damals aber durften die Buschreiter sagen: wenn wir dreihundert Gulden abgeben, bringen wir uns dadurch aus aller Gefahr und behalten immer noch zweihundert übrig. Wie die Reisenden nun an die Ribbenitzer Heide kamen, stiegen die, so auf dem Wagen saßen, mit ihren Wehren vom Wagen, die beiden Reiter hätten an dem unsichern Ort auch beim Wagen bleiben sollen, aber sie ritten etwas voraus. Gegen diese sammelten sich die Schnapphähne. Einer insonderheit machte sich an den Ladebusch, sie redeten gesellig. Als sie so nebeneinander ritten, daß er Ladebuschens Zündrohr erreichen kann (es war damals nicht gebräuchlich, doppelte Röhre am Sattel zu führen), reißt er ihm die Büchse, welche gespannt und der Hahn aufgezogen war, aus der Holfter, übereilet dann den Hermann Lepper, der zurück nach dem Wagen reitet, und erschießt den, daß er vom Klepper herunterpurzelt. Hans Lagebusch nimmt das Hasenpanier, reitet dann auf Ribbenitz zu. Herr Heinrich Sonneberg läuft ins Holz, versteckt sich in den Büschen. Mein Bruder hatte einen Schweinspieß, er stellte sich an das eine Hinterrad, damit die Bösewichter ihn von hinten nicht beschädigen könnten, von vorn wehrte er sich, wies einen nach dem andern ab, nicht ohne ihren Schaden, denn er stieß einem den Spieß neben dem Bein in den Leib, daß er zu Busch ritt, von dem Pferd kam, das er laufen ließ, und dort liegenblieb. Da ritt ein anderer grimmig auf meinen Bruder zu, hieb ihm ein Stück vom Kopf wohl einen Taler breit, so daß ein Stück der Hirnschale, fast einen Deut groß, an dem abgehauenen Stück sitzenblieb, und in demselben Hieb mit der Spitze des Schwertes eine Wunde in den Hals, ein halbes Viertel lang, daß er stürzte und als tot behandelt wurde. Die Bösewichter plünderten den Wagen, bekamen alles, was darauf war, ergriffen auch das Pferd ihres verwundeten Gesellen, und da sie sahen, daß der soviel bekommen, daß nicht mehr viel von seinem Leben vorhanden war, und da sie ihn nicht mit sich wegbringen konnten,

ließen sie ihn liegen. Dem Fuhrmann haben sie seine Pferde gelassen und sind mit dem erlangten Raub davongeritten. Herr Heinrich Sonneberg ist aus den Büschen wieder zum Wagen gekommen, sie haben meinen Bruder auf den Wagen gelegt, die Frau hat sein Haupt mit ihren Tüchern umwunden in ihrem Schoß gehalten, den toten Körper legten sie ihm zwischen die Beine und fuhren so langsam nach Ribbenitz. Dort wurde ihm soweit die Wunde verbunden, daß der Chirurgus ihm an den Hals etliche Hefte legen mußte. Das erscholl zu Rostock. Der Rat schickte seine Diener an den Ort, die fanden den verwundeten Schnapphahn und nahmen ihn mit sich nach Rostock, aber sobald sie ihn in das Gefängnis brachten, verschied er leider, so daß man von ihm nicht erfahren konnte, wer die andern waren. Doch blieb es nicht so ganz geheim, aber es wurde von der Freundschaft vertuscht, daß es nicht jedermann erfahren möchte, und so getrieben, daß gebührender Ernst von der hohen Obrigkeit nicht gebraucht ward. Der tote Bösewicht jedoch wurde vors Recht gebracht und vom Gericht hinaus vor die Landwehr geführt, daselbst wurde ihm der Kopf abgehauen und auf den Staken gesetzt, worauf er viele Jahre gesehen ward. Lagebusch brachte die Geschichte nach Stralsund, der Rat ließ meinem Vater einen verschlossenen Wagen mit vier Stadtpferden folgen, wir nahmen Betten mit und fuhren noch den Abend aus und durch die Nacht, so daß wir am Morgen früh zu Ribbenitz ankamen. Wir fanden meinen Bruder gar schwach, blieben aber um der Pferde willen den Tag zu Ribbenitz und ließen den entleibten Hermann Lepper, nachdem gebührenderweise vor Gericht das Recht über ihn ergangen war, christlich und ehrlich zur Erde bestatten. Gegen Abend fuhren wir aus Ribbenitz, die Nacht über nur Schritt vor Schritt, so daß wir den andern Tag gegen Mittag in Stralsund ankamen. Als Meister Joachim Oelhar, der berühmte Wundarzt, die Wunde in rechten Schick gebracht, wurde der Patient ordentlich und bald geheilt."

Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt

(1557)

In dem Familienleben alter Zeit erfreut uns am meisten ein holdes Hervorbrechen der Gefühle, welche auch unser Leben verklären: Leidenschaft der Liebenden, Herzlichkeit der Gatten, Zärtlichkeit der Eltern, Pietät der Kinder. Aber selten wird uns der Genuß, die Glut der schönsten Leidenschaft in dem Widerschein zu erkennen, der bis in unsere Zeit strahlt. Wir vermögen das allgemein Menschliche, ja auch besondere deutsche Art in Liebe und Ehe aus jeder Periode der Vergangenheit zu unterscheiden, aber gerade diese zartesten Verhältnisse sind mit vielem Vergänglichen und manchem Rätselhaften umsponnen. Hinter abstoßender Form müssen wir zuweilen den menschlichen Inhalt suchen.

Erst seit Luther und dem Konzilium von Trient erfolgte die innere Versöhnung des Christenglaubens mit der deutschen Ehe, denn erst seit dieser Zeit bemühen sich die Konfessionen, belehrend und weihend die sittliche und gemütliche Bedeutung der Ehe dem Volk verständlich zu machen.

Zweierlei hat, im ganzen betrachtet, immer in Deutschland gegolten. Zuerst war den Germanen vor andern Völkern eigen, die Jungfräulichkeit des Mädchens und die Würde der Frau zu ehren. Bei dem Weib war in der Heidenzeit die Sehergabe. Wer eine Jungfrau oder Witwe tötete, büßte nach mehr als einem Volksrecht mit der härtesten Strafe. Das Weib sollte in Fehde und Krieg Frieden an Leib und Gut genießen. Während der Gotenfürst Totila unter den Männern Italiens aufräumte, wurde Leben und Ehre der Frauen gewahrt, die Ungebühr eines Goten gegen

eine Neapolitanerin mit dem Tode des Frevlers bestraft. Ebenso war die Frau behütet nach nordischem Recht, nach dem Sachsenspiegel; dasselbe galt selbst in den grausamen Hussitenkriegen. Wie oft auch gegen diese hohe Auffassung gefrevelt wurde, das Volk verlor in der schlechtesten Zeit nicht die Ehrfurcht vor dem Adel keuscher Jungfräulichkeit und reiner Ehe. Noch 1611 war die Schändlichkeit, welche Passauer Söldner des Erzherzogs Leopold gegen Frauen im Elsaß übten, den Deutschen besonders greulich, in Flugschriften wurde jede solche Untat beschrieben. Erst im Dreißigjährigen Kriege wurde die Roheit allgemein, welche das Weib zur Beute des zügellosen Mannes machte.

Den Römern war Achtung vor weiblicher Sitte und zuchtvolles Familienleben als der höchste Vorzug der Germanen erschienen. Das Christentum, welches aus römischen Ländern zu den Deutschen drang, vermochte nicht die Frau und die Ehe höher zu stellen. Im Gegenteil, die aszetische Zutat drückte beide herab. Die Freuden der Welt mit ganzer Seele zu genießen, war dem Menschen nicht mehr erlaubt, leidenschaftliche Hingebung an den geliebten Gatten erschien leicht als Unrecht gegen den Himmel und die heilige Gestalt des Erlösers, welcher die höchste Liebe der Seele eifersüchtig für sich in Anspruch nahm. Und wieder der Mann sah auf das Bild einer himmlischen Jungfrau, deren besondere Gnade er gewinnen konnte, wenn er irdische Frauen verschmähte. Zur Zeit der Sachsenkaiser erreichte diese Gemütsrichtung ihren Höhepunkt. Heimliche Sinnlichkeit spielte mit den hohen Gestalten des Glaubens. Dasselbe Tändeln mit der Person des Heilandes, welches in Nonnenklöstern bis auf die neue Zeit gedauert hat, findet sich, nur naiver, schon vor dem Jahre 1000 in lateinischen Gedichten der Gandersheimer Nonne Hroswitha*.

Aber das Menschenherz ertrug nicht lange, die ideale Liebe im Himmel zu suchen. Als unter den ersten Hohenstaufen der Ritterstand zum Träger der Bildung, der feinen Sitte und des Geschmacks wurde, beeilte er sich, die Andacht

* Mehr darüber in Band I, der Bilder „Aus dem Mittelalter".

und abstrakte Verehrung, welche man der Jungfrau Maria zuerteilt hatte, auf die Frauen dieser Welt zu übertragen. Der höfische Kultus des Weibes begann, es bildeten sich neue konventionelle Formen für den Verkehr zwischen Mann und Weib, in Deutschland nicht ohne starke Einwirkung romanischer Sitte. Der Mann hat in Heldentaten und Abenteuern seine Liebe zu betätigen, die adlige Geliebte wird mit einer Anzahl von poetischen Anschauungen, Stimmungen und Bildern umhüllt, welche wir aus einer Fülle von Minneliedern noch jetzt erkennen. Zuweilen ist ein wahres und warmes Gefühl in der kunstreichen Form dieser Gedichte ausgedrückt, noch öfter schwirrt eintönig die Phrase. Aber weder die Würde der Frauen, noch die sittlichen Grundlagen der Ehe wurden durch solchen Ritterdienst vermehrt, denn wie bei den Romanen, wurde er auch bei den Deutschen ein Deckmantel dreister Sittenlosigkeit. Auch die vermählte Frau nahm einen Ritter in Dienst, und wie bei der Belehnung zwischen Herrn und Vasallen Brauch war, ließ sich der Dienstmann vor seiner Herrin auf die Knie nieder, sie legte ihre Hände zwischen die seinen, und erteilte ihm sein Lehn durch einen Kuß. Von da ab trug er ihre Farben, er war ihr zur Treue verpflichtet und sie ihm, er begleitete sie, wie der Vasall seinen Lehnsherrn, bis zum Bett, häufig erhielt er alle Liebesrechte eines Gatten, ja es kam vor, daß die Kirche sich herabließ, solche wilde Verbindungen zu weihen. Waren beide Teile verheiratet, dann gingen Gatte und Gattin nebenher und suchten sich andere Liebesdienste.

Solcher Ritterdienst verleitete die Männer zu den größten Torheiten; jener Pierre Vidal von Toulouse, der seiner Herrin zu Ehren in einem Wolfsfell auf allen vieren herumlief, bis er von Schäfern und Schäferhunden halbtot gebissen und geprügelt wurde, der Deutsche Ulrich von Liechstein, der in Frauenkleidern durch die Lande ritt und alle Ritter zum Kampf herausforderte, der sich zu Ehren seiner Dame einen Finger abschneiden, und wenn er zerstoßen von seinen Fahrten heimkehrte, von seiner ehelichen Hausfrau pflegen ließ, sind nicht die ärgsten Beispiele der häßlichen Verschrobenheit, zu welcher der Frauendienst führte. Das

Ende war, wie sich erwarten läßt. Der romantische Schimmer verschwand schnell, rohe, wüste Unzucht blieb zurück.

Die Kirche tat wenig darin zu bessern. Einzelne wackere Volksprediger mahnten an Zucht und Ehe, aber es war dieselbe Zeit, in welcher das Zölibat der Weltgeistlichen durchgesetzt worden war, dieselbe Zeit, in welcher durch die feudalen Grundherren die Masse des Volks zur Hörigkeit heruntergedrückt wurde. Weder der Dorfgeistliche, der jetzt ohne rechtmäßiges Weib in der Gemeinde stand, noch der Gutsherr, der seine Einwilligung zur Heirat geben mußte, Abgaben davon erhob, ja sogar schändliche Ansprüche an die Person der Braut machte, beförderten Reinheit der Ehe und Glück der Familien.

Dagegen erwuchs in den Städten ein neues kräftiges Leben. In dem dichten Aneinanderwohnen der Städter, dem geschlossenen Raum des Bürgerhauses, durch die angestrengte Arbeit in Handel und Handwerk erhielt auch der Verkehr von Mann und Weib bessere Grundlage und strengere Zucht. In dem städtischen Parteileben kräftigte sich der Zusammenhang der Familien und Geschlechter, die Bequemlichkeit des Verkehrs beförderte eine geregelte Geselligkeit und eine öffentliche Meinung, den ältesten Feind der Unsitte. Freilich entwickelte der Unterschied zwischen Reichen und Armen, zwischen Geschlechtern und zunftmäßigen Bürgern auch eine Masse neuer Hindernisse und Vorurteile, und der enge Raum begünstigte Verleumdung, Geklätsch und andere Störungen des Hausfriedens. Im ganzen aber trat eine praktisch tüchtige Auffassung des Lebens an die Stelle der ritterlichen Phantasien, auf die höfische Zucht folgte der bürgerliche Brauch; statt durch verwegene Heldentat näherte man sich der Geliebten mit vorsichtiger Werbung, nicht mehr bezauberte die stolze Prätension der Frau, sondern die jungfräuliche Scham des Mädchens; für das wilde Reiterleben auf den Edelhöfen, welches die Männer oft von den Frauen getrennt und die Ehen gewaltsam geendet hatte, gewann die Frau jetzt eine ruhige Herrschaft im wohlgeordneten Hause und statt der dreisten Courtoisie

der Reisigen den vorsichtigen, streng geregelten, zuweilen steifen Ausdruck herzlicher Achtung.

Wieder wurde Ehrbarkeit die höchste Forderung an Mädchen und Frau. Aber freilich wurde Jungfräulichkeit und Reinheit anders aufgefaßt als jetzt. Es war, wie noch in manchen Kreisen des Volks, die physische Integrität, welche gefordert wurde. Außerdem war Bedenkliches im geselligen Verkehr der beiden Geschlechter gestattet: Trinken aus einem Glase, Küssen, Umhalsen und anderes. Mit vornehmem Behagen schreibt der feine Italiener Poggio vom Konstanzer Konzil, wie er in Baden bei Zürich — dem eleganten Bad des 15. Jahrhunderts — die deutschen Männer und Frauen ohne Hülle in demselben Raum badend beobachtet habe, und wie allerliebst ihre naiven Vertraulichkeiten anzusehen seien. Der antiken Bildung des römischen Geistlichen war solcher Anblick so ansprechend, wie etwa uns das Marmorrelief eines Bacchuszuges. Aber noch hundert Jahre später rühmt Hutten dieselbe deutsche Gewohnheit* gegenüber dem italienischen Wesen, wo so etwas unmöglich wäre ohne die gröbsten Ausschweifungen. So tolerant waren noch die deutschen Humanisten. — Und wenn die bürgerliche Sitte wenigstens genau vorschrieb, was dem ehrbaren Weib verboten war, so hatte am Ausgang des Mittelalters das Treiben der nichtehrbaren Weiber eine Öffentlichkeit und Ausdehnung erlangt, die jetzt nirgends geduldet werden würde. Zwar sollten sie in besondern Häusern, den Frauen- oder Muhmenhäusern, unter einem Wirt leben, und angelegentlich kümmerte sich der Stadtrat um die Einrichtung und Ordnung dieser Anstalten. Aber auch kleinen Städten fehlten solche Häuser nicht, und wie die männliche Bevölkerung dazu stand, kann man daraus ersehen, daß die Städte für schicklich hielten, angesehene Fremde auch darin freizuhalten. Sogar den Kaiser und seinen Hof. So war es im ganzen bis zur Reformation.

* Es ist sehr möglich, daß ihm gerade der Brief Poggios in Erinnerung war, als er die Stelle seines Dialogs Inspicientes schrieb. Sie steht Bl. O des Drucks der „Dialogi" von 1520.

Zweitens aber wurde die Ehe von unseren Ahnen betrachtet nicht als eine Vereinigung zweier Liebenden, sondern als Amt voll von Pflichten und Rechten nicht nur zwischen den Gatten selbst, auch zwischen ihren Angehörigen, und die Heirat als ein Band, welches zwei ineinandergegliederte Körperschaften verbündete. Die Verwandten der Frau wurden auch „Freunde" des Mannes, sie hatten Ansprüche an ihn, wie er an sie. Daher war in alter Zeit die Wahl des Gatten allerdings eine Sache von Wichtigkeit für die Verwandtschaft beider. Und deshalb hat die deutsche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte das Ansehen einer geschäftlichen Verhandlung, welche zwischen Geschlecht und Geschlecht mit vieler Rücksicht auf Konvenienz gepflogen wurde. Wenn wir Berichte über Brautstand und Ehe aus alter Zeit lesen, so tritt diese Seite am häufigsten in den Vordergrund. Dies nimmt der deutschen Werbung vielleicht einiges von dem Reiz, den wir da erwarten, wo das Herz des Menschen stürmisch schlägt. Aber dies besonnene Abwägen ist auch charakteristisches Merkmal einer ernsten und großen Auffassung des Lebens.

Wer ein Weib zur Ehe begehrte, mußte mehrere feierliche Familienverhandlungen durchmachen. Zuerst die Werbung. Ihm ziemte dazu einen Fürsprecher zu nehmen, nicht immer den Vater oder ein anderes Haupt seines Geschlechts, oft einen angesehenen Mann der Stadt, des Landes. Diesen Gesandten begleitete in der Regel der Freier mit einer Schar seiner Genossen, auf dem Lande wohl zu Pferd in feierlichem Aufzug. War die Familie des Mädchens geneigt, so wurde diese Werbung als erste Einleitung angesehen und eine Zeit bestimmt, wo die Verhandlung über die gegenseitigen Leistungen der Familien stattfinden sollte. Zuerst hatte der Mann die Braut von ihrer Familie zu kaufen. Als dieser alte Brauch abgekommen war, blieb die Verhandlung über die Mitgift, welche die Braut dem Mann zu bringen hatte, und über die Widerlage und das Leibgedinge, welche der Mann dem Weib dagegen zu gewähren hatte. Dazu kamen, wenn auch nicht als Zwang, doch als

feststehender Gebrauch, Geschenke des Mannes an Eltern und Geschwister der Braut, oder der Braut an Familie und Brautführer des Mannes. Erst auf diese Besprechung folgte die Verlobung, sie mußte geschehen vor den rechtmäßigen Verlobern beider Teile; im Ring der Zeugen müssen beide Beteiligten feierlich erklären, daß sie einander zur Ehe nehmen wollen, darauf Anstecken eines Ringes an den Finger der Braut durch den Bräutigam, Umarmung, Kuß und andere symbolische Handlungen, durch welche der Übergang der Braut in das Geschlecht und die Mundschaft des Mannes angezeigt wurde. Nach solcher Verlobung kommt in einer Frist, deren letzter Termin an vielen Orten gesetzlich bestimmt war, der Brautlauf, die festliche Heimholung der Braut in das Haus des Mannes. Wieder geht ein feierlicher Zug zum Hause der Braut; auch wenn der Bräutigam teilnimmt, ist ein Brautführer der Sprecher. Noch einmal wirbt er vor dem versammelten Geschlecht der Braut, durch ihn wird die Braut dem Bräutigam übergeben. Dann wird sie im Zuge in das Haus des Bräutigams geleitet, dort wird das Brautmahl gehalten. Es war eine viel gescholtene Unsitte, dies Mahl mit einem Aufwand auszustatten, welcher oft weit über das Vermögen der Brautleute hinausging, und zahlreiche Verordnungen sind bemüht, den Luxus an Musik, Gerichten, Tischen* und die Zahl der Festtage zu beschränken.

So war die Vermählung der Deutschen. Der Brautkranz kam mit der christlichen Kirche aus römischen Erinnerungen und wurde vom Bräutigam wie von der Braut in verschiedener Form getragen. Die Einsegnung wurde seit den Karolingern von der Kirche gefordert und von den Vornehmen wohl selten vernachlässigt. Aber im Volk hat sie sich erst spät eingebürgert. Wohl hatte die Kirche die Ehe zum Sakrament erhoben, aber dem Volk blieb die Empfindung, daß der christliche Himmel kalt und streng auf die Vermählung der Gläubigen herabsah. Den Landleuten

* Die Gäste werden nach Tischen gezählt, auf den Tisch in der Regel zwölf Personen gerechnet.

schwand die Würde und der tiefe Sinn der alten Rechtssymbole und feierlichen Gebräuche, die nationale Auffassung der Ehe war gestört, die Kirche wußte nichts Besseres zu geben. Und lange setzte sich das Volk gegen die Ansprüche derselben. Wild und frivol wurde die Festlichkeit, arge Obszönitäten drängten sich bis an die Kirche, der Geistliche segnete nur vor der Kirchentür ein, sobald die Spielleute herandrangen — die Bewahrer der heidnischen Gebräuche — sollte er sich entfernen. Noch im 15. Jahrhundert war — wie früher erwähnt wurde — die kirchliche Einsegnung nicht überall durchgesetzt, sie ist es vor dem Beilager noch heute nicht in allen Landschaften.

Auch hier griff Luther und die Reformation durch. Erst seit dem 16. Jahrhundert wurde die kirchliche Trauung in den protestantischen Landschaften zum Mittelpunkt des Festes, seitdem traten die alten Gebräuche, Verlobung und Heimführung der Braut, in den Hintergrund.

Und das Herz der Liebenden? — Wie zarte Neigung auch unter dem Interesse der Familien aufblühte, soll das folgende Beispiel lehren.

Felix Platter (1536—1614) wurde zu Basel als Sohn des Bürgers Buchdruckers, Schullehrers und Hausbesitzers Thomas Platter geboren. Sein Vater war aus der größten Armut durch unermüdliche Tätigkeit heraufgekommen und hatte bei der rastlosen Erweiterung seiner Geschäfte bis in sein höheres Alter mit Nahrungssorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf sein Gemüt ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungslust, die ihn zuweilen im stetigen Verfolgen eines Planes störte, doch ohne rechtes Selbstvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erster Ehe, hatte dagegen das fröhliche Naturell einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmherziger Bursch, ein wenig eitel, großer Freund der Musik und des Tanzes, dabei ein gescheiter, offener und anschlägiger Kopf. Er war noch fast Knabe, als ihn sein Vater aus Basel nach der berühmten medizinischen Fakultät der Universität Montpellier sandte.

Von dort brachte Felix außer dem, was damals die medizinische Wissenschaft vorstellte, auch allerlei französische Feinheiten in das enge bürgerliche Leben seiner Vaterstadt zurück, wurde dort mit einundzwanzig Jahren zum Doktor promoviert und heiratete ein Mädchen, mit dem er schon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Professor an der Universität und ein angesehener, wohlhabender Mann, der hochbejahrt nach glücklicher Ehe starb. Um die Stadt Basel hat er sich durch die aufopferndste Tätigkeit in schweren Pestzeiten große Verdienste erworben, ebenso als Gelehrter um die medizinische Fakultät seiner Universität; als berühmter Arzt wurde er oft von fürstlichen Personen auch in Deutschland und Frankreich konsultiert. Er legte einen botanischen Garten zu Basel an und war Besitzer eines naturwissenschaftlichen Kabinetts, das er sogar für Geld sehen lassen konnte. Wie sein Vater, beschrieb auch er einen Teil seines Lebens. Das hier folgende Bruchstück ist aus einem Abdruck des Manuskripts: „Thomas Platter und Felix Platter, zwei Autobiographien, von Dr. D. A. Fechter, Basel 1840" übertragen.

Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbstgefühl eines studierten Mannes von Montpellier nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt ist.

„Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gasse, und wie ich später erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot* ab, welche darüber erschrak, weil sie zu laut dabei schrie. — Man rüstete das Nachtessen. Dabei blieben meine Gesellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich besuchten. Nach dem Nachtessen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienstraße hinab, dort sah mich meine Zukünftige vorübergehen in meiner spanischen Kappe und floh. Der Wirt, welcher selbst um meine Zukünftige geworben hatte, vexierte mich, so daß ich wohl merkte, der Handel sei ziemlich bekannt; ich zog danach wieder nach Hause.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerst über den Münsterplatz; da ersah mich Herr Ludwig von Rischach und verwunderte sich, wer ich wäre, weil ich ein samtenes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Danach salutierte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münster, danach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und sich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris schön eingebunden war.

Danach zogen wir das Martinsgäßlein hinab; als wir unten hinkamen, den Fleischbänken gegenüber, stand meine Zukünftige an der Fleischbank; ich sah sie nicht, sie aber erblickte mich, lief in die Metzge hinein und wieder heim, ist auch später nicht mehr in die Fleischbänke gegangen, weil die Metzger anfingen sie zu vexieren. Nach dem Essen führte mich mein Vater auf sein Gut nach Gundeldingen; er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich, nicht zu schnell zu sprechen, wie die Welschen sonst den Brauch haben, und erzählte mir von seinem Haushalt. — Ich fing sogleich an, die zypressene Laute zuzurüsten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geschlagen, und meine Bücher und Skripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte so die ganze Woche hin.

Unterdes stellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und sie mit mir; er lud deshalb Meister Franz und seine Tochter ein, den zukünftigen Sonntagnachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein lustiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Essen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir schickten unsere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, sahen wir zwei Jungfrauen daselbst stehen, die eine war die Base der Schenkin, dem Daniel versprochen, dem Sohn von Meister Franz, die andere war sie, seine Tochter Magdalena, die ich freundlich

* Die Belohnung für das erste Überbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutschen Mittelalter Brauch.

grüßte, wie auch sie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Gespräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir spazierten hin und her auf dem Gut mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünftige gar bescheiden und von stillem züchtigen Wesen war. Als es nun drei Uhr war, kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold schlugen zusammen die Lauten, und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meister Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir setzten uns zu Tisch und taten einen Abendtrunk gleich einem Nachtessen, bis es spät war, daß wir Zeit hatten in die Stadt zu gehen. Unterwegs im Heimgehen ging ihr Vater und der meinige voraus, und ich und Daniel mit den Frauenzimmern nach im freundlichen Gespräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreister mit Reden war, herausbrach und sagte: ‚Wenn zwei einander gern sehen und haben, soll man's nicht lang machen, denn gar schnell könnte ein Unglück dazwischen kommen.' Beim Bollwerk schieden wir voneinander, Meister Franz und seine Gesellschaft gingen zum Steintor, mein Vater und die Seinen zum Eschemertor hinein heimwärts. Ich legte mich also mit seltsamen Gedanken um meine Person zur Ruhe. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rat, daß ich meiner Zukünftigen vergewissert wurde. Ich fing sie sehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Teil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Base, die Metzgerin Burlacherin, auf ihre Matte vors Spalentor zum Kirscheneſſen geladen, wo wir uns wohl aussprechen konnten. Es wurde beschlossen, Doktor Hans Huber sollte die Werbung tun. Als dieser von meinem Vater gebeten wurde, tat er es gern, bestellte deshalb den Meister Franz vormittag in den Münster, tat die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doktor Hans zu mir kam, verkündete er sie mir mit Frohlocken, wie sein Brauch war, und wünschte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache still verbliebe, bis mein Doktorat vorüber sei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen.

Damit war ich wohl zufrieden. Mein zukünftiger Schwiegervater hatte Lust bekommen endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater stecke in großen Schulden und weil dieser Tischgänger hatte, da er doch seine Tochter, wie er sagte, nicht gern in Schulden oder in die Unruhe stoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, das er an den Häusern und dem Gut noch hätte, und daß er selbst den Willen habe die Tischgänger abzuschaffen, da war er zufrieden, und um so mehr, weil auch Herr Kaspar Krug, später Bürgermeister, der mich gesehen hatte, ihm das riet, und weil dessen Sohn Ludwig ihm sagte, er sollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doktor werden, da ich schon eine gute Probe an seiner Frau, die zweier Kinder genesen und gar schwach war, mit Marzipan abgelegt hatte. Diesen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht im Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und ist nicht zuwider gewesen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit seiner Tochter gesprochen habe. Doch ist dies mehr in seiner Abwesenheit in der Stille geschehen, daß ich zur hintern Tür im Gäßlein still hineingezogen bin und daselbst unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geschwatzt habe. Er sprach nichts dawider, sondern tat, als wisse er nicht darum; auch hielt er immer den Handel hin, solange er konnte, weil er die Tochter, die ihm so gut haushielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieser Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Elisabeth zum Falken versprochen. Er kam mit dem Pempelfort zu mir und bat mich, jetzt einmal eine Musik anzustellen, um seiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhieß ihm das, doch unter der Bedingung, daß solche Musik auch an dem Ort gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüsteten uns also und zogen spät nach dem Nachtessen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold Schönauer schlugen zusammen, danach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als

er sie auf ein Faß stellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldschmied Hagenbach pfiff dazu, es war gar eine zierliche Musik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen also von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelassen wurden und hielten dort einen stattlichen Schlaftrunk mit allerlei Konfekt und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zusammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Bescheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft spazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch so viel als möglich heimlich, begann und redete viel närrisches Zeug, wie die Leute tun, wenn sie bei ihren Liebsten sind, worauf sie mir sinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unserm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine schwarzen, außer in Trauer. Es fingen einige an auf mich acht zu geben, und als ich einst nach dem Nachtessen aus dem Hause ging, zogen mir zwei nach und hätten mich gern gestäupt, ich entkam ihnen aber, so daß mir nichts geschah.

Bald nachdem ich Doktor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirat zwischen mir und Jungfer Magdalene geschlossen würde und redete zu Ende September ihren Vater darum an; weil ich nun alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte, und die Sache nicht geheim geblieben wäre, so möchte er's nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Bescheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er seine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hause gab. Ich durfte unterdes ohne Scheu wohl in sein Haus gehen, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beschlossene Ehe war und wohl nichts hätte daraus werden können. Es geschah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich sie sprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Gespräch und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen; so vertrieben wir die Zeit. Insonderheit geschah mir ein guter Possen, als man die Messe einläuten wollte am Abend von Simon Judä, und ich ihr das Meßgeschenk abgewinnen wollte. Da

ihr Vater abwesend war, zog ich um neun Uhr am Morgen heimlich hinten in ihr Haus, das stets daselbst offen war, und als ich niemand sah, da alle in der untern Stube waren, schlich ich die Stiege hinauf bis auf den Estrich und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um zwölf die Messe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, schlich ich still herab und tat die Stube auf mit dem Geschrei: ‚Mir die Bescherung', vermeinte sie daselbst zu erwischen. Da war niemand da, und die Magd sagte, sie wäre ausgegangen, wie sie ihr gesagt hätte. Sie aber hatte sich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte sie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Bescherung ab. Diese schenkte ich ihr reichlich, wie sie denn auch mir eine Bescherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat sie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verursachen und könne ihr wohl noch einmal werden. Sie nahm aber das schön gebundene Testamentlein, das ich ihr auch beschert hatte. So hatten wir unser Spiel eine Zeitlang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baselmesse fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufschieben konnte, an, sich auf die Zusammengebung vorzubereiten, und sie ward auf acht Tage nach Martini festgesetzt. Da erschien man um vier Uhr in seinem Hause, und es waren auf seiner Seite Herr Kaspar Krug, der hernach Bürgermeister war, Martin Fickler, Meister Gregorius Schölin und Batt Hug, seine Freunde, und sein Sohn Franz Jeckelmann, auf unserer Seite Dr. Hans Huber, Matthias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater vermeldete, seine Tochter werde mir mehr als dreihundert Pfund an Wert mitbringen, darunter hundert Florin in barem Geld, das andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, sagte er, er könne nichts nennen, er hätte kein Kind als mich, und alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er sollte etwas namhaft machen, denn es könnte Änderungen geben

(wie auch nachher geschah*), antwortete er, er hätte sich das nicht überlegt, er wollte wohl vierhundert Gulden nennen, könnte sie mir aber nicht geben; wir sollten dafür bei ihm den Tisch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel schuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, so daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle seine Tochter nicht so in die Unruhe der Tischgänger stecken, lieber wollte er uns bei sich im Hause haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld schuldig wäre, so daß mein Vater sehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, so wären sie vielleicht unverrichteter sache auseinander gekommen. Das war der erste Anstoß, der mir begegnete, und eine Bekümmernis, wie auch meiner Zukünftigen, die in der Küche solches hörte und in Ängsten stand. Doch ward die Sache geschlichtet, da mein Vater sagte, es wäre ihm nichts lieber, als die Tischgänger los zu werden, das könne aber nicht so im Augenblick geschehen. Von da an war mein Vater etwas unlustig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zusammen; ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldene Kettlein, das ich von Paris gebracht; darauf gab mein Schwiegervater das Gastmahl mit gutem Gespräch und Traktation, doch keine Musik dabei, die ich am liebsten gehabt hätte.

Nach dem Nachtessen, als ich eine gute Nacht gewünscht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim, welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zugebracht hatte. Er hatte sich mit seiner Schwester von je nicht wohl vertragen können, weil er alles im Hause meistern und verwirren wollte. Das hatte sie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derselbe Bruder, ein wenig berauscht, wie er auch sonst oft phantastisch wurde, nahm mich im Heimgehen beiseite und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich seine Schwester bekäme, die er mir schalt. Daraus kann man sei-

* Thomas Platter, der Vater, heiratete später noch einmal und erhielt von seiner zweiten Frau noch sechs Kinder.

nen Verstand ermessen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war also der andere Anstoß bei meinen zukünftigen Freuden.

Man rüstete streng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden sollte, mit Einkaufen und Schlachten; denn mein Vater ließ sich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, so wolle er, obgleich wir von unserer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und, meinem Schwiegervater zu Gefallen, auch dessen Freunde vollständig einladen. Und so lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unsere guten Gönner, die Meister und Ratsherren von der Zunft zum Bären, einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rat, von der Schule und von den Gesellen mit ihren Weibern und Kindern, die sie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. Oktober, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüstete die Tische in meines Vaters beiden Häusern zu und was zur Hochzeit gehört, wobei viele halfen; und es kochte Meister Batt Oesy, Wirt zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, sah zu, wie sie Sträuße machten, blieb so über das Nachtessen bei ihnen. Als ich heimkam, fand ich den Herrn Schreiber Rust, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zuliebe auf die Hochzeit gekommen war und einen schönen Emmenthaler Käse mitbrachte. Der saß noch bei Tisch mit meinem Vater, welcher in großem Ärger war, wie er morgen so eine große Anzahl Leute, die geladen waren, speisen und traktieren sollte; er beredete sich selbst, es wäre unmöglich, er werde damit zuschanden werden und tat gar unwirsch. Besonders da ich heimkam, empfing er mich gar rauh mit Schelten, ich säße bei meiner Braut, ließe ihn sorgen und hülfe ihn nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Rust genug abzuwehren und zu trösten hatte. Mir war bei diesem dritten Anstoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden so bange, weil ich noch nicht gewöhnt war, so gescholten zu werden und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich sah wohl, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu zweien auf Kosten meines Vaters leben

müßte, so daß mir alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer schlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Tor offen gewesen wäre.

Am Morgen des 22. Oktober, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmutig, weil ich nicht viel geschlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamhemd, das man mir geschickt hatte, an mit einem goldenen Kragen und viel goldenen Spangen an einem kurzen Brustlatz, wie damals im Brauch war, und zog ein rotseidenes Atlaswams und leibfarbene Hosen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr so unrichtig; denn als er wieder klagen wollte, während doch alles in Überfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein barsches Weib war. Als sich die Hochzeitsleute bei uns versammelt hatten, gingen wir in Prozession vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Berus, der trotz seinem gar hohen Alter auch rot gekleidet war, mit einem oben ausgeschnittenen seidenen Atlaswams und einem kamelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebst dem samtenen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufsetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münster, darauf die Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaube, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns zusammen, ich schenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der oberen Stube reichlich spendete.

Es waren fünfzehn Tische gedeckt, die alle wohl besetzt waren mit mehr als hundertundfünfzig Personen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtisch kam. Die Traktation geschah in folgender Weise. Man setzte viermal auf in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel, Suppe, Fleisch, Hühner, gesottenen Hecht, Braten, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Leberfülze, Käse, Obst. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl schmeckte. Die Musik war Christelin der Bläser mit seiner Viola, Cantores waren die Schüler, sie sangen unter anderem den Gesang vom Löffeln.

Nach dem Essen, das nicht so lange währte, wie jetzt im Brauch ist, dankte Jakob Meyer, Ratsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. Myconius die Hochzeiterin in des Dr. Oswaldus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und stattliche Leute dabei. Meister Lorenz schlug die Laute und der Christelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht so im Brauch wie in jetziger Zeit. Ich wollte artig tun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Frankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war; weil sie mich aber freundlich abmahnte und sich schämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anstiften.

Danach zogen wir wieder zum Nachtessen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich spät war, nahm man voneinander Abschied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gebe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch stillschweigend meine Hochzeiterin versteckte, von der ihr Vater mit so großem Weinen Abschied nahm, daß ich meinte, sie würde sich ganz zerweinen. Ich führte sie in meines Vaters Stüblein daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntschaft zu ihr und trösteten sie; denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte und den ich selbst sehr gut gemacht hatte. Und als sie hinwegschieden, kam meine Mutter, die allezeit fröhlich war, und sagte, die junge Burschenschaft suchte mich, wir sollten uns verbergen und schlafen gehen und führte uns heimlich die Hinterstiege hinauf in meine Kammer. Dort saßen wir eine Weile, und weil es kalt war, fror uns übel; da legten wir uns im Namen Gottes schlafen, und wußte niemand von der Burschenschaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort saß sie und sang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da sie doch schon im höchsten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienstagmorgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider; die ließen wir ein, und da es ein holdseliges Frauenzimmer war, trieb es viel seltsamen Schnack. Hernach sammelte sich das Hochzeitvolk wieder zum Mittagessen, das um elf Uhr anfing, denn damals hatte man nicht so verkehrte Zeit, wie jetzt im bösen Brauch ist. Es waren ebensoviel Tische besetzt als am ersten Tag, und die Traktation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anstatt des Weinwarmen aufsetzte. Man tanzte aber nach dem Essen bis zur Nacht, und bei dem Nachtessen war noch eine gute Zahl Volk und sonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen.

Man hatte reichlich Geschenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Dukaten, das übrige nahm mein Vater zur Bestreitung der Unkosten, soweit es reichen wollte, und später, sobald ich etwas erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abgezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau mir zugebracht hatte und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein Schwiegervater hatte mir nichts geschenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doktormahl bezahlt hatte, damit sollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas schlechten Hausrat, eine alte Pfanne, worin man ihr Papp gekocht, und eine breite hölzerne Schüssel, worin man ihrer Mutter, wenn sie Kindbetterin gewesen, das Essen gebracht hatte, und sonst einiges schlechte Geschirr, das sie in unserer Kammer hinter einen Rahmen steckte. Danach fing man sogleich an, die Hausordnung zu bestellen, dazu sollte meine Frau Rat und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tischgänger und allerlei Unruh im Hause, so daß wir beide jungen Eheleute sehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung gewesen, aber wir konnten's nicht durchsetzen, mußten fast drei Jahre so bei meinem Vater am Tisch bleiben und ich mich mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören, mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da

gab es zuzeiten allerlei Anstoß, weil ich nichts für die Küche zuschießen konnte, denn ich hatte genug zu tun, um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden schuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht tat. Es gab also zuzeiten Händel, wie sich gemeiniglich zuträgt, wenn alt und jung beieinanderwohnen. Da hätte wohl wohl meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte sich mit Geringem behelfen, mein Vater sollte die versprochene Ehesteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies konnte aber mein Vater, da er kein bar Geld hatte, nicht tun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete also gut zu; wir wollten uns, bis ich in bessere Praxis käme, gedulden. Das bekümmerte mich, weil ich sie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie eines Doktors Frau gebührt; weshalb ich sie auch lange Zeit nicht geduzt, sondern ge=ert habe; das sah mein Vater nicht gern und meinte, es sollte nicht sein. Ich hatte vor dem neuen Jahr, wie auch nachher im Frühling, noch nicht viel zu tun; doch tat ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch sonst Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden und wie ihnen abzuhelfen, so daß ich manchmal, wenn ich's daheim tat im Beisein meines Schwiegervaters, wenn dieser bei uns saß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetastet wurde: ich werde noch viel erfahren müssen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widersprach manchmal, mußte mich jedoch demütigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch begann die Praxis an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Ärzte viel, da ich gen Basel kam, graduierte und Empirici, um die Zeit anno 1557 bei siebzehn. Da mußte ich Künste anwenden, wollte ich mich von der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu seinen reichen Segen mitgeteilt. Es war auch sehr berühmt damals der Ammann, den man nannte den Bauern von Utzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Wasser wahrsagen und ge=

brauchte seltsame Künste lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm ist der Jude von Alsweiler lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichter allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käse, deren ältester Bruder zu Schaffhausen berühmt gewesen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichter zu Tübingen.

Ich fing an, Kundschaft zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich besonders probierten durch Übersendung des Harns, woraus ich weissagen mußte. Dabei wußte ich mich so zu benehmen, daß etliche sich verwunderten und anfingen mich zu brauchen. Von Tag zu Tag bekam ich je länger desto mehr Praxis sowohl in der Stadt bei den Einwohnern als auch von Fremden, welche teils zu mir kamen und sich eine Zeitlang hier aufhielten, meine Mittel zu gebrauchen, teils auch gleich wiederum abreisten und meine Mittel samt meinen Ratschlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuser und Schlösser, wohin ich eilte und mich nicht lange bei ihnen aufhielt, sondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich vielen zu Hause wie in der Fremde dienen könnte."

Aus einem Patrizierhause

(1526. 1598)

Der Städter empfand überall die Zucht des reformierten Landes. Ob er in größerer Reichsstadt oder unter einem Landesherrn wohnte, ihm wurden zahlreiche — oft gedruckte — Ordnungen zuteil, in denen die Obrigkeit rührig war für Sitte und Sicherheit der Stadt zu sorgen. Ordnungen regelten die Feuerpolizei, den Verkehr der Märkte, den Wert der Münzen, in teurer Zeit die Preise der Lebensmittel, Arbeit und Privilegien der Innungen, sogar die Apothekertaxen und den Dienst der Hebamme. Für die Stadtschulen, welche überall eingerichtet waren, wurden Lektionspläne verfertigt, bei den lateinischen Schulen auch durch Druck verbreitet. Vor allem aber wurde der Aufwand bei allen Familienfeierlichkeiten, die Standesrechte an Kleiderstoffen und Schmuck nach alter Sitte eifrig überwacht. Der Obrigkeit halfen die Seelsorger. Jeden Sonntag, ja öfter in der Woche hörte jetzt der Bürger Predigten, in denen der gelehrte Geistliche die theologischen Streitfragen scharf und eigensinnig erörterte, aber auch als Sittenlehrer strafend in die Gewissen sprach und den Weltlauf beurteilte. Überall wurde eine strengere Überwachung des Lebens fühlbar und die alte Zügellosigkeit wirksam gedämpft. Aber auch die Kunde des Bürgers von der Fremde wurde größer, die populäre Literatur der kleinen Büchlein unterrichtete ihn von vergangener Zeit, trug Neuigkeiten aus anderen Ländern zu und teilte ihm neben Streitschriften und Prophezeiungen auch medizinischen Rat, Kunstgriffe des Handwerks und neue Lieder mit. Weit besser war sein Verständnis heimischer Zustände geworden,

viel reicher auch der Ausdruck seiner Stimmungen in der Rede, sicherer und klarer seine Gedanken. Und man darf sagen, der kleine Bürger hatte seit dem Jahre 1550 verhältnismäßig nicht geringeren Anteil an der Zeitbildung als in der Gegenwart.

Die größere bildende Arbeit, welche Obrigkeit und Kirche an ihm übten, förderten unleugbar sein gesetzliches Verhalten, dieselbe Polizei verringerte ihm auch das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit. Da weit mehr regiert wurde als sonst, gewöhnte er sich allmählich an Befehle, die Hoheit seiner Gebieter wurde ihm jeden Tag fühlbar. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war sein Hauptinteresse auf den kirchlichen Kampf gerichtet, in ruhigeren Jahrzehnten nach dem Schmalkaldischen Krieg bemerkte er mit Behagen die bessere Sicherheit seiner Frachtwagen auf der Landstraße und wahrscheinlich mit nicht geringerer Freude, daß er nicht mehr alljährlich nötig hatte, mit Hellebarde und Donnerbüchse aus den Toren zu ziehen, um ein Raubnest einzuschießen. Seine Kriegstüchtigkeit wurde dadurch geringer, er begann als kritischer Zuschauer den Streit der Großen zu betrachten. Nicht ohne Störungen. Noch waren die Händel und Prozesse mit Nachbarstädten und mit dem umwohnenden Adel häufig, auch untreue Bürger oder rachsüchtige Fremde sandten der Stadt zuweilen einen Fehdebrief in die Mauern, der Türmer hielt seinen Rundgang unter der Spitze des Turmes, und sein Amt galt für unentbehrlich, jeden Abend wurden die Tore sorglich geschlossen. Eine kräftige Stadt geriet wohl gar in Kampf gegen die gesteigerten Forderungen des eigenen Landesherrn, so Braunschweig, das mit Mauerbüchsen und Streitschriften für seine Freiheit kämpfte, bis die ersten Wolkenschatten des Dreißigjährigen Krieges über das Land flogen.

An jedem Markttag strichen die Zunftgenossen spionierend umher und sandten ihre Leute auf die Dörfer, um Pfuscher und Bönhasen zu erspähen, welche den Bauern ohne Berechtigung Schuhe und Kleider fertigten; die Tyrannei, welche die Gewerke der Stadt auf die Umgegend ausübten, wurde dem Lande sehr ärgerlich. Dennoch vermochten die

Zünfte nicht dem Bedürfnis des gesteigerten Verkehrs zu genügen, fremde Krämer wurden zahlreicher und zudringlicher, im Norden wußten die unzünftigen Schotten sich festzusetzen, im Süden wurde der Handel der Juden trotz aller Bedrückungen umfangreicher. Auch die Händel zwischen Zünften und Rat störten häufig den Frieden der Stadt; in den großen Reichsstädten war die Bedeutung der Patrizierfamilien wieder gewachsen, zumal seit dem Schmalkaldischen Krieg die Habsburger das Regiment der Geschlechter begünstigten, unter denen sie die eifrigsten Anhänger zählten. Im ganzen wurde doch der größere Schutz der heimischen Existenz überall Quelle eines Gedeihens, welches dem kleinen Bürger am meisten zugute kam, in seiner Innung, der Zechstube und dem Bannring seiner Stadt. Weit schneller floß das Geld durch das Land und gab dadurch vielen das Gefühl des Wohlstandes und leichter Nahrung. Im Hause des Bürgers war Gerät und Einrichtung reichlicher geworden, die meisten Genüsse aus der Fremde wurden durch die bessere Wegsamkeit der Straßen und stärkeren Verbrauch billiger. So war natürlich, daß er seine Tage heiter genoß, mehr um die Familie, seine nächsten Genossen und das Vergnügen der Stunde folgend als um die Geschäfte der Stadt und des Landes. Der deutsche Bürger war schon am Ende des 16. Jahrhunderts auf gutem Wege ein Privatmensch zu werden.

In den Patrizierfamilien der größten Reichsstädte konzentrierte sich weltmännische Bildung, Wohlstand und die Freude am Genuß, welche sich oft in schlechtem Raffinement äußerte, aber auch Kunst und Handwerk zu den besten Leistungen ermutigte. Was damals von Schönheitssinn zu finden war, wird man vorzugsweise in diesen Kreisen suchen müssen. Während in den größern Städten der Schweiz, den niederländischen Provinzen und den Seeplätzen der deutschen Hansa das Patriziertum eigentümliche weltbürgerliche Richtung erhielt, waren es vorzugsweise die großen Handelsstädte Süddeutschlands und unter diesen wieder Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main und Köln, deren alte Häuser den größten Einfluß auf Luxus, höhere In-

dustrie und gelehrte Bildung der Deutschen ausübten. Die Mitglieder der alten Geschlechter waren immer noch die einflußreichsten Bürger, gewöhnt große Geschäfte zu leiten, die höchsten Interessen zu vertreten; dabei in der Regel Kaufleute oder große Grundbesitzer. Aus ihren Familien wurde ein Teil der Kirchenpfründen besetzt, sie gewöhnten sich zuerst, ihre Söhne in Italien, dem Land ihrer Geschäftsfreunde, die Rechte studieren zu lassen, sie bereiteten im Anfang der neuen Zeit der humanistischen Bildung in Deutschland die ersten behaglichen Stätten. Häufig waren sie Geschäftsführer, Ratgeber, Vertraute der deutschen Fürsten. Ihre großen Familien, durch häufige Verschwägerungen nicht weniger durch gemeinsame Handelsinteressen miteinander verbunden, hatten ihre Fäden überall angeknüpft; sie vorzüglich bestimmten die deutsche Politik der Reichsstädte, und sie hätten einen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung des deutschen Lebens ausüben müssen, wäre ihr Wesen nicht vorzugsweise konservativ, ihre Interessen nicht zuweilen undeutsch gewesen.

Sie repräsentierten die Geldmacht Deutschlands, bei ihnen wurden von Kaiser und Fürsten Anleihen gemacht, sie vermittelten den größten Teil des Geld- und Wechselverkehrs, soweit ihn nicht die Juden in der Hand hielten. Die großen Häuser der Fugger, Welser und ihrer Mitteilnehmer bildeten Handelskompanien, welche nicht nur nach Italien und der Levante, auch über Antwerpen und den Atlantischen Ozean durch ihre Kapitalien Einfluß übten, Handel trieben. Bei ihnen monopolisierte sich der deutsche Handel nach Ost- und Westindien, sie kauften ganze Jahresernten vom König von Portugal, verbanden sich mit spanischen Häusern zu umfangreichen Spekulationen, unternahmen eigene Fahrten nach Kalkutta und in unerforschte Länder und bestimmten ohne Konkurrenz die Preise für Zucker und Gewürze des Orients. Ja die Welser waren unter Karl V. Regenten des Staates Venezuela.

Diese Herrschaft des Kapitals wurde von Fürsten und Volk mit großem Widerwillen angesehen. Es ging durch die Warengesellschaft sehr viel Geld aus dem Lande, und Teue-

rung aller Luxusgegenstände wurde durch sie verursacht. So war die allgemeine Klage. Denn die Verminderung des Geldwertes, welche seit Einführung des amerikanischen Goldes eintrat, wurde nur als Steigerung aller Preise aufgefaßt, und die Kaufleute galten für die Schuldigen. Nicht nur Hutten, welchem die Vorurteile seiner Standesgenossen tief im Fleisch saßen, auch die Reichstage eiferten gegen die Macht der großen Geldgesellschaften. Ebenfalls ohne Erfolg. Auch im Volk war die Antipathie allgemein, und die Reformatoren teilten die Ansicht ihrer Zeitgenossen über die Schädlichkeit solcher Herrschaft des Kapitals.

Noch läßt sich erkennen, daß auch die Häuser dieser großen Handelsfürsten nicht alle dieselbe Physiognomie hatten. Von den Augsburgern z. B. waren die Welser schon um 1512 im Interesse Reuchlins zu Rom tätig, und ihrem unsichtbaren Einfluß hatte der große Gelehrte vielleicht mehr die Erlösung aus den Händen der Dominikaner zu danken, als den rhetorischen Kunstwerken seiner begeisterten Verehrer in Deutschland. Dagegen galten die Fugger dem Volk vorzugsweise als rücksichtslose Geldmänner und Romanisten, als Feinde Luthers und Freunde Ecks, auf dem der Verdacht lag, in ihrem Solde zu stehen; denn sie besorgten die Geldgeschäfte des Kurfürsten Albrecht von Mainz und der römische Kurie, und ein Kommis der Fugger begleitete den Ablaßkasten des Tetzel und kontrollierte die eingehenden Beträge, auf welche das Bankierhaus dem Erzbischof von Mainz Vorschüsse gemacht hatte. Es war vielleicht die beste Unterstützung Kaiser Karls V., daß die Interessen dieses mächtigen Hauses im ganzen mit den seinigen zusammenliefen. Dem Volk dagegen wurde die „Fuggerei" das zur Zeit Luthers gewöhnliche Wort für Geldwucher.

Und doch lag etwas gefahrdrohend über dem Verkehrsleben Deutschlands, was der stärksten Kraft der Kaufherren von Augsburg und Nürnberg, von Köln, Hamburg und Lübeck unüberwindlich blieb. Der Weltverkehr hatte neue Straßen gefunden, und neue Völker, die Niederländer, Engländer, Nordländer, gewannen die Herrschaft in den Meeren, der italienische Handel von Augsburg, Ulm und

Nürnberg führte nicht mehr vorzugsweise die Schätze des Südens dem europäischen Norden zu. Die großen deutschen Handelskompanien vermochten auf die Länge nicht gegen die junge Kraft der Börsen von Amsterdam und London das Übergewicht zu behaupten. Die Deutschen entbehrten eine Seemacht, wie sie jetzt gebraucht wurde, das Reich war für den Völkerverkehr ein Binnenland geworden. Der Reiche wurde nicht arm, und es fehlte nicht Gelegenheit zu lohnendem Gewinn, aber die größten Geschäfte der süddeutschen Häuser wurden Bankiergeschäfte, welche Fürsten und Städten Geld zuführten gegen vorteilhafte Verpfändung von Grundbesitz und Einnahmen.

Dieses Stocken des Großhandels, welches den alten Reichtum der Binnenstädte zumeist betraf, nahm dem Patrizier am Ende des 16. Jahrhunderts einiges von der Energie früherer Zeit. Der Geschäftsverkehr war ruhiger, die Söhne alter Familien gewöhnten sich, in dem Wohlstand, den die Väter erworben, vornehmes Haus zu halten. Aber auch als Genießende blieben sie den Städtern, was die Fürsten für ihre Landschaft waren, die Stolzen und Prächtigen, in Verkehr mit einflußreichen Männern aus ganz Europa Gönner der Kunst, Sammler von Kuriositäten und Büchern, Agenten und vertraute Geschäftsmänner der Fürsten. Welchen Eindruck ihr Reichtum und der Schmuck ihrer stattlichen Häuser auf Edelleute aus ärmerer Landschaft machte, davon gibt der Bericht des Hans von Schweinichen aus dem Jahre 1575 ein ergötzliches Bild.

Als damals der liederliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit seinem Haushofmeister in Augsburg war, erschien den Schlesiern der Glanz des Fuggerschen Hauses märchenhaft. Schweinichen, der im Verzeichnen von Geldsummen und Preisen genauer ist, als bei den unendlichen Schulden seines Herrn nötig war, erzählt darüber folgendes*:

* Biographie des Hans von Schweinichen, v. Büsching, I. S. 156. — Der Gastgeber ist derselbe Markus Fugger, welcher uns das beste deutsche Werk des 16. Jahrhunderts über Pferdezucht hinterlassen hat. Er selbst hatte ein großes Gestüt zuerst in Ungarn, dann am Fuße der Algäuer Alpen.

„Es lud Herr Marx Fugger Se. Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Bankett ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der Römische Kaiser nicht besser traktieren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Kredenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold wert sein. Ich wartete Se. Fürstlichen Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstlichen Gnaden ein Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas; wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saal auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rotdamastne Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in vielen Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester und fiel nachher kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle lustig. Der Herr Fugger führte Se. Fürstliche Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der Römische Kaiser auf dem Reichstag mit seinem ganzen Hof darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Türmlein Sr. Fürstlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, so daß er selbst sagte, er wäre über eine Million Gold wert. Danach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Dukaten und Kronen. Die gab er auf zweihunderttausend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Dar-

auf führte er Se. Fürstliche Gnaden auf dasselbe Türmlein, welches von der Spitze an bis zur Hälfte hinunter mit lauter guten Talern gedeckt war. Er sagte, es wären ohngefähr siebenzehntausend Taler. Dadurch erwies er Sr. Fürstlichen Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger soviel hätte, ein Kaisertum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falls einen schönen Groschen, der ohngefähr neun Gran schwer war. Fürstliche Gnaden versahen sich auch eines guten Geschenkes, aber damals bekamen sie nichts als einen guten Rausch. Gerade damals versagte der Fugger einem Grafen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimalhunderttausend Taler mitgäbe.

Da bei Sr. Fürstlichen Gnaden wenig Geld vorhanden war, schickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertausend Taler von ihm zu leihen. Er schlug aber solches gänzlich ab und entschuldigte sich ganz höflich. Am andern Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er Sr. Fürstlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen schönen Becher von achtzig Taler Wert, dazu ein schönes Roß mit schwarzsamtner Decke verehren."

Neben der Richtung auf äußern Glanz stand im Anfang des Jahrhunderts in vielen Patrizierfamilien ein reicheres Leben. Die Häuser der Peutinger in Augsburg, Pirkheimer in Nürnberg waren Mittelpunkte für die edelsten Interessen der Nation, die Hausherren Männer von ansehnlichem Reichtum, Gutsbesitzer und Kaufherren, Staatsmänner und Kriegsleute, zugleich Gelehrte mit eigener Forschung. Für solche Familien malte Albrecht Dürer seine besten Gemälde, zu ihnen pilgerten die reisenden Humanisten, jeder elegante Vers, jedes männliche und geistvolle Wort wurde dort zuerst herzlich gewürdigt. Als Ratgeber und Förderer in weltlichen Geschäften, als mitteilende Eigentümer kostbarer Bibliotheken und der ersten Antikenkabinette, als liberale Gastfreunde im reichlichen Haushalt wußten sie zu ehren, wer ihnen Geist, Wissen, Bildung in das Haus brachte*.

* Vergl. die schöne Charakteristik Willibald Pirckheimers in D. F. Strauß, Hutten 1.

In diesen Familien erhielten auch die Frauen häufig eine Bildung, welche über die Bekanntschaft mit Spinnrocken, Küche und Gebetbuch hinausging. Was in den Schlössern der Fürsten und in den Höfen des Landadels selten war, das wurde hier der Tochter möglich: ein herzliches Interesse an der Wissenschaft und Kunst, für welche die Freunde des Hauses arbeiteten. Auch für uns liegt ein besonderer Reiz auf den ersten Frauengestalten, welche durch das Morgenlicht der neuen Bildung verklärt sind. Konstanze Peutinger, die für Hutten den Lorbeerkranz flocht, Charitas Pirkheimer, die leidensreiche Äbtissin des Klarenklosters zu Nürnberg, später Philippine Welser, die Gemahlin des Kaisersohns, alle gehören den Kreisen deutscher Patrizier an, zarte Naturen, oft wundgedrückt von einer dornenreichen Zeit.

Zumal wenn eine Frau sich damals selbsttätig in den literarischen Kampf hinauswagte, ward ihr das wohl zum Verhängnis. Es geschah selten genug. Die bekanntesten, Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach, geborene von Stauffen, erfuhren beide, wie bitter es für Frauen ist, an dem Streit der Männer teilzunehmen. Die katholische Charitas schrieb einen Brief der Verehrung an Emser und mußte erleben, daß dies Schreiben durch die lutherische Partei mit schnöden Randglossen wieder abgedruckt wurde. Die lutherische Argula, Freundin Spalatins, sandte einen belehrenden Brief an Rektor und Universität von Ingolstadt, als diese ein Mitglied ihrer Korporation, den Arsatius Seehofer, durch Gefängnis und Androhung des Feuers gezwungen hatten, siebenzehn Ketzereien zu widerrufen, welche er nach Melanchthons Schriften den Studenten vortrug. Argula nahm sich des Magisters tapfer an, den die achtzehnjährig und noch ein Kind nennt, und erbot sich, selbst nach Ingolstadt zu kommen und die gute Sache gegen die Universität zu verteidigen. Dafür wurde sie in Versen boshaft befehdet, auf die sie sich allerdings in Gegenreimen tapfer verteidigte. Die letzten Lebensjahre der Charitas und ihres milden Bruders wurden durch rohe Angriffe des protestantischen Pöbels und seiner Prädikanten verbittert, Argula ward vom bayerischen Hof verbannt, ihr Mann seines

Hofdienstes in Ungnade entlassen. Beide Frauen haben einiges gemeinsam, die harmlose Eitelkeit, in welcher die katholische Äbtissin ihrem Latein zierliche Phrasen, die lutherische Rittersfrau ihrem Deutsch fromme Bibelsprüche einzuflechten liebt. Beide leben in Täuschung über die Autorität der Worte, welche sie dem Publikum gönnen. Aber während Charitas mehr von einer schönen Seele hat, die sich aus der gemeinen Wirklichkeit in den stillen Verkehr mit verwandten Geistern zurückzieht, ist die Rittersfrau tapferer, unternehmender und fehdelustiger. Von der Äbtissin des Klarenklosters hielt Luther wenig; ob er seine eigene Parteigängerin von Herzen verehrte, wissen wir nicht. Er ließ sie öfter artig grüßen, schrieb ihr auch wohl einmal* in Antwort auf ihre häufigen Briefe und vernahm abwehrend, aber mit Anteil, wie sehr sie sich für seine Verheiratung interessiere. Als er aber im Jahre 1530 auf der Feste Koburg verborgen lebte und die literarische Dame sich nicht versagen konnte, den hochverehrten Mann zu besuchen, schrieb Luther noch an demselben Tage an Melanchthon, er werde das Gerücht seiner Abreise verbreiten, um dergleichen Besuche in seinem Versteck loszuwerden.

Zu den angesehensten Patriziergeschlechtern in Frankfurt am Main gehörten die Glauburgs. Mit Männern dieser Familien war Hutten befreundet gewesen: er hatte einmal den schönen Traum gehabt, sich in Frankfurt niederzulassen und eine Verwandte seiner Freunde zu heiraten. Auch den Feuergeist Huttens hatte der stattliche Wohlstand, das gebildete Leben dieser Geschlechter mächtig angezogen, er selbst widerspricht eifrig dem Verdacht, als wolle er die Neuvermählte mit sich auf das Felsennest seiner Familie in die Wildnis hinaus nehmen. Vorsichtiger, als sonst seine Art war, warb er um das Mädchen, damals war Arnold von Glauburg sein Vertrauter. Es war ein kurzer Traum, bald riß ihn sein Schicksal hinweg. In diese Patrizierfamilie aber sollen die folgenden Frauenbriefe einführen; sie sind abgedruckt in: Frankfurtisches Archiv von J. C. von

* Der Brief ist verloren.

Fichard, 1811—1815, 2. u. 3. Teil. Das erste ist der Brief einer Mutter an ihren Sohn, worin sie ihm ein Mädchen zur Gattin empfiehlt, um ihn aus dem revolutionären Wittenberg und aus der Nähe Luthers fortzuziehen. Ein Brief, charakteristisch für die Stellung der Frauen in der Familie, das Schreiben einer Frau von Energie und klugem Sinn, welche zu herrschen gewöhnt und nicht ohne Neigung zu Intrigen ist. Ihr Sohn ist der Neffe jenes Arnold von Glauburg, Sohn des Johann, welchem Hutten mit herzlichem Gruß seinen Dialog Febris zusandte.

1526

Margarete Horng* aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg

„Meinen freundlichen Gruß zuvor, lieb Johann, wisse, daß wir noch allsammen gesund sind, Gott hab' Lob und Dank, also hoffe ich auch von Dir zu hören. Lieber Johann, nachdem ich Dir in dem letzten Brief geschrieben hab', daß Johann Knoblauchs Hausfrau gestorben ist, der Gott gnädig sei. Sie war meine gute Freundin, es hat mir ihr Tod wohl so weh getan wie meiner beiden seligen Hauswirte Absterben, wodurch mir doch groß Leid geschah; aber was Gott will, darin muß man Geduld haben. Ich und sie sind in einem Jahre hergekommen und haben uns auch so freundlich zusammengehalten, daß keine die andere mit einem Worte erzürnt hat. Sie hat mir auch ihre zwei Töchter auf ihrem Todbett so befohlen, als ob ich ihre Schwester wäre, daß ich ihre Ausstattung besorgen soll, wenn ich erlebe, daß sie sich verändern. Die eine ist jetzt mannbar und ist eine feine gerade Jungfrau, sie ist in der Länge wie Deine Stiefschwester Anna, wie sie auch heißt, und ist eine feine Haushälterin, wem sie zuteil wird, der wird sicher ihrethalb nit verderben. Ich versehʼ mich wohl, ihr Vater wird sie bald

* Margarete Horng von Ernstkirchen, zweimal vermählt, zuerst mit Dr. Johann von Glauburg zu Lichtenstein, dann mit Weicker Frosch, beide Geschlechter von Frankfurt.

verändern, denn es sind drei da, die um sie werben, zwei Edelmänner, und der dritte Johann Wolf Rohrbach, der Frau Ursula zu der grünen Tür* Sohn, der ist jetzt groß und ist seit Ostern bei der Mutter. Wiewohl er nit mehr denn neunzehn Jahr alt ist, so ist doch seine Mutter mit seinen Freunden des Willens, wenn es ihm in dem Hause geraten möchte, so würde sie ihn verändern, dieweil sie noch am Leben ist. Denn es weiß jetzt niemand, wo man mit den Söhnen hin soll, daß sie lernen und studieren, was der Seele Heil sei, daß sie nit verführt werden; und auch wenn sie lange studieren und viel Geld vertun, so bringt es ihrer manchem nit immer Nutzen, und wär' ihm vielleicht nützlicher, daß er bei seiner angeborenen Ehrbarkeit bliebe, die er von Gott hat, als daß er viel studiert und die Schriften nit recht versteht, und daß ihn dann der Teufel durch Hoffart verführe und andere mit ihm, die ihm glauben, dieweil er gelehrt ist und auch das Schwatzen wohl versteht. Ein solcher führt das Volk gar in großen Irrtum. Davon wollt' ich Dir gar viel schreiben, aber ich hab' Dir es in dem letzten Brief vor diesem verheißen, ich wollte dir nit mehr davon schreiben, und will es auch nit tun, dieweil Du in Wittenberg bist; aber Du wähnst, Du seist gar wohl in Wittenberg aufgehoben, Gott gebe, daß es wahr sei, Du wirst es wohl erfahren. Ferner, lieb Johann, so wisse, warum ich Dir jetzt also schreibe — — eine ehrliche Person hat mit mir jetzt geredet, des Johann Knoblauchs Hausfrau habe ihrem Hauswirt befohlen, wenn Du mit samt Deiner Freundschaft seiner Tochter begehrst und die Tochter einen Willen dazu habe, so soll sie der Vater Dir vor andern geben. Darauf hab' ich zur Antwort gegeben, ich wisse Deine Neigung nicht und wollte Dir schreiben und wollte Dir zu wissen tun; was mir dann von Dir zur Antwort werde, das wollt' ich dieselbe Person wissen lassen. Darum, lieb Sohn, so laß ich Dich wissen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihrem Wesen, besser als eine andere, die ich jetzt weiß, so ist auch

* Die Rohrbachs ebenfalls ein Frankfurter Geschlecht. Die Mutter des jungen Rohrbach war Ursula von Melam, nach ihrem Hause zur grünen Tür benannt.

die Mutter eine ehrbare, feste Frau gewesen. Woran ich ein viel besseres Gefallen habe, da sie nicht von einer wankelmütigen Art ist. Denn wer nit eine geschickte, feste Frau hat, sei sie auch so fein und so reich als sie will, so wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn Du mir darin folgen willst, so wollt' ich Dir's mit aller Treue raten. — Zwar sind elf Kinder da zu versorgen, wovon ein Teil noch klein ist, es ist aber wohl möglich, daß ihrer weniger werden; so ist auch ein gutes Auskommen da und das Mehrteil liegende Güter. Darum, lieb Sohn, bedenke Dich, ich will Dich nit zwingen zur Veränderung, aber Du tätst mir gar einen großen Gefallen mit diesem Hause, denn ich sehe noch in langer Zeit keinen Ort, der mit allem, was darum steht, so gut für Dich wäre als dieser Ort. — Lieb Johann, wenn Du ein Gefallen daran hättest, doch so, daß Du gern wolltest, daß Du sie und sie Dich vorher sehen möchte, so komm in der Fastenmesse her mit der ersten Gesellschaft, die Dir gefällt, die durch sichere Straßen zieht, und laß es bei Dir bleiben und sag deiner Gesellen keinem davon. Bis ein oder zwei Tage vor deinem Weggange, dann sag es Justinian, daß Du heim willst. Aber Du sollst ihm nit sagen, weshalb Du heim wolltest, sondern Deiner Güter wegen, daß Du sie wieder bestellst, weil ich Dir so hart geschrieben hätte, daß ich Dir die nit mehr verwalten wolle nach den letzten drei Briefen, wie ich denn auch zu tun willens bin, wenn Du mir in keinem Stück folgen willst. Auch hast Du wohl Ursach', daß Du ihm sein Wort abnimmst, auf daß es geheim bleibe. Lieb Johann, ich bitte Dich, Du wollst bedenken, wie die Zeitläufte jetzt sind, daß es sich zu dieser Zeit nit schicken will, lange unverändert zu bleiben. Ach gäbe doch mein Schwager, Herr Hammann*, dem Justinian auch eine Frau zur Zeit, dieweil dieser nach seinem Gefallen lebt, es würde ihm keine Schande sein, damit es nit mit ihm zugeht wie mit seinem seligen Vetter Blasius, der hatte sich an die Büberei gewöhnt, und deshalb konnte

* Hammann von Holzhausen, Vater des Hieronymus, und der reiche Blasius von Holzhausen, aus einem adligen Geschlecht von Frankfurt.

ihn niemand zum Heiraten bringen, bis er alt wurde, und da hatte er keine Gesundheit und hat auch kein Kind verlassen, und seine Hausfrau hat sich wieder verändert, sie hat einen Edelmann, einen Schenk von Schweinsburg. Man sagt, sie werde bald Hochzeit machen, Gott geb' ihr Glück."

So weit der Brief. Der Wunsch der klugen Mutter wurde erfüllt, ihr Sohn kehrte, wie sie vorsichtig befohlen, nach Frankfurt zurück, er heiratete das Mädchen ihrer Wahl und lebte vierzig Jahre mit ihr in glücklicher Ehe.

Wenn auch von ihm und Anna Knoblauch keine weiteren Aufzeichnungen zugänglich sind, so sind doch in derselben Familie aus dem Ende des Jahrhunderts andere Nachrichten, welche in liebenswürdiger Weise das Verhältnis einer Braut zu ihrem Verlobten charakterisieren. Ein Enkel des Genannten, der reiche Patrizier Johann Adolf von Glauburg aus Frankfurt, lernte auf einem Besuch in Nürnberg die schöne Ursula Freher kennen, Tochter des Stadtsyndikus von Nürnberg und Schwester des berühmten Gelehrten und Staatsmannes Marquard Freher zu Heidelberg. Der Reiz und die Anmut des Mädchens wurden in ganz Schwaben gefeiert. Die folgenden Briefe sind während des Brautstandes von ihr an ihn, von Nürnberg nach Frankfurt geschrieben.

1598

1

„Dem edlen und ehrenfesten Johann Adolf von Glauburg, meinem herzlieben Junker zu Händen.

Edler, ehrenfester, freundlicher und herzlieber Junker! Euer Schreiben samt der Kette hab' ich mit herzlicher Freude empfangen und Eure Gesundheit mit Freuden vernommen, und hab' nit gern gehört, daß Eure liebe Schwester und Sohn nit wohlauf sind. Gott der Allmächtige wolle es zur Besserung schicken, nach seinem göttlichen Willen. Amen. Was uns anlangt, so sind wir, gottlob, ziemlich wohlauf, Gott wolle uns beiden Teilen das länger erhalten. Herzlieber Junker! der Herr Vater hätte Euch gern geschrieben,

doch ist uns Euer Schreiben gar spät zugekommen und der Bote am Tor will wieder fort, so daß es für diesmal nit sein kann, aber mit erster Gelegenheit wird es geschehen.

Herzlieber Junker! über die Kette mache ich Euch keine Vorschrift; wie Ihr wollt, so bin ich's zufrieden, wie es Euch gefällt, so gefällt es mir auch. Diese Kette, welche ich hier habe, will ich fleißig aufheben, wenn Euch Gott zu uns hilft, so will ich sie Euch mit Gelegenheit wieder zustellen, die ist mir gar zu stattlich. Mit dem Maler, das ist fertig bis auf die Kleider, die malt er noch, er vermeint, in etwa zehn Tagen ganz fertig zu werden. Ich habe wohl Sorge, wenn das Bild zu Euch hinab* kommt, so wird man sagen: dergleichen hätte der Junker wohl auch zu Frankfurt bekommen, er hätte so weit nit ziehen dürfen.

Was die Armbänder anlangt, die hab' ich nit bekommen, es ist noch gute Zeit, ich will aber danach schicken.

Herzlieber Junker! ich weiß Euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich bitte Euch gar freundlich, Ihr wollt mit dem elenden Schreiben vorlieb nehmen. Es ist in der Eile zugegangen. Ein andermal will ich's besser machen.

Nichts mehr als: Ihr und Eure Lieben seid von mir und meiner Frau Mutter ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen. Datum den 12. September.

Eure liebe getreue allezeit Ursula Freherin."

2

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber, vertrauter Junker! Euch sei meine Treue und Liebe nebst meinem Gruß und Wünschung von allem Lieben und Guten zuvor. Euer Schreiben habe ich mit Freuden empfangen und daraus Eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Bei uns steht es so, daß wir dem treuen Gott zu danken haben, der sei ferner mit seiner Gnade bei Euch und uns allen. Amen.

* Nach Frankfurt hieß hinab, nach Nürnberg hieß hinauf.

Was aber die Hochzeit anlangt, so hat sich der Herr Vater und Frau Mutter wiederum besonnen und wollen sie also, beliebt's Gott, auf den 13. November sein lassen, wie der Junker denn aus des Herrn Vaters Schreiben weitläufiger vernehmen wird.

Herzlieber Junker! aus Eurem Schreiben verstehe ich so viel, daß Ihr nämlich gern vor der Hochzeit noch einmal heraufkommen wollt. Wenn es geschehen könnte, so wäre es gewißlich eine meiner größten Freuden, und würden sich alle die Meinigen (niemand ausgenommen) herzlich erfreuen. Ich will diesmal nit darum bitten, sondern der Hoffnung und Zuversicht sein, so es werde geschehen können, werde es der Junker an sich nit ermangeln lassen, sondern mich Arme, Verlassene einmal besuchen, worauf ich denn mit Verlangen warte. Herzlieber Junker! wißt, daß das Paket noch nit ist gekommen. Wir haben schon etlichemal danach geschickt, da hat man uns geantwortet, sie seien alle Stunden desselben gewärtig; sobald es kommt, soll es nach Eurem Begehren besorgt werden; ich glaube, Ihr werdet wohl damit bestehen. Es hat die D. Reinerin schon der Frau Mutter deswegen zugeschrieben und deutlich zu verstehen gegeben, daß man sie mit dem Brautstück* nit vergessen wolle. Gleichwohl hat sie solche Sorge nit nötig gehabt, dieweil Ihr vorher bei guter Zeit an sie gedacht habt.

Herzlieber Junker, was aber die Hemden und Krägen anlangt, so sollt Ihr wissen, daß wir gar heftig damit in Arbeit sind, und so viel davon fertig werden können, wollen wir austeilen.

Die Armbänder hab' ich empfangen. Tu mich, herzlieber Junker, zum höchsten bedanken! sie sind gar zu schön an meine schwarzen Hände, sie gefallen mir aber doch wohl.

Was die Kleidung anlangt, so ist sicher, daß der Herr Vater gern eine Tochter wie die andere damit halten wollte; dieweil es aber diesmal nit sein kann, so hat er eingewilligt ein übriges zu tun. Ich hab' ganz fertig drei taffetene Kleider, das leibfarbene, ein goldgelbes, ein schwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Haus, der macht eins von veilchenfarbenem Damast und noch eins, womit ich zur Kirche gehen soll, und das soll sein von rotem Atlas oder von schwarzem Damast. Jetzt bitte ich, Ihr wollet mich wissen lassen, zu welchem Ihr am besten Lust habt.

* Hier ein Geschenk des Bräutigams an verwandte Frauen der Braut, Stücke Zeug zu Kleidern und dergleichen.

Herzlieber und vertrauter Junker! Ich darf mich nit unterstehen, den Herrn Vater weiter zu treiben, um deswillen, weil keiner von meinen Schwestern so viel und so Stattliches gemacht worden ist. Dieweil Ihr mich aber so hoch ermahnt, so muß ich gleich so unverständig sein und den Junker um etwas ansprechen und zuvor freundlich bitten, Ihr wollet mir solches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf Euer Geheiß und freundliches Begehren tue, und das ist die Bitte: herzlieber Junker, Ihr wollet mir etwas zu einem Rock schicken, was Euch beliebt, sei es nun leibfarben oder silberfarben, damit ich mich um so öfter anders kleiden könnte.

Herzlieber, vertrauter Junker! ich hätt' noch eine große Bitte an Euch. Wie Ihr wohl wißt, sind meine zwei Schwestern, die mich lieb haben und ich sie wiederum, den möchte ich gern in Eurem Namen ein wenig etwas zu einem Brautstück vergönnen, so es Euch als gut erscheint. Solches habe ich Euch geschrieben, dieweil Ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt' ich den Junker, er wolle es mir nit vorübel nehmen. Ich schreibe es nit in der Meinung, daß es sein muß, sondern es steht allewege Tun und Lassen bei dem Junker, der mag es damit halten, wie es ihm gefällt.

Schicke Euch hier nach Eurem Begehren ein Maß meiner schönen Länge, wir haben nichts zugegeben, sondern wie das Mensch ist, so ist auch das Maß. Hoffe, man soll mich will's Gott bald sehen, so lang und schön als ich bin.

Von den überschickten Weintrauben haben wir mit Freude verzehrt und tun uns wegen derselben zum freundlichsten bedanken. Wenn wir etwas Seltenes bekommen, wollen wir es Euch auch mitteilen.

Daß mein Konterfei Eurer jüngsten Tochter* so wohl gefällt und sie ihm so viel Ehre erzeigt, ist mir gar lieb, laßt sie es nur tapfer küssen, hilft mir Gott zu ihr, will ich's ihr doppelt wiedergeben.

Die Schuhe, die ich haben muß zum Ausziehen**, will ich mit erstem machen lassen aufs beste, so gut man's hier kann, obwohl sie hier nit bräuchlich sind. Herzlieber Junker, vor dem Schluß bitt' ich noch eins, nämlich Ihr wollet dies mein schlicht einfältig und böses Schreiben für der besten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und schreibe aus offenem Herzen, und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welche ich gleichwohl viel lieber mündlich als schriftlich haben möchte.

Nit mehr als was Euch von mir jederzeit lieb und angenehm ist. Hiermit sei der Junker mit seinem herzlieben Sohn und Tochter zu viel hunderttausend Malen gegrüßt und Gott dem Allmächtigen Ihr und wir alle befohlen. Datum den 10. Oktober zu Nürnberg.

Eure getreue im ♡ solange ich lebe,
Ursula Freherin."

3

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß nebst Lieb und Treue zuvor. Euer Schreiben hab' ich mit Freuden empfangen und Eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, so haben wir dem lieben getreuen Gott zu danken; er verleihe ferner seine Gnade beiden Teilen. Amen. Ferner aus Eurem Schreiben vernehme ich, daß es nit sein kann, daß Ihr noch vor der Hochzeit heraufkommt. Das haben wir nit gern gehört, bin gar nit zufrieden, hab' gänzlich vermeint, Ihr werdet kommen, hab' mich auch herzlich gefreut, bin auch

* Der Bräutigam war Witwer.

** Die Brautschuhe, welche nach dem Hochzeitsschmause vom Fuße der Braut den Junggesellen gegeben wurden.

oft an das Fenster gelaufen, wenn ich etwas hab' hören reiten oder fahren; nun ist es alles vergebens gewesen. Unser lieber Herr Gott verleihe uns allen Gesundheit und helf uns mit Freuden zusammen.

Was aber den Kranz anlangt, tu ich mich, herzlieber Junker, hoch und freundlich bedanken, daß Ihr mich's habt wissen lassen. Ich denke wohl, wir werden viel grobe Nachrede verursachen, weil wir die Bräuche bei Euch drunten nit wissen, da es alles drunten anders ist als hier oben. Ich bitte Euch, Ihr wollt den Kranz machen lassen, wie er sein soll, und uns zuschicken, wie Ihr schreibt. Und über den anderen Kranz hat mich die Frau Nützelin* berichtet, wie er sein soll, und habe einen bestellt mit goldenen Spangen, er soll schon recht gemacht werden. Mit dem Brautstück bin ich nit wohl zufrieden, daß Ihr mir nit schreibt, was ich für meine Schwestern nehmen soll, denn sie wollen nit sagen, was sie haben wollen; ich hab' Sorge, ich nehme zu viel oder zu wenig, ich wollt' es gern recht machen; ich hab' vermeint, Ihr werdet mich wissen lassen, was und wieviel. Was das meinige anlangt, hoffe ich, ich will machen, daß ich dasselbige verdiene.

Herzlieber Junker, ich hätte noch eine große Bitte an Euch wegen der Schuh, wenn ich sie tun dürfte und Ihr mir es ohne Arg aufnehmen wollt. Es ist aber doch eine Schande, daß ich Euch damit bemühen soll, kann es aber nit umgehen. Ich hab' Schuh machen lassen und hab' sie die Frau Nützelin sehen lassen, so sagt diese, sie taugen gar nichts und seien auch gar groß, sie müßten ganz klein sein, man werde mich sonst gar sehr auslachen; und hat mir geraten, ich soll dem Junker schreiben und bitten, daß sie drunten gemacht werden; weil sie gebräuchlich sind, so könnte man's besser machen denn hier oben, da man sie hier gar nit trägt. Sie wollen mich auch gar nit verstehen; wenn ich ihnen schon lange davon vorrede, so verstehen sie

* Margarete Völker, eine Geschlechterin aus Frankfurt, an Joachim Nützel, einen Geschlechter in Nürnberg, verheiratet. Fichard a. a. O. S. 393.

mich doch nit, habe gleichwohl auch nie einen gesehen. Schicke Euch hiemit, herzlieber Junker, zwei Dukaten, bitt' Euch, Ihr wollt's durch eine Eurer Mägde besorgen lassen, Ihr dürft nit damit bemüht sein, ich begehr's gar nit. Sie dürfen nit gar kostbar sein, es seien nun die Wappen oder aber die Namen drauf, sie dürfen auch nit groß sein und nit lang.

Die Frau Mutter läßt Euch bitten, Ihr wollt ihr's nit vorübel haben, daß sie Euch auf Euer Schreiben nit antwortet, sie habe jetzt keine Zeit, sie hat gar viel zu tun, ein andermal will sie antworten.

Herzlieber Junker, ich weiß Euch nichts zu schreiben, als gestern bin ich auf der Hochzeit gewesen, da hab' ich viel leiden müssen, dieweil Ihr nit hier seid und auch nit herkommt, und hat mich der Nützel an Eurer Stelle heimgeführt.

Ich weiß Euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich hab' nit mehr Zeit, ich muß auf die Hochzeit gehen.

Nichts mehr, als Ihr und all die Eurigen seid von mir und der Frau Mutter und Brüdern und Schwestern zu hunderttausendmalen freundlich gegrüßt, und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eile.

Eure getreue und liebe schwarze, solange ich lebe im ♡
Ursula Freherin."

4

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß mit Wünschung aller Liebe und Treue zuvor.

Euer Schreiben hab' ich wohl empfangen, und Euer und aller der Eurigen Gesundheit mit herzlichen Freuden vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, sind wir, Gott Lob und Dank, noch wohl auf, Gott der Allmächtige erhalte uns länger beide Teile nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Amen.

Was aber Euer Schreiben anlangt, darin Ihr schreibt, Ihr wolltet verspüren meine Liebe und Gehorsam, so hab' ich mich nit lange besonnen, dieweil die Zeit nunmehr kurz ist, und hab' für mich und meine Schwester ziemlich in den Beutel gegriffen, doch nit in der Meinung, daß das so allewege geschehen soll; und ist darin, herzlieber Junker, Euer Befehl und Gehorsam ganz vollkommen ausgeführt, und tu ich mich und meine Schwester zum höchsten und freundlichsten bedanken, und wollen wir uns, so Gott will, auch bald mündlich bedanken. Ich habe auch viel auf das gesehen, wo Ihr schreibt, daß die Pferde auch schon gerüstet sind.

Ich hoffe, ich werde Eurem Befehl nachgekommen sein, damit Ihr der gefährlichen Reise überhoben werdet. Denn es würde mich gewißlich auch schwer ankommen, wenn Ihr um meinetwegen so große Gefahr ausstehen solltet.

Herzlieber Junker, wir haben auch gern gehört, daß Ihr noch in der letzten Herberg zu uns kommen wollt, denn es wird in Wahrheit wohl nötig sein, uns von aller Gelegenheit zu unterrichten*. Gott der Allmächtige gebe Glück und Heil und helfe uns mit Freuden hinab. Die letzte Nachtherberge soll sein Stockstadt; der Herr Vater wird Euch auch berichten, danach Ihr Euch zu richten habt.

Auf diesmal nit mehr als: Ihr, herzlieber Junker, Sohn und Tochter seid von mir und den Meinigen ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure liebe getreue, solange ich lebe im ♡
schwarze Ursula Freherin."

* Nämlich von dem Zeremoniell der Einholung und dem feierlichen Empfang in die Stadt Frankfurt. Diese Einholung auf dem freien Felde vor Oberrode geschah mit einer Pracht, welche in den Patrizierkreisen des Frankfurt von 1598 Epoche machte.

Deutscher Landadel im 16. Jahrhundert

Der deutsche Landadel war nach den ersten Jahren der Reformation in seiner Mehrzahl mißvergnügt über eine Lehre, welche ihm die Versorgungsanstalten für seine Kinder, Nonnenklöster und geistliche Stifter, aufhob und seinen Bauern Aufregung und neue Gedanken gab. Und doch wurde dem ruhelosen Geschlecht der privilegierten Schildträger die Umbildung der deutschen Lehre vor anderen zum Heil. Denn seit Luther begann ihre Versöhnung mit den Interessen der anderen Stände, eine mürrische und langsame Versöhnung, welche im 18. Jahrhundert durch ihre Verwendung in dem Militärstaat der Hohenzollern gefördert ward, in den Kämpfen des modernen Staates sich vollendet.

Im Aufgang des 16. Jahrhunderts stehen drei Namen deutscher Adligen: Frundsberg, Hutten und Sickingen, die man als Repräsentanten von drei Richtungen betrachten kann, in denen der Adel sich damals geltend zu machen hatte, von kriegerischer Tüchtigkeit, Vertretung der höchsten Forderungen in Staat und Kirche und männlicher Vertretung der Interessen des Grundbesitzes nach oben. Aber befremdlich wird selbst dem flüchtigen Blick, daß diesen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts, in ihren Standesgenossen so dürftige Nachfolge heranwächst. Von Frundsberg bis auf den harten Mansfelder, den böhmischen Junker Albrecht Waldstein und den wilden Reiterführer Pappenheim hat das große Deutschland keinen adligen Feldherrn von mehr als gewöhnlicher Brauchbarkeit hervorgebracht. Es sind einige

Landsknechtführer zum Teil von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin, einige deutsche Fürsten fast alle mit mehr Prätension als Geschick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welsche, welchen die Familie Kaiser Karls V. und ihre Gegner die wertvollsten Siege zu danken haben. Für das geistige Leben Deutschlands geschah seit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeister, bildenden Künstler, wie arm an adligen Namen! Eine Leere, welche erst im 17. Jahrhundert durch die Mitglieder des Palmenordens, den Verfasser des „Simplizissimus“ und wenige adlige Reimer der schlesischen Dichterschule und des sächsischen Hofes unterbrochen wird! Man darf wohl fragen, wie es kommt, daß ein Stand, der an Individuen so reich war und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volk stand, so wenig in den großen Gebieten geleistet hat, welche zur Hohenstaufenzeit vorzugsweise im Besitz der ritterlichen Genossen des Adels waren. Und sieht man näher zu, ob diese Untüchtigkeit vielleicht durch um so größere Anstrengungen für die praktischen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, so wird die trostlose Entdeckung nicht schwer sein, daß Ackerbau, Handwerk, Industrie, Handel durch mehrere Jahrhunderte im kleinen adligen Grundbesitzer ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendste Urteil würde schwer finden, dem Landadel des 16. und des halben 17. Jahrhunderts einen besonders wohltätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutschen Lebens zuzuschreiben.

Kurz vor 1500 begannen unter dem neuen Kaiser Maximilian die denkwürdigen Versuche, dem zerrütteten Körper des Reiches eine neue Verfassung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die große Institutionen, welche Waffenruhe und Gesetzlichkeit allgemein machen sollten, waren der Ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langsam setzten sie sich durch, nicht ohne viel Störungen und Unterbrechungen. Mehr als hundert Jahre dauerte es und drei Menschengeschlechter starben dahin, bevor der niedere Adel sich an den Zwang der neuen Gesetze gewöhnte,

während Fürsten und Städte, wie oft sie selbst feindlich gegeneinander haderten, beide das größte Interesse hatten, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Der Adel verlor einen Teil seiner wilden und offenen Entschlossenheit und eignete sich vorzugsweise die Fehler der neuen Zeit an. Gleich einem besiegten Stamm, dem der Überwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, kränkelte das Geschlecht der alten Raubgesellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geschah, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbstbiographien deutscher Adligen aus verschiedenen Zeiten des 16. Jahrhunderts erhalten, die des Berlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohlbekannt, die erste, solange es deutsche Sprache gibt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutschen Dichters. Die drei Männer, deren Blütezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, sind in Charakter und Lebensschicksalen durchaus verschieden, aber alle drei sind Gutsbesitzer, und jeder von ihnen hat seine Lebensereignisse so erzählt, daß man in die gesellschaftlichen Zustände seines Kreises belehrende Einblicke erhält. Am bekanntesten ist Götz von Berlichingen, seine Lebensgeschichte am häufigsten (zuerst 1731) gedruckt. Da auf seinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm Jahrhunderte nach seinem Tode durch das Gedicht Goethes ward, so hat jetzt der Leser seiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters von der Gestalt des historischen Götz fern zu halten. Und doch ist das nötig. Denn wie bescheiden und liebevoll auch Goethe die geschichtlichen Züge verwertet hat, der historische Götz sieht in seiner wirklichen Umgebung anders aus. Als er sein Leben schrieb, ein Greis, in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte seine Erinnerung am liebsten bei den Reiterstückchen seiner wilden Jugend. Daß sein Treiben unfruchtbar für ihn selbst und schädlich für andere gewesen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu lesen. Und vorzugsweise charakteristisch ist, daß er in der Mitte seines Lebens gebrochen und gedemütigt wurde, weil er bei dem

großen Bauernaufstand ratlos auf die falsche Seite geriet. Um politische Fragen zu sorgen war nicht seine Sache; kam er in eine Krisis, so handelte er nach dem Rat seiner Gönner, größerer Dynasten, welche seinen starken Arm und beharrlichen Willen für ihre Zwecke gebrauchten. Als das Bauernheer über seinen Grund hereinbrach, wußte er sich mit seinen Sippen keinen Rat und schrieb an einen Ratgeber. Die Antwort wurde durch seine Schwiegermutter und seine Frau unterschlagen, er war dem eigenen Urteil überlassen und besaß nicht Geschick genug, sich den drängenden Insurgenten zu entziehen. Wäre er gewesen wie viele seiner Standesgenossen, etwa wie Max Stumpf, so hätte er die Bauern trotz allem Gelöbnis verlassen. Aber treu dem Buchstaben seines Wortes hielt er bei ihnen aus, ohne wirkliche Treue, nicht ohne zweideutige Handlungen, bis die vier Wochen, für die er sich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der Tat nicht ihr Führer, sondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, lange Zeit unter starken Freiheitsbeschränkungen auf seinem Schloß. Um ihn tummelte sich ein neues Geschlecht in leidenschaftlichem Kampf, ihn selbst bekümmerte fortwährend, daß er in der Bauernzeit doch als ehrlicher Reiter gehandelt habe, und daß er jetzt wieder sein Wort halten und die Schritte zählen müsse, die ihm aus seinem Burgtor zu schreiten vergönnt war. Nach sechzehn Jahren einsamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngeren Geschlechts gerufen, die ihm keine Abenteuer und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich zweiundachtzig Jahr alt auf seiner Hornburg in Frieden starb, war Luther seit sechzehn Jahren tot, Kaiser Karl V. war vier Jahre vorher im Mönchskloster eingesargt worden, aber seine Selbstbiographie, obgleich in dem letzten Lebensjahr geschrieben, hat für die lange Zeit seit dem Jahre 1525 nur wenige Seiten. — Hier seien außer einem kleinen Abenteuer aus seiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man sich damals in einer Dorfgasse raufte, Bruchstücke aus seinem Bericht über die Nürnberger Fehde mitgeteilt.

„Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat sich zugetragen, daß ich mit Neidhart von Thüringen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir so fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorf, heißt Obereschenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck, und sein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte sich zuvor begeben, daß ich einst zu Hamelburg in die Herberge zu Herrn Neidhart und seinen Knechten gehen wollte, welche mehrerenteils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, sehr voll und hatte viel Wind in der Nase, machte viel seltsame Reden und sagte: ‚Was will der Junker* tun, will er auch zu uns?' und dergleichen höhnische Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille, und ich sagte zu ihm: ‚Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Gespöttes oder deiner Neckerei; wenn wir einmal im Feld zusammenstoßen, da wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht sei.' Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wird's sein und mit seinem Junker reiten. Da ritt ich auf dem nächsten Weg einen großen hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbrust und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh sein Junker dem Dorfe zu, so daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbrust und floh ebenso wie sein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und schoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wohl wieder auf die Armbrust bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbrust hat. Da ich nun keinen Menschen bei mir hatte, so ließ ich das mit der Armbrust bleiben** und ritt

* Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanspruchen.

** Von zwei Armbrüsten einer Partei deckt eine die andere, indem sie

ihm nach in die Hohle hinein, und da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorftor, bis ich fast an ihn kam, da schoß er mich von vorn auf den Krebs*, daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinaussprangen. Da warf ich ihm meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde lag. Er aber kam allemal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich so im Dorf mit ihm umherrannte, stand ein Bauer da, der hatte eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, schlug ihm den Pfeil von der Armbrust, hielt bei ihm, stieß das Schwert wieder ein, redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich gehörte zu Herrn Neidhart von Thüringen, und wir wären auch gut fuldaisch. Indem kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinspießen, Handbeilen, Wurfbeilen, Holzbeilen und Steinen, sie umringten mich — wirfst du nicht, so hast du nicht, schlägst du nicht, so gilt es nicht — daß mir die Beile und Steine neben dem Kopf hin fuhren und mich deuchte, sie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinspieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, schlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte, er hätte mir den Arm entzweigeschlagen, und wie ich nach ihm stach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte mich nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verschlagen, und mir war angst, wie ich zum Tor hinauskommen möchte. Und wie ich demselben zueilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Tor zuschlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuschlug, und wie ich ein wenig vor das Tor hinauskam, war auch der

den Schuß bewahrt, bis die andere gespannt hat. Der einzelne Schütze ist während des Spannens wehrlos.

* Brustharnisch.

Affe schon wieder da und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich und schrie: her! her! her! und schoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde prellen sah. Ich demnächst wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon, und wie ich wieder Herrn Neidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, sahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich fast bei Neidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pflug, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie nach dem Affen geworfen, als er mich, wie vorhin gemeldet, schoß, und hatte nicht so viel Weile gehabt, daß ich sie wieder hätte langen mögen, sondern mußte sie im Wege liegen lassen. —

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen, auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg, haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf also dem Bischof fünfundneunzig Kaufmänner nieder, die unter seinem Geleit zogen, und ich war so fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergisch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die dreißig, ich griff sie am Montag nach unseres Herrn Himmelfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an und ritt denselben Dienstag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbitz bei mir und waren wir unser auch dreißig. Der andern Reisenden aber waren viele, die schob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgesell, Hans von Selbitz, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Bischofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ich's recht behalten, Vilseck, so daß das Geschäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wisse, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, so ist das die Ursache. Fritz von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harnisch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes getan, der ist einst ganz in der Nähe von Onolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräter nieder, der ihn verraten und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen gegeben hatte. Da erfuhr man zuerst, wo Fritz von Littwach hingekommen wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der selbigen Zeit markgräflicher Hofmeister war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte, angesprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntnis des Verräters verschaffte. Dadurch wurde ersichtlich, daß es Diener der von Nürnberg getan haben sollten, auch ist anzunehmen, daß er in ihre Häuser und Fronfesten geführt worden sei. Das ist der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Gaislingen, der hatte mir versprochen in meinen Dienst zu treten, den haben die von Nürnberg bei seinem Junker Eustach von Lichtenstein hart verwundet und erstochen, auch seinen Junker hart verwundet, dieser aber ist am Leben geblieben. Obgleich nun viele andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich sein wollten, so habe ich doch keinen gemerkt, der der Katze die Schellen angehängt, wie man zu sagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berlichingen, der nahm sich beider an. Diesen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Kommissarien Kaiserlicher Majestät, auch vor geistlichen und weltlichen Fürsten verhandelte, stets und allerwege angezeigt und dargetan*.

* Wie Götz verfährt, ist charakteristisch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und sucht nach Grund zur Fehde, ihm genügt die Vermutung, daß die Nürnberger einen

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergischen Fehde mir und meinen Verwandten gegangen ist. In summa summarum, das Reich verordnete vierhundert Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren — ihre Fehdebriefe sind noch vorhanden —, und kam ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die sollten mich fressen, und ward uns alles genommen, was wir hatten, so daß wir nicht einen Schuh breit mehr erhielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen, und dennoch tat ich meinen Feinden ziemlichen Schaden an Gütern und sonst, so daß sich Kaiserliche Majestät etlichemal dazwischen gelegt und ihre Kommissarien verordnet hat, die zwischen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen sollten; dadurch hat mir Kaiserliche Majestät viele Anschläge verhindert und um mehr als zweihunderttausend Gulden Schaden getan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zuwege gebracht haben. — Und wollte ich damals den von Nürnberg wohl all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeister selbst, der eine große goldene Kette am Hals hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reisigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als sie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch schon zu Roß und Fuß dazu geschickt und gefaßt, so daß es nicht anders als gewiß war, daß ich sie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herren und Freunde, deren Rat bat ich, ob ich Kaiserlicher Majestät zu Ehren den von demselben angesetzten Tag besuchen oder ob ich meinen Anschlag ins Werk setzen sollte. Da war nun ihr treuer Rat,

guten Kameraden in Haft behielten, gleichviel aus welcher Ursache, und die Tatsache, daß sie in einer andern Fehde einen Knecht erstochen haben, den er hatte in Dienst nehmen wollen. Von Fritz von Littwach ist nicht weiter die Rede, als Götz genötigt wird, sich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlassung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird, selbst damals auffallend.

ich sollte der Kaiserlichen Majestät zu Ehren den Tag besuchen. Ihnen folgte ich zu meinem großen merklichen Schaden. —

Ich wußte, wann die Frankfurter Messe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem Spessart zu, die Kundschaft war gemacht, und ich warf fünf oder sechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum drittenmal und in einem halben Jahr zweimal gefangen und einmal an Gütern beschädigt hatte, die andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich stellte mich, als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernst nicht, und sie mußten niederknien und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen sie, und ließ sie so wieder von mir fortziehen. Und der Kaufmann, den ich so oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor sich und sagte: ‚Ich hätte mich eher des Himmels Einfall versehen, als daß Ihr mich heute niederwerfen würdet. Denn erst vor wenig Tagen haben unser an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markt gestanden, da ist auf Euch die Rede gekommen, und ich habe gute Kundschaft gehabt, daß Ihr eben erst in dem Walde, dem Hagenschieß, gewesen seid und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet.' Und ich selbst habe mich gewundert, daß in so kurzer Zeit das Geschrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen ist. — Bald darauf hat sich die Kaiserliche Majestät in die Sache geschlagen und dieselbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben." — Soweit Götz.

Schärtlin von Burtenbach

Sebastian Schärtlin gehört für seine Person nicht ganz in die Reihe. Er ist nicht von adliger Herkunft und hat die Ritterwürde seinen militärischen Talenten zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er seine Schule unter Frundsberg und war von 1518—1557 fast in allen deutschen

Händeln tätig, im Dienste des Kaisers, der Stadt Augsburg, eine Zeitlang auch im Solde Frankreichs, als er wegen seiner Teilnahme am Schmalkaldischen Krieg gezwungen wurde Deutschland zu verlassen. Er hat mehr als einmal große Heere befehligt und stand als entschlossener, vielerfahrener Feldhauptmann in allgemeinem Ansehen. Zu Götz ist er ein interessantes Gegenbild. Jener der adlige Reiter, dieser der bürgerliche Landsknechtführer, Götz der gemütliche Speergesell, Schärtlin der praktische Geschäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern, nicht frei von unverantwortlichen Taten geführt; beide sind im hohen Greisenalter gestorben; aber Götz versplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geschicke Deutschlands entscheiden. Götz verstand so wenig seine Zeit und seinen Vorteil, daß er, der Aristokrat, sich zum Strohmann der demokratischen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verstand seine Zeit so gut, daß er nach dem unglücklichen Schmalkaldischen Krieg als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf wieder siegreich in alle Ehren eingesetzt wurde. Götz hatte sein lebelang ein starkes Gelüst nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen seinen kecken Raubzügen schwerlich viel in seiner Truhe erhalten, Schärtlin machte sich Geld in allen Kampagnen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte seine Dienste so hoch als möglich zu verwerten. Beide erwiesen Charakter und Parteitreue, beide waren Kriegsleute von Ehre im Sinne ihrer Zeit, und beide hatten für unser Urteil ein zu weites Reitergewissen. Aber Götz, über dessen Mangel an Einsicht wir zuweilen lächeln, ist vorzugsweise beutelustig und doch in seiner Art peinlich gewissenhaft, Schärtlin überall der kluge, spekulierende, zuweilen großartige Egoist. Alle guten Eigenschaften des absterbenden Rittertums sind in der einfachen Seele des Besitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen ist in seinem Wesen durchaus Sohn der neuen Zeit: Soldat, Händler, Diplomat. Beide waren im Jahre 1544 bei dem kaiserlichen Heer, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft als einer der Feldhauptleute, Götz als grauer Reiter

mit einem kleinen Haufen gesammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demselben Jahr kaiserlicher Großmarschall und Generalkapitän und machte sich siebentausend Gulden, Götz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den heimkehrenden Heerhaufen nach seinem Schloß zurück. Beide haben uns mit fester Kriegerhand ihr Leben geschrieben, am wenigsten geschickt und geordnet Götz, und doch wird man seine Biographie mit größerer menschlicher Teilnahme lesen als die des Schärtlin; denn Götzens Freude ist, seine Reiterabenteuer zu erzählen, wie man beim Glase Wein, unter guten Gesellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht; Schärtlin berichtet verständlich in chronologischer Ordnung und gönnt dem Leser manchen trockenen, aber lehrreichen Bericht über politische Aktionen, aber von seinen persönlichen Verhältnissen erzählt er am liebsten den Betrag seines Gewinnes und ärgerliche Händel mit seinen Gutsnachbarn.

Diese Händel nun, wie einförmig sie verlaufen, dürfen hier das größte Interesse beanspruchen. Denn gerade an ihnen wird deutlich, wie sehr sich seit dem Anfang des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert wie in des Berlichingers Jugend die Fehdelust in den begehrlichen Seelen auf, noch immer ist rohe Gewalttat häufig, und zahlreich werden Duodezkriege vorbereitet; aber das alte Selbstgefühl ist gebrochen, drohend schwebt das Gespenst des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden; schnell mischen sich Nachbarn und gute Freunde ein, und dem kaiserlichen Mandat wie dem Willen des Landesfürsten trotzt auch der Wilde selten ungestraft. An die Stelle offener Fehde treten plötzliche Überfälle, hinterlistige Streiche; statt der Armbrust und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger schneidende Waffen, Verleumdung, Bestechung und Intrigen. Auch in den früheren Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, daß sie einem kargen Wirt an hundert Herdfeuern Böses nachsangen. Seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts aber rief das große Interesse an

Flugschriften außer zahllosen Gelegenheitsliedern auch längere Gedichte, die zum Lesen geschrieben waren, hervor. Und der kleinste Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder, der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Drucksachen besorgte, vermochte für wenig Geld den Feind seines Gönners um so mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgesungenen war.

Schärtlin erzählt selbst:

„Anno 1557. In diesem Jahre habe ich, Sebastian Schärtlin, die Herrschaft Hohenburg samt Bissingen* und Hohenstein von einem böhmischen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um zweiundfünfzigtausend Gulden erkauft und im Beisein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Untertanen zu Bissingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denselben Sommer habe ich das Schloß Hohenstein wieder erneuert und so ausbessern lassen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag ist mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hausen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schlosses Bissingen zugerüstet und im Winter den Brunnen zurichten lassen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten schöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt Donauwörth Rossen, auch mit allen benachbarten Bauern sind die Fuhren getan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Öttingen meinen Bauern von dem Reutmannshof gefangen nach seinem Amt Harburg führen lassen, wo der Bauer weder zu beißen noch zu brechen hatte, weil er und seine Söhne sich gegen etliche öttingische Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über sein Land gefahren sind, gewehrt und einen Zank mit denselben angefangen, doch niemand verwundet hat. Und am Montag darauf ist der Graf mit fünfhundert Bauern und fünfzig

* Hohenburg und Bissingen lagen im Territorium Öttingen. Die Grafen von Öttingen beanspruchten die Oberlehnshoheit über diese Güter.

Pferden mit gewalttätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eicheln abschütteln lassen und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzusagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am selbigen Tag zu Bissingen ankam und solches alles erfuhr, bin ich und meine beiden Söhne mit unserm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Elrichshausen zweiunddreißig Pferde stark in seine Grafschaft gezogen und haben einen Bauern dicht am Schloß zu Harburg und zwei seiner Untertanen von Korbach dagegen gefangen und nach Bissingen in das Schloß geführt. Und weil seine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe an Bissingen mit Abschießen und großem Prangen bei der Nase vorübergezogen sind, so bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zugeritten, den Gegner zu einem Scharmützel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt schossen sie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerstag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wohl voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei Seiner Fürstlichen Gnaden, dem Kurfürsten und Pfalzgrafen, andern Grafen, Herren und Adel übel ausgeschrien und sich unterstanden, mir dadurch Ungnade und Ungunst aufzulegen. Insbesondere Herzog Christoph zu Württemberg, der mir sonst zu Gnaden gewogen gewesen, hat mir dies Jahr hundert Gulden Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch seinen Bruder, den Grafen Friedrich, so auf mich gehetzt, daß auch dieser später sich mit tätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben sich beide Grafen zu Roß und Fuß verstärkt, wogegen auch wir hundert gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Bissingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die Kaiserliche Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herren. Haben mich einen Aufrührer und friedlosen Land-

friedensbrecher gescholten, mich auch für ihren Incola, Landsassen und Untertan, auch Lehnsmann, der ihnen doppelt verpflichtet sei und seine Amtspflicht vergessen habe, allenthalben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit so zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auflaufs und Überzugs versehen mußte, haben sich der Pfalzgraf Herzog Wolfgang und Herzog Albrecht zu Bayern, als die nächsten Fürsten, darein gelegt, haben beiden Teilen geschrieben Frieden zu halten und sich erboten, mit Herzog Christoph gütlich darin zu verhandeln, doch so, daß man beiderseits die Gefangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen lasse. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Öttingen, genannt Igel, allen Unrat angefangen, forderte ich, daß er's zuerst tun solle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei lassen wollen, sondern hat den Ratzebauern, der allein mein Untertan ist und zu Öttingen weder gelobt noch geschworen hatte, vor das Malefizgericht gestellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewiesen werden, daß ich und die Meinen jenem durch den Kauf mit Recht untertan geworden sind, sondern wir haben Hohenburg und Bissingen samt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrschaft, die unlehnbar ist und das Halsgericht hat, erkauft. Dennoch haben uns die Fürsten nicht zusammenlassen wollen, haben uns beide vielfältig ermahnt Friede zu halten; darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk beurlaubt und bei dieser Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindselig geworden ist. Aber ungeachtet aller fürstlichen Unterhandlungen ist Graf Ludwig doch an einem Abend mit vielen Pferden und etlichen hundert Bauern gegen das Schloß Bissingen gerückt, hat mit unsern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche herauskamen, ein Scharmützel angefangen, bei welchem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts schaffen konnten, sind sie wieder mit Spott abgezogen.

Dies alles hab' ich beim Kammergericht angebracht und Graf Ludwigs mir zugefügte verbrecherische Handlungen geklagt, und habe so gehofft, wie mir auch gelungen, ich

wollte diese Sache im Wege Rechtens durchführen, besonders weil sich die Fürsten parteiisch zeigten*. Unterdes hat Graf Igel mich allenthalben jämmerlich mit gedruckten Schriften und schmählichen Liedern verstänkert und im Beisein der Grafen von Mansfeld meinem Sohn Hans Bastian auf seinem Wappenschild über dem Wirtshaus den Zusatz ‚Herr von Bissingen' ausgetan, den doch nicht mein Sohn selbst, sondern der Wirt hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich seinen Vogt ausrufen lassen, wenn ein Schärtlinscher hinzukomme, solle jeder auf ihn schlagen.

Anno 1561 in der Fasten ist Graf Lothar zu Öttingen nach Augsburg gekommen, hat mir viel Gutes sagen lassen, ihm sei leid samt seinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig so unschicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht sein Heiratsgut, auch keine Residenz geben wolle, so wolle und müsse er feindlich gegen ihn handeln und lasse mich bitten, ihm einen Reiterdienst zu tun. Darauf bedankte ich mich für sein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei sagen, ich stände zu seinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich steckte auch meine Füße nicht gern zwischen Tür und Angel; wenn er aber sonst Reiterarbeit hätte und mir's berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harnisch nicht versagen.

Am heiligen Himmelfahrtstag pflegt man jährlich zu Bissingen hinterm Schloß einen Jahrmarkt und Tanz zu halten, auch zu schießen, wobei mein Sohn Hans Bastian in diesem Jahr selbst war und Gesellschaft leistete. Da haben beide Grafen, Ludwig und Friedrich, den Vogt von Unter-

* Die Fürsten waren auf seiten ihres Standesgenossen, dessen Geschlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adlige Güter hat im 16. Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erschien ihnen besonders anspruchsvoll, da sein Geburtsadel sehr zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus anderen Quellen wissen, das bessere Recht hatte, ist hier gleichgültig.

bissingen samt einem andern reisigen Knecht gerüstet mit fünf Hakenschützen auf den Platz geschickt. Sie haben sich dort aufgestellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angeredet, was sie sich so bewaffnet aufstellten. Dem hat der Vogt geantwortet, seine Herren hätten ihm diesen Platz zu halten daher geschickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Öttingen zu. Dem hat mein Sohn widersprochen. Die Eltern der Grafen hätten sie verkauft und sie gehörte mir zu, sie sollten sich hinwegmachen. Darauf ist der Vogt mit den Worten weggeritten, er wollte bald in anderer Gestalt wiederkommen, und alsbald haben sich vom Fußsteig her Reiter und Fußvolk sehen lassen, worauf mein Sohn etliche Diener und Untertanen ins Schloß und auf den Kirchturm schickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich sind die Gräflichen ungefähr mit vierzig Pferden und dreihundert zu Fuß spornstreichs dahergeritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Untertanen gestochen und geschossen; sind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Tor mit Übermacht geschlossen. Dagegen hat mein Sohn sich samt den Seinen zur Wehr gestellt, auch so gut er vermochte auf sie geschossen, aus der Hand und vom Schloß und von den Türmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erschossen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat sich so ihrer erwehrt und sie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen ist nichts widerfahren, gottlob! Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr besorgte, zogen sie um sechs Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte sagen lassen, tat mit vier starken Büchsen auf Rädern bis an dreißig Schüsse in das Schloß und zerschoß wohl zwölf Ziegel. Um neun Uhr zogen sie wieder ab nach Unterbissingen, verstärkten sich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geschütz und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts weiteres besorgt hatten, waren sie am Morgen früh zu mir geritten; deshalb ging der Bürgermeister und etliche vom

Rat zu den Feinden hinaus und fragten sie, was sie damit beabsichtigten, es sei niemand im Schloß als die Frau mit den Kindern, auch stünden die Herrschaften im Rechtsstreit und kaiserlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, sie seien gestern und auch noch heute nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herren oberste Rechte zu suchen, man habe aber auf sie geschossen und ihnen großen Schaden getan. Sie wollten auch heute den Platz besetzen, wenn man aber auf sie schösse, solle man sehen, was sie dagegen tun würden. Darauf antworteten die von Bissingen: sie wären arme Leute, man möchte tun, was zu verantworten sei. Darauf zogen abermals die Gräflichen, zweihundert Mann stark, wieder mit vier Büchsen und einer Trommel auf den Platz, taten etliche Tänze, tranken, und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit solchem Trutz und Schießen zogen sie ab und hatten einen Hinterhalt von zweitausend Mann. — Das habe ich der Kaiserlichen Majestät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf sind beiden Teilen Mandate gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo solle man sich nicht weiter beleidigen, und eine Zitation, zum 20. August beim Kammergericht zu erscheinen, welches alles den Grafen insinuiert wurde, worauf beide Grafen unschicklich antworteten, es sei alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien protestiert.

Aus oben erzählten Gründen und weil das feindselige Wesen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich notgedrungen, um meiner Ehre willen, zur Abwehr der Belästigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausschreiben an die Römische Kaiserliche Majestät, an Kur- und Fürsten, Grafen, Herren, Städte und Stände des Heiligen Reiches, auch an die fünf Viertel des Adels und gemeiner Ritterschaft gesendet, habe auch den Ständen des landsbergischen Vereins mündlichen Bericht abgestattet, sie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Bayern, dem ich als Stellvertreter bestellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informiert und sie allesamt insbesondere

um Rat, Hilfe oder Beistand gebeten. Diese haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, sie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu lassen, mit dem Zusatz, wenn dieses nicht geschehe, würden sie mich nicht verlassen. Mir aber haben sie geraten, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil so viele schändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen sind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes getan, auch einen schönen Pasquillus und Lied von gemeldeten Grafen Igel von Harburg gemacht und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3. Oktober ist Igel fünfzehnhundert Mann stark zu Fuß und zu Roß, darunter etliche Landsknechte, samt fünf Stück grobem Geschütz gegen meinen Vetter Ludwig von Oberingingen gezogen, hat ihm etliche vom Adel hingeschickt und hat ihn auffordern lassen, sein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Bissingen etliche Doppelhaken, Handgeschütze, Pulver und Blei zu sich hereingenommen. So wollte er den Sturm abwarten, da er von mir väterlichen Ersatz bei ritterlicher Treue und Glauben hoffte. Er ist selbst zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Igel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie seine Brüder wohl getan, so wolle er seinen sauern Wein mit ihnen teilen, aber dergestalt könne er sein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für sich selbst und nicht für den Grafen von Öttingen, und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Teil zog sich hinter seine Deckung, der Graf aber schanzte sich in den Vorhof ein, schoß ihm die Zinnen von den Türmen, alle Fenster, Dächer und Essen und zwei Personen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte sich tapfer, erschoß dem Grafen einen Büchsenmeister und noch eine Person, schädigte auch sonst viele vom Kriegsvolk, von denen etliche später starben. So haben sie es vom Morgen sieben Uhr bis zu sechs Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, sich auch unterdes befestigt und

am Morgen wieder nach seiner Zusage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebastian Schärtlin, Ritter, solches erfuhr, habe ich eilends vierhundert Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg, nach dem Rat Herzog Albrechts von Bayern vorlaufen lassen, habe sie mit Pulver, Blei, Fußeisen und gutem Kriegsgerät auf Bissingen geschickt. Ich habe sechsundzwanzigtausend Gulden zusammengerafft, Sturmhüte, Pulver und Blei besorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geschütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, soviel ich von den Nachbarn erhielt, alles zum 4. Oktober nach Burtenbach beschieden, und ich selbst kam abends dahin, als ich alles in Bewegung gesetzt hatte. In derselben Nacht sind Graf Wolf und Graf Lothar von Öttingen in Person freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbteil nichts geben wolle und haben mich gebeten, mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwischen uns ein geschriebener, besiegelter Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit seinem Geschütz auch auf unsere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen sollten, ich aber wollte fünftausend Knechte oder andere Reiter aufbringen und die Kosten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbteil brächte, sollten sie zwei Drittel und ich ein Drittel von den Kriegskosten bezahlen. Wir hofften, Graf Igel sollte vor Oberingingen verharren und im Fall er es eroberte, vor Bissingen ziehen, meinen Sohn zu belagern; der Graf aber hat sich am Morgen des 4. Oktober erhoben und ist schändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüstet, zerschlagen, geplündert und alles, Weiber und Kinder genommen, gestohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geschütz abgenommen. — — Aber als der Graf Igel vernommen, daß seine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte — ist er aus dem Lande geflohen und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog

Christoph von Württemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kaiserl. Majestät, Bayerns, Augsburgs und des landsbergischen Vereins ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwischen habe ich mich verstärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen und zu Fuß und zu Roß siebentausend Mann stark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürsten, Pfalz und Württemberg, wohl erkennen konnten, daß der Graf vertrieben und ein Gast in seinem Lande werden würde (denn schon hatten seine Räte und ganze Landschaft alles übrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donauwörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet), da sind sie beiderseits ausgezogen, der Herzog von Württemberg persönlich mit seinen Reitern und etlichem Geschütz, im Willen mich nicht über die Donau zu lassen oder sich mit mir zu schlagen. Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich solle von den Waffen ablassen, Seine Fürstliche Gnaden könnte mir diesen Zug nicht gestatten. Mir haben auch die Kaiserliche Majestät und der schwäbische Kreisoberst Frieden geboten, dazu haben Bayern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt und sich allerwege erboten, diese Sache im Vertrage zu schlichten. So hab' ich mit Verlust von viertausend Gulden trotz meiner Beraubung und meines Vetters Gefahren diesmal einstecken, Friede halten, eine gütige Vereinigung und einen Tag zu Donauwörth einräumen müssen. Vierzehn Tage ist dort verhandelt worden und von beiden Fürsten, von bayrischen und pfälzischen Räten damit geendet worden, wir sollten beiderseits Frieden halten, und da zwischen uns kein Friede zu hoffen, sei kein besserer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mitnichten tun und mit dem Grafen nichts zu tun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darein ergeben, beide Fürsten untertänigst zu ehren, die Herrschaft Hohenburg und Bissingen gegen bare Bezahlung von zweiundsechzigtausend Gulden zu verlassen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und sicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt sei."

Soweit Schärtlin. Es ist trotz seiner Klagen über Verluste anzunehmen, daß der Verkauf für ihn wenigstens pekuniär vorteilhaft war, sicher aber ist, daß seine Händel mit dem Grafen deshalb nicht aufhörten. Noch jahrelang verklagten sich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiser und dazwischen übten sie immer wieder Gewalttat in Angriff und Verteidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiser einander die Hand reichen.

Hans von Schweinichen

Um das Ende des 16. Jahrhunderts wurden die Gewalttaten der adligen Gutsbesitzer anspruchsloser und seltener. Der größte Teil von ihnen verwandelte sich in friedliche Landjunker, die fähigeren und ärmeren suchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann gewesen, denn er war ein Reiter, und die Stechkunst des Rittertums galt immer noch als vornehme Kriegsarbeit. Aber schon damals war die große Umwandlung vollzogen, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, schon galt ein erfahrener Landsknecht, der Einfluß auf seine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchsenmeister, der eine Kartaune gut zu richten verstand, dem Kriegsherrn in Wirklichkeit zuweilen mehr als ein Dutzend zugerittener Junker mit ihren Knechten. Diese Veränderung des kriegerischen Wertes bewirkte fast ebensosehr als die Reformation Hebung des Adels. Allerdings auf einem Seitenpfad. Der große Territorialherr hatte nicht mehr nötig, um den guten Willen seiner Junker zu werben und ihrer Räuberei durch die Finger zu sehen, er vermochte, wenn ihm Geldtruhe und Kredit nicht völlig erschöpft waren, durch ein Ausschreiben, einen Musterplatz und zwei Trommelschlegel vor den Herbergen seines bestallten Oberst einen Söldnerhaufen zu werben, der ihm im Notfall die Junker seines eigenen Landes zu Paaren trieb. Der Fürst wurde unabhängig von den Waffen des Landadels und dadurch in neuem Sinne seines Adels Herr. Für den Junker kamen neue Wege sein Glück zu

machen, Geschmeidigkeit gegen Höhere, das Hauptmanns- oder Oberstpatent eines größeren Herrn oder eine Stelle als Jagdjunker und Hofdiener. Dieser Übergang wurde ihm nicht leicht. Es war charakteristisch für die Verwilderung des kleinen Adels, daß um das Jahr 1530 die Hofämter, welche eine administrative Gewandtheit forderten, wie des Hofmeisters, dessen Tätigkeit an unseren Höfen der Hofmarschall versieht, gar nicht überall mit Adligen zu besetzen waren*. Und noch lange nachher im 17. Jahrhundert wurden höhere Staatsstellen, welche Kenntnis und Geschäftsgewandtheit verlangten, sogar wichtige Gesandtenposten, vorzugsweise mit Nichtadligen besetzt, und in einer Zeit, welche nur den Adel für Hofämter befähigt hielt, waren die Fürsten häufig genötigt, den Sohn eines Handwerkers oder Dorfpfarrers mit dem Abglanz der Souveränitätsrechte zu umgeben und den adligen Hofmann zu seinem untergebenen Reisebegleiter zu machen.

Auch die Zucht des Hauses wollte dem Landadel nicht sogleich gedeihen. Das alte Selbstgefühl höherer Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfnis der Aufregung war geblieben. Immer waren die Deutschen starke Trinker gewesen, jetzt blieb die rohe Völlerei, besonders in den Landschaften, welche nicht selbst Wein bauten, das herrschende Laster. Zerrüttete Vermögensumstände, massenhafte Schulden und unerträgliche Prozesse störten vielen vom Landadel die nüchternen Stunden des Tages.

Aber die Besseren begriffen doch allmählich ihren Vorteil. Größer wurde die Zahl ihrer Söhne, welche die Universitäten besuchten. Die Wahrheit zu sagen, sie standen dort in üblem Ruf. Trotz ihrer Privilegien, der adligen Kleidung und besonderer Sitze in den Auditorien und trotz dem Eifer der Universitäten, ihnen für ritterliche Übungen: Fechten, Tanzen, Reiten und Fahnenschwenken eigene Lehrer zu halten, war eine gewöhnliche Klage, daß sie sich in

* Die Polizey-Ordnung Tit. 14 § 2 u. Tit. 15 § 3 des Reichstags von Augsburg im Jahr 1530 gab diesen nichtadligen Hofchargen das Recht, sich gleich denen vom Adel zu tragen.

die Gesetze durchaus nicht fügen wollten und ihre Zeit allzu liederlich verbrachten. Dennoch kam der volle Segen dieser Bildung manchem von ihnen zugute. Um das Ende des 16. Jahrhunderts sitzen in allen Landschaften einzelne Gutsbesitzer, welche Lateinisch verstehen, sich eine Bibliothek einrichten, im Notfall ein lateinisches Distichon verfertigen und einen politischen Diskurs, sowie eine wohlgesetzte Rede an den Landesherrn zu halten wissen.

Im ganzen Mittelalter hatte man Reisen für das beste Erziehungsmittel eines Deutschen gehalten. Dieser Zug nach der Ferne wurde größer. Mit guten Empfehlungsbriefen fremde Höfe besuchen, Frankreich und Italien durchreiten und sich dabei mit fremder Sprache und Sitte befremden, wurde seit dem Schmalkaldischen Krieg allgemein. Ja noch weiter gingen die Reisen, auch protestantische Junker besuchten wie Kaufleute aus Nürnberg und Augsburg die griechischen Inseln und das Heilige Land. Und wenn sie heimgekehrt von ihren Fahrten gut zu erzählen wußten, gab ihnen das in ihrer Landschaft und bei Hofe ein hohes Ansehen, und die Fürsten waren bemüht, derlei wohlbewanderte Männer in ihren Dienst zu ziehen. So war ein Schlieben, im Anfang des 17. Jahrhunderts brandenburgischer Diener, als Johanniter zweimal in Jerusalem und einmal als Gesandter in Ägypten gewesen, er galt dafür fast alle Königreiche und Völker Europas betrachtet zu haben. Ein Schlesier, Abraham von Bibran, sammelte kurz nach 1600 auf einer Reise durch Spanien und Portugal lateinische Inschriften in einem sauberen Heft und zeichnete sorgfältig die Trümmer eines antiken Sturmwidders hinein, die er in einer alten Kapelle des Kastells von Murviedro gefunden. Auch von solchen adligen Touristen, welche nicht stolz darauf waren, mit den großen Gelehrten Casaubonus und Gruterus zu verkehren, wurden die Erlebnisse solcher Reisen gern niedergeschrieben, mehrere dieser Arbeiten sind uns erhalten, einige gedruckt, und sie verdienen Erwähnung, weil sie den ersten Anteil darstellen, welchen der landsässige Adel seit der Hohenstaufenzeit an deutscher Literatur nahm.

Seit dem letzten Drittel des 16. Jahrhunderts ist die Ab-

hängigkeit des Adels von den Höfen in fast ganz Deutschland entschieden. Auch der wohlhabende Gutsherr von Selbstgefühl läßt sich gern bei rittermäßigen Geschäften seines Landesherrn oder eines Nachbarn von hohem Adel gebrauchen und schmückt sich mit einem Hoftitel.

Das Aussehen der Fürstenhöfe hat sich in diesen Jahren gegen Luthers Zeit sehr verändert. Mit der wilden Unruhe und den Lastern des Mittelalters scheint den Fürsten auch der Unternehmungsgeist und politische Sinn geschwunden, zumeist bei den Protestanten. Die lateinische Schule und theologische Zucht steigerte den Landesherren ihr Pflichtgefühl und brachte größere Ordnung in Ehe und Hofhalt, aber sie gab ihnen auch ein merkwürdig spießbürgerliches Wesen. Zwischen den Häuptern der Hohenzollern, Wettiner, Hessen, Mecklenburger, Pommern, Württemberger, Pfälzer ist in dieser Zeit große Familienähnlichkeit. Ja, die Habsburger zeigen dieselbe Wandlung. Während bei den Wettinern Friedrich der Weise, Johann Friedrich, das Haupt des Schmalkaldischen Krieges, der den Kurhut verlor, und der arme Johann Friedrich der Mittlere die allmähliche Umbildung aus politischen Häuptlingen des Landes zu eigensinnigen Hausherren bezeichnen, ist ebenso bei den Habsburgern von dem fünften Karl bis zu Rudolf II. und Matthias ein Abfall in politischer Tüchtigkeit und die Zunahme dilettierender Kunstbildung zu erkennen. Dieselbe Zeit, welche die deutschen Fürsten in Wahrheit zu großen Herren machte und nicht wenigen die Eigenschaften guter Landesväter verlieh, verminderte auch ihr Interesse am Reich und ihre Fähigkeit, die verzweifelte Lage der deutschen Nation zu begreifen.

Seit der Abdankung Karls V. war ein lustiges Leben nicht nur beim kaiserlichen Hof, auch bei den größeren Reichsfürsten, vor andern in Kursachsen, Bayern, Württemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren weitläufige Hoffeste, Maskeraden, Reiterübungen, Preisschießen modisch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kindtaufen, vornehmen Besuchen. Die alten

Turniere freilich wurden Scheingefechte, schöne Aktionen, bei welchen das Kostüm und der dramatische Anstrich mehr galt als die Waffenübung selbst. Sie wurden nach spanischem Brauch eingerichtet, schon 1570 mit dem neumodischen Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden dahergefahren, in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, sie stritten gegeneinander als Herausforderer und Abenteurer, als Manutenadoren und Avantureros oder auch die Verheirateten gegen die Junggesellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie schon bei schwachem Anprall zerbrechen mußten; die Zahl der Stöße und Hiebe, welche einer gegen den andern tun durfte, war genau vorgeschrieben. Das Ganze war durch ein Kartell — Einladungs- oder Ausforderungsschreiben — welches wohl gar gedruckt und angeschlagen wurde, dem schauenden Publikum erklärt. Uns sind einige solche Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, z. B. ein Tafelrunde-Kartell von 1570 aus Prag, wo Kaiser Maximilian II. einen großen Kreis des deutschen Adels um sich versammelte. Ein Schwarzkünstler Zirfeo kündigt an, daß er drei teure Helden in einem Berg verzaubert wisse, den König Artus und seine Genossen Sigestab den Starken und Amelot den Freudigen, die er entzaubern und zum Kampf gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Fest selbst präsentierte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer höllischen Öffnung darstellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich; endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in altertümlicher Rüstung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamem Kostüm — die beste Invention und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen sie ritten.

Bei jedem großen Hoffest wurden ähnliche Inventionen erdacht, mythologische und allegorische Figuren in seltsamer Mischung. Diese Hoffeste wurden die großen Angelegen-

heiten des Jahres, ihr Verlauf oft in Pritschmeisterversen aufgezeichnet, zuweilen gedruckt und mit Abbildungen ausgestattet. Modischer als die Feste, bei welchen Turnierbrauch nicht ganz vermieden wurde, waren andere Kostümfahrten des Hofes, die Schäfereien, bei denen Herren und Damen, als Schäfer verkleidet, sich mit dramatischem Gesang und Tanz und in losem Wechselgespräch ergingen, dann große Schlittenfahrten in Maskentracht, auch Schmuck der Schlitten und Pferde glänzend und abenteuerlich geformt. Ihnen folgten nach dem großen Kriege die derberen Bauernhochzeiten und Jahrmärkte. Diese Kostümfeste waren besonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette suspendiert und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war. — Aber auch bessere Vergnügen wußten sich die Landesherren zu bereiten. Es war in Deutschland vornehm geworden, was seit länger als hundert Jahren in Italien dem Wohlhabenden am Herzen lag, Bücher und Kunstsachen zu sammeln. Man trieb an den Höfen, auch wo das rechte Verständnis fehlte, dies Aufsammeln mit deutscher Gründlichkeit. Wie Kaiser Rudolf die Gemälde Albrecht Dürers und der Spanier, so kauften die deutschen Fürsten Bilder, Holzschnitte, Kupferstiche, Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldschmiede von Nürnberg, der Kunsttischler von Augsburg. Die Patrizier der großen Reichsstädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politische Agenten der Reichsfürsten solche Neuigkeiten der Kunst an die deutschen Höfe und an distinguierte Kavaliere. Fehlte den deutschen Herren auch der feine Schönheitssinn der Italiener, so hatten sie dafür um so mehr die Neigung zu zierlicher und sorgfältiger Arbeit und Freude an einem tiefen Sinn, der in die Kunstgebilde als Allegorie oder versteckter Inhalt hineingeheimnißt war. Ein fein geschnittener Kirschkern, der unter der Lupe eine Anzahl Gesichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unsicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römischer Majestät das Stück vorstellen sollte. Besonderen Genuß bereitete den Fürsten ihre

Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern selbst Bild und Spruch und stellten dabei dem Stempelschneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche Medaillen verfertigten sie sich zum Ruhm und andern zur Beglückung bei jedem Ereignis, das ihnen die Seele erregte: wenn sie aus einer Krankheit aufstanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genas, wenn sie einen ungetümen Hirsch schossen, wenn große Wassersnot gewesen oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben sollte. Sie spendeten diese Denkmünzen, wo sie Gunst erweisen wollten und zum Austausch an Standesgenossen, und illustrierten dadurch ihr Leben wie in einem silbernen Stammbuch.

Auch Lebendes, was die Fremde bot, wurde an den Höfen zusammengeführt; außer dem alten Bärenzwinger des Schlosses und einem Hühnerhof mit seltenen Vögeln, den die Fürstin hielt, gab es hier und da ein Löwenhaus, und bei großen Festen wurden zwischen Maskerade, Tanz und Karussell auch Kämpfe wilder Tiere veranstaltet. Sogar ausgestopfte Tiere standen bereits gesammelt, wie z. B. in Dresden (1617) auf der Anatomiekammer, sie rochen aber ein wenig. Jeder größere Hof hatte seine Kunstkammer, worin die Sammlungen früherer Herren zur Ruhe kamen, darin neben Statuen, Elfenbeinschnitzereien, Moosachaten und Rüstungen auch türkische Pferdegeschirre, Masken, Schlitten und andere Inventionen. Aus den Büchersammlungen der Vorfahren war an vielen Höfen bereits eine Bibliothek gesammelt, die z. B. in Dresden vor dem großen Kriege jährlich dreihundert Gulden zum Bücherankauf verwenden durfte. Der Landesherr hatte in seiner Jugend gelehrten Unterricht erhalten, er verstand jetzt zuverlässig Latein und sprach wahrscheinlich Französisch und Italienisch; er las in diesen Sprachen Traktate über Politik und noch häufiger über theologische Fragen und schrieb in ihnen die Sinnsprüche zu den Emblemen, die er erfand. An mehreren Höfen war das Französische bereits elegante Hofsprache, bei den Anhaltinern, den Hessen, den Pfälzern, auch zu

Berlin war im Jahre 1761 die Unterredung am ersten Kavaliertisch, der damals Grafentisch hieß, französisch.

Noch wurde bei Tisch stark getrunken, nach altem Brauch aus seltsamen und großen Gläsern mit hartem Terrorismus gegen schwache Köpfe und Magen, dazwischen aber lief die Unterhaltung auch gern über die Neuigkeiten der Fremde, man freute sich Rätselfragen zu lösen und lachte herzlich über kleine philologische Scherze; Kurfürstliche Gnaden übersetzten z. B. die Worte: der Torwart hat das Fieber, durch: Januarius liegt im Februario; man bemerkte — an fürstlicher Tafel in Berlin — mit besonderer Teilnahme, wie die deutschen Landsleute untereinandergeworfen waren und daß sich einer schreiben mußte: Joachimus Hessus, Hollandus, Borussus, Joachim Heß aus Holland in Preußen. Auch Fürstliche Gnaden wußten, daß das Wort „Sack" durch alle Sprachen gehe und vernahmen mit beistimmendem Lächeln den Grund, weil aus der Sprachverwirrung von Babel jedermann nur eins gerettet habe, seinen Reisesack.

Das fürstliche Familienleben, nicht in allen Familien leidlich, wurde doch nicht durch die spätere Mätressenwirtschaft verwüstet, es war bei den Besseren ein inniges Zusammensein nach alter deutscher Weise, die Fürstin in Wahrheit Hausfrau ihres Hofes, die selbst die Küche beaufsichtigte, die eingesottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werten Gast auf silbernem Teller alltäglich ein anderes Frühstück aus der Küche schickte, froh die Kochkunst ihres Hofes zu zeigen. Auch sie verstand ein wenig Latein, nahm teil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein silbernes Glockenspiel hatte, in seine Arbeitsstube und wußte mit ihrem „Frauenzimmer" allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürstliche Hofhalt und seine Ordnung lief im ganzen noch in alter Weise, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guardia von angeworbenen Männern in fürstlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf; aber zwischen diesen neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer seines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielscheibe derber Scherze im eigenen Eselwagen hinterdrein. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten sandte der Herr wohl gar in die Wirtshäuser und ließ fragen, wer angelangt sei, um einen interessanten Reisenden kennenzulernen.

Die häufigste Unterhaltung des Hofes war die heimische alte, das Weidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom „Schirm" — Hütte oder Zelt mit Waldgrün bedeckt — zu schießen, während es vorbeigetrieben wurde. Dann hatte der Landesherr den ersten Schirm, die nächsten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde streng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unsitte abgekommen, Versehen gegen das Turniergesetz dadurch zu strafen, daß man die schuldigen Ritter über die Rosse legte und aushieb, aber nach der Jagd wurde der Ungeschickte um des kleinen Irrtums willen über den Hirsch gelegt und mit dem flachen Weidmesser abgestraft, gerade wie bei den Schützenfesten mit der Pritsche.

So lebten die besseren der deutschen Fürsten am Ende des Jahrhunderts ein friedliches Stilleben; sie konspirierten ein wenig mit Franzosen oder Polen, wenn sie gerade mit dem Reich unzufrieden waren, aber sie saßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Untertanen bemüht; gerade sie empfanden vielleicht am wenigsten das stille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte sich der wohlhabende Adel ihrer Landschaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anstand dienend, bis der Dreißigjährige Krieg seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampf umhertrieb, die schwächern tiefer herunterdrückte.

Hier aber soll zum Schluß ein Fürstenleben und der Charakter eines höfischen Edelmannes vorgeführt werden,

welche beweisen, daß nicht überall der friedliche Übergang aus dem wüsten Treiben des Mittelalters gelang.

Am Ende des 16. Jahrhunderts lebte und blühte Hans von Schweinichen, ein schlesischer Edelmann aus Dienstgeschlecht, Kammerjunker, Hofmarschall und Faktotum des abenteuerlichen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Die Gestalten beider erscheinen uns eng verbunden in zwei Biographien, welche Schweinichen verfaßt hat. Die eine ist seine eigene Lebensbeschreibung (Leben und Abenteuer des schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, herausg. von Büsching. 3 Teile, 1820 u. f.), die andere ein Auszug daraus mit einigen Veränderungen und Zusätzen (Das Leben Herzog Heinrichs XI., herausgegeben von Stenzel: Scriptt. Rer. Siles. IV.), beide Werke von hohem Wert für die Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts.

Das alte Fürstenhaus der schlesischen Piasten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehreren mäßigen Regenten eine Reihe verschrobener Gesellen mit großen Ansprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarschaft, die isolierte Lage, die vielen Teilungen des Landes in kleine Fürstentümer vermögen die sittliche Entartung so vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinsamer Zug, ein unstetes, zerfahrenes, unpraktisches Wesen, tyrannische Gelüste und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geist und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieser Entarteten wohl länger aufhält als bei andern Sterblichen möglich wäre. Schon im Mittelalter macht wüste Verschwendung mehrere schlesische Herzöge zu Bettlern, ein Herzog von Oppeln wird von den Ständen des Landes sogar hingerichtet, Hans von Sagan stirbt im Elend. Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der schlesischen Fürsten noch schlechter: die meisten Häuser der Piasten vergehen, die übrigen vermögen nur mühsam sich in die neue Zeit zu schicken.

Eine der auffallendsten Gestalten unter ihnen ist Heinrich XI. von Liegnitz, der liederliche Sohn eines Vaters, der nicht besser war. Als sein Vater Herzog Friedrich III. im Jahre 1559 von kaiserlichen Kommissaren abgesetzt und als

gemeinschädlich in Arrest gehalten wurde, erhielt der zwanzigjährige Sohn die Regierung des Fürstentums. Nach zehn Jahren einer unbändigen Regierung geriet Heinrich mit seinem Bruder Friedrich und seinem Adel in Zwist und ließ in einer despotischen Laune seine ganze Landschaft gefangen setzen. Während die Empörten ihn beim Kaiser verklagten, unternahm er selbst einen abenteuerlichen Zug durch Deutschland, eine Rund- und Bettelreise zu zahlreichen Höfen und Städten, wobei ihn Geldmangel aus einer Verlegenheit in die andere stürzte und zu jeder Art von Unwürdigkeiten brachte. Unterdes wurde er suspendiert, und sein Bruder, der wenig besser war, als Administrator eingesetzt. Heinrich klagte, querelierte, unternahm eine neue Bittreise an deutsche Fürstenhöfe, sollizitierte endlich in Prag beim Kaiser, immer in den drückendsten Geldverlegenheiten, und setzte endlich durch, daß er sein Herzogtum zurückerhielt. Jetzt folgten neue Zügellosigkeiten und offener Widerstand gegen kaiserliche Kommissarien, eine neue Absetzung und strenge Haft zu Breslau. Aus dieser Haft entwich er und trieb sich als heimatloser Abenteurer in der Fremde umher, bot sich der Königin Elisabeth von England im Kriege gegen Philipp von Spanien an und zog zuletzt nach Polen, um gegen Österreich zu kämpfen. Dort, in Krakau, starb er plötzlich 1586, wahrscheinlich an Gift.

Wenn es in dem zerfahrenen Wesen dieses Fürsten etwas Außerordentliches gab, so war es die souveräne Freiheit von allem, was man sonst Rechtsgefühl und Gewissen nennt. Er hat nicht den Leichtsinn seines Hofjunkers, der sich über innere Bedenken hinwegsetzt, ihm fehlt ganz und gar die sittliche Empfindung. Und diese Rücksichtslosigkeit kommt ihm, dem vornehmen Herrn, eine Zeitlang zugut, denn mit gefälliger Leichtigkeit schlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch solche Situationen, bei denen wenig andere eine brennende Schamröte von ihren Wangen ferngehalten hätten. Wie er sich Geld schafft, ist ihm gleichgültig; in der Not schreibt er Bettelbriefe an alle Welt, sogar er, der Protestant, an den römischen Legaten;

von jedem Fürstenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirtet wird, versucht er Geld zu borgen. In der Regel wird dann von den überraschten Wirten mit Schweinichen kapituliert, und aus der großen Anleihe wird ein kleines Reisegeschenk. Der Fürst ist auch damit zufrieden. Er hat eine Gemahlin, eine unbedeutende Frau, welche er als unvermeidlich zuweilen bei sich erträgt, sie muß dann versetzen und Schulden machen wie er, sich bei reichen böhmischen Edelleuten anmelden und sich einige Tage bewirten lassen, dann durch Schweinichen um ein Darlehen ansuchen und die höfliche Ablehnung mit fürstlicher Haltung ertragen. Das alles wäre nur kläglich, wenn es nicht dadurch origineller würde, daß Herzog Heinrich trotz alledem ein starkes Gefühl seiner fürstlichen Würde hat, die er sonst entehrt, und daß er in der äußeren Erscheinung doch ein vornehmer Mann ist. Nicht nur seinem Schweinichen gegenüber, sondern auch an den fremden Fürstenhöfen, ja sogar im gesellschaftlichen Verkehr mit Kaiserlicher Majestät ist er nach damaligem Ton ein liebenswürdiger Gesellschafter, in ritterlichen Künsten wohl bewandert, immer guter Laune, glücklich über jeden Scherz, den ein anderer macht, selbst schlagfertig in Worten, und in ernsten Dingen, wie es scheint, wirklich beredt. Und dann gibt es doch einige Punkte, wo er in der Tat Spuren von männlichem Sinn zeigt. So ungeschickt die tyrannischen Streiche sind, die er als Herzog gegen seine Landschaft versucht, so abenteuerlich seine offene Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt und so kindisch seine Hoffnung erwählter König von Polen zu werden, so ist der Grund von alledem doch die stete Empfindung, daß seine edle Herkunft ihm das Recht gibt, nach dem Höchsten zu streben. Immer hat er politische Interessen und Pläne. Nie glückt ihm was, weil er unstet und ruchlos und unzuverlässig ist, aber er hört nicht auf, Großes zu begehren, eine Königskrone oder einen Feldherrnstab. Gerade dies, daß er noch anderes wollte, als mit lustigen Gesellen Wein trinken und in Nonnenkleidern durch die Straßen ziehen, hat ihn vom Thron und zuletzt ins Grab geworfen. Und noch eine andere Stelle hielt Probe. Er war ein Pro-

testant. Er stand keinen Augenblick an, seinen katholischen Gegnern in der unverschämtesten Weise Darlehne zuzumuten; aber als ihm der päpstliche Legat eine bedeutende Rente, ja seine Widereinsetzung in das Fürstentum versprach, wenn er katholisch würde, wies er diesen Vorschlag mit Verachtung zurück. Wo er sich als Soldat engagierte, war es am liebsten gegen die Habsburger. Eine solche Persönlichkeit erscheint uns in ihrer Freiheit von Grundsätzen, der vollständigen Zuchtlosigkeit, dem unpraktischen und dabei doch unglaublich elastischen und mit hohen Projekten erfüllten Wesen als ein Repräsentant aller der Schattenseiten, welche das slawische Naturell entwickelt.

Andere Fürsten seines Geschlechtes, sein Bruder Friedrich vor allen, sind wieder ein Inbegriff der Fehler des deutschen Wesens. Kleinlich, eigensüchtig, beschränkt, argwöhnisch, ohne Entschluß und Energie, ist Herzog Friedrich sein vollendetes Gegenstück.

Ein anderes Gegenbild ist sein Genosse und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieser närrische Kauz ist von Kopf bis zu Fuß ein deutscher Schlesier. Als Knabe Page des eingesperrten Herzogs Friedrich des Vaters und Prügeljunge Friedrich des Sohnes, hatte er das wilde Treiben des Liegnitzer Fürstenhofes schon früh aus dem Grunde kennengelernt und sich in alle Mysterien desselben eingelebt. Sein Vater war als Gutsbesitzer in Schulden gekommen, weil er einmal für den Herzog Heinrich Bürgschaft geleistet hatte. Schweinichen war Miterbe eines tiefverschuldeten Gutes und hatte bis in sein spätes Alter endlose Händel mit Gutsgläubigern, mit seinen Verwandten und Leuten, die für ihn gutgesagt und für die er gutgesagt hatte. Das freilich war am Ende des 16. Jahrhunderts das gewöhnliche Los der Gutsherren. Außerdem aber machte er durch viele Jahre fast alle Streiche seines fürstlichen Herrn mit, und da diese zum großen Teil unsauberer Natur waren, so kam auch auf sein Teil kein unbedeutendes Maß von leichtsinnigen Handlungen. Die sittliche Bildung war allerdings im ganzen betrachtet eine viel niedrigere als die unserer Zeit, und er darf nur nach dem Maßstab seiner Zeit

gemessen werden. Aber bei der größten Nachsicht wird man in seiner Biographie einige bedenkliche Stellen finden, welche seine Rechnung im Himmel schlechter gestellt haben müssen, als er in seiner Genügsamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slawe, sondern als Deutscher getrunken, vielleicht noch stärker als sein Herr — denn er hatte nach damaligem Brauch seinem Herrn „vor dem Trunk zu stehen", d. h. demselben beim Zechen aufzuwarten und seine Trinkduelle auszufechten — aber er hatte sich immer mit einem gewissen Vorbehalt betrunken. Deutschen Ordnungssinn und das methodische Wesen hatte er nicht verloren und nicht das Verständnis seiner Lage. Er war kein Mann des Schwertes, und seine Ritterlichkeit wurde durch einen starken Zusatz von Vorsicht gemindert. Immer guter Laune und dabei schlau und mit einer mächtigen Suada versehen, wußte er sich durch die schwierigsten Verhältnisse wie ein Aal durchzuwinden, mit dem offenen Wesen eines Biedermannes und dem gutmütigsten Gesicht von der Welt. Während er am liederlichsten war, hielt er fest an dem Glauben an ehrbare Zukunft, und während er als verwilderter Hofmann lebte, betrachtete er sich selbst als einen ehrenfesten Landedelmann, der die gute Meinung seiner Genossen zu bewahren habe. Er hatte stets ein kleines Gewissen fürs Haus, es war kein lästiges und strenges Gewissen, aber es verlangte dafür auch manchmal Gehorsam. Er liebte sich selbst nicht wenig und fing allmählich an, das Treiben seines Herrn weniger lustig zu finden. Das ewige Versetzen, das Zanken mit Juden und Christen, die Sorge um den täglichen Wein wurden ihm endlich zu unordentlich. Immer hatte er über sein eigenes Leben Buch geführt; selten hatte er vergessen anzumerken, daß er am vergangenen Abend „voll" gewesen; am Ende jedes Jahres, welches zuweilen nichts enthielt als eine Reihe von behaglichen Saufgelagen und schlechten Geldgeschäften, hatte er seine Seele Gott befohlen und dahinter die Getreidepreise des vergangenen Jahres notiert. Alles, was er für seinen Herrn versetzt hatte, findet sich in seinem Tagebuch mit ebenso genauer als überflüssiger Angabe des wahren Silberwertes bemerkt.

Nachdem er so ziemlich alles versetzt hatte, erlebte er das Herzeleid, daß sein Herzog in kaiserliches Gefängnis kam; da schied er von ihm nicht ohne Wehmut, wie man von einer Jugendliebe scheidet. Aber sein deutscher Verstand sagte ihm, daß diese Trennung für ihn selbst ein Glück war. — Nun kamen Jahre, wo er nur mit seinen Nachbarn trank, wo er sich mit dem Herzog Friedrich versöhnte und sogar dessen Marschall wurde, wo er heiratete, ein kleines Gut pachtete und halb als Landwirt, halb als Hofmann schlecht und recht lebte, wie die andern auch. Darauf kam wieder ein anderer Fürst ins Land, Schweinichen wurde fürstlicher Rat und tätiges Mitglied der Regierung; er bekam die Gicht, er verlor seine Frau durch den Tod und heiratete sofort eine andere. Noch immer zog er unruhig in der Landschaft umher, schlichtete die Händel der Edelleute und Bauern, betrank sich noch zuweilen mit guten Kameraden, bezahlte Schulden, erwarb Grundbesitz, wurde immer älter und respektabler und starb endlich in Ehren. Seine acht Wappenschilder glänzten sicherlich beim Begräbnis an den schwarzen Trauerpferden, wie einst bei dem Begräbnis, das er seinem seligen Herrn Vater ausgerichtet hatte; er wurde auf seinem Grab in Stein gehauen und darüber sein Banner in der Dorfkirche aufgehängt, während der Sarg seines unglücklichen Fürsten noch ungeweiht über der Erde stand, von eifrigen Krakauer Mönchen als Ketzersarg in einer verfallenen Kapelle vermauert.

Aus den Biographien Schweinichens wird die folgende Episode mitgeteilt. Sie fällt in das Jahr 1578, die Zeit, in welcher Herzog Heinrich durch kaiserlichen Befehl von der Regierung suspendiert war und mit fixiertem Einkommen in Haynau unter Herrschaft seines jüngeren Bruders saß. Schweinichen war damals sechsundzwanzig Jahre alt, Schärtlin wenige Monate vorher als zweiundachtzigjähriger Greis gestorben.

„Herzog Heinrich befand, daß es nicht länger möglich wäre, in Haynau Hof zu halten und zeigte der Kaiserlichen Majestät an, da Herzog Friedrich kein Deputat mehr gäbe, wollten seine Fürstlichen Gnaden selbst nehmen, wo sie könn-

ten. Darauf gab der Kaiser keine Antwort, sondern ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, weil von beiden Teilen Kaiserlicher Majestät Befehlen nicht nachgelebt werden konnte; denn er eine Fürst zerbrach Töpfe, der andere Krüge. Nun wußten Fürstliche Gnaden, daß die Stände einen großen Vorrat an Getreide auf dem Gröditzberg liegen hatten, deshalb hielten der Herzog mit mir Rat, wie Sie den Gröditzberg einnehmen und dort bis zu Kaiserlicher Resolution haushalten könnten. Dieser Sache konnte ich keinen Beifall geben noch dazu raten, aus vielen bedenklichen Ursachen, die ich Seiner Fürstlichen Gnaden zu Gemüt führte. Denn die Kaiserliche Majestät würden es für einen Friedensbruch auslegen, und Seine Fürstliche Gnaden würden die Sache dadurch ärger und nicht besser machen. Und weil ich darüber etwas mit dem Herzog diskutierte, so wurden Fürstliche Gnaden schlecht mit mir zufrieden und sagten, ich taugte zu solchen Sachen nicht, derowegen hätten Seine Fürstliche Gnaden bei sich beschlossen, Sie wollten ausrücken und versuchen, ob Sie den Berg einnehmen könnten, befahlen mir, ich sollte zwölf reisige Rosse fertigmachen und den Junkern ansagen, daß sie alle mitreiten sollten, jedoch ich ihnen nicht vermelden, wohinaus Fürstliche Gnaden wollten.

Obwohl ich nun ferner bat, Fürstliche Gnaden sollten es nicht tun, denn Sie würden sich um Land und Leute bringen, und ich wollte deswegen abmahnen, so war doch bei Seiner Fürstlichen Gnaden nichts durchzusetzen, sondern er zog fort und befahl mir, unterdes nicht von dem Hause Haynau zu weichen, bis er mich abriefe. Wenn aber Seine Fürstliche Gnaden das Haus Gröditzberg in der Nacht einnehmen würden, wollten Sie sogleich einen reitenden Boten zurückschicken, und wenn ich einen Schuß hörte, sollte ich ihn sogleich einlassen und sollte dem Befehl gehorchen, den er brächte. Es zieht also mein Herr von Haynau den 18. August um zwei Uhr nach dem Gröditzberg zu. Als Fürstliche Gnaden nun unter dem Berg ins Holz kamen, hatten Sie zwei Reiter hinaufgeschickt, als wenn sie das Haus besehen wollten; diese sollten Kundschaft einziehen, wer droben sei, und wenn sie fänden, daß mein Herr nachrücken könnte, so sollten sie einen Schuß tun. Da sie nicht mehr als zwei Mannspersonen oben fanden, haben sie den Schuß abgefeuert. Schnell rückten Seine Fürstliche Gnaden hinauf, nahmen das Schloß ein und schickten mir zur dritten Stunde in der Nacht nach Abkommen einen reitenden Boten. Wie nun der Schuß vor dem Tor zu Haynau losging, erschrak ich höchlich — und sagte deshalb zu denen, die bei mir in der Kammer lagen: ‚Dieser Schuß bringt meinen Herrn um Land und Leute.' Sie verstanden das aber nicht und argwöhnten, mein Herr hätte den Herzog Friedrich entführt. Ich befahl alsbald, daß die Pforte am Schlosse geöffnet würde. Da ließen Fürstliche Gnaden mir durch Ulrich Rausch vermelden, Sie hätten den Gröditzberg inne, gedächten auch nicht wieder herunterzuziehen, sondern ich sollte alsbald meines Herrn übrige Rosse und Gesinde nebst den andern Sachen auf den Berg schicken.

Zwei Tage darauf lassen sich zwei polnische Herren, Johann und Georg Rasserschaffsky ansagen, um Fürstliche Gnaden zu Haynau zu besuchen, was ich dem Herzog bald zu wissen tat und anfragte, wie ich mich verhalten sollte. Darauf gab Fürstliche Gnaden mir zur Antwort, ich sollte sie zu Haynau ein paar Tage traktieren und aufhalten und schickte mir sechs Taler mit zur Zehrung. Da nun die polnischen Herren sechzehn Rosse hatten, so gingen die sechs Taler bei der ersten Mahlzeit für Wein auf; ich mußte also mit Borgen und Sorgen sehen, wie ich die Herren, welche bis zum vierten Tage stillagen, bewirten konnte. Darauf schrieb mir der Herr, ich sollte sie auf den Gröditzberg bringen, auch selbst mitkommen. Dort hatte der Herzog bereits eine Guardia von zwanzig Knechten mit langen Röhren und war ein Kriegsmann geworden, ließ durch sechs Trompeter und Kesseltrommeln die Herren zum Empfang anblasen. Sobald ich hinaufkam, befahlen Fürstliche Gnaden mir die Haushaltung.

Fürstliche Gnaden wollten das Haus verproviantiert haben und befahlen mir, ich sollte vierundzwanzig Malter Mehl in Vorrat machen lassen, welches denn auch geschah, und ich kaufte auf Befehl auch acht Malter Salz. Es wurde

ein so großer Haufen Pilze und Heidelbeeren gebacken, daß es gar nicht zu sagen ist, große Fässer voll, womit viel Geld vertan ward. Es wurden auch zwölf Schweine im Schlosse mit lauter Getreide gemästet, denen der Herzog oft selbst zu fressen gab. — Alles war auf die Belagerung des Hauses gerichtet. Es waren auch Fuhrleute zu Modelsdorf, welche Blei, das zu Breslau geladen war, nach Leipzig zu führen hatten; das erfuhren Fürstliche Gnaden und befahlen derowegen sogleich, daß zwei Fuhrleute dies Blei auf den Berg fahren sollten, welches Blei über zweihundertundfünfzig Taler wert war. Es ward aufs Haus geschafft und blieb allda liegen. Die Kaufleute erfuhren das und klagten's dem Bischof*, welcher meinen Herrn aufforderte, das Blei sogleich wieder herauszugeben . Fürstliche Gnaden aber wollten es nicht tun, sondern erboten sich, das Blei einst von ihrem Deputat zu zahlen. Folglich blieb es unbezahlt. Darüber kamen die Fuhrleute in große Ungelegenheit. — Darauf schickte Bischof Martin Kommissarien auf den Gröditzberg, Fürstliche Gnaden behielten die Kommissarien zwei Tage bei sich und traktierten sie wohl, aber ließen sie unverrichteter sache wieder abziehen.

Unterdes ließ mich die Frau von Hermsdorf zu einer Hochzeit bitten, ohne Zweifel mehr ihrer Tochter zu Gefallen, der ich nicht gram war und bei der ich mich auf Liebe einließ. Deshalb bat ich Fürstliche Gnaden um Urlaub, und daß Sie mir drei Rosse leihen möchten, welches Fürstliche Gnaden auch gern taten, und weil Fürstliche Gnaden gerade ihr Gesinde in grau Tuch einkleideten, so beförderte ich, daß die, welche mit mir ritten, zu allererst gekleidet wurden. Unterdes ließ ich mir auch Schwert und Dolch beschlagen und putzte mich aufs beste heraus. So ritt ich mit drei Rossen auf Hermsdorf zu, wo ich bei der Jungfrau besonders gern gesehen war. Ich half die Braut nach Hermsdorf holen und ließ mich mit meinem Trompeter sehen. Wir waren die Hochzeit über bis auf den Sonnabend lustig und guter

* Von Breslau, Kommissarius der Krone Böhmen, deren Oberherrlichkeit Schlesien „inkorporiert" war.

Dinge, und wenn einer weg wollte, hielt ihn der andere fest. Obgleich ich nun unterdes vom Herzog zurückgefordert ward, so blieb ich doch sitzen, deshalb, damit man nicht merken möchte, daß die Pferde dem Herzog gehörten. Am Sonnabend aber ritt ich fort, und als ich unter den Gröditzberg komme, lasse ich den Trompeter blasen; wie ich aber im Schloß absitze, kommt ein guter Freund von mir und berichtet mir, daß Fürstliche Gnaden sehr zornig auf mich wären, hätten geschworen, Sie wollten mir in der Hofstube Arrest geben, ich ließ mich aber nichts anfechten, sondern ging ins Schloß, so daß der Herr mich vom Gang sehen konnte. Nun hatten Fürstliche Gnaden Polacken bei sich zu Gast, und in Küche und Keller war kein Vorrat vorhanden, der Trompeter blies zu Tisch, und hernach zog sich's eine Stunde lang hin, und es ward nicht angerichtet. Fürstliche Gnaden schickten zu mir, ich sollte Essen geben lassen und aufwarten. Ich ließ dem Herzog wieder vermelden, ich hätte vernommen, Seine Fürstliche Gnaden wären zornig auf mich, deshalb hätte ich Bedenken, vor Fürstliche Gnaden zu treten; wenn ich aber Fürstlichen Gnaden die Ursache meines langen Ausbleibens melden sollte, so würden Sie wohl zufrieden sein. Der Herzog aber läßt mir zurücksagen, ich sollte aufwarten, die Ursache meines längeren Ausbleibens wüßte er vorher, daß ich die Jungfrau lieber gewonnen als ihn. Als ich nun bei der Tafel Fürstlicher Gnaden das Wasser darbot, sahen Fürstliche Gnaden sauer, ich tat aber, als wenn ich mir nichts daraus machte. Fürstliche Gnaden fingen ein Saufen an, und wie es am besten losging, war kein Wein vorhanden. Darauf ließen Fürstliche Gnaden mir sagen, der Wein ginge ab, und den Spott brächte ich ihm zu, weil ich nicht zur rechten Zeit heimgekommen wäre. Ich ließ dem Herzog wieder zur Antwort geben, ich könnte nicht davor, warum hätten Fürstliche Gnaden nicht bei guter Zeit nach Wein geschickt. Darauf ließen Fürstliche Gnaden mir wieder vermelden, Sie hätten kein Geld, deswegen sollte ich schnell nach Wein schicken.

Ich lasse aber dem Herzog sagen, was ich denn tun sollte. Wenn Fürstliche Gnaden mit mir zürnten, sollten Sie selber

mit mir reden. Ich hatte aber noch ein Fäßlein Wein von drei Eimern verborgen im Keller liegen. Darauf läßt sich der Herzog ein Glas Wein eingießen und ruft: ‚Hofmeister, ich bringe dir das zu deiner Rückkehr', heißt mich zu sich kommen und sagt: ‚Ich bin sehr zornig auf dich gewesen, aber es ist vorüber, siehe zu, daß wir wieder Proviant bekommen und vor allem Wein.' Ich antwortete, Fürstliche Gnaden sollten nur lustig sein, Wein werde nicht fehlen, auch an anderm sollte kein Mangel sein; Fürstliche Gnaden aber hätten keine Ursache, auf mich scheel zu sehen, denn ich wäre bei schönen Augen gewesen, die Fürstliche Gnaden auch gern sähen. Darauf sagte der Herzog: ‚Du bist mir gut, ich bin mit dir wohl zufrieden, ich habe mir wohl gedacht, du würdest etwas in Vorrat haben.' So waren wir wieder Herr und Diener und alle Ungnade war weg, und ich mußte nach meiner Freude wieder in Sorgen treten und zusehen, wie ich Küche und Keller bestellte, was mir nach der Freude schwer ankam. Ich erfuhr nachher vielerlei, daß man mich bei dem Herzog angeschwärzt hätte, als wenn ich ihn verraten wollte, und ich wäre bei Herzog Friedrich so lange gewesen und hätte mit diesem Praktiken gemacht, was doch niemals geschehen ist; auch bin ich dazu zu ehrenhaft gewesen. Es pflegt aber an Fürstenhöfen so zu gehen, daß die Fuchsschwänzer groß und gewöhnlich sind. Ich hätte gern vom Herzog erfahren, wer es gewesen, aber Fürstliche Gnaden wollten mir es nicht sagen, sondern gaben mir zur Antwort, Sie hätten es nicht geglaubt.

Als der Proviant an Getreide und andern ziemlich weg und nichts mehr im Vorrat war, mußte ich mich nach Proviant umtun. Nun hatte Heinrich Schweinichen von Thomaswaldau eine Anzahl alter Schafe, die sonst niemand kaufen wollte, und ich konnte auch sonst ohne Geld kein Vieh bekommen, weil kein Geld bei uns vorhanden war. Derowegen befahlen Seine Gnaden mir, mit meinem Vetter um die alten Schafe zu handeln, ich machte auch den Kauf mit ihm ab, für jedes Stück zwanzig Weißgroschen zu zahlen, und es waren dreihundertfünfundzwanzig Schafe. Da ich nun über den Kauf einig bin, will er sie ohne Geld oder

Bürgschaft nicht verabfolgen, will auch mich zum Bürgen nicht annehmen; darum mußte ich zurück und meinem Herrn dies vermelden, womit Sie gar übel zufrieden waren, daß man Ihnen nicht traute. Sie schrieben derowegen mit eigenen Händen an Schweinichen und begehrten, daß er auf Fürstlicher Gnaden Revers die Schafe verabfolgen lasse. Es konnte aber nicht sein, sondern Schweinichen entschuldigte sich. Darüber war der Herzog noch mehr erbittert, und weil wir nichts als Pilze und Heidelbeeren zu essen hatten, befahlen Seine Fürstliche Gnaden, ich sollte auf Mittel denken Bürgschaft zu stellen. Da ich nun früher beim Rat zu Löwenberg um ein Darlehen von dreihundert Talern für Fürstliche Gnaden angehalten, auch gute Vertröstung erhalten hatte, so zog ich zu den Herren von Löwenberg und bat wieder um das Anlehen von dreihundert Talern, sie aber entschuldigten sich. Zuletzt setzte ich durch, daß sie einwilligten für die Schafe Bürgen zu werden, wofern ich ihnen wieder Bürge für den Schaden werden wollte. — Das lehnte ich ab, bat aber, sie möchten Seiner Fürstlichen Gnaden trauen, sie würden nicht im Stich gelassen werden. So beredete ich den Rat, daß sie für die alten Höken auf ein halbes Jahr mit ihrem Siegel bürgten. Und wir bekamen wieder Proviant an den alten Schafen. Diese wurden denn oft auf achterlei Arbeit zubereitet, Pilze auf dreierlei Art, Heidelbeeren auf zweierlei. Damit mußten sich Fürstliche Gnaden und wir alle behelfen und schlechtes Goldberger Bier dazu trinken. Unterdes kam der Herbst heran, und jetzt konnten wir Vögel bekommen. Als ich nun aber Dohnen im Walde legen ließ, hatte ich großes Kreuz mit dem Gesinde, denn ein jeder wollte in den Wald laufen und sich Vögel holen. Obgleich es nun Seine Fürstliche Gnaden selbst verboten, wollte sich doch niemand daran kehren, so daß ich den Junkern deshalb in der Hofstube Arrest geben und das Gesinde in den Turm setzen mußte. Ich kam deshalb in große Ungunst, und es wollte doch wenig helfen. Fürstliche Gnaden gingen alle Morgen selbst hinunter und holten Vögel, das war so auch meine Kurzweil. Sonst war die Zeit ziemlich langweilig, obwohl ich nicht viel Ruhe

hatte, da ich Proviant zu schaffen hatte und mich darum sehr bemühen mußte. —

Indem nun Fürstliche Gnaden sahen, daß es schwer war, sich auf dem Gröditzberg zu erhalten und von Herzog Friedrich auch kein Deputat bekommen konnten, wurde der Arnsdorfer Teich früher gefischt als sonst, und mein Herr bekam Nachricht, daß in den Zügen etliche Schock Karpfen gefangen wären und in Behältern ständen. Deshalb befahlen Sie mir etliche Wagen zu bestellen, und Fürstliche Gnaden ritten selbst mit fünfzehn Rossen nach Arnsdorf. Da es ziemlich am Abend und niemand als der Teichwächter bei den Hältern zu finden war, so ließen Fürstliche Gnaden aus den Hältern allerlei Fische aufladen, soviel sie auf die fünf Wagen bringen konnten, und zogen damit dem Gröditzberg zu.

Während der Herzog über den Fischen lud, kommt das Geschrei nach Liegnitz. Darauf kommen Kessel, der Burggraf, und Hans Tschammer, Stallmeister, mit fünf Rossen gerannt, zu wehren, daß Fische weggeladen würden, aber zu langsam, denn die Wagen mit den Fischen waren zum größten Teil weg. Auch sahen sie, daß Fürstliche Gnaden in Person da waren und stärker als sie. Dazu gaben Fürstliche Gnaden ihnen auch kein gutes Wort, rückten dem Kessel an die Seite und sagten: wo er ein Wort verlauten lasse, das ihm nicht gezieme, so solle er sein Gefangener sein und solle finden, daß der Herzog mit ihm als einen Rebellen tun wolle. Deshalb mußten sie fünf gerade sein lassen und dankten Gott, daß sie so davonkamen.

Am folgenden Tag mußte der Teich wieder gefischt werden. Da erwartet Herzog Friedrich, daß Herzog Heinrich wiederkomme und mehr Fische hole. Deshalb zieht er in eigener Person aus und nimmt fünfundzwanzig reisige Rosse mit, desgleichen fünfzig Hakenschützen, die unter dem Damm in die Sträucher versteckt werden. Fürstliche Gnaden aber bleiben zu Hause und schickten mich und einen Ausländer, Hans Fuchs, einen Landsknechthauptmann, nebst sechs Rossen nach Arnsdorf mit dem Auftrag, Herzog Friedrich freundlich zu grüßen. Was mein Herr am vorigen Tage

von Fischen selbst weggeführt hätte, dazu hätte ihn die Not gezwungen, und er bitte, es ihm nicht übelzunehmen. Herzog Friedrich sollte es an dem schuldigen Deputat abrechnen, und Fürstliche Gnaden bäten freundlich, noch mehr Fische auf das Deputat verabfolgen zu lassen.

Herzog Friedrich aber sah sauer, zog die Stirn sehr kraus und gab selber Antwort: Für den Gruß Fürstlicher Gnaden, wenn er aus brüderlichem Herzen geschähe, danke er. Daß ihm vor zwei Tagen die Fische aus dem Hälter weggeführt worden, das sei ihm schmerzlich, und wäre er dazugekommen, so würde nichts Gutes entstanden sein. Er war ganz unfreundlich und sprach: er werde keine Fische mehr verabfolgen lassen, und sollten mehr Fische mit Gewalt abgeholt werden, so werde er es auch mit Gewalt wehren. — So schied ich von Herzog Friedrich und sprach Kessel um ein Gericht Fische an, wir wollten zu Perschdorf frühstücken. Darauf befahl Herzog Friedrich sogleich, man sollte mir geben, was ich haben wollte.

Wie ich nun zu meinem Herrn mit solcher Antwort komme, sind mein Herr übel zufrieden und machen allerlei Anschläge und wollen die Fische mit Gewalt nehmen. Indes bekommen Sie Kundschaft, daß Herzog Friedrich den nächsten Tag wieder fischen und wieder eine Guardia bei sich haben würde. Da sagte mein Herr zu mir: ‚Hans, wir müssen einen Spaß angeben, mache Rechnung, wieviel wir zu Rosse aufbringen können. Wir wollen hinunter und Herzog Friedrich beim Arnsdorfer Teich ein wenig erschrecken.' — Ich wollte aber nicht beistimmen und verwarf solchen Anschlag Seiner Fürstlichen Gnaden gänzlich, denn die Herzen würden dadurch sehr gegeneinander erbittert werden. So hätte auch Herzog Friedrich polnisch Gesinde vom Adel bei sich, und sie wären stark. — Fürstliche Gnaden aber wollten es nicht aufgeben, sondern versprachen mir, keinem Menschen ein böses Wort zu geben, ich würde aber wohl sehen, wie er Herzog Friedrich und die Seinigen jagen werde. Darauf machte ich Rechnung, daß wir mit neunzehn Rossen, drei Trompetern, sechs Hakenschützen und zwei Lakaien herunterreiten könnten; mit solcher Anzahl waren

Herzog Heinrich zufrieden und befahlen mir, noch einen Wagen mit Fischfässern mitzunehmen, Herzog Friedrich werde ja nicht so grob sein und werde ihm doch etliche Fische verehren. Am Morgen früh zogen Fürstliche Gnaden vom Berg nach Perschdorf. Dort erhielten sie Kundschaft, daß Herzog Friedrich in einem Kähnchen auf dem Teich fahre. Darauf sagten Fürstliche Gnaden zu mir: ‚Hans, jetzt ist es Zeit, rücke vor.' Nun hatte Herzog Friedrich an des Dammes Ende eine Schildwache gestellt, sobald sie etwas merkte, sollte ein Schuß die Losung sein. Sobald dieser Schuß von dem Herzog Friedrichischen Mann ergeht, lasse ich einen Trompeter blasen und dann einen um den andern, und hernach alle drei zusammen. Da hat sich, wie mir später berichtet worden, ein großer Tumult erhoben, und Herzog Friedrich und ein jeder Diener haben nach ihrer Rüstung geschrien. Und dem Herzog Friedrich im Teich war so bange worden, daß man ihn kaum ohne Ohnmacht hat herausbringen können. Zuletzt war er aus dem Kähnlein gesprungen und im Schlamm gewatet; so war er außer Atem gekommen. — Wie die Hakenschützen, die Herzog Friedrich bei sich haben, die Trompeter hören, so verlaufen sie sich in die Sträucher auf den Wiesen, und wie er nach den Schützen schreien läßt, ist keiner da. Da schoß dem Herzog Friedrich das Blatt, sie fallen auf ihre Klepper und jagen mit fünf Dienern schneller als Trab nach Liegnitz zu. Sobald die andern sehen, daß ihr Herr davonreitet, folgen die alle dem Modell nach, nur neun Rosse bleiben beim Hälter halten, darunter Leuthold von der Saale, Balthasar Nostiz und ein Muschelwitz. Als nun Fürstliche Gnaden ihnen nahe kommen, ziehen sie die Hüte ab, und mein Herr grüßt gnädig und fragt, wo ihr Herr wäre; da sagten sie, das wüßten sie nicht. Darauf antwortete mein Herr, er wäre nicht als ein Feind gekommen, sondern als ein Bruder. ‚Ich habe mir ein Fischfaß mitgenommen, in der Meinung, wenn ich mit meinem Bruder mich freundlich unterredet hätte, so würde er nicht unhöflich gewesen sein und mir ein Gericht Fische geschenkt haben. Und weil ich fremde Gäste bekommen werde, so will ich eine Mandel Hauptkarpfen nehmen.' — Die, welche fischen sollten, verloren sich, und der von der Saale beteuerte noch, Seine Fürstliche Gnaden sollten keine Fische wegladen. Mein Herr aber fragte nichts danach, sondern zwang die Bauern, welche herzugelaufen waren, in die Hälter zu steigen und zu fischen. Und Fürstliche Gnaden lud die Fische selbst in die Fässer und befahl den Junkern, Herzog Friedrich zu sagen, er hätte vor ihm und seinem Kriegsvolk nicht fliehen dürfen, er sei in freundlicher Meinung gekommen, aber man sehe wohl, ein böses Gewissen ließe sich nicht verbergen. Herzog Friedrich sollte morgen auf den Gröditzberg kommen und die Fische essen helfen. ‚Wenn aber euer Herr nicht kommen will, so kommt ihr, wenn ihr redliche Leute seid; und seid nicht mehr furchtsam, wie euch heute geschehen.' Hernach sagte Fürstliche Gnaden zu mir: ‚Hans, habe ich dir's nicht zuvor gesagt, ich wollte meinen Bruder jagen? Wie gefällt es dir? Ich will ihn auch so von Liegnitz wegjagen, du wirst sehen, es wird nicht lange dauern.' So zogen wir dem Gröditzberg zu und hatten guten Mut."

So weit Schweinichen. — Niemand dachte daran, den Herzog Heinrich auf der Gröditzburg anzugreifen. Er selbst wurde, als der Winter herankam, dieser Kaprice überdrüssig und beschloß wieder eine Reise durch Deutschland zu machen, was Schweinichen sehr verständig widerriet, dann aber seinen Witz anstrengte, das Geld dafür zu schaffen. —

Wie Schweinichen zechten und prozessierten Tausende seiner Genossen, aber wie er, gab sich auch schon mancher andere die Mühe, im Kalender neben Trinkgelagen und Spielschulden die Marktpreise des Getreides zu notieren. — Einst hatte sich Schweinichen als Page an dem ruchlosen Hofe der Piasten von Liegnitz mit einem Kameraden Logau geprügelt, und als ein Schwein zwischen die Streitenden sprang, erkannten die jungen Wilden in dem Tier noch zitternd den Teufel; aber zweiundzwanzig Jahre nach Schweinichens Tod gab schon ein Nachkomme jenes Logau die erste Sammlung seiner „Sinngedichte" heraus, und einundsiebzig Jahre nach Schweinichens Tod erschien

von Hohbergs „adliges Landleben", das erste landwirtschaftliche Werk eines deutschen Edelmanns. — So fanden die Nachkommen der Berlichingen, Öttingen, Schweinichen allmählich die Versöhnung mit dem Leben der Nation.

Nicht so die alten Landesherren des Schweinichen. Die furchtbare Zeit des Dreißigjährigen Krieges verzehrte die noch übrige Lebenskraft der Piasten.

Es war im Jahre 1675, hundert Jahr, seitdem Herzog Heinrich und sein treuer Hans die erste wilde Fahrt nach Deutschland unternommen, da ließ sich in Schlesien auf der großen Heide von Kotzenau, die seit dem Kriege wieder wüst und öde dalag, ein fremdes, unheimliches Tier sehen, von der Art, welche in grauer Vorzeit mit ihrem Geweih die schlesischen Büsche zerrissen hatte, damals als die ersten Piasten mit dem Jagdspieß und Federpfeil durch die Wälder zogen. Und oben im Fürstenschloß zu Liegnitz feierte der letzte Piastenherzog, der junge Georg Friedrich, mit seinem Adel den Tag seiner Geburt. Und als das seltene Wildbret auf der Tafel aufgetragen wurde, da klang der jubelnde Ton der Trompeten über die Stadt und die Kanonen donnerten, so oft man des neuen Herzogs Gesundheit trank. Aber den bedächtigen Leuten im Land graute vor dem Untier, das in ihre Wälder und zu ihrem jungen Herrn gekommen war wie eine unförmliche Mahnung aus alter Zeit, und sie schüttelten den Kopf und prophezeiten Unheil. Das letzte Elen, das man in Schlesien erlegte, war die letzte fröhliche Mahlzeit des Piastenenkels. Wenige Tage darauf war er tot. Und als sein Sarg am Abend durch die Straßen von Liegnitz geführt wurde, die Pechkränze an allen Ecken brannten, und viele hundert schwarzgekleidete Knaben mit weißen Wachskerzen vor dem toten Herrn hinzogen, da betrauerten die deutschen Schlesier in dem letzten Sproß den Untergang des großen slawischen Dynastengeschlechtes, welches einst ihre Vorfahren in das Land gezogen und durch sie der Welt zuerst bewiesen hatte, daß die Arbeit der Freien dem Land heilsamer ist als die Dienste der Untertänigen. Aber den Herren des Landes war diese Wahrheit kein Schutz geworden für ihr eigenes Leben.

Die Waffenfeste des Bürgers

Im Anfang der Periode, welche hier von den Hohenstaufen bis zum Dreißigjährigen Krieg gerechnet wird, waren die Waffenspiele der Ritter die größten Volksfeste der Deutschen, und am Ende dieser Zeit standen die Freischießen der Städte in ähnlicher Ehre, auch sie Waffenfeste, aber gefahrlos, weniger aufregend, um so behaglicher. So sehr hatte sich um 1600 das Antlitz der Zeit geändert, daß die Fürsten und Herren fast lieber mit dem Bürger um Zweckschüsse kämpften, als untereinander in den Turnierschranken. Deshalb soll, bevor die Bilder des Unheils und der Zerstörung heraufsteigen, noch einmal das bürgerliche Behagen des absteigenden Jahrhunderts dem ritterlichen Rennen früherer Zeit in eingehender Schilderung entgegengestellt werden.

Wie die Turniere der Ritter nehmen auch die Freischießen der Bürger ihren Ursprung aus den alten germanischen Maispielen. In den aufblühenden Städten war es die kriegerische Jugend der Vollbürger, welche die Maispiele leitete. So wurde im Jahre 1285 zu Magdeburg das Pfingstfest ganz rittermäßig durch eine Tafelrunde gefeiert, ein Mädchen als Preis dem Sieger ausgesetzt.

Hundert Jahre später, im Mai 1387, feierten die von Magdeburg wieder ein großes Fest auf der Marsch, und wieder kämpften sie um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turniers, welches ihr Bischof gerade zu derselben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, sondern bereits in einem großen „Schützenhof". Zu diesem Bogenschießen luden sie wieder die befreundeten

Städte Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aschersleben gewann das Mädchen.

Durch diese hundert Jahre ist eine große Wandlung in Leben und Verfassung der deutschen Städte vorgegangen, nicht mehr repräsentiert die Patrizierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgertums, schon fühlt die Gemeinde der Handwerker sich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preise. Etwa seit 1300 entstehen in den deutschen Städten die Genossenschaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfesten; sie errichten als Bruderschaften einen Altar oder gar eine Kapelle und erwerben von den Legaten des Papstes kräftigen Ablaß für alle, welche die Messe hören, die sie zum Tage ihres Schutzpatrons, des Heiligen Sebastian, stiften. Diese Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, sie helfen auch die großen Freischießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie schnell aber bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache. Die ausgesetzten Preise werden noch im 16. Jahrhundert „Abenteuer" genannt, noch länger bedeutet „Stechen" den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben, und „Rennen" eine bestimmte Anzahl von Schüssen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinsamen Schießfeste auch von den Chronisten anderer Städte erwähnt. Um 1400 sind sie wenigstens in Süddeutland ganz gewöhnlich, schon sendet z. B. München seine Schützen fast jedes zweite Jahr zum Wettkampf in die Nachbarstädte*, in dieser Zeit stehen dort die „Gewohnheiten" der Freischießen fest. Von da ab breiten sie sich immer größer und glänzender über ganz Deutschland. Um 1500 sind sie wie das deutsche Bürgertum auf ihrem Höhepunkt; sie werden im Jahrhundert der Reformation noch

* Von 1404–1437 dreizehnmal. Vergleiche: Bayrische Annalen für Vaterlandskunde. 1838. I. S. 415.

umfangreicher, kostbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber sie zeigen kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg schon manche Spuren des beginnenden Verfalls.

Die Freischießen oder Gesellenschießen werden nicht nur von den Städten veranstaltet, schon im 15. Jahrhundert sind zuweilen Fürsten, ja auch vermögende Edle die Gastgeber*. Immer aber sind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürsten und Edeln gestellt. In frühester Zeit kämpften auch freie Bauern mit, seit dem Bauernkrieg in Deutschland nur selten, wohl aber in der Schweiz.

Vieles in ihren Bräuchen hat sich während der langen Zeit geändert, in den verschiedenen Landschaften anders entwickelt, und doch ist die Gemeinsamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichsel sehr auffallend. Sie stellen in dieser ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutschen Lebens dar: die großartige Gastfreundschaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbstgefühl des Bürgers den kräftigsten Ausdruck. Viele charakteristische Eigenschaften unserer Vorfahren sind vorzugsweise aus ihnen erkennbar: Stolz auf die eigene Stadt, lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den Befreundeten gegenüber, Behagen, sich bei Aufzügen in Ernst und Scherz sehen zu lassen und würdig zu repräsentieren, vor allem die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tausenden sich selbst als mannhaft, tüchtig, gewandt in der Tat und im Wort zu erweisen.

War in einer Stadt das Preisschießen beschlossen, so trugen die Boten die Ausschreiben des Rates, manchmal auch der Schützengesellschaft weit in das Land zu den guten Nachbarn. Die Zahl der geladenen Städte war zuweilen sehr groß. Die von Halle luden 1601 zum Vogelschießen

* In der letzten Zeit sogar einzelne Bürger. Vergl. den Einladungsbrief von Hans Keim, Bürger zu Gernsheim, von 1592, im Neuen Museum von R. Bechstein I. S. 246. Das Freischießen war in diesem Fall nur Hilfsmittel für eine große und lang angelegte Spekulation des Ausschreibenden mit dem Glückstopf.

156 Orte, es kamen Schützen aus 50 Städten, doch war das Wetter schlecht, die Preise nicht hoch. In Straßburg waren 1576 an 70 Orte vertreten, 1573 in Zwickau hatten 39 Orte 187 Armbrustschützen gesandt, darunter waren drei schwäbische Bauern aus Göppingen, welche zum Ärger der stolzen Bürger sämtlich Preise gewannen; so waren auf dem Armbrustschießen zu Regensburg 1586 durch 216 Schützen 35 fremde Städte vertreten, zu dem teuren Schießen 1614 in Dresden waren 21 der geladenen Städte erschienen, 11 aber nicht. Aber die Gastfreundschaft blieb nicht auf die geladenen Herren und Städte beschränkt, in ältester Zeit wurde durch besonderen Preis ausgezeichnet, wer aus recht weiter Entfernung heranzog; so freute die Augsburger 1508, daß ein deutscher Schütz bis von Paris kam, ein andermal erhielt ebendort ein Schütz aus Striegau in Schlesien den „weiten Preis", einen goldenen Ring. Zuweilen wurde in den Einladungsschreiben ausdrücklich bestimmt, daß jeder geeignete Mann willkommen sei, oder die geladenen Orte wurden ersucht, die Kunde bei Adel und Schützen ihrer Nachbarschaft zu verbreiten. Erst als die Feste kostbar geworden waren, wird den nicht geladenen Schützen zuweilen wohl das Schießen gestattet, aber nicht der Anteil an den Hauptpreisen, welche der Festgeber selbst ausgesetzt hatte. Daß aber solche Beschränkung nicht gewöhnlich war, verrät z. B. die Betrübnis der beiden Arnstädter, welche Herzog Johann Kasimir auf dem Stahlschießen zu Koburg 1614* von seinen Hauptgewinnen ausschloß; sie wollten wieder heim und wurden mit Mühe vermocht zu bleiben.

In dem Ausschreiben wurden die Bedingungen des Freischießens aufgezählt, bei dem Rohr die Schwere der Kugel, bei der Armbrust der Umfang des Bolzens genau bestimmt, für letzteren das Maß in der Regel durch einen aufgeklebten Pergamentring festgesetzt, auch die Entfernung des Schützenstandes von der Scheibe wird in Fuß oder Ellen angegeben und die Länge des üblichen Maßes in schwarzer Linie dem

* Wolff[gang] Ferber, Prietzschenmeister, Gründliche Beschreibung eines fürnehmen fürstlichen Armbrustschießens zu Coburgk. 1614. Bl. P 3.

Brief aufgedruckt. Zuweilen wird nach Schritten gemessen, dann haben zwei der fremden Schützen, ein Nachbar aus der nächsten Stadt und der am weitesten her ist, die Entfernung auszuschreiten und untereinander zu vergleichen.

Auch die Anzahl der Schüsse, welche jeder an Wand und Scheibe zu tun hat, wird vor dem Freischießen bestimmt. Bei kleineren Schießen in älterer Zeit sind es etwa 12, 15, 16, später steigt die Zahl bis auf 30, ja 40 und mehr Schüsse im Hauptschießen. Mit dem Rohr tut der Schütz zuweilen drei Schüsse hintereinander aus seinem Stand, mit der Armbrust nur je einen, denn die Schützen werden in Abteilungen, Viertel oder Fahnen gelost, zuweilen nach Städten unter die Fahnen geordnet. So waren auf dem hübschen Stahlschießen zu Regensburg 1586, einem Musterfest von mäßiger Größe, die protestantischen und katholischen Orte sorglich getrennt. Dann hat jede der drei, vier, fünf Fahnen in einer bestimmten Frist zu schießen; haben alle Fahnen einmal geschossen, so heißt das ein Schuß oder ein Rennen; der beste Schuß, welchen jede Fahne oder jedes Rennen tut, heißt der Zweckschuß.

Die älteste Waffe der Freischießen war der Handbogen mit Pfeil; ihn verdrängte vor 1400 die große Armbrust mit Stahlbogen und Bolzen, welche durch eine Winde gespannt wird; doch dauert der Bogen in den Heeren noch lange, z. B. in den Burgunderkriegen, ja er wurde noch im 16. Jahrhundert zuweilen auf dem Schießplatz gebraucht*. Auch die Armbrust wurde nach 1400 kürzer und handlicher, erst am Ende der Freischießen drängte sich eine kleinere mit Schnepper als Spielwerk ein. Der Stahlbogen mußte in Halftern gespannt oder durch geflochtene Zöpfe so verwahrt sein, daß kein Unglück entstand, wenn er einmal sprang; der Bolzen, Eisenspitze mit gefiedertem Schaft, war beim Vogelschießen mit eingefeilten eisernen Zacken versehen, welche im Anprall das Gefüge des Holzes sprengten; für die

* Auf einem fränkischen Schützenkleinod aus diesem Jahrhundert sind ein Armbrust- und ein Bogenschütze abgebildet. Bechstein, Neues Museum II, Bild 4.

Scheibe dienten Stich- und später Prallbolzen, der Schütz schoß immer mit freien, schwebenden Armen. Die Armbrust gilt bis zum Dreißigjährigen Krieg bei den Freischießen für die vornehmere Waffe, noch lange nachdem sie im Krieg, sogar auf der Jagd durch das Feuerrohr verdrängt ist; sie wird vorzugsweise von der aristokratischen Partei unter den Schützen, von Fürsten und Patriziern bewahrt; ist ein Freischießen für Armbrust und Feuerrohr ausgeschrieben, so macht der Wettkampf mit dem „Stahl" oder der „Rüstung" immer den Anfang, das Büchsenschießen den Beschluß, häufig mit geringeren Preisen. Allerdings auch deshalb, weil viel lustiger Brauch des Festes an dem Bolzenschuß hing. Aber schon im Anfang des 16. Jahrhunderts ist bei allen Freischießen für Stahl und Büchse die Zahl der Büchsenschützen fast noch einmal so groß.

Kurz nach 1400 knallt das Feuerrohr auf den Schützenfesten. Zu Augsburg schoß man schon 1429 aus „Bürschrohren" und „Faustbüchsen" mit kleinen Bleikugeln zur Übung, 1446 wird dort das erste kurzweilige Freischießen mit Doppelhaken und Pürschbüchsen abgehalten, seitdem wird das Handrohr in seinen verschiedenen Formen immer einflußreicher. Die praktischen Schweizer sind unter den ersten, welche die Büchse bevorzugen. Schon 1472 wird das große Freischießen zu Zürich nur für Büchsen ausgeschrieben. Von da sind die bedeutenden Feste fast immer für beide Waffen eingerichtet, bescheidene Freischießen häufig nur für das Rohr. Die „Büchse" der Freischießen war aber noch um 1600 das glatte Handrohr für zweilötige Kugeln, mit geradem oder krummem Schaft, alle Züge waren verboten*. Der Schütze schoß frei mit schwebenden Armen, die Büchse durfte beim Anschlag nicht auf der Achsel ruhen, durch keine Riemen in den Armeln oder am Halse gestützt, nur mit einer Kugel geladen sein, das Rohr durfte an seinem Ende nur

* Z. B. im Ausschreiben der Meininger 1579: Krumm- oder geradegeriefte, gewundene, hohlnähtige Röhre sind verboten. — Es muß darüber bei den öffentlichen Schießen zuweilen Streit entstanden sein, denn 1563 wurde vom Kurfürst August von Sachsen entschieden, die gezogenen Röhre seien nur dann zulässig, wenn alle Schützen einwilligten.

ein kleines rundliches „Abſehen"* haben. Erst um 1600 werden auch gezogene Gewehre in besonderem Schießen belohnt. So schrieb Basel 1605 ein Freischießen für Haken aus, Distanz 570 Schuh, Scheibe 2½ Schuh um den Nagel; und für Musketen mit krummen oder geraden Zügen und Kugeln von zwei Lot: Distanz 805 Schuh, Scheibe 3½ Fuß. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch mit schweren Schußwaffen zuweilen größere Schießfeste angestellt wurden, mit Doppelhaken, Falkonett, Schlangen, so in Straßburg 1590, in Breslau 1609, und oft in Nürnberg und Leipzig, welche solche Übungen bevorzugten; wie glänzend diese Feste nach dem Muster der Freischießen ausgestattet waren, sie hatten vorzugsweise praktischen Zweck und wurden von fremden Schützen in der Regel nicht besucht.

Verschieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt ist der Vogel auf der Stange. Aber wo die Gäste in großer Zahl zusammenströmten, erwies sich der Vogel als unbequem. Die Dauer des Schießens war nicht zu berechnen, leicht irrte ein heftiger Wind die Bolzen, zuletzt fiel gar die Stange um oder der Vogel brach ab, bevor er in Späne zerschossen war, auch gaben die fallenden Späne viel Veranlassung zu Hader und Mißvergnügen. So kam es, daß im größten Teil Deutschlands die bequemere Schießwand sehr bald bei großen Armbruſtſchießen den Vogel verdrängte. Zuerst bei den Schweizern und Schwaben. Dagegen hielten die Thüringer, Meißner und Schlesier lange an den Vögeln. Zumal in Breslau hatte das „Stangenschießen" reiche Ausbildung, dort wurde auch dem Schützenkönig seit 1491 ein schwerer Vogel von Silber, reich vergoldet, mit dem Stadtwappen auf der Brust mit goldenen Ketten und goldenen Schildlein vorgetragen. Bei den Freischießen der Schlesier aber wur-

* Dieses alte Wort für „Korn" ist verloren, es dauert nur noch in der bildlichen Bedeutung „sein Abſehen auf etwas richten". Die Schützenfeste haben eine Fülle von bildlichen Ausdrücken in unserer Rede zurückgelassen, von dem klugen Wort „Zweck", das um 1500 noch den Nagel im Mittelpunkt der Scheibe bedeutete und damals durchaus nicht, „im stande" war die Mittel zu heiligen, bis herab zu dem derben Scherzwort für unverdientes Gewinnen „Sau".

den mehrere Vögel aufgerichtet von verschiedener Farbe und mit Preisen von ungleichem Wert. So erhoben sich in Breslau 1518 drei Vögel — rot, grün, schwarz —, jeder der vierzig Späne brachte einen silbernen Löffel, doch wurde daneben auch mit der Armbrust nach der Tartsche, einer kleinen viereckigen Scheibe, geschossen. Im Jahre 1560 zeigten sich zu Breslau wieder drei, auf dem stattlichen Landschießen zu Löwenberg 1615 gar fünf Vögel. — Die gefallenen Späne, welche nicht besondere Preise brachten, wurden gewogen, nur lotschwere galten.

Aber auch die Wandziele für Armbrust und Büchse waren verschieden; für die Armbrust ein kleines zirkelrundes Blatt, zuweilen versilbert, und der äußerste Zirkel mit einem Kranz bemalt, es wurde an die dunkle Schießwand befestigt, nach jedem Rennen der Gesellschaft mit einem neuen vertauscht. Für die Büchse wurden fast immer mehrere „schwebende" Scheiben errichtet, ihre Zahl bestimmt — in Zürich waren 1504 drei —, doch schon 1518 steht zu Breslau ein Schirm, d. h. eine gemalte Holztafel. Die Entfernung von den Schießständen bis zum Ziel betrug für die Armbrust 340, später 300 Fuß oder etwas darunter, für die Büchse durchschnittlich 600—750 Fuß, mehr als das Doppelte. Es sind weite Entfernungen für die unvollkommenen Waffen. Wenn etwa junge fürstliche Herren dem Feste zureiten, werden ihnen auch nähere Ziele „zu halbem Stande" auf besonderem Platz und mit anderen Preisen eingerichtet. An solchen Schießen beteiligt sich dann nebenbei der ganze Hof.

Einige Monate vor dem Fest beginnen die Vorbereitungen in der Stadt. Die Herbergen für die Gäste werden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt vorgesehen. Die Goldschmiede hämmern an dem Silber für Preisbecher und Schalen und schlagen auch wohl besondere Medaillen und Schaustücke. Die Schneider nähen unendlich an neuen Festkleidern für Trabanten, Ehrenknaben und lustige Personen, die Schildmaler zeichnen Wappen, Kränze, Nummern auf mehr als hundert Fahnen. Auf dem Schießplan aber werden die Schranken abgesteckt, die Holzplanken bunt gefärbt und mit

Tannenbäumen, Gewinden, Säulenreihen verziert, die Räume des Schießhauses neu gemalt, später auch tapeziert, Schießstände und Pavillons für die Schützen und Schreiberbuden errichtet, außerhalb der Schranken aber Küchen, Kegelbahnen, Buden zusammengeschlagen; auch ein Brunnen für die Wassertrinker darf nicht fehlen, im Notfall wird er neu gegraben. Besondere Sorgfalt erforderte bei den Armbrustschießen nach der kleinen Blattscheibe die Zielstätte selbst. Und da diese Armbrustschießen auch sonst am künstlichsten eingerichtet waren und ihre Einrichtung Vorbild für andere Arten des Schießens geworden ist, so wird hier und im folgenden zumeist ihr Brauch geschildert. Die Zielstatt war 1504 in Zürich einfache Wand mit Dach und Fähnchen darauf, daneben das Schilderhaus des Zielers und an hölzerner Säule eine große Sanduhr*. Aber später wurde aus der Wand bei ansehnlichen Schießen ein großer hölzerner Bau, der eine Hausfront mit Türen und mehreren Stockwerken vorstellte, einen Triumphbogen, einen Tempel mit Kuppeltürmchen, zuweilen auch den hohen Holzaltären des 16. Jahrhunderts ähnlich sah, alles schön gemalt, mit den Stadt- und Landesfarben mit Wappen und Figuren verziert; in Straßburg standen 1576 große Skulpturen, ein Greif und ein Löwe Wache haltend an den Seiten. Unten in der Mitte des Baues war die Zielwand, mit dunkler Farbe oder Leinwand überzogen. Sie konnte durch einen Mechanismus umgedreht werden, damit nach jedem Rennen die Bolzen ohne Gefahr herausgezogen und die Wand für den nächsten Schuß der Gesellschaft mit einem neuen Zirkelblatt versehen wurde. Zuweilen war der ganze schwere Bau, welcher sich über ihr erhob, beweglich und wurde den Sitzreihen der verschiedenen Schützenabteilungen zugedreht. Neben der Schießwand selbst waren in dem Bau zuweilen vorspringende Schutzhäuschen oder Türmchen für die Zieler, von denen aus sie die Wand beobachten konnten, ohne ge-

* So in der lehrreichen Nachbildung eines Holzschnittes, des ersten Blattdrucks zu Zürich, im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich von 1867.

troffen zu werden. Ganz oben auf dem Bau* war ein künstliches Uhrwerk, ein Zifferblatt mit den Ziffern 1—4, darüber ein Glöckchen, auf der höchsten Spitze stand in der Regel eine bewegliche geschnitzte Figur, oft Fortuna auf einer Kugel (z. B. 1576 zu Straßburg, 1586 zu Regensburg, 1614 zu Dresden), welche nach einem schlechten Schuß dem Schützen den Rücken zukehrte, oder wie 1614 zu Koburg ein Männlein auf einem Turm, welches nach einem guten Schuß eine Fahne schwenkte, dem schlechten Schützen höhnend einen Esel bohrte.

Nahten diese Vorarbeiten ehrbarer Bürger der Vollendung, so hatte der Rat große Veranlassung, nach einigen Unterbeamten des Festes auszuspähen, deren Tätigkeit nicht gerade reich an Ehren, aber durchaus unentbehrlich war, nach den Pritschmeistern. Ein großes Fest machte vier, fünf und mehr solcher Gesellen wünschenswert, aber sie saßen nicht in jeder Stadtmauer. Waren sie nicht zur Stelle, so mußten sie von Nürnberg und Augsburg verschrieben werden, oder wo sie sonst gerade im Land umhertrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem sie nachzogen. Zu derselben Zeit, in welcher die phantastischen Stadtturniere der jungen Patrizier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte sich die Pritschenmeisterei zu einer friedlichen, bürgerlichen Arbeit geformt, die einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Festschwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritschenmeister waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte und Possenreißer der Freischießen, sie kannten Anstand, Sitte, jedes Zeremoniell des Schießplatzes aufs genaueste, gaben unsichern Festordnern guten Rat, hielten die gereimten Festreden, straften mit der Narrenpritsche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes und halfen sogar bei den Festschmäusen nach, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß, auch wohl durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten sehr gut, wie mit vornehmen Fürsten und strengen Herren vom Rat umzugehen war. War nicht gerade Festzeit, so trieben sie wohl ein bescheidenes Handwerk, das nicht zuviel Ausdauer forderte. Aber Siebmachen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen schwerlich auf die Länge, wenigstens schildern sie sich selbst in den umfangreichen Poesien, welche sie uns hinterlassen haben, als arme Teufel, welche begierig dem Gerücht von einem großen Fest bei Hofe oder in den Städten lauschen und spekulierend viele Tagereisen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freischießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, so wird ihnen doch die Freude, während der Festzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und sich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Trost der Dichter, wenigstens in Versen zu schildern, was selbsttätig zu genießen versagt war, und für diese Verse Belohnungen einzusammeln. Es ist wahr, ihre — gedruckten oder geschriebenen — Beschreibungen der freundlichen und ansehnlichen Freischießen sind fast immer sehr schlechte Reimereien, aber für uns haben sie doch hohen Wert, weil sie mitten in das kleine Treiben der Feste einführen. Und auch in dem Amt der Pritschenmeister ist einiges Beachtungswerte.

Es ist wohl nur der deutschen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Festes zu machen. Der Schlag seiner Pritsche trifft den Herrn wie den Bauernbuben, seine Spottrede straft auch den übermütigen Fürstensohn und treibt dem Unverschämtesten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tödlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beschämt, daß die Narren im Amt ihn ergreifen und zu ihrem Rabenstein schleppen. Auch wer das „Schießrecht“ wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber selbst die Späße des Pritschenmeisters verdienen eine Beachtung, es sind stehende, endlos variierte Scherzreden und Possen, eine bestimmte herkömmliche Art lustig zu sein, typische Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem Alter, und

* Er heißt im Ausschreiben der bayrischen Landshuter 1549 und bei dem Augsburger Kaspar Lerff 1586 der Pachen.

werden mit einem gewissen Ernst, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn sie gehören nicht mehr dem einzelnen an. Sicher wirkten diese oft schalen Späße erst dann unwiderstehlich, wenn eine drollige Laune des Menschen dabei durchbrach, aber sie sind gerade in ihrer altertümlichen Beständigkeit für uns Holzschnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewisser Reiz liegt. Wenn z. B. am Ende des Schießens der Pritschenmeister dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, diesen Gewinn, die Sau mit sechs Ferkeln, glückwünschend übergibt und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borstige Familie sich in seinem Hause Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreisen werde, so wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß sie dieselbe Berechnung schon seit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten; er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren besten Zauber erst ausübt, wenn sie im Ohr des Hörers heimisch geworden ist.

Der Pritschenmeister wußte wohl, daß er ein Narr sein sollte. Zwar gab es auch unter ihnen stolze Gesellen, welche sich der Kappe schämten. Aber sie wurden von ihren eigenen Amtsgenossen verspottet. So war 1573 der Pritschenmeister von Zwickau ernsthaft und hochmütig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achselzucken seines Kollegen Benedikt Edelbeck, der aus Böhmen dem Freischießen zugewandert war und besser wußte, was der Pritsche gezieme. Sie trugen deshalb auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Festgeschenk blieb. Bei besonders vornehmen Schießfesten wurden sie sehr stattlich herausgeputzt, z. B. in Koburg 1614 trugen ihrer fünf die fürstlichen Hausfarben, gelbes Wams von Seide, schwarze Hosen, gelbe englische Strümpfe, lange schwarz und gelbe Kniebänder, schöne Korduanschuhe mit seidenem Band, einen spanischen Samthut mit gelben Federn, darüber eine Kasseke mit fliegenden Ärmeln, rot, gelb, schwarz, vorn und hinten mit Wappen bestickt, dazu die große Pritsche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut rasselten.

Ihre Pritsche, oft unförmlich groß, von Leder oder von gespaltenem klatschendem Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenplatz viel zu tun. Mit ihr fegten sie die „Freiheit“ des umsteckten Raumes von dem andrängenden Volk und straften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwischen die Schützen und ihr Ziel rannte, sobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stand störte, in Trunkenheit und Übermut Unarten wagte, aus Mutwillen oder Tücke fremde Waffen beschädigte, verfiel ihrem Gericht ohne Rücksicht auf seinen Rang. Und dies Gericht wurde sehr auffällig geübt. Denn auf dem Schießplan erhob sich zur Seite ein weit sichtbares Gerüst, darauf zwei bunt gemalte Bänke. Dieser Bau hieß mit altem herbem Scherzwort der „Rabenstein“, später „des Pritschenmeisters Predigtstuhl“; zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritsche in einer Weise bearbeitet, welche die alte Kunstsprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am Hintern weggeschlagen. Dazu hielt der Pritschenmeister eine Rede, die dem Sträfling das Lästige seiner Lage nicht verringerte. Man kann sich denken, wie anziehend solche Gesetzvollstreckung für alle Unbeteiligten war. Dieser Brauch wurde überall in Deutschland geübt, am mäßigsten bei den ernsten Schweizern, ehrbar und möglichst unparteiisch in den Städten; nur wo große Herren ein Schießen veranstalteten, finden sich in der letzten Zeit Spuren einer fürstlichen Laune, welche dieses Schauspiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürst Johann Georg von Sachsen eine Freude daran, nach dem Freischießen 1614 nicht nur einige Küchenjungen, sogar einen seiner Bären pritschen zu lassen, der Bär mußte an der Kette auf der Bank gelegt werden. Der Pritschenmeister gehorchte Kurfürstliche Gnaden, aber aus seinem Bericht ist zu sehen, daß er in stillem Herzen die Empfindung bewahrte, dergleichen sei nicht seines Amtes.

Zu Gehilfen der Pritschenmeister wurden aus den Knaben der Stadt einige der unnützesten ausgewählt, auch sie in Narrentracht gesteckt; aus der übermütigen Brut wurden

die eifrigsten Gesetzeswächter, behend lernten sie einige von den Künsten ihrer Meister, sie führten Flederwische, hölzerne Klappern, gellende Pfeifen. Sie stürzten wie eine Meute auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimassen und Affengebärden den Schützen, welcher schlecht geschossen. In Koburg zogen sie 1614 als eine große Bande, in schwarze Leinwand genäht, mit aufgesetzten weißen Nähten und Lappen hinter einem langen schwarzen Mann, der ebensolche Tracht und Pluderhosen nach altem Landsknechtschnitt trug. Es war der närrische Schuster Martin Pauker, ein düstrer, hagrer Gesell, der selten ein Wort sprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug schleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher von allen am schlechtesten geschossen, beim Heimzug aber trug er die große Kesselpauke und ließ auf seinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erschien er als wilder Mann in Stroh und Reisig gewickelt, als Mönch, als Nonne, bald kam er in prächtigem Gewand auf einem Esel geritten, endlich wankte er gar in einer Bärenhaut; immer war er vermummt, immer stumm und finster, aber er hatte so seine stille Freude bei der ganzen Sache*.

Waren die lustigen Pritschenmeister bestellt und eingetroffen, so konnte man, wenn die Stadt in dem Ruf stand, ihre Schuldigkeit zu tun, gute Freunde besaß und stattliche Preise verkündet hatte, eines starken Zuspruchs sicher sein. Die geladenen Städte hatten ihren Bürgern durch öffentlichen Anschlag, durch Vorlesen oder Ausrufen das Fest verkündigt. Es galt ihnen für eine Ehrensache, durch gute Schützen vertreten zu sein, und die Schützen bekamen häufig Reisegeld aus der Stadtkasse, dafür überreichten sie bei der Rückkehr die seidenen Fahnen, welche sie gewonnen, dem Rat oder der Schützengesellschaft. Solche deputierte Schützen waren in der Regel angesehene Männer, es traf sich aber

* Wolffgang Ferber, Gründliche Beschreibung eines Armbrust-Schiessens zu Coburgk. 1614. Bl. R.

auch, daß außer ihnen andere Bürger der Stadt auf eigene Kosten zum Schießen reisten. So war in Koburg 1614 außer den vier Schützen, welche die Stadt Schweinfurt gesandt hatte, noch Hans Schüßler, ein kleiner unansehnlicher Mann, für sich allein gekommen, er wurde von seinen Mitbürgern über die Achsel angesehen und von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen; er aber traf gleich beim ersten Schuß den Nagel, da tat er vor Freuden einen Sprung und rief: „Ich war meinen Landsleuten nicht gut genug, mich mitzunehmen, jetzt soll es, wenn Gott will, noch besser kommen.“ Und er hatte zuletzt die meisten Zweckschüsse und gewann einen schönen Becher.

In den letzten Tagen vor dem Fest trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein. Vom Rat war im voraus für billiges Quartier gesorgt, wohl auch den Bürgern noch einmal eingeschärft worden, daß sie sich aller Neckerei der Fremden zu enthalten hätten; viele der Fremden genossen die Gastfreundschaft einzelner Städter. Waren fürstliche Personen geladen, dann wurde die Stunde ihrer Ankunft durch einen reitenden Boten verkündet, sie wurden vom Rat empfangen, in Herberge gelegt, mit dem üblichen Ehrengeschenk an Wein, Bier und Fischen versehen. Zuweilen wurde mit den Gästen, welche vor dem ersten Festtage eingetroffen waren, ein kleines Vorschießen gehalten; dabei wurde 1586 zu Regensburg ein schöner großer Bock, ganz mit rotem lundischem Tuch verdeckt, nebst einer schönen Fahne vom Rat zum besten gegeben. In Schwaben und Bayern war bei kleineren Schießen ein solcher verdeckter Bock nicht selten.

Am Morgen des Festes zogen die Pritschenmeister mit dem Spiel der Stadt durch die Straßen und forderten die Fremden zur Versammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marschierten die Festgeber hinaus, voran die Pritschenmeister, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielstäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von seinen jungen Knaben der Stadt, gleichgekleidet, im Festschmuck, Söhne der angesehensten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen tru-

gen, darauf, vielleicht unter Anführung eines Pritschmeisters oder einer andern lustigen Person, die Knaben mit den Schimpffahnen, der spöttischen Auszeichnung schlechter Schüsse. Dazu kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen gesammelt wurden; auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher, wurden entweder im Zuge herausgeschafft oder auf dem Schießplatz in einem besondern Pavillon unter Aufsicht der Stadttrabanten ausgestellt.

Auf dem Schießplatz wurde wieder umgeschlagen und die Schützen durch den Pritschenmeister zusammengerufen; ihnen hielt der Deputierte der Stadt die feierliche Begrüßungsrede, in der er der alten Freundschaft der geladenen Städte gedachte und seine besten Wünsche für das Fest aussprach. Darauf zogen die Pritschenmeister mit der Musik wieder über den Schießplatz, einer von ihnen verkündete noch einmal den Wortlaut des Einladungsschreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zusammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Diese sind Behörde des Schießplatzes, die obersten Richter nach dem Schießrecht, sie werden aus den angesehensten Männern der Stadt und den Gästen gewählt, einige von den Festgebern, die andern von den Schützen nach Landschaften. Sind die größten Städte, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gästen, so wird wohl gleich beim Umschlagen bestimmt, daß von ihnen einzelne Vertreter der fremden Schützen gewählt werden sollen; die freien Reichsstädte werden besonders ausgezeichnet, ebenso anwesende Fürsten, welche oft selbst das mühsame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirtung bevorzugt. Unter ihnen stehen die Schreiber, häufig drei, die in besonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütze muß Bolzen und Kugel, Armbrust und Büchse vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob seine Eisenspitze durch die Öffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Öffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Öffnung bis zum Mittelpunkt des Zirkels gemessen wird, bei zwei gleichen Schüssen den andern benachteiligen. War der Bolzen probehaltig, so wurde der Name des Eigentümers auf den Schaft geschrieben, nur beschriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütze seine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelassen wurde. Aber diesen Vorbereitungen gingen immer mehrere Stunden, oft der größte Teil des ersten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine Kollation ausgefüllt, welche der Rat der Stadt den fremden Schützen gab, sie bestand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein und gutem Bier und einfacher Zukost, Obst, Kuchen, Butter und Käse. Waren die Schützen eingeschrieben und hatten sie ihre Einlage gemacht, so wurden sie in Viertel oder Fahnen geteilt, drei, fünf und mehr Fahnen; häufig hatte jedes Viertel seinen besonderen Stand.

Jetzt endlich begann das Hauptschießen in „Rennen“ oder „Schüssen“, beim Armbrustschießen so, daß die Viertel hintereinanderschossen, jeder Schütze einen Schuß.

Gegenüber der Zielstatt waren im Schießhaus oder in besonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Methode zu schießen erscheint uns auffallend. Vor dem Beginn des Rennens zog ein Pritschenmeister mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abteilungen in den Stand. Eilig drängten sie herzu und saßen in Reihen, nebeneinander, nach dem Lose geordnet, jeder in dem Stand, dem er seinen Namenszettel angeheftet hatte. Solange die Abteilung schoß, durfte keiner seinen Stand verlassen, keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung stören. So saßen sie, die Armbrust in der Hand, dann rief der Pritschenmeister: Zieler, laß die Uhr los. Auf das Zeichen begann sich der Weiser in Bewegung zu setzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieser Zeit mußte jeder Schütze schießen, er schoß sitzend, wenigstens in dem innern Deutschland seit der Mitte des 15. Jahrhunderts, durfte sich aber dabei ebensowenig anlehnen als die Armbrust auflegen*. Hatte der Zeiger auf

* Schon im Ausschreiben der Ulmer von 1468 wird gefordert, daß der Armbrustschütze schieße „aufrecht sitzend auf freiem Stuhl, ohne An-

der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete hell die Glocke, ein Stahlspiegel sank an einer Hanfschnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob sich aus der Erde oder sank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo sie beweglich war, umgedreht, dann stand hinter ihr ein Tisch für den Schreiber, die beschriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der „Zweckschuß" und alle „Zirkelschüsse" mit dem Namen der Schützen aufgeschrieben, auch der weiteste Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, schwärzten die beschädigten Stellen der Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieser Art sämtliche Abteilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, so wurden die Bolzen in feierlichem Zug mit Pritschenmeister, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhaus getragen, dort die gleichgültigen Bolzen in einem Trog ihren Besitzern überlassen, die verzeichneten Schüsse dagegen in einer zierlichen hölzernen Attrappe — in Zwickau war es 1573 ein großer weißer Schwan, das Stadtwappen — überbracht. Der Bolzen des Zweckschusses erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite" Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem ersten Schuß begann die Austeilung der Preise.

Es war das Bestreben, nach allen Richtungen auszuzeichnen und so viele Schützen als möglich mit Preisen zu versehen, aber unsere Ahnen ließen sich auch nicht nehmen, dem, der seine Sache besonders schlecht gemacht hatte, durch derben Scherz eine Demütigung zu bereiten. So wurden mit Preisen versehen der beste Schuß eines jeden Rennens, der „Zweckschuß"; auch wer die meisten Schüsse zunächst am Nagel getan, erhielt, wenn seine übrigen Schüsse nicht gut genug waren ihm einen Hauptgewinn zu verschaffen, ein besonderes Geschenk. Die Hauptgewinne aber waren für die Schützen, denen am Ende des Schießens die meisten

lehnen, mit freiem schwebendem Arme und abgetrenntem Wamsärmel, ohne daß die Säule der Armbrust an die Achsel und Schlüssel der Brust rühre". Neues deutsches Museum von R. Bechstein. S. 235.

„Zirkelschüsse" zusammenaddiert wurden. Alle Schützen, die durch die ausgeschriebene Zahl von Schüssen keinen Gewinn erhalten hatten, erhielten das Recht, vor dem Ende des Hauptschießens noch einmal untereinander um kleinere Preise, die „Ritterpreise", zu kämpfen, das nannte man „um den Ritter stechen" oder „rittern". Alle Gewinne des Hauptschießens wurden von den Festgebern ausgesetzt, sie waren sämtlich in dem Ausschreiben mit ihrem Silberwert aufgezählt. Außerdem aber mußte jeder Schütze beim Beginn des Festes einen Geldbetrag — den Doppel — einlegen, bevor er eingeschrieben wurde. Diese Einlage war nicht unbedeutend, sie wurde höher, je anspruchsvoller die Feste sich ausbildeten. Während sie in früherer Zeit etwa zwei Gulden betragen hatte, stieg sie in den letzten fünfzig Jahren der Freischießen auf sechs, acht Reichsgulden, ja sie betrug 1614 bei dem Stahlschießen, welches Kurfürst Johann Georg zu Dresden gab, bereits zwölf Reichstaler, welche nach Silber- und Getreidewert etwa dreißig Talern unseres Geldes entsprechen. Allerdings waren nicht alle Freischießen so aristokratisch. Auch war die Einlage des Schützen bei den meisten Festen nur zum Teil eine gebotene, oft war die kleinere Hälfte freiwillig. Durch die gebotenen Einlagen wurden die Nebengewinne bei dem Hauptschießen gedeckt, diese Gewinne in kleinen Beträgen auf so viele Schützen als möglich verteilt. Aus den freiwilligen Beiträgen wurden häufig kleine Silbergeschirre für ein Nachschießen gekauft — „die großen und kleinen Silber" —, zuweilen wurde auch dafür noch von den Festgebern einiges gespendet, dann verwendete man diese Beiträge der Schützen zu kleinen Geldprämien des Nachschießens.

Zu allen Preisen des Hauptschießens aber gehörten große und kleine Fahnen, mit den Stadt- oder Landesfarben, mit einem Wappen oder Kranz bemalt. Oft stand der Geldwert des Gewinstes darauf. Eine solche Fahne davonzutragen, war große Ehre. Die fremden Schützen brachten sie stolz in ihre Heimat, überreichten sie wohl auch dem Rat ihrer Stadt oder ihrer Schützenbrüderschaft, welche ihnen die Zehrungskosten der Reise bestritten hatte. Bescheiden waren

im Anfang die Preise des Siegers; sie wurden lange als „Abenteuer“ bezeichnet, an dem Fremdwort, das aus dem Jargon der alten Turniersprache herstammte, hing noch ein romantischer Reiz. Aber die „Abenteuer“, welche den Mut des tüchtigen Schützen herausfordern, sind nicht mehr unerhört. Ein stattlicher Widder ist um 1400 in München, 1404 in Kehlheim das „Beste“, der erste Preis bald darauf ein Ochs, ein Pferd, in der Schweiz Muni, der Zuchtstier, die Tiere oft mit wertvollem Tuch bedeckt; so ist noch 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit rotem Tuch bedeckt das „Beste“. Die Nebenpreise sind etwa ein kleiner Becher, Silberschale, Gürtel, Armbrüste, ein Schwert, und ein Preis, der in der ganzen Folge bei kleinen Schießen besonders beliebt war und überall bis auf die Neuzeit in den Schützengesellschaften gehaftet hat: Stoff zu einem schönen Paar Hosen. Aber schon 1440 ist in Augsburg das Beste eine Geldsumme, 40 Gulden, und das Pferd, das Rind werden die letzten Preise des Hauptschießens. Schnell steigt der Wert der Gewinne, 1470 sind in Augsburg 101 Gulden das „Beste“, um 1500 ist diese Summe bei großen Freischießen gewöhnlich, in Zürich stehen 1504 110 Gulden als Hauptgewinn, 100 Gulden als zweiter und so in langer Reihe hinab bis auf 1 Gulden, alle doppelt für Stahl und Büchse, und — was bei den Schweizer Schießen nicht selten ist — alle in Geld. Unaufhörlich steigt der Wert der Preise. Zu Leipzig 1550 für Armbrust 300 Gulden. Beim großen Schießen zu Straßburg 1576 war der erste Hauptgewinn für Stahl und Büchse 210 Reichsgulden, in Basel 1603 für Musketen (gezogene Rohre) ein Becher von 300 Gulden Wert. 300 Gulden nach Silber- und Getreidewert entsprechen 666 Talern unseres Geldes.

Die Hauptgewinne sind Gold- oder Silbergeschirr, zuweilen mit Geldstücken gefüllt, Becher und Schalen in allen Formen und Größen, oft mit der Zierlichkeit und dem Geschmack, welcher die Technik der Goldschmiede im 16. Jahrhundert auszeichnete; den Gewinnern wurde im einzelnen Falle auf ihr Begehren der angegebene Wert der Gewinne in Geld ausgezahlt. Auch die Geldbeträge wurden häufig

in besonderen Münzen und Medaillen gezahlt, welche für das Fest geprägt waren, große, kleine, vergoldete, häufig drei- und viereckige, die „Klippen“. Zumal die einzelnen Zweckschüsse wurden durch „Klippen“ belohnt, die an der Siegesfahne hingen. Bei dem teuren Stahlschießen zu Dresden erhielt jeder Zweckschuß zur Fahne eine vergoldete Medaille, welche 5 Reichstaler schwer war, fast genau ein Viertelpfund unseres Zollgewichts. Auch kleinere Städte schlugen Medaillen und Klippen, sie dauern als gesuchte Seltenheiten unserer Münzkabinette und zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Embleme, Devisen, der Größe, Form und des Geldwertes. Selbst der Jugend und den Armen wurden hier und da zur Erinnerung an ein solches Fest kleine Silbermünzen geschlagen und ausgeteilt.

Außer diesen guten Preisen aber gab es auch unholde Vexiergewinne. Schon der letzte Schütze, welcher auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, wurde durch eine zweideutige Auszeichnung beehrt, er erhielt, wie bemerkt, nach altem Brauch, unter vielen spöttischen Gratulationen des Pritschenmeisters, außer der kleinsten Geldprämie ein Borstentier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, nach der Laune der Festgeber. Dazu eine gute Preisfahne, aber ebenfalls mit anzüglichem Bild. Vom Koburger Schießen des Jahres 1614 wird gerühmt, daß diese Fahne besonders schön gestickt war, doch darf man annehmen, daß ihr Emblem dem Besitzer keine reine Freude verursachte. Aber unzweifelhafter Hohn wurde bei jedem Rennen dem weitesten Schuß zuteil. Fahne und Gastgeschenk war eine Karikatur des Preises für den Zweckschuß. Ferner bewahrte man hier und da den Brauch, daß jeder, der bis zur Mitte oder bis zum Ende des Hauptschießens gar keinen Treffschuß getan hatte, von dem Pritschenmeister zum Ritter geschlagen wurde. Durch diese demütigende Zeremonie erhielt er das Recht, mit seinen Unglücksgefährten um besondere Fahnen und kleine Gewinne zu kämpfen. Aber nicht überall wurden die „Ritterpreise“ durch Pritschenschläge erkauft. Wer vollends die meisten schlechten Schüsse gemacht hatte, mußte wenigstens in der letzten Zeit der Freischießen beim Ende des Festes zuweilen

eine riesige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Festes umgeben. — Waren die Bolzen des Zweckschusses und des weitesten Schusses nach dem ersten Rennen in ihre Attrappen gesteckt, so trat der Pritschenmeister auf seinen Predigtstuhl, rief zuerst mit lauter Stimme den besten Schützen des ersten Rennens heran und begrüßte ihn mit einer kurzen Stegreifrede in Knittelversen, worin er ihm sein Verdienst und seinen Gewinn rühmte. Er werde jetzt zur Erinnerung an den Schuß eine schöne seidene Fahne erhalten, an welcher eine silberne Klippe hänge, ferner einen zinnernen Teller, darauf eine gebratene Forelle, eine Semmel und ein Glas Wein nebst einer Pomeranze. Tapfere Musikanten, Trompeter oder Pfeifer, werden vor ihm hergehen und ihn zu seinem Sitz führen. So marschierte der glückliche Schütze unter Musik ab, Beamte der Stadt überreichten ihm Fahne und Münze und den lustigen Ehrenteller. Darauf verteilte der Pritschenmeister die andern Zirkelschüsse, zuletzt rief er den Unglücklichen, der den weiten Schuß getan. Er kam nicht willig; der Pritschenmeister verneigte sich vor ihm und sprach: „Seht zu, schöner Schütze, daß Ihr Eure Kunst besser lernt. Ich habe hier einige freie Knaben, die Euch das Treffen beibringen werden. Dürft ihnen kein Geld dafür zahlen. Franz Floh, nimm den Sprengwedel, segne ihn mit geweihtem Wasser, es ist sehr möglich, daß er beschrien ist. Komm, Hans Hahn, läute ihm mit deiner hölzernen Glocke um die Ohren! — Doch ich merke, Ihr seid ein guter Christ, Ihr wollt andern auch was übrig lassen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt Euch seiner an, der Mann hat's wohl um die andern verdient, pfeift ihm einen hübschen Reihen vor und bohrt ihr ihm Eselsohren, so seid anständig und tut's hinter seinem Rücken. Bringt ihm seine Ehrengeschenke. Zuerst eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zur Stadt führen. Die Klippe, welche daran hängt, ist leider nur von Blech, dazu ein Teller von Holz, darauf ein schöner Quarkkäse, statt der Pomeranze ein Apfel und in tönernem Napf ein Trunk leichtes Bier!" So höhnte der Pritschenmeister, und zuletzt bot er ihm noch eine Narrenkappe mit

Hahnenfedern an; unterdes gellten, klapperten und pfiffen des Pritschenmeisters Jungen um den Schützen, schlugen Purzelbäume, bohrten ihm Esel und verfolgten ihn mit Grimassen bis zu seinem Stand, während ihm wohl auch ein Dudelsackpfeifer voranschritt und aus seinem Schlauch die grimmigsten Töne preßte*. Es wurde von den Schützen ernsthaft darauf gehalten, daß bei solchem Vexieren die Anspruchsvollen nicht besser wegkamen als die Mehrzahl. Den Betroffenen aber war dieser Akt sehr peinlich. Selten glückte ihnen, den weitesten Bolzen vorher beiseite zu bringen, was immer allgemeinen Unwillen erregte. Den anwesenden Fürsten wurde doch einige Rücksicht bewiesen, wenigstens lauten ihnen gegenüber die gedruckten Worte der Pritschenmeister sehr mild. Hatte der Landesherr selbst einmal den weitesten Schuß getan, so nahm ihn wohl einer aus dem Gefolge auf sich, wie 1573 zu Zwickau.

So verlief das Fest Schuß für Schuß; nach jedem Belohnung des besten Schusses. Diese Zwischenspiele nahmen nicht wenig Zeit in Anspruch, so kam es, daß den Tag nicht mehr als etwa sieben, acht Schüsse, bei großen Schießen noch weniger getan wurden.

Um das Ende des Festes aber wurde das Schießen in den meisten Landschaften Deutschlands durch einen holden Brauch unterbrochen, der hier so geschildert wird, wie er in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in den Städten der Schwaben, Franken, Thüringer und Meißner vor sich ging. Im Zuge schritten mehrere der vornehmsten Jungfrauen der Stadt, festlich gekleidet, von Ratsherren, Stadtpfeifern und Trabanten begleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen kostbaren Kranz

* Diese Standreden des Pritschenmeisters und seine Behandlung der schlechten Schützen entsprechen den Turnierstrafen, dem Weidmesser über dem Hirsch und den Zeremonien der Deposition. — Vergl. Benedikt Edelbeck 1573 und Wolffgang Ferber 1614. Auch Hans Sachs hat 1549 starke „Pritschengesänge" gefertigt, welche auf dem Predigtstuhl beim Aushauen gute Dienste geleistet haben mögen. Sie sind nach der Handschrift abgedruckt in: Deutsches Museum von R. Bechstein, Neue Folge S. 251.

— zuweilen von Silber und Gold mit Perlen und Edelsteinen geziert —, eine andere die schöne Fahne. Auf dem Platz hielten sie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeschenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäste dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen setzte den Kranz auf das Haupt, und sie schritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanz hinter der Musik über den Schießplatz. Ein solcher Kranz legte der Stadt, welche ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächste Freischießen zu veranstalten. Er wurde sorglich bewahrt, und in dem Ausschreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freischießens erwähnt: „damit das Kränzlein nicht verwelke". Seit die Fürsten eifrig an den Schießen teilnehmen, erhalten auch sie die Kränze; ist ein Fürst der Festgeber, so erteilt wohl eine der Prinzessinnen den Kranz. Dieser alte Brauch band die Städte einer Landschaft zu einer großen Festgenossenschaft zusammen. Nur das Tanzen auf dem offenen Schießplatz hörte ungefähr seit dem Jahre 1600 auf.

Aber diese großen Bürgerfeste boten noch andere Gelegenheit, Kraft und Kunst zu erweisen. Im 15. Jahrhundert, wo sie aufblühen, werden für die Schützen selbst noch „offene Spiele" eingerichtet und Preise für die Sieger ausgesetzt. In diesen Spielen hat sich uralte Überlieferung erhalten. Es sind die alten Wettkämpfe, wie in den Nibelungen Siegfried gegen Brunhild gewann: Steinstoßen, Springen, Laufen. Sie waren 1456 beim Freischießen von Straßburg ausgeschrieben, den Preis im Springen trug der Züricher Hans Waldmann davon, der später als Bürgermeister sein stolzes Haupt auf dem Block verlor. In Augsburg war beim Stahlschießen 1470 ein goldener Ring für den gesetzt, der einen Stein von 45 Pfund im Antritt mit drei Stößen nach „Stoßensrecht" am weitesten forttreiben würde; ein Ritter Wilhelm Zaunried gewann den Preis. Ebenso standen in Zürich 1472 drei Preise für drei Stöße auf Steine

von 15, 30, 50 Pfund. — Im Springen gewann 1470 zu Augsburg Christoph Herzog von Bayern den goldenen Ring. Die Aufgabe war: drei Sprünge auf einem Bein mit Anlauf, darauf ein Sprung mit beiden Füßen, dann wieder drei Sprünge auf dem andern Bein und ein zweiter Sprung. In Zürich waren 1472 dreierlei Sprünge vorgeschrieben: von der Stelle mit gleichen Füßen, im Anlauf mit gleichen Füßen, Anlauf und nach dem Sprung drei Sprünge auf einem Fuß. Das alles wurde sehr ernst genommen, schon in dem Ausschreiben des Rates den Gästen genau angezeigt. — Im Wettlauf maß 1470 die Bahn zu Augsburg 350 Schritt, auch im Laufen gewann Herzog Christoph von Bayern den goldenen Ring; in Zürich war 1472 die Bahnlänge 600 Schritt; in Breslau waren 1518 Stücke des beliebten Zinns der Preis im Laufen. Neben den Männern rannten zuweilen die Rosse, so in Augsburg 1446 beim Büchsenschießen; 14 Pferde erschienen an den Schranken, Preis war ein Stück Scharlachtuch, Sieger ein Pferd des Herzogs Albrecht, das er von München zum Rennen gesandt hatte*. Bei dem Rennen im Jahre 1470 gewann ebendort ein Pferd Herzog Wolfgangs von Bayern den Preis von 45 Gulden. In Ulm waren 1468 für die Pferderennen drei Preise ausgesetzt, der erste wieder rotes Tuch, der letzte ein Schwert; die Rosse liefen auf dem „gewöhnlichen Rennweg", das langsamste der angemeldeten Pferde erhielt eine Sau, die es in die Stadt führen mußte. — Auch das Ringen, sogar das Tanzen erhielt Preise. So 1508 wieder in Augsburg. — Und einen närrischen Preis erwarb ebendort sogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

Zu diesen einheimischen Volksfreuden kamen andere, nicht weniger alt. Die Fechter drängen sich auch in die Freischießen — schon 1508 in Augsburg —, zumal wenn Fürsten an der Bürgerlust teilnehmen. So kämpften 1560 in Stuttgart die Fechter paarweis auf dem Schießplatz, auch die fürstlichen Frauen fuhren hinaus dies Gefecht zu sehen; der

* Welser-Gasser, Chronika von Augspurg. S. 182.

erste Sieger erhielt ein schönes Wams von Taffet, jeder andere Preis betrug zwei Taler. Zum Stahlschießen in Zwickau führte 1573 der Markgraf von Ansbach eine Fechterbande von vierzig Mann, denen Kurfürst August von Sachsen seine Federfechter gegenüberstellte. Sie kämpften an zwei Tagen paarweise gegeneinander mit Langschwert, Dussek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte barhaupt, alle Nestel aufgebunden, fröhlichen Gemüts, einzelne Paare machten viele Gänge, ohne einander zu besiegen.

Massenhafter hängen sich andere Volksbelustigungen an die Freischießen, die Freude wird geräuschvoller, reichlicher, übermütiger, und wer den Schießplatz am Ende des 16. Jahrhunderts mustert, sieht auch aus dem Treiben des schauenden Volkes, daß die Zeit sich geändert hat. Früher hatten die Schützen, unter ihnen Fürsten und Edle, an den offenen Turnspielen teilgenommen, die Wittelsbacher waren unter den Bürgern der Reichsstädte auf einem Bein gehüpft und hatten die schweren Steine geschleudert. Am Ende des 16. Jahrhunderts schauen die Herren, auch die bürgerlichen Schützen, den Volksspielen schon vornehm zu, die Bauernburschen aber kommen im Sonntagsstaat mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der andern ihre ländlichen Tänze auf, es ist besondere Freude, die Bauernmädchen um ein Kamisol oder einen Brustfleck wettlaufen zu sehen; hohe Sprünge, flatternde Gewänder, ein Hinstürzen der Eiligen erregt besonders Behagen, ihr dörfisches Benehmen soll den andern zur Erhöhung der Lust beitragen. Es sind vorzugsweise die Fürsten, welche daran ihr Vergnügen finden, selten fehlen groteske Aufzüge und Tänze der Landleute, wenn ein Landesherr das Fest ausschreibt. Der Mutwille, welchen die Pritschenmeister oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem Schießplatz ein für uns unbehagliches Gelächter. Die tanzenden Paare ziehen mit roten Vogelbeeren oder gar mit geschwänzten Mohrrüben bekränzt auf den Plan, die Männer greifen auf ungesatteltem Pferd in schnellem Ritt nach einer über ihnen aufgehängten Gans, und der Spaß ist, daß sie dabei von ihrem Klepper gleiten.

Auch für die Freude der Anspruchslosen und der Kinder war gesorgt. Da war z. B. ein possierlicher Narr, der mit einem Schild und kurzem Lederkolben bewaffnet jeden herausforderte, ihn mit einer Lanzenstange anzugreifen. Wagte einer den Kampf, so wußte der Narr so schön die Stange abzuparieren, dem Gegner auf den Leib zu rücken und ihn mit seinem Kolben zu bearbeiten, daß er die Lacher immer auf seiner Seite hatte*. Neben ihm stand (zu Regensburg 1586) ein wilder Mann, dem man Kugeln in den geöffneten Mund warf, neun Kugeln um einen Kreuzer. Auf einem Rössel saß eine lustige Puppe, ein kleines Männlein, man warf ihn mit dem Ball herab, wer am häufigsten traf, gewann etwas. Auch der Hahn im Topf fehlte nicht, nach ihm wurde mit kleinen Dreschflegeln geschlagen. Mutige Knaben aber klommen an dem glatten Kletterbaum, zuweilen war die Aufgabe, einen Hahn aus dem Korb zu holen, welcher an der Spitze aufgehängt war, oder Kleider und Schmucksachen.

Der Schießplatz selbst war durch Schranken oder Seile gesperrt, aber zur Seite standen die Zelte und Buden, Goldschmiede legten Becher, Schalen, Löffel, Ketten aus. Sehr beliebt waren die Zinnbuden, vor denen mit dem Würfel in die „Brente", die ähnlich wie unser Puffbrett mit roten und weißen Farben bemalt war, um Hausrat geworfen wurde. Um die Würfelbuden drängten sich auch unheimliche Gesichter, Strolche, fahrendes Volk, gewöhnt noch mehr aufs Spiel zu setzen als ihre letzten erbeuteten Pfennige. Aber sie waren nicht unbeobachtet, denn die Stadttrabanten schritten in ihrem Festschmuck ernsthaft die Buden entlang, damit kein Frevel den Frieden des Schießplatzes störe. Besondere Aufmerksamkeit wurde von den Festgebern auf die Kegelbahnen gewandt, die in Stadt und Land noch nicht so häufig standen als jetzt. Oft sind zwei, ja drei für das Fest eingerichtet; auch hier werden Preise gesetzt, so werden 1518 in Breslau auf zwei Plänen ein Ochs und wieder zinnernes Gerät ausgeschoben, die Kegel-

* Caspar Lerff, Freyschießen zu Regensburg 1567. G. 2.

bahnen sind zumal in Schlesien, Sachsen, Thüringen eine beliebte Zugabe der Feste.

Von allem, was die Freischießen dem Volke anmutig machte, hat nur eine Unterhaltung, gerade die bedenklichste, in der folgenden schweren Zeit eine große Ausbildung erhalten, der Glückstopf, der bescheidene Ahnherr der Staatslottos und Lotterien. Schon 1467 erscheint er auf dem Armbrustschießen zu München; 1468 wird er im Ausschreiben der Ulmer noch wie etwas Neues ausführlich beschrieben; 1470 ist er auf dem großen Schießen zu Augsburg eine wohlbekannte Einrichtung, die Gewinne sind dort Becher, Kleiderstoffe, samtne Gürtel, Waffen, es waren 22 Gewinne und mehr als 36 000 Zettel zu 8 Pfennigen; ein Koch gewann das Beste, was dem Volk für einen angenehmen Beweis galt, daß es ehrlich zugegangen. Auf dem Büchsenschießen zu Zürich 1472 hatte der Topf bereits wichtigen Anteil am Fest, der Zettel kostete dort einen Schilling, von jedem Gulden Gewinn mußte ein böhmischer Groschen für die Spielleute abgegeben werden. Zur Ziehung wurde ein Gerüst auf öffentlichem Platz errichtet, darauf eine Schaubude mit den Gewinnen gesetzt, daneben die Schreiber, die Töpfe. Es waren zwei Töpfe, in den einen wurden die Namen derer geworfen, welche einen Zettel gelöst, in den andern Gewinne und Nieten, ein sechzehnjähriger Knabe zog, zwischen die Töpfe gestellt, aus beiden zugleich. Zuerst wurde der Name gerufen, dann ob Gewinn, ob nicht. Der erste Zettel und der letzte im Namentopf gewannen auch etwas, in Zürich 1472 einen Widder; wer viele Zettel nahm, erhielt sie manchmal billiger. Schon 1504 bestehen in Zürich die Gewinne aus barem Geld, in Deutschland aber blieb bei den Freischießen noch hundert Jahre länger der Brauch, verarbeitete Wertstücke zu verspielen. Die Spielwut war groß, besonders die Frauen drängten sich um den Topf, und wenn man nach den erhaltenen Gewinnlisten schließen darf, waren auch die kleinen geistlichen Herren der alten Kirche lustig beim Spiel. Selten fehlte der Topf im 16. Jahrhundert einem größeren Freischießen, er war eine große Angelegenheit; emsig verzeichnen die Chronisten

Gaben und glückliche Gewinner. So standen, um nur ein Jahr zu erwähnen, allein 1540 im mittleren Deutschland zwei Glückstöpfe, denn in Frankenhausen und Hof waren Freischießen, in Hof dauerte die Ziehung fünf Tage, der letzte Gewinn des Topfes war in beiden Städten die scherzhafte Sau, welche sich vom Schießplatz auch in das Glücksspiel eingedrängt hatte. Sehr groß war 1575 der Straßburger Glückstopf, 275 Gewinne, der erste von 115 Gulden Wert; der Absatz der Zettel war so reißend gewesen, daß man die Zahl vermehrt hatte, ebenso im Verhältnis die Gewinne. Pfalzgraf Johann Kasimir, ein unternehmender Herr, hatte allein 1100 Lose gekauft, er gewann aber gar nichts Erhebliches. Auch die Züricher Gäste mit dem Breitopf hatten „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt“ einige tausend Lose genommen, welche zusammen 101 Gulden kosteten, sie gewannen dafür Silber, das ungefähr die Hälfte wert war. Die Ziehung dauerte vierzehn Tage, das Gedränge des Volkes um den Topf war sehr beschwerlich, zuletzt mußte Gewalt gebraucht werden, den Topf zu sichern.

Aus ähnlichen Anfängen hat sich in Italien und Holland während des 16. Jahrhunderts die Lotterie ausgebildet, zuerst große Ausspielung von Waren, bald von Geld, zuerst von einzelnen, bald von den Kommunen als Einnahmequelle benutzt. In Hamburg wurde die erste Geldlotterie 1615 errichtet.

So verliefen die großen Waffenfeste unsrer Ahnen, wochenlang schwirrte die Menge um Schießplatz und Buden, in den Straßen der gastlichen Stadt. Hatte die Schützengesellschaft endlich die vorgeschriebene Zahl von Schüssen getan, so mußten alle Schützen, denen eine gleiche Zahl von Zirkelschüssen verzeichnet war, um ihren Gewinn auf besonderer Scheibe „stechen“, wer dabei den schlechtern Schuß tat, erhielt den nächsten kleinen Preis. Ebenso stachen um die Ritterpreise alle, welche im Hauptschießen keinen Gewinn davongetragen. Die Haupt- und Ritterpreise wurden mit den Fahnen feierlich überreicht, die Geldgewinne hingen in bunten seidenen Beuteln an den Fahnen, Gewinne und

Fahnen waren schon vorher in langer Reihe zur Schau ausgestellt, denn die Alten verstanden sehr gut, solch froher Auszeichnung auch guten Schein zu geben. Dann folgte in der Regel ein Nachschießen um die freiwilligen Einlagen der Schützen, einfacher, zwangloser, zuweilen mit andern Distanzen. Endlich auf dem Schießplatz die große Abdankung durch die Gastgeber, bei welcher den Gästen noch einmal die Freude der Stadt mit Herzlichkeit ausgesprochen wurde. Zuletzt ein großer Marsch vom Schießplatz in die Stadt. Das war ein wichtiger Akt. Aller Glanz des Festes entfaltete sich noch einmal in dem langen Zug. Trompeter und Pfeifer bliesen, die große Trommel und die Heerpauke dröhnten, die Pritschenmeister klatschten mit ihren Pritschen, die Würdenträger des Festes, Ratsherren und Neuner schritten mit ihren langen seidenen Schärpen, hinter ihnen die glücklichen Erwerber der Hauptpreise, jeder von zwei ansehnlichen Männern geleitet, jedem wurde sein Gewinn vorgetragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, stolz trug jeder seine Preisfahne, aber auch die Vexierfahnen entzogen sich nicht immer dem Zug, demütig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unsere Vorfahren hatten recht, wenn sie sich in solchen Aufzügen mit Selbstgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, schwere Stoffe, Seide und Samt suchten auch mäßige Männer bei festlicher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt, sich vor andern sehen zu lassen und wußten wohl, wie man stattlich einherschreiten mußte. Eine Feder auf dem Barett oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte gestützt, so schritten sie lang aus im Marschtempo, die Füße breiter auseinandersetzend als jetzt Sitte ist, und dabei den Körper in angenehmer Weise bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendschmause. Den Abreisenden wurde das Geleit von ihren Gastfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gastfreundschaft, welche die Schützen genossen hatten, liegt noch für unsere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren sie in den Stunden des Schießens häufig mit freiem Trunk versehen und durch eine Kollation erquickt worden, auch in der Stadt wurden sie wenigstens einmal, in der Regel öfter, zuweilen täglich von dem Rat der Stadt bewirtet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angesehensten Häuser teilnahmen. Diese Bewirtung der Gäste im 15. Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verschwenderisch, sie muß, wenn ein solches Fest vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg, gar fünf Wochen dauerte, den Gastgebern sehr teuer gekommen sein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chronisten, daß ihre Stadtkasse übermäßig in Anspruch genommen sei. Sogar in Straßburg wurde dieser Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelschießen im Jahre 1615 nachgesagt, daß die Stadt sich weit über ihre Kräfte angestrengt hätte. Es war aber auch alles sehr kostbar und stattlich gewesen. Da verstand man im 15. Jahrhundert besser zu rechnen. Das große Stahlschießen zu Augsburg im Jahre 1470 kostete der Stadtkasse über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewert eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden so groß, daß die Augsburger sich später sagen durften, sie hätten keinen Verlust gehabt. Freilich war damals noch die Bewirtung von 466 fremden Schützen einfach gewesen.

Die Zahl der Schützen war bei den ältesten Stahlschießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahre 1444 schon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landschießen dazu trat, verdoppelte sich die Schützenzahl. So fanden sich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchsenschützen zusammen, 1504 in Zürich 236 und 451, 1508 zu Augsburg 544 und 919 Mann. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch solche Menschenzahl das Fest sehr in die Länge gezogen; daher ist im 16. Jahrhundert zuweilen das Bestreben sichtbar, die Zahl der Einladungen zu beschränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es scheint, daß man ein Fest mit etwa 200—300 fremden Schützen für das be-

haglichste hielt. Es dauerte dann ungefähr eine Woche, der einzelne kam besser zur Geltung, die Menschenmasse war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer als er jetzt sein würde. Wohl jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüstung oder Rohr aufwartete, waren Fürsten und Herren geladen, so erschienen sie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Rossen; auch das Gesindel, Bettler und Gauner, strömte zusammen, und die Sorge um Diebstahl, Raub und Brand wurde groß bei den Vätern der Stadt.

Auch war es für die Festgeber nicht immer leicht, die Einheimischen und Fremden in Ordnung zu halten; denn neben der angeborenen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man sich in der Fremde fügen mußte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein sehr reizbarer Stolz auf die Heimat, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich und freute sich mehr als jetzt durch launige Spottrede seinem Selbstgefühl Luft zu machen. Zwischen den einzelnen Landschaften aber schwebten immer wie kleine Gewitterwolken gewisse alte Stachelreden und spöttische Geschichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Hessen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzusagen, ein Wort, beim Trunk gesprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Festes zu stören und in jähem Zorn Parteien aufzuregen; nicht immer halfen versöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehasen und Kühmelker beim Stahlschießen zu Konstanz 1458 in harten Zwist. Ein Konstanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den Berner Plappart — die kleine Münze, die er gewonnen — einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Festes, aber sie klagten laut, das Geleit sei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Konstanzer Gebiet, die von Konstanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgesehen, daß solche Störung auf der

Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gästen Genüge getan wurde.

Unter den zahllosen Bildern städtischer Gastfreundschaft bietet die liebenswürdigsten das gute Verhältnis, welches mehr als hundert Jahre zwischen Zürich und Straßburg bestand, durch manche leidenschaftliche Aufwallung unterbrochen, immer wieder befestigt*. Im Jahre 1456, sechs Jahre nachdem die Schweizer im Luzernland zu Sursee das erste Schießfest veranstaltet hatten, fuhren junge Schweizer einen großen Topf mit warmem Hirsebrei zu Schiff von Zürich nach Straßburg, sie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirsebrei dem Rat der befreundeten Stadt als Zeichen, wie schnell die Schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernst gelte, und tanzten noch dieselbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geistige Bande zwischen Zürich und der großen Reichsstadt geknüpft, Bucer und die Schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künstler beider Städte hatten in engen Beziehungen gestanden; freilich war durch Verschiedenheiten des Bekenntnisses auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gastfreundschaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener ersten Reise des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freischießen für Stahl und Büchse ausgeschrieben, und starker Zuzug aus Zürich die ersten vierzehn Tage des Armbrustschießens mitgefeiert hatte, da beschloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rat, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder

* Es muß eine sehr alte Annahme gewesen sein, die sich wohl auf – für uns verklungene – Sagen stützte, daß man aus der innern Schweiz zu Schiff rheinab in einem Tage nach Straßburg gelangen könne. Im Jahre 1278 hatte ein Luzerner Schiffer 30 Pfund auf die Strecke Luzern bis Straßburg gewettet, aber er kam nicht bis Straßburg und verlor die Wette. Vergl. Annal. Colmar. maior. bei Pertz, Mon. Scriptt. XVII. p. 203. Die Bundesfreundschaft zwischen Zürich und Straßburg stammt vielleicht aus den Fehden Rudolfs von Habsburg dem beide Städte eng verbunden waren.

setzten sie wie ihre Ahnen den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirsebrei gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff und fuhren gleich gekleidet in Rosa und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des sonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit Zuruf die fröhlichen Gesellen; am Abend legten sie in Straßburg an, längst von dem Türmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerschaft entgegen, Abordnungen des Rates begrüßten sie, sie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rat, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die männlichen Worte gesprochen: „Schnell wie heut zum Scherz auch zu ernster Hilfe", und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskost noch warm mit Freuden genossen. Mit herzlichem Behagen hat der Straßburger Fischart die Reise des Breitopfes beschrieben, wir empfinden aus seinen Versen die Wärme, welche damals Wirte und Gäste erhob. Die Reisekosten des Hirsetopfes, sogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt" beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm sie die kleinen Silbergeschirre, welche im Topf von den Zürichern gewonnen waren. Die gesamten Reisekosten, welche Zürich damals seinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es ist von hohem Interesse, diese brüderlichen Feste der Stadtgemeinden nach Landschaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts keine so leichte und gefahrlose Sache, von Nürnberg nach Augsburg zu reisen als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgtürmen in die Wälder, welche die gastliche Stadt in weitem Kreise umschlossen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adligen Reitern der schöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt und die Fahne zerbrochen; auch in großer Gesellschaft war der Weg leicht unsicher, die Fahrt mühselig, die Herbergen an kleinen Orten nicht selten sehr

schlecht, ohne Speise und Trank. Es verstand sich also, daß auch an dem größten Freischießen, auf welchem jeder unbescholtene Mann willkommen war, nur einzelne aus weiten Entfernungen teilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deshalb ist zu verwundern, daß die Kreise, in welche die ausschreibende Stadt die Einladungen sandte, doch so groß sind. Die Wittenberger sind willkommene Gäste noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen; der Zufall und einzelne angesehene Bürger knüpften die Bande solcher Gastfreundschaft zuweilen zwischen weitentfernten Städten, dann liefen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im ganzen aber lassen sich Gruppen von gastlichen Genossenschaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Bayern stehen in enger Verbindung. Lange ist Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für diese Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendsten Freischießen werden durch zweihundert Jahre in diesem Teil Deutschlands gefeiert. — In Bayern stehen schon um 1400 die kräftigeren Orte untereinander in fester Gastverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beste gewannen, die Verpflichtung, das nächste Schießfest mit demselben ersten Preis auszusetzen. So ladet Kelheim, das in München den ausgesetzten Widder erworben hat, im Jahre 1404 wieder die Münchener zum Wettkampf. Aber auch kleinere Feste umfassen hier im 16. Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. schießen die Bayern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmischen Orten. Die Tiroler und Salzburger sammeln sich vorzugsweise in kleinen Schießen ihrer Landschaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort bestand eine dauernde Vereinigung mittlerer und kleiner Ortschaften. Dieser fränkische Verband umfaßte im 16. Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern vorzugsweise aus dem Bistum Würzburg und der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette, „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein

Jahr lang getragen wurde und dem siegreichen Ort die Verpflichtung auflegte, das nächste Schießen zu veranstalten. War eine Gemeinde des Vaterlandes klein und arm, dann wurde auch ihr Schießen wenig besucht. So waren in Neustand a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erschienen. Der Verein bestand im Anfang des 16. Jahrhunderts, er erhielt sich wahrscheinlich bis zum Dreißigjährigen Krieg.

Eine andere Gruppe umfaßte die Besitzungen des Sächsischen Hauses: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zusandten. Auch sie hielten bei ihren Freischießen an der Armbrust, nur selten wird der Vogel eingerichtet, der dort bei kleineren Schießen sich lange erhielt. Auf ihren Festen sind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäste, die Schwaben nur einzeln, mehrere Deutschböhmen. — Aber an der Grenze dieser Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genossenschaft, deren Mittelpunkt Magdeburg ist; hier wird der Vogel häufiger — so noch bei dem großen Freischießen 1601 in Halle — der Ausdruck „Schützenhof" erscheint und mancher besondere Brauch. Dieser Kreis umfaßt die Harzstädte bis Braunschweig, die Altmark, und greift noch weiter nach Osten und Norden, denn die Hallenser sandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verband stehen die Städte der großen Landschaft Schlesien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelschießen die größte Ausbildung erlangt; sehr häufig sind die Feste, nicht selten machen zwei Städte einander Konkurrenz, so 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiderten, daß sie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deshalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die Freischießen dieser Gegend, welche am Ende des 15. Jahrhunderts zahlreich waren, wurden durch die religiöse Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niedersachsen, an der Ost- und Nordsee, gerade dort, wo die alte Hansa so großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freischießen weniger häufig

und ansehnlich sind. Am eifrigsten waren Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schlesier. Bei den Schweizern behielten diese großen Feste den Charakter von Waffenübungen, sie waren praktischer und ernster; die possenhafte Laune und die Pritschenmeisterstreiche blühten in Schwaben und in Mitteldeutschland*. Es ist kein Zufall, daß es im ganzen die protestantischen Teile des deutschen Reiches sind, in denen Kraft und Behagen des Bürgertums am großartigsten ausgebildet ist.

Wenn alle diese Einzelheiten nur ein sehr unvollständiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlstand und Selbstgefühl, welche nach dieser Richtung die deutschen Städte in alter Zeit entwickelten, so werden sie doch hinreichen, dem Leser die Empfindung zu geben, daß wir in Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber lange Zeit auch einiges entbehrt haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erschienen, Feste zu veranstalten, welche nach unsern Geldverhältnissen vielleicht mehr als 50 000 Taler kosten und nicht bei dem ehrenden Besuch eines Souveräns veranstaltet werden, sondern zur Lust deutscher Landgenossen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieser Zeit viele hundert, ja mehrere tausend Gäste der Freundschaft einzelner, zum Teil auch der Stadtgemeinde übergeben. Es ist wahr, die Zeit ist uns wertvoller geworden, rascher wird das Leben genossen, wir drängen in Tage zusammen, wozu unsere Ahnen Wochen verwandten. Es ist wahr, der moderne Mensch sucht die Erholung in hoher Sommerzeit auf Wegen, welche vor drei Jahrhunderten fast unbekannt waren, er isoliert sich aus dem geräuschvollen Treiben und der angestrengten Tagesarbeit in Gebirgswälder und Alpentäler, während unsern Vorfahren gerade das Freude und Erholung war, eine große Genossenschaft von

* Doch litten die Schweizer auch unter der Pritsche. Auf dem Titelholzschnitt des seltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich, 1602, 4°, ist ein Büchsenschießen abgebildet, dabei der Pritschmeister in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weise den Kopf abschlagend.

Männern aufzusuchen und aus dem engen Bannkreis ihrer Mauern, aus der Zunftstube und der Ratshalle in eine größere Verbindung zu treten, in welcher sie durch ihre Tüchtigkeit Ehre und Gaben gewinnen konnten. Das freudige Selbstgefühl des Mannes im geselligen Verkehr mit andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinsame Übungen mehrere Hunderte, ja Tausende zusammenschlossen, vor allem die stattliche Kraft, mit welcher sich die Städte nach außen geltend machten, das alles hat uns nur zu lange gefehlt. Wenn unsern alten Vorfahren selten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutscher Interessen zu fühlen und durch gemeinsames Handeln und große Siege das Leben aller einzelnen zu adeln, so wußten sie wenigstens in ihrer Geselligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutsche Wesen und Gemüt kräftigen Ausdruck gewann. Und merkwürdig, in der neuesten Zeit, als in den Deutschen Bedürfnis und Sehnsucht nach einem kräftigen politischen Leben mächtig wurden, da suchte das Volk zuerst wieder in großen Festen und freier Geselligkeit das gemeinsame Band fester zu schließen. Die Freischießen und Turnfeste, in Deutschland solange versunken und vergessen, wurden wieder eingerichtet.

Hier aber am Ende einer großen Periode, unmittelbar vor Jahren der Verwüstung und jähen Absturzes, sei erlaubt vorzugreifen und einen schnellen Blick auf die Schießstätten deutscher Städte nach dem großen Krieg zu tun. Die gastlichen Freischießen der Städte werden selten und dürftig, in den Landschaften Norddeutschlands hören sie ganz auf, nur in Frankfurt a. M., München und wenigen andern Städten Südfrankens, Bayerns, Österreichs haftete die alte Gewohnheit der Einladungen, Preise, Ordnungen, aber Umfang und Bedeutung der Feste sind unvergleichlich geringer. Wo einmal ein glänzendes Landschießen stattfindet, da sind es die Landesherren, welche bei Familienfesten oder aus „sonderbarer" Huld Preise stellten und ihren Untertanen oder Nachbarn die Teilnahme gestatten*. In den

* Ein Verzeichnis süddeutscher Landschießen n a ch dem Deutschen Kriege in: J. E. Schmit, Historische Schilderung des Schießhauses zu St. Jo-

Städten bestehen die alten Schützengesellschaften, oft ihrer alten Ehrenbecher, Ketten, Kleinode beraubt, selbst die vorsichtigen Leipziger haben die silberne Statue ihres heiligen Sebastian nicht gerettet. Manch alter Brauch erhält sich in ihren verödeten Schießhäusern, das Armbrustschießen nach dem Vogel und Blatt wird an vielen Orten kümmerlich fortgeübt — es dauert in wenigen Städten als Kuriosität bis heute; das gezogene Gewehr bürgert sich ein, in größeren Kommunen begünstigt wohl der neue kaiserliche Adel die Schützengilden und ihre alten Königschießen, dann erhalten diese Feste den steifen, anspruchsvollen Charakter pedantischer Staatsaktionen. So gewandelt erscheint das städtische Königschießen, das einzige Stadtfest, welches den deutschen Bürgern des 18. Jahrhunderts geblieben ist, in einer Beschreibung des Breslauer Schießens aus dem Jahre 1738. Sie steht an einer Stelle, wo sie schwerlich gesucht wird, in dem fleißigen Werk des Arztes Johann Christian Kundmann: Berühmte Schlesier in Münzen. 1738. 4. S. 428, und wird im folgenden bis auf wenige Auslassungen wortgetreu mitgeteilt.

„Jetziger Zeit observieret man bei denen Königsschießen folgende Solennitäten. Am Pfingstdienstag fähret der vorjährige König mit denen Herren Schützenältesten, der Zwingerbrüderschaft wie auch anderen erbetenen Freunden auf etlichen zwanzig Wagen in den Zwinger hinaus. Beim Wagen gehen als Bediente der Schreiber, zwei Ausreiter, der Zieler und des Königs eigener Bedienter, welche Suite mit Pauken und Trompeten daselbst empfangen wird. Darauf werden im Zimmer die Einkünfte des Königs den Herren Schützen vorgelesen und müssen diejenigen, so um das Königreich mit schießen wollen, ihre Namen eigenhändig unterschreiben. Dann erscheinen zwei erbetene Herren Kommissarien von einem hochedeln gestrengen Rat, welches gewöhnlich die beiden jüngsten Ratsherren vom Ritterstand sind; die tragen spanische, mit Spitzen oder Kanten besetzte

hannis. Nürnberg 1838. Wohl das letzte Freischießen nach altem Brauch wurde 1829 zu Nürnberg gehalten. Es waren dazu 19 Schützen aus Fürth und 17 aus anderen Städten erschienen.

Mantelkleider und stellen sich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in seinem Königsornat dasteht und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Ratsherren melden, wie sie als Kommissare diesem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König also auf den Schießplatz, die Herren Kommissarien neben ihm her, und darauf die Herren Ältesten und Schützen.

Dieweil zufolge alten Herkommens nach einem Vogel geschlossen werden muß, so wird statt der Scheibe ein großer ausgeschnittener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln aufgesetzt und nach diesem sechs Rennen getan oder von jedem Schützen sechsmal geschossen. Dem König, dem seine Ehrenzeichen, der große vergoldete Vogel, zu schwer und inkommode zu tragen ist, wird ein kleiner silberner Vogel oder eine große Klippe (viereckige Medaille) angebunden. Er behält das Zeichen so lange, bis von einem andern ein Spiegelschuß mit voller Kugel geschieht. Der König schießt allemal zuerst unter Pauken- und Trompetenschall. Wenn diese Schüsse vorbei sind, wird der neue König denen Herren Kommissariis, welche herunter in das Schießhaus kommen, von dem Zwingerredner, so gemeiniglich ein Advokat ist, durch eine wohlgesetzte Rede präsentiert, und dem König werden die gewöhnlichen Geschenke überreicht. Der erste Herr des Rates antwortet mit einer ebensolchen Rede. Darauf wird zum Zwingermahl gegangen und nach aufgehobener Tafel der König mit Pauken und Trompeten nach Hause begleitet. Oder der König und die Bruderschaft marschieren mit Musik und Wein in der Stadt herum und beehren damit ihre Patronos und guten Freunde. Am Mittwoch darauf gibt der König sein gewöhnliches Silberschießen, welches sechs Gewinste von Silber hat, die in Bechern und Löffeln bestehen. Nach Vollendung desselben gibt der König das erste Traktament.

Den Sonnabend darauf wird früh um 8 Uhr der König mit dieser Begleitung in seinem kostbaren Ornat vor einen hochedeln gestrengen Rat in die Ratsstube geführt, wo der Zwingerredner wieder eine Oration hält und für den König alle Immunitäten ausbittet; der Herr Präses antwortet mit

einer gleichmäßigen Rede, konfirmiert ihm sein Königreich, erteilt ihm die Königsbenefizien und beschließt mit einem Glückwunsch. Dabei wird zugleich der Tag zum ‚Königs-Vorteil' oder ‚Pomeranzenschießen' ausgebeten, gemeiniglich ein Montag wenige Wochen nachher. Dieses ist ein Lustschießen von zwölf Rennen. Wer nun in jedem Rennen den besten Zweckschuß hat, und wer mit dem Rohr und den Würfeln (die gleich schlechten Schüsse würfeln untereinander) gefehlt hat, müssen sich beide vor das Schießhaus setzen. Dem ersten wird eine große Pomeranze auf einem zinnernen Teller gereicht, samt einem Gesundheitsglase Wein, darum ein Rosenkranz, zugleich werden einige Verse zu seinem Ruhm vorgelesen, wobei Pauken und Trompeten sich hören lassen. Der Fehler bekommt einen Quarkkäse in einen Nesselkranz gelegt auf einem hölzernen Teller, zusamt einem Glase Bier, wobei der Dudelsack und eine kleine Fiedel angestimmt wird; die Verse aber sind gemeiniglich sehr stachlig, und üben sich oft die Zwingerpoeten, ihren guten Freunden die Wahrheit im Scherz vorlesen zu lassen. Außerdem bekommt in allen Rennen jeder Schuß am äußersten Rand der Scheibe eine Zitrone, und ebenso jeder, welcher auf der Scheibe selbst eine Zitrone, Pomeranze oder einen Quark trifft, welche auf diese nebst einem nach Umständen der Zeit erfundenen Bild gemalt sind. Alsdann wird wiederum zur Tafel gegangen, wo der Zwingerorator und der erste Ratsdeputierte Reden halten und ersterer die Fahnen und Gewinste für die besten Zweckschüsse und die Sieger in den zwölf Rennen unter Pauken und Trompeten austeilt. Darauf gibt der König ein kostbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Über dem König hängt der große Königsvogel, er selbst sitzt auf einem großen Lehnstuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hause und zu den Patronis begleitet und diese Solennität nicht ohne Lustbarkeit geendet. Zuletzt gibt der König noch den Tag darauf ein Bratwurstschießen und setzt dabei praemia von Silber und Gold aus; dieses Schießen wird mit einem Traktament und darauffolgendem Würfelspiel um Zinn geschlossen."

So weit der Bericht Kundmanns. Wie wenig bedeutend ein solches Königschießen nach dem großen Kriege auch war, es ist immerhin aus der Beschreibung einiges zu lernen. Das Volksfest der alten Zeit ist zu einer anspruchsvollen „Solennität“ geworden. Vornehmtum ist das Lockende, nur der Wohlhabende vermag König zu werden; im Wagen fahren, sich von Bedienten geleiten lassen, kostbare Mahlzeit und teure Preise aussetzen ist die Hauptsache, das Schießen fast Nebensache, und was sehr bezeichnend ist, dem König kann nicht mehr zugemutet werden, öffentlich vor seinen Mitbürgern zu sprechen, er repräsentiert stumm, der Advokat ergreift für den Bürger beim Fest das Wort. Zuletzt ist zu ersehen, wie sich immer noch einige der alten lustigen Bräuche in Trümmern erhalten haben, sie stehen bereits im Gegensatz zu der Prüderie und Empfindlichkeit der Zeit, die Improvisationen der Pritschenmeister haben aufgehört, sogar die Spottverse für schlechte Schützen müssen abgelesen werden. Allmählich werden diese Erinnerungen aus einer kräftigeren Zeit als veraltet und abgeschmackt beiseite gelegt. .

Aber nicht die Armseligkeit des Volkes allein, die bittere Frucht des Krieges, vernichtete die großen Bruderfeste des Bürgertums, auch nicht die herrschende Neigung zu hochmütigem Abschluß gegen alles, was bescheidener im Leben stand, wie sehr das Vornehmtun übrigens dem Behagen schadete. Nicht weniger nachteilig war das eigentümliche Gepräge, welches selbst der besten und freiesten Bildung in jener Zeit der Erniedrigung aufgedrückt wurde.

Es war fürwahr eine Angstzeit der deutschen Volksseele, durch welche der wehrhafte Bürgersmann, der mit Kraut und Lot wohl umzugehen und eine Kartaune zu richten wußte, in einen scheuen, leisetretenden Herrn geformt wurde, der die Schritte beschleunigte, wenn in seiner Nähe ein Flintenkolben stark aufgestoßen ward, und der sich ängstlich sorgte, daß seine Söhne zu hoch aufschießen und in die greuliche Lage kommen könnten, ein Gewehr in Reih und Glied zu schultern.

Der deutsche Teufel
im 16. Jahrhundert

Auch die Wahngebilde des Menschengeschlechts haben eine Geschichte, sie formen sich um und entwickeln sich wie die Persönlichkeit der Völker, denen sie wichtig sind. Und im Jahrhundert Luthers hatte eine solche Phantasiegestalt größere Wichtigkeit erhalten als die meisten irdischen Existenzen. Es ist die Kehrseite deutscher Bildung, welche an ihr sichtbar wird, ihr gebührt die letzte Stelle unter den charakteristischen Gestalten der Reformationszeit.

Die ältesten jüdischen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Evas ist erst durch spätjüdische Deutungen, welche in unsern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Versucher gibt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdischen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharaos durch das massenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu schlagen. Erst seit der babylonischen Gefangenschaft drang sein Bild aus der Religion der Perser zu den Juden. Der Teufel verdankt aber seinen Ursprung keiner Volksreligion, d. h. keinem Gottesglauben, in welchem die Seele eines ganzen Volkes sich schaffend und umformend abspiegelt, denn er kam den Persern erst durch Zarathustra und dessen geoffenbarte Religion. Erst in der Seele des einzelnen spannen sich die Gegensätze zwischen Gut und Böse, Hell und Dunkel, Heilbringend und Schädlich zu einem konsequent durchgeführten Dualismus, Gegensätze, welche in jeder Volksreligion durch die Fülle der Bildungen immer von neuem erzeugt und

immer wieder verwischt werden. Was die Spekulation eines großen Religionsstifters vergeistigt hat, wird dann durch einen privilegierten Priesterstand in das starre System gefügt. Die dunkle Gestalt eines bösen Prinzips, welches dem Licht, dem Leben, der Sittlichkeit des Menschen entgegenarbeite, erschien den Persern als Fürst eines Reiches böser Geister. Nur langsam gewann diese Gestalt bei den Juden eine entsprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofstaat Jehovas, der jüdische Gott unterhält sich mit ihm wie etwa ein orientalischer Despot mit seinem Generalprofos. Allmählich entwickelt sich eine Monarchie der Teufel im Gegensatz zum Engelreich Jehovas, eine größere Zahl von Teufelsnamen wird erfunden. Zu Christi Zeit war der Satan der Juden bereits der große Versucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menschen und Tiere zu fahren, er konnte durch die Beschwörung Frommer aus solcher Behausung getrieben werden, und es war volkstümlich, die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu messen, die er über die Teufel ausübte. — Als sich der junge Christenglaube das griechische und römische Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenossen des Teufels betrachtet, und vieler Aberglaube, der an den spätrömischen Kulten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdes dichtete die älteste Kirchenlehre die Geschichte des Satans weiter. Der persische Agromainjus (Ahriman) hatte sich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die Übersetzer in der Septuaginta den semitischen Götzennamen Baalsebub. Erst jetzt kam der Glaube, daß der Satan und seine Genossen abgefallene Engel vom Hofstaat des Herrn seien. Seitdem wird ihm der Name Luzifer, Morgenstern, nach einer falsch gedeuteten Stelle des Jesaias.

Aber die Vorstellungen, welche die ersten Kirchenväter von Person und Macht des Teufels hatten, wurden weiter umgeformt, als die germanischen Stämme das Gebiet des Römischen Reiches unterwarfen und das Christentum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren charakteristische Eigenschaft war, mit einer einzigen Bildsamkeit fremde

Kulturen in sich aufzunehmen und gerade an solcher fremden Habe, welche bis dahin allen Völkern langsamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu stärken. Dieser Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchster Ausdruck ihr alter Götterglaube gewesen war, mit dem Christentum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verklangen allmählich; was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Priester, durch Gewalt und fromme List nach langer Arbeit beseitigt; aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten sich unzählige heimische Gestalten, Gebräuche und Anschauungen. Ja, sie bestanden nicht nur, sie bildeten sich durch das Christentum in eigentümlicher Weise fort. Wie die christliche Kirche an die Stätte heidnischer Heiligtümer gebaut, wie an Donars Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apostels gehängt wurde, so traten auch die Gestalten der christlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Asengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine so große Erbschaft als der Teufel. Sein Name und sein Bild verdüsterten zahllose heidnische Traditionen, welche zu fest im Volk lebten, um zu vergehen. Dabei wurde er selbst durch die alten Mythen, Sagen, Märchen und sogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielseitiger, volkstümlicher, zuletzt gemütlicher. Zwar übertrug das Volk seine Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidentums nicht nur auf ihn, lieber auf Kirchenheilige, Apostel, ja auf Christus selbst, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Gestalten gekannt und ein Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieser umfangreiche Teil fiel ihm fast allein zu. Den Namen Teufel hatte er schon von den Griechen erhalten (Diabolos, Tiufal), jetzt wurde er nach einem deutschen Gott Fol (vielleicht dem nordischen Baldur) Voland genannt, seine Raben und das wütende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die schwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgestalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er ge-

fesselt gedacht wurde („der Teufel ist los„), und viele sagenhafte Überlieferungen kamen ihm aus einem Kreise heidnischer Urgewalten, welche den herrschenden Menschengöttern feindlich gewesen waren. Diese mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Riesen an, welches am Weltende den Vernichtungskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düsteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefste Zauberwissen heimisch ist. Zu ihnen gehört die Seeschlange, welche in mächtigem Ring um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Ozeans liegt; zu ihnen mehrere Riesenwölfe, welche gefesselt in der Tiefe der Erde liegen oder Sonne und Mond verfolgen, die sie am Jüngsten Tage verschlingen werden; die ungeheuern Sturmwinde, welche durch ihren Flügelschlag die Häuser und Schiffe der Menschen vernichten; die Eisdämonen, welche Hagel, Schneesturm und verwüstende Fluten von Norden her über das Land senden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Totenwelt. Neben dem Kultus der Asengötter bestand im deutschen Heidentum ein düsterer Dienst für diesen Dämonenkreis, und schon vor Einführung des Christentums müssen, wie sich aus frühen christlichen Zeugnissen erkennen läßt, die Priesterinnen und Zauberer dieser finstern Götter gefürchtet und gehaßt worden sein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin Unwetter über die Saat zu führen, die Viehherden zu vernichten; wahrscheinlich waren sie es, welche Leib und Waffen der Krieger fest machten. Die heiligen Handlungen begingen sie bei Nacht, und dunkle Tiere opferten sie den Göttern. Diese Priesterinnen sind es vorzugsweise — so dürfen wir schließen —, welche als Hazusen oder Hegissen, Hexen, einige Traditionen des alten Glaubens bis tief in das Mittelalter fortgepflanzt haben.

Und die Erinnerung an ihr heidnisches Wesen mischte sich mit einem wüsten Chaos fremden Aberglaubens, der fast aus allen Völkern der alten Welt in dem heidnischen Rom, der großen Garküche jeder frommen Superstition, zusam-

mengeflossen war und aus der antiken Welt in den christlichen Glauben eindrang. Die Strigen und Lamien, böse Geister des römischen Altertums, welche vampirartig das innere Leben der Menschen auszehren, Zauberweiber, welche durch die Luft fliegen und in nächtlichen Zusammenkünften schändliche Orgien feiern, waren zu den Germanen gekommen und hatten sich hier mit ähnlichen, vielleicht urverwandten Vorstellungen verbunden. Uns aber ist nicht immer möglich zu erkennen, was ursprünglich deutsch ist und was fremdem Volkstum angehört.

Die abendländische Kirche stand in der ersten Zeit des Mittelalters diesem Wust unheimlicher Vorstellungen reiner gegenüber, sie verurteilte ihn als teuflisch, aber sie strafte ihn im ganzen, wo er nicht zu bürgerlichen Verbrechen führte, mild und human. Doch seit die Kirche selbst zum hierarchischen System erstarrte, seit die maßlosen Ansprüche der Päpste starke Herzen in die Ketzerei trieben, seit vieles Volk unter der Herrschaft der Bettelmönche verdummte, entwickelte sich allmählich in der Kirche dieser Aberglaube zu einem bornierten System. In blutigen Verfolgungen ward vernichtet, was für teuflisch galt. Seit dem 13. Jahrhundert, derselben Zeit, in welcher große Volksmassen aus dem Innern Deutschlands in die Slawenländer flüchteten, bildete sich durch fanatische Mönche der widerliche Glaube aus, daß der Teufel als Herr der Hexen sich in nächtlichen Zusammenkünften mit ihnen vermische; ein förmlicher Ritus der Adoration Satans durch verfluchte Männer und Weiber, welche den christlichen Glauben abgeschworen hatten, ward erfunden und an zahlreichen Verdächtigungen in Frankreich durch delegierte Inquisitoren mit Folter und Feuer verfolgt, am Rhein und im Stedingerland mit dem Tode bestraft. Nach dem Scheiterhaufen des Hus nahmen diese Verfolgungen der Teufelsgenossen überhand. Und je heftiger die Intelligenz gegen solche Verfolgungen protestierte, desto grimmiger wütete die Kirche. Seit der unseligen Bulle Innocenz' VII. „Summis desiderantes" vom Jahre 1484 begann auch in Deutschland ein massenhaftes Brennen der Hexen, das sich mit Unterbrechungen bis tief

in das 18. Jahrhundert hineinzog. Wer einmal Hexe war, der galt als der Hölle verfallen, die Kirche macht jetzt kaum einen Versuch, ihn anders als für die Hinrichtung zu bekehren und unterscheidet genau zwischen solchen Teufelsgenossen und andern.

Denn die Verbindung des Menschen mit dem Teufel war nach dem Volksglauben von dreierlei Art. Der Mensch entsagte Gott und ging zum Kultus des Teufels über, indem er ihm den Untertaneneid, das Homagium, leistete; so taten die Hexen und ihre Genossen. Oder der Teufel nahm Besitz von dem lebenden Menschen, er machte ihn zum Besessenen; dieser Glaube war aus der Heiligen Schrift zu den Deutschen gekommen. Endlich aber konnte der Mensch auch einen Vertrag mit dem Teufel schließen zu gegenseitigen Verpflichtungen. Der Mensch verschreibt seine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blut seiner Adern geschrieben ist, dafür muß ihm der Teufel auf Erden seine Wünsche gewähren: Glück, Geld, Unverwundbarkeit. Obgleich das älteste bekannte Beispiel das des Romanen Theophilus ist — der Überlieferung nach aus dem 6. Jahrhundert —, und obgleich der Vertrag durch Handschrift erst aus einer Zeit stammen kann, in welcher römische Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, so scheint doch die Grundlage auch dieser Teufelssagen deutsch. Denn die Voraussetzung solcher Erfindungen ist ein tiefes Gefühl der gegenseitigen moralischen Verpflichtung, welche durch solchen Vertrag hervorgebracht wird, und ein tollkühner Sinn, welcher der Tat eines Augenblicks die Entscheidung über die ganze Zukunft zu überlassen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen seine eigene Freiheit auf den Wurf setzte, und der, welcher seine Seele dem Teufel angelobte, haben große Ähnlichkeit miteinander. Diese Bündnisse mit dem Teufel betrachtete die ältere Kirche nicht mit tödlichem Haß; durch die Fürsprache ihrer Heiligen konnten die frevelhaften Wagehälse, wie Theophilus selbst, gerettet und der Teufel gezwungen werden, seine Rechte aufzugeben. Deutsch ist auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit

Menschen schließt, seinerseits den Vertrag eifrig und pünktlich zu erfüllen sucht, der Betrügende ist der Mensch.

Der Teufel erhielt durch diese Zutaten allerdings eine Anzahl neuer Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Überhaupt war das Eindringen seiner Gestalt kein Glück für die Volksseele, das Harte, Ungemütliche und Monotone, was dieser alten Abstraktion eines persischen Eiferers noch von ihrem Ursprung anhing, zog zahlreiche farbige und poetische Sagen ins Finstere und Gemeine, und das Gemüt des Volkes wurde durch das Christentum nach dieser einen Seite roher und ärmer, wie sehr auch im ganzen der sittliche Inhalt seines Lebens sich vertiefte. Dennoch tat es sein mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Riesengeschlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Gesichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämonischen Natur empfand man mit Behagen eine harmlose, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der schwerfällige Witz, und auf der andern Seite wieder das Zauberwissen und die technische Kunstfertigkeit, welche man ihnen zuschrieb, das alles war zur Heidenzeit eine unerschöpfliche Quelle für heitere Geschichten gewesen, durch welche sich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landschaftliche Merkwürdigkeiten poetisch erklärte. Neben den Riesen aber hatte sich das zahllose Volk der kleineren Naturgeister um den Menschen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches sang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geschlecht der Zwerge, auf dem Tau der Wiesen spielten die Elben und die Indisien, die deutschen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengestalt oder auf Zauberrossen die Schlachtjungfrauen Wuotans. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderstall und Milchkeller wohnten Hausgeister der verschiedensten Art, zu dem Herdfeuer flog der Kobold, das Heinzelmännchen schlich in Katergestalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeister des Wohlstandes und häuslichen Be-

hagens. Dem Schlafenden suchte der Nachtmahr den Frieden des Schlummers zu stören, im Getreide saß die Roggenmuhme, auf dem geschlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpf fuhr der Irrwisch ruhelos und bemühte sich, den Menschen aus der Wagenspur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geistervolk erhielt sich im Christentum, doch wurde es furchtsam und scheu gegen den Menschen. Auch aus ihren Wesen wurde mancher dunkle und schadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Zur Zeit der Sachsenkaiser hatte der Teufel noch fast ganz die Natur eines boshaften Heinzelmännchens. Daneben übte er die Künste der alten Riesen. Er wurde ein Baukünstler wie sie, mußte große Felsblöcke durch die Luft schleppen, die er auf seiner Fahrt verlor oder im Zorn herunterwarf, er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlösser, Mühlen, sogar Kirchen bauen. Und fast immer war er bei diesen Bauten der Geprellte, wie in andern Sagen die Riesen; denn was er sich zum Lohn seiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er hatte ferner als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdische Schätze zu bewachen, er hatte als feuriger Drache oder Kobold zu fliegen und Schätze durch den Schornstein auf den Herd zu werfen. Endlich mußte er sich's sogar gefallen lassen, bei Volksfesten in Person aufzutreten, er wurde Rolle des Schauspielers und stellte — in einer halb lächerlichen, halb schrecklichen Tracht — den Possenreißer und viel geprügelten Gegner der himmlischen Gewalten dar. Unter den Germanen erhielt er seine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die schwarze Farbe. Es ist möglich, daß Erinnerungen an den antiken Satyr ihm zu Einzelheiten seines Kostüms verholfen haben; doch waren bei den festlichen Aufzügen des deutschen Heidentums abenteuerliche Tiermasken ebenfalls vorhanden, und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornsteinfegers einen schätzenswerten Anhalt. So wurde er der furchtbare Feind des Menschengeschlechts, aber auch ein Lieblingsgegenstand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos sind die Sagen und Märchen, in denen er als Töl-

pel, als Betrogener dem Witz des Menschen unterliegt, und sehr derb ist die Komik, die er beim heiligen Osterspiel und andern dramatischen Aufführungen in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entsetzen und zahllosen frommen Gebeten hatte sich am Ende des 15. Jahrhunderts der Deutsche sogar seinen Teufel recht gemütlich zugerichtet. Sein Bild ist freilich nicht mit den poetischen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei schaffendes Volk seinen Göttern und Helden gibt, denn bei ihm sind die widersprechendsten Züge zusammengetragen. Die Theosophie der Perser, der Eifer jüdischer Sekten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube stehen hier dicht neben altdeutscher Habe, und man darf sagen, was an diesem abenteuerlichen Mischmasch der verschiedensten Bildungen noch menschlich und erträglich scheint, das haben unsere Vorfahren dazu getan mit der guten Laune einer starken Natur, welche auch das Ungesunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantasiegebild des Teufels fast ein Jahrtausend im deutschen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksseele mit. In Zeiten des religiösen Eifers erschien es mit wildem, menschenfeindlichem Angesicht, in den Tagen größeren sinnlichen Behagens erhielt es ein possenhaftes, fast harmloses Aussehen.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutschland wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hineingezogen. Das lebende Geschlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt, viel disputiert und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beschäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm schon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweise zum Höllenfürsten zu werden und sich mit dem düstern Apparat seines schrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde raffinierter, finsterer, grausamer, solange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Chef der gesamten Ketzereien, der Evangelische sah ihn in volkstümlicher Gestalt mit einem großen Blase-

balg hinter dem Papst und jedem Kardinal stehen und diesen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblasen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er mischte sich in alle theologischen und politischen Händel, er saß auf Tetzels Ablaßkasten, besuchte Luther auf der Wartburg, intrigierte zwischen dem Kaiser und Papst, demütigte den Protestantismus durch den Schmalkaldischen Krieg und wieder die katholische Partei durch den Abfall des Kurfürsten Moritz, er erschien und hantierte mit seinen Gesellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Diese Vergrößerung seiner Wirksamkeit hätte wahrscheinlich in jeder glaubenseifrigen Zeit stattgefunden, aber in der Person und in der Lehre des großen Charakters, welcher dem ganzen 16. Jahrhundert Farbe und Gepräge gab, war noch einiges Besondere, wodurch auch der Gegensatz von allem, was heilig ist, umgeformt wurde.

Zunächst war Luther ein deutsches Bauernkind. In den Erinnerungen seiner Kindheit, wie sie in dem Kreise der Tischgenossen zu Wittenberg lebendig wurden, hat der Teufel ein sehr altertümliches, ja heidnisches Gepräge, er macht noch die schädlichen Stürme, die Engel aber die guten Winde, wie einst die Riesenadler vom Weltrand her durch ihren Flügelschlag taten*, er sitzt als Nix unter der Brücke und zieht Mädchen ins Wasser, mit denen er in Ehe lebt, er dient als Hausgeist im Kloster, bläst als Kobold das Feuer an, legt als Zwerg seine Wechselkinder in die Wiegen der Menschen, betört als Nachtmahr die Schlafenden auf das Dach zu steigen und tobt als Poltergeist in den Kammern. Namentlich durch diese letzte Tätigkeit störte er Luther einigemal. Zwar der Tintenfleck auf der Wartburg ist nicht zur Genüge beglaubigt, aber von einem unerfreulichen Geräusch, welches Satan ebendaselbst bei nächtlicher Weile mit einem Sack Haselnüsse angestellt hat, wußte Luther wohl zu erzählen. Auch im Kloster zu Wittenberg polterte der

* Winde sind nichts anderes, denn gute oder böse Geister. Tischreden, Walch 1182.

Teufel, als Luther bei Nacht im Remter studierte, unter ihm in der Kirchenhölle solange, bis Luther seine Büchlein zusammenraffte und zu Bett ging. Später ärgerte er sich, daß er dem „Hanswurst“ nicht getrotzt hatte.

So fest stand Luther in dem alten Volksglauben. Aber aus dieser Art von Teufelei machte er sich nicht viel, die bösen Geister, welche so arbeiteten, nannte er wohl schlechte Teufel. Seine Meinung war, daß der Teufel unzählige seien. „Nicht alle sind geringe Partekenteufel, sondern Landteufel und Fürstenteufel, die sich eine sehr lange Zeit, wohl über fünftausend Jahre, wohl geübt und versucht haben und auf das allerklügste und listigste geworden sind.“ „Wir“, sagte er, „haben die großen Teufel, welche Doctores theologiae sind, die Türken und Papisten haben schlechte und geringe Teufel, welche nicht theologische, sondern juristische Teufel sind.“ Von ihnen kam alles Böse auf Erden, Krankheiten — Luther hatte starken Verdacht, daß der Schwindel, der ihn lange plagte, nicht natürlich sei —, Feuersbrunst — „wo ein Feuer aufgeht, sitzt allemal ein Teufelein dahinter und bläst in die Flamme“ —, Mißwachs und Krieg — „und wenn uns Gott nicht die lieben heiligen Engel zu Hütern und Hakenschützen zugegeben hätte, welche wie eine Wagenburg um uns lagern, so wäre es bald mit uns aus“. Und wie Luther schnell bei der Hand war, sich Charakteristisches auszumalen, so wußte er auch vom Teufel, daß er hochmütig war und verächtliche Behandlung nicht ertragen konnte. Er gab deshalb gern den Rat, ihn durch Hohn und spöttische Fragen zu vertreiben. Satan war auch ein trauriger Geist und konnte die fröhliche Musik durchaus nicht leiden*.

Die Folge solches Glaubens war, daß Teufelserscheinungen auch in der neuen Kirche ganz gewöhnlich wurden. Der Schwärmer erblickte den Satan im Kampf mit dem Schutzengel, selbst den Argen begegnete, daß sie ihn da sahen, wo

* Einmal neigte Luther zu der Ansicht, daß er selbst einen oder zwei besondere Teufel zu Gegnern hätte, die stark auf ihn lauschten, und daß sie im Schlafhause im Kloster mit ihm spazierengegangen seien. „Wenn sie mir den Kopf ganz ausgemergelt haben“, sagte er, „können sie mir in den A— kriechen, da gehören sie hin.“ Tischreden, Walch 1203.

er am unbequemsten war. Soweit wir dadurch vom Aussehen des Teufels erfahren, erschien er zuweilen als bleicher Mann in dunkler geistlicher Tracht, zuweilen in der alten volksmäßigen Maske oder in den phantastischen Formen, welche durch die Erfindung der Maler und Holzschneider geläufig wurden, nicht selten aber auch in modernem Anzug, in blauem Hut mit adliger weißer Feder, oder z. B. einem exaltierten Hutmacher zu Spandau 1594 als finsterer Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufsehen und veranlaßten kurfürstliche Dekrete, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwischen Engeln und Teufeln ging in diesem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrausen.

Auch dies war noch herkömmlich. Aber Luther hatte nicht umsonst die Kirchenlehre vergeistigt, durch ihn war der Kampf des Menschen um das ewige Heil in das Gemüt des einzelnen verlegt, vom Glauben an Gott und von dem eigenen Gewissen hing das Schicksal des Menschen ab. Dadurch wurde die Haupttätigkeit des Satans eine andere. Auch der Streit des Menschen mit dem Bösen wurde jetzt vorzugsweise ein innerlicher. Nicht die Erscheinung des Teufels und sein Rasseln waren besonders fürchterlich, sondern seine Einflüsterungen in die Seele des Menschen. Eine beständige innere Buße war nötig gegen diese Gefahr, häufiges Gebet, ein immerwährendes liebevolles Denken an Gott. Von Luthers Anfechtungen war bereits die Rede. Rücksichtslos und ehrlich sprach er davon zu seinen Zeitgenossen. Das Geschlecht, welches gläubig seiner Rede lauschte, wurde durch ihn angesteckt; innere Anfechtungen wurden bei den Protestanten ganz gewöhnlich, Luther war auch hierbei Tröster und Vertrauter vieler.

Der Unterschied zwischen der alten und neuen Kirche zeigte sich zunächst in der Auffassung des freien Vertrages, welchen ein Mensch mit der Hölle geschlossen hatte. In der alten Kirche war es den Gläubigen verhältnismäßig bequem gewesen, dem Teufel zu entrinnen. Durch eine klug zusammenaddierte Summe von frommen Äußerlichkeiten konnte

der Christ, im schlimmsten Falle noch zur letzten Stunde, dem Satan entgehen, selbst wenn er sich tief mit ihm eingelassen. Daher ist bei Verträgen, welche der Teufel vor der Reformation mit dem Menschen abschließt, der Teufel fast immer der Geprellte. Solchem geschäftsmäßigen und unsittlichen Verhältnis zum Himmelreich trat Luther mit der tiefsten Empörung gegenüber. Da er die Lehre St. Augustins stark betonte, daß der Mensch durch die Erbsünde verdammt, also eine Beute des Teufels sei, und daß fortwährend innere Buße allein zur Seligkeit helfe, so verfiel jetzt der unbußfertige Sünder ohne Rettung der Hölle. Daher kommt es, daß seit dem 16. Jahrhundert die Menschen, welche einen Pakt mit der Hölle geschlossen hatten, in der Regel vom Teufel geholt wurden. Allbekannt ist das traurige Ende des sagenhaften Doktor Faust; aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben und in Flugschriften verbreitet, daß Menschen von zweideutigem Charakter, ruchlose Säufer, Spieler, Flucher oder solche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, in das unterirdische Reich abgeholt seien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des toten Sünders deutlich zu erkennen. Luther selbst war in der Lage, in einer solchen Gefahr einzuschreiten. Ein junger Student zu Wittenberg, ein böser Bube, hatte den Teufel gerufen und sich ihm angeboten. Luther nahm die Sache sehr ernst und würdig. Er zerknirschte zuerst den Frevler durch strenge Strafreden, dann kniete er mit ihm in der Kirche nieder, legte die Hände auf ihn, betete mit Inbrunst und ließ den Jüngling zuletzt ein reuiges Bekenntnis nachsprechen. Damit aber war ihm die Sache abgemacht. — Auch geschichtliche Persönlichkeiten entgingen dem melancholischen Schicksal nicht, vom Teufel geholt zu werden. Der Glaube erhielt sich über den Dreißigjährigen Krieg hinaus. Noch im 18. Jahrhundert wurde der Pakt, welchen der Herzog von Luxemburg, der Gegner Wilhelms von Oranien, mit dem Teufel abgeschlossen hatte, ausführlich mit allen Paragraphen dem Publikum mitgeteilt, und es ist charakteristisch für jene anspruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter andern Bedingungen dem Teufel

auch die gestellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in schrecklicher Gestalt zu erscheinen*.

Wohlwollender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Besessenen. Luther und seine Nachfolger nahmen an, daß sie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Versehen in die Gewalt des Teufels gekommen seien, und daß es Pflicht und Verdienst der Gläubigen sei, durch Gebet und Beschwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irrsinnige oder Epileptische galt vom Teufel besessen, aber da man den Bösen überall vermutete, so hatte man die Befriedigung, ihn oft zu finden. Die wunderlichsten Äußerungen seiner Tätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigsten kamen schwachsinnige Weiber zu der Ansicht, daß sie vom Teufel geplagt würden, und eine gewöhnliche Folge dieser Einbildung war im 16. Jahrhundert, gerade wie ein Jahrtausend früher zur Merowingerzeit, daß diese Weiber in ihrem krankhaften Zustand kräftigen Widerwillen gegen die Geistlichen und die frommen Zeremonien aussprachen, mit denen sie beehrt wurden.

Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urteil nicht nur der Kranken, sondern auch der Gesunden verwirren und das Zeugnis der eigenen Augen und Ohren fälschen kann, erkennen wir mit Erstaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen und vor Besessenen das Unmöglichste gläubig beobachteten. So wurde, um nur einen sehr abgeschmackten Fall zu erwähnen, zu Luthers Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die schon früher schwachsinnig gewesen war, in folgender Weise von dem Satan besessen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart usw. griff, hat sie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gang und gäbe war, erwischt und in die Hand bekommen, mit diesem Geld ist sie flugs in den Mund gefahren, hat dasselbe gekaut und end-

* Des Welt-beruffenen Hertzogs von Luxemburg, gewesenen Königl. Französischen Generals und Hof-Marschalls Pacta oder Verbündnis mit dem Satan und das darauf erfolgte erschreckliche Ende. Frankfurth und Leipzig, 1716. 4°.

lich verschlungen. Solch erwischtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müssen. Ebenso hat sie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat sie Leuten, die um sie standen, solches Teufelsgeld, das sie von Wänden, Tischen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groschen und Pfennige, auch einige schlechte rote drunter.“ Diese unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugschrift Dr. Andreas Ebert als Geistlicher, und sein Bericht wird von Theodor Dürrkragen, dem Richter des Stadtrates, bestätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritischen Fragen, auch hier um seine Meinung gefragt. Er war doch mißtrauisch, begehrte zu wissen, ob es auch gutes Geld sei, und gab endlich den Rat, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für sie zu bitten. Diese Kur hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen insultierte den Geistlichen während der Predigt und strafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholischer Priester versucht, den Teufel in ihr zu beschwören, mit ihm trieb der Teufel nur Gespött und verachtete seinen ganzen Exorzismus. Doch die Kraft des evangelischen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde frisch und gesund, wußte nach ihrer Genesung von gar nichts und fuhr fort, als Dienstmagd ein nützliches Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein*.

So war es bei den deutschen Protestanten, so wurde es auch bei den Katholiken. Nichts ist bezeichnender für die Gewalt, welche Luthers Persönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den sein Wesen über seine erbitterten Gegner gewann. Zwar die katholischen Dogmen widerstanden seinem Andrang, und zwischen den neuen Glaubensschanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geschlossenen Festung der alten Kirche wütete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber seine Methode zu denken, seine Sprache und vor allem das Charakteristische seines gemütlichen Lebens formte die

* Der Titel der Flugschrift ist: Wundere Zeitung, von einem Geldteufel, eine seltzame, unglaubliche, doch wahrhaftige geschicht. Zu Frankfurt an der Oder beschehen, und urkundlich außgangen. 1538. 4.

deutsche katholische Kirche ebenso originell und ebenso einseitig nach seinem Bild wie die protestantische. Der rohe Formalismus ihrer Ablaßkrämerei und ihrer frommen Bruderschaften verschwand nicht ganz, aber er machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemütes Platz. Ernste Studien, schärferes Denken, gewandte Dialektik und, was mehr wert war, eine größere sittliche Vertiefung werden notwendige Erfordernisse des katholischen Vorkämpfers. In Luthers Sprache und Methode lernt er predigen und seine Streitschriften verfassen, selbst die scheltenden Kraftausdrücke des großen Ketzers eignet er sich an und sucht die volkstümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinsten Teil seiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangelischer Lieder, Titel und Inhalt lutherischer Werke werden immer wieder parodiert. Vielleicht ist die innere Ähnlichkeit nirgends auffallender als bei den besten Talenten der Ingolstadter Hochschule. Die Andreä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verschiedenheit in den Dogmen und vor allem der persönliche Haß nicht wäre, ebensogut Lutheraner als Katholiken sein. So entstand auch zwischen den Geistlichen beider Konfessionen ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer, den Teufel aus Besessenen auszutreiben. Wenn da, wo beide Kirchen zusammenstießen, ein Besessener auftrat, suchte jede Konfession die Macht des Glaubens dadurch zu beweisen, daß sie sich des Patienten bemächtigte und ihn heilte — die Evangelischen durch das Gebet der Geistlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Exorzismus. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beschwörungen erschienen sind, zeichnet sich der folgende, der aus dem katholischen Lager in der Nähe von Ingolstadt stammt, durch seine Ausführlichkeit und durch einige psychologisch interessante Züge aus. Er erschien kurz nach dem Ereignis in einer Flugschrift unter dem Titel: „Erschröckliche gantz wahrhafftige Geschicht, welche sich mit Apollonia, Hannsen Geißlbrecht's, Burgers zu Spalt in dem Eystätter Bistump, Haußfrawen verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam usw. Ingolstadt 1584." Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

„Hans Geißlbrecht, Bürger zu Spalt, hat sich nach Absterben seiner ersten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Witwe von weiland Hans Francke, aus Lautershausen im Markgrafentum Brandenburg, verheiratet, allhier seine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauset. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwischen ihnen beiden nichts anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen gewesen, daneben ist, was am allerschrecklichsten war, großes Gottesläſtern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißlbrecht an einem Freitag, den 19. Oktober des vergangenen 82. Jahres, wohl bezecht heim, fing seinem alten Brauch nach mit seiner Hausfrau zu zanken und zu schwören an, und sie trieben solches, wie ihre meisten Nachbarn gehört, fast die ganze Nacht über. Sonnabendmorgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und spricht: ‚Liebe Stadlerin, habt Ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Roheit und Schande geübt?' ‚Ja,' spricht diese, ‚ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetön und Gottesläſtern ihr miteinander getrieben; die ganze Nachbarschaft verliert den Frieden, wo man so unchristlich lebt.' Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorn an und spricht: ‚Ei, will mir unser Herregott von diesem heftigen Mann nicht helfen, so wollte ich, der Teufel läme und hülfe mir von ihm.' Nun merkt, was geschieht! Als am gedachten Samstagabend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und sie dasselbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerst zwei Vögel wie Schwalben, da doch zu dieser Zeit keine mehr im Lande sind, und fliegen ihr geschwind um den Kopf herum. Ehe sie sich recht unter der Kuh umsieht, steht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und spricht ihr zu: ‚Ach, liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir so übel geht; dein Leben ist so hart und armselig, hast auch einen so argen bösen Mann, der dich so

schlecht hält, er hat die Absicht, alles zu vertun, damit dir nach seinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Tue eines, sage mir zu, daß du mein sein willst; siehe, so verspreche ich dir, daß ich dich in dieser Stunde an einen so herrlichen lustigen Ort führen will, wo du für und für nichts tun sollst als essen, trinken, singen, springen, tanzen, in Summa solche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie deine Pfaffen davon sagen. Ich will es dir anders weisen.'

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans gibt die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagt ihm zu, sie wolle sein werden. In demselben Augenblick wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft besessen, und alsbald gibt er ihr ein, sie solle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, sie solle sich dort erhenken. Als nun mehrerwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufspringt und der Haustür zueilt, wird die vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und schreit ihrem Mann zu: ‚O Ulrich, komm! die alte Schäferin' — Schäfer nennt man sonst ihren Mann, den Geißlbrecht — ‚ist von Sinnen gekommen.' Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe sie ganz zu ihr kommen, legt sie sich vor der Tür in eine Kotlache, mit der Absicht, sich darin zu ertränken. Als sie aufgehoben wird, mehrere andere Nachbarn zulaufen und die besessene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehret sie nur stracks die Stiege auf den Boden und schreit: ‚O laßt mich gehen, seht ihr nicht, wie köstlich ich lebe, daß ich für und für esse, trinke, singe, springe, tanze und nur gut zu leben habe?' Als Apollonia in ihre Stube gebracht wurde, haben erstlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indes wird am Samstag gerade zu Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherrn, ein Bote zugeschickt, Seine Ehrwürden solle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin tun, denn dieselbe wäre am Abend verrückt worden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht so heftig beschaffen, als man ihm berichtete, wollte auch so spät, in einer so heiligen Nacht nicht ausgehen, sondern ver-

meldete, er hätte wohl Sorge getragen, das stete gottlose Zanken und Hadern werde zuletzt einen solchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin so unrichtig wäre, daß man sie nicht halten und dämmen könnte, so sollte man sie unterdes in zwei Ketten schlagen, wie auch geschah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der schon früher in dergleichen Fällen auf dem Platz gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heiltumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißlbrechts Hause zu ging, und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel traktierte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüten, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu tun, um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: ‚Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen.' Da fängt die arme Frau mit einer starken männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: ‚Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab' für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer.' Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: ‚Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hund, geschweige einem Menschen gönnen.' Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heiltum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselei erhoben, und wie sie in den Ketten gewütet und mit schäumendem Mund

wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube viel Leute bessere Meldung tun als Se. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: ‚O Pfaff, o Pfaff, tu mir das Ding von dem Kopf herab; wo nicht, siehe, so sei dir geschworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu schlagen. O tu das Ding herab und leg' mir dafür sechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht so schwer sein.' ‚So sage mir,' sprach Herr Dechant, ‚was ist es denn? Dann will ich es dir alsbald wieder herabtun.' Da antwortete der Böse: ‚Was es ist, das weiß ich wohl, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas anderes tun, als dir das sagen.' ‚Wie,' fing Herr Dechant mit Ernst an, ‚du willst mit der Sprache nicht heraus? Geschwind, bringt mir eine weiße Haube, mit dieser will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopfe befestigen.' ‚Ja,' antwortete der Böse, ‚du sagst wohl ein geringes Ding: wenn es so gering wäre, würde es nicht so hart brennen.' — ‚Ich beschwöre dich bei dem Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, sage an, was ist es denn?' Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewissen unsauberen weichen Speise redete, die ihm Herr Dechant selbst zu fressen riet. Unterdes, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar sehr und hätte bei ihrem vermeinten köstlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerst Taufwasser, aber da war kein Trinken, er wollte anderes Wasser haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Wasser. Da antwortete er: ‚Pfaff, jetzo lügst du, es ist deine gesalbte Taufe.' Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldenen Sonntag Trinitatis gesegnet wird; aber so wenig ihr das vorige schmeckte, noch viel weniger wollte sie von diesem wissen und hören, man sollte es nur geschwind hinwegtun, denn sie wüßte wohl, was es wäre. Da sagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Wasser; der

Böse antwortete ihm ganz grimmig: ‚Du sagst immer, ich lüge, aber ich sehe, du kannst auch lügen, es ist doch von deinem Weihwasser.' Da man ihr aber gewöhnliches Wasser reichte, sprach sie oder er in ihr, obgleich an dem Geschirr und Wasser auch nicht der geringste Unterschied war: ‚Das ist von dem rechten.' Darauf mischten wir die drei Wasser untereinander, machten ihr den Mund mit einem Schlüssel auf und hatten unser ein Dutzend zu schaffen, bis wir es ihr eingossen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterstürzten. Darauf fängt sie oder er durch sie an: ‚O Sakramentspfaff, wie gehst du mit mir um!' Antwortete Herr Dechant: ‚Schmeckt dir das eine, so laß dir das andere auch schmecken; ich kenne dich wohl, welch arger Gast du bist, ich und du werden noch eine bessere Sprache zueinander reden müssen, bis wir uns recht voneinander scheiden.' — ‚Wie, Pfaff, du willst mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegst.' Herr Dechant gab ihm Antwort: ‚Höre, du verzweifelter Bösewicht — — dieweil du nach mir, dem allergeringsten päpstlichen Pfäfflein, so gar großes Gelüst hast, soll dir vor aller Welt erlaubt sein, fahre in mich, treibe deinen Hochmut, ich will dir den Mund weit genug auftun und kein Kreuz vormachen.' Da fing der Böse an: ‚Ja fahren, fahren; könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwischen und abbeißen.' ‚Das glaube ich gern,' sagte Herr Dechant, ‚wenn es in deiner Macht gestanden und du mich und jeglichen Christenmenschen im Mutterleibe hättest können umbringen, so halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdest du es nicht haben fehlen lassen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich fest, bis du mir sagst, was in dem Täflein auf dem Kopfe ist.' Da antwortete er: ‚Es ist das Heilige.' ‚Was für ein Heiliges?' fragt Herr Dechant. Der Böse: ‚Das von Jerusalem.' Herr Dechant wiederum: ‚Was von Jerusalem? Kurzum, mach' nicht viel Umstände.' Der Satan: ‚O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann.' Der Herr Dechant: ‚Das sind faule, lahme Ausreden, wenn du willst, kannst du es wohl nennen, darum beschwöre ich dich bei dem unschuldigen Tod unseres Herrn Jesu

Christi, daß du öffentlich anzeigst, was es sei.' ‚O,' sagte er, ‚es ist halt von dem heiligen Kreuz, daran unser Herrgott gestorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden.' Herr Dechant wiederum: ‚Glaubst du denn, daß Christus für uns gestorben?' Er: ‚Warum sollte ich es nicht glauben? Bin ich doch nicht weit davon gewesen.' — — Darauf tat Herr Dechant das Heiltum herab, nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß sie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leise und schrie noch mehr als vorhin. Auf solche Ungebärdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er sich so entsetzte. Da schrie der böse Feind: ‚Ho, ho, dahin bringst du mich nimmermehr, daß ich dir das sage.' Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böse Geist durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und sprach: ‚Es ist halt ein agnus Dei.' Der Herr Dechant: ‚Wo weiht man denn dieselben?' Der Böse: ‚O wenn die ganze Welt dastände, sollte sie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte.' Herr Dechant: ‚Wohl ist in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerstand erwiesen wird; darum mach' nur nicht viel Mäuse, sondern sag' an, wie heißt die Stadt?' Da ihm der Herr Dechant so hart auf den Socken lag und von ihm nicht lassen wollte, fing er an: ‚Sie heißt R! R! R!' Der Herr Dechant: ‚Hui, junger Schüler, noch besser!' Der Böse: ‚O! O! O!' Der Herr Dechant: ‚Oh, ein hoffnungsvoller Schüler! Du verzweifelter Bösewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, setze das M M M auch dazu, so hat dir Gott eine dreifache Wahrheit beschert.' — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren, wie es um das elende Weib beschaffen war, und er dabei sah, daß alle Mittel, mit welchen vormals etlichen geholfen worden, gegen einen so mächtigen, wohlverschanzten Feind gar nichts waren, stellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade bessere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man sollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit sie nur nichts erwische, womit sie sich oder einem andern einen Leibesschaden zufügen könnte, er bat auch die Benachbarten

und ihre bestellten Wärter für sie zu sorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und schwesterlichem Mitleiden geschah.

Die nächsten Tage präparierte sich wohlgemeldeter Herr Dechant so viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu sorgen, was bei einem solchen spitzigen hochgefährlichen Handel notwendig ist.

Unterdes begab sich, daß ein junges lutherisches Predigerkäuzlein, Johannes Bäuerlein, eines hiesigen Kürschners Sohn, welcher erst nagelneu vom Examen hierher kam und schon, wie ihm dünkte, dieselbe volle Gewalt empfangen hatte wie der Dichter seiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrsakristei zu Wittenberg die Teufel von den Besessenen ein- und ausgetrieben hatte; dieser Prädikant hatte von seiner Mutter, die gerade Geißlbrechts Haus gegenüber wohnt, solchen Jammer erfahren und uns etlichemal ein- und ausgehen gesehen, hatte auch wohl unter dem Volk in der Stube gestanden, aber wegen seines großen Bartes, worin all seine Kunst wie Simsons Stärke steckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unserer Abwesenheit hinüber und sieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem bösen Geist gequält und zermartert wird. Er spricht ihr zu, aber lieber Gott! auf seine toten, kraftlosen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, sondern der Böse trieb nur sein Affenspiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu sich und redete ihn mit diesen Worten an: ‚Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß Eure päpstlichen Pfaffen Eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit sie gar hart gestraft ist, von ihr treiben sollten, das geschieht nimmermehr, es ist ihnen unmöglich. Aber ich', sagte der kühne Degen, ‚würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben.' Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geistlichen und nicht unbillig von einem, der hier geboren, getauft, konfirmiert, konfitiert, kommuniziert und erzogen worden, dessen Vater, Mutter und Geschwister hier gut katholisch gelebt und zum Teil schon ge-

storben, er aber allein von ihnen apostasiert war! — so daß wir alle entschlossen waren, bei dem Akt der Beschwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angesetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und sollten wir ihn gebunden wie das arme Weibsbild mit hineingeschleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren sollte, sondern nur damit er sähe, was dies für eine sorgliche, große gefährliche Arbeit sei und nicht, wie er vielleicht vermeinte, so ein Ding, als wenn man den Kater Hinz hinter dem Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte sich auf eine Zeit zum Tor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Not der Kranken so groß, daß man eilends den Herrn Dechanten holte, denn wenn man nicht helfe, so werde sie der böse Feind zu tausend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unser Lebtag vor Augen steht; denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgespannt war, daß sie keine Hand und keinen Arm zu den andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder saß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten sie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der böse Feind bäumte und hob alle dermaßen über sich, daß ein Mensch unter ihrem Rücken hätte durchschlüpfen können, und, was das allerschrecklichste war, so sah und griff man den bösen Feind zwischen Haut und Fleisch in Form und Gestalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geschwind wie sie von Natur auf der Erde läuft, so behende lief sie in dem Leib hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war sie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo sie in dem Leib lag, war die Stelle so heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt läuft das Herz wie ein ziemliches Sechserbrot auf, und der böse Feind windet sich und kriecht um das Herz herum, gerade als wenn sich eine Natter um einen Baum schlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zusammen, daß alles anfing zu krachen, und wir alle mit-

einander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böse Geist hätte sie schon ganz erstickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leib wollte sich auch nicht ein Äderlein mehr regen. Der Dechant schrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem tat man ihr den Mund mit einem Schlüssel auf, aber lange Zeit wollte sich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Trost, wir halfen und labten alle an ihr, bis sie ein wenig zu sich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man solle ihr das Haar auf dem Kopf sauber hinwegschneiden, denn alles war mit Blut überronnen, er verordnete auch eine Lauge, damit sollten sich die Weiber sauber waschen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim und fordert zu sich mich, seinen Bruder Magister Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, seinen Konfessarius Herrn Bernhardt Eisen, der damals Diakonus war, den Studiosus Willibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutschen Kollegium gekommen war, und den Studiosus Leonhard Agricola und erklärte uns den großen Jammer, und das sei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch diesen Abend, so bringe sie der böse Feind um, und wenn sie mit tausend Menschen umwehrt wäre. ‚Darum kommt nur eilends mit mir,' spricht Herr Dechant, ‚habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es soll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich ist, daß ihr mir im Exorzismus bei dem et cum spiritu tuo oder beim Amen respondieren sollt, so gebt besonders ihr Priester fein acht.' Alsbald gibt er dem einen Studiosus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu diesem Aktus vonnöten war, geht und führt uns zuerst in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, sperrt das Sakrarium auf, nimmt aus dem Viatikum einen einzigen heiligen Partikel*, legt denselben in ein kleines Korporaltüchlein und schiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Gestalt, wie

* Hostie.

sonst immer, mit uns dem Hause zu. Darauf befiehlt er dem, der seine andere Rüstung trug, er soll damit in der Tenne bis auf weiteren Bescheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt seine Hand, wie er stets pflegte, ihr auf den Kopf und spricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehen; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Mensch merkt, in seinen Busen, zieht das Korporal mit der allerheiligsten Hostie heraus und legt es ihr unter seiner Hand auf den Kopf. Sobald sie diese nur empfindet, tut sie in dem Bett drei große Rucke über sich. Da sagt der Herr Dechant: ‚Appel, tue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannst du sie leiden, das andere Mal nicht.' ‚O ja,' sagte sie, ‚die Hand könnte ich wohl leiden, allein das, was du unter der Hand hast, tu herab, sonst wirst du mich umbringen.' ‚Das wollte Gott nicht', sagte Herr Dechant; ‚sage an, was ist auf deinem Haupt?' Da spricht der böse Feind: ‚Sieh doch, wart' ein bißchen!' — (folgt Examen wie oben, endlich sagt der Böse, was es sei.) — Darauf Herr Dechant: ‚Aber noch eins will ich wissen, ob du allein bist oder sonst noch mehr Gesellen bei dir sind.' ‚Ich bin allein', sagte der Böse. ‚Wie heißt du mit Namen?' Der Böse: ‚Ich heiße der Spielfleck.' ‚O das ist nichts, du hast mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit gesagt, ich habe sie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müssen. Ich will auch deinen rechten Namen schon von dir erfahren, denn den soll und muß ich wissen.' Also fing das Beschwören wieder an, solange bis der Böse genötigt war und sagte, er hieße Schwamm*. Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: ‚O das ist wahrlich sein rechter Name, denn stets hat sie ihn so gerufen und genannt.' Hierauf fing Herr Dechant an: ‚Wohlan, so vertrau' ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jetzt bald fassen und dem Luzifer in die Hölle hinunterschicken, daß er seine Schuhe damit wische.' Der Böse: ‚O nit, o nit, verschone mein.' Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magister Sixtus, ich solle herzutreten und das Korporal mit dem hochwürdigen heiligen Sakrament auf den Kopf halten und befahl, man solle alle Ketten aufschließen und hinweglegen, worüber doch manchem schauerte. Er selbst ließ sich seinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte sie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rote Stola in seine Hände und sprach: ‚Sieh, Schwamm, jetzt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Dieses dreifaltige unauflösliche göttliche Band soll dich jetzo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgendeiner Kreatur weder schädlich noch schade seist.' Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Bösen bei der großen Kraft und Würdigkeit dessen, der auf der armen Frau Kopf läge, daß er sich alles weiteren Ungestüms enthalten wolle. Darauf wendete sich Herr Dechant gegen das Volk, dessen eine solche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenster und Gasse alles voll stand, und sprach zu ihnen.

Nach verrichtetem heiligen Gebet ordnete der Herr Dechant uns Studierte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, stellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei diesem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen solchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem solchen Fleiß und Ernst (wie er denn hierzu ein lauteres, starkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unsereinem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehen anfingen. Während nun dieser herrliche Exorzismus eine gute Zeit währte, hat der böse Feind nicht sonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenster

* Bedeutet nicht Pilz, und nicht Badeschwamm, wie der Herr Dechant versteht. Es ist entweder das bayrische Wort: der Schwaim, gesprochen Schwaem, „der schwebende Schatten", oder der Volksname für eine Art Geschwulst (im Mönchslatein malannus), welche durch einen Kobold Schwam hervorgebracht wurde und vermittelst einer uns aus dem elften Jahrhundert erhaltenen Besprechung desselben beseitigt werden konnte.

hineinbleckte, begehrte er, man solle ihm zulassen, dem Buben die Zähne einzustoßen, aber dies sein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Aktus haben die umstehenden Leute, welche besser beobachten konnten als unsereiner, der mehr zu tun hatte, deutlich gesehen, daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur schwarz, aber in diesem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden waren, wieder allmählich ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Gestalt und Natur, die sich ganz verändert hatten, wieder fein frisch herzukamen. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und beteuern, daß sie währenddem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Not bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen beteuern können.

Dieser Aktus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, tat ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: ‚Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? Kennst du wieder mich und die Leute?' Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechanten um den Hals fallen — das machte manches Auge naß — aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viel Kräfte nicht gehabt hat; so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: ‚O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih' und vergib mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe! O Herr, jetzt will ich gern sterben!'" —

So weit die Mitteilung aus der Flugschrift. Das Ende ist erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn seiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für seine Kirche, sie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt, und die zänkischen Gatten leben seitdem, so scheint es, friedfertiger zusammen. Was der religiöse Eifer des Erzählers dem geistlichen Examen des Teufels zugedichtet hat, ist harmloser als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Besessenen, und die fromme Teilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels bedachten, machten dergleichen Zustände auch zu einem Gegenstand der Spekulation. So machte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufsehen. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Mensch mit Gewalt eingenötigt hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu sein. Er wurde vom Teufel hart behandelt und viel geprügelt und zeigte die Striemen. Deshalb wurde er in Flugschriften dem Gebet der Christenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erschien mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigen Seil auf den Rücken gebunden, und dort betend und bettelnd seine alte Geschichte erzählte und vorgab, der Teufel selbst habe ihm die Hände so zusammengeschnürt, nahmen die Nürnberger das Wunder zu ernst, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geistlichen und weltlichen Autoritäten sank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger gestellt und aus der Stadt verwiesen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugschrift zu verbreiten.

Aber wahrhaft greulich war der Haß, mit welchem man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jene andere Verbindung der Menschen mit der Hölle betrachtete, die alte Hexerei. Auch Luther glaubte an Hexen. Er erzählte gelegentlich, daß ein solches Weib seiner Mutter geschadet habe, er zürnt an einer anderen Stelle sogar auf die Juristen, die dergleichen Zauberinnen, wenn sie ihren Mitmenschen schaden, nicht bestrafen. Aber solche Äußerungen waren so arg nicht gemeint. Im ganzen kümmerte ihn dieser ganze Kreis von Aberglauben wenig. Er, der Schreibfertige, fühlte nie Veranlassung darüber zu seinem Volk zu reden, auch in seinen Predigten erwähnt er die Hexerei nur

gelegentlich, und seinem ganzen Wesen widerstand die Anwendung roher Gewalt. Wenn aber Luthers reines Gemüt ihn zur Freude für uns davor bewahrte, gegen die Teufelsliebchen zu eifern, seine Schüler und Nachfolger hatten wenig von seinem hohen Sinn. Und der junge Protestantismus war in dieser Frage nur um wenig besser als der alte Glaube. Allerdings waren in protestantischen Ländern nicht vorzugsweise Diener Gottes die Verfolger, aber die bürgerliche Obrigkeit ahmte nur zu willig das Beispiel nach, welches die geistlichen Gerichte der Katholiken, vor allem die Jesuiten, gaben. Ungezählt sind die Schlachtopfer, sie reichen sicher in die Hunderttausende. Zunächst auf den Gebieten geistlicher Fürsten brach die Seuche aus, welche ganze Landschaften verwüstete, so in Eichstädt, Würzburg, Köln. In zwanzig Dörfern der Umgegend von Trier wurden in sieben Jahren dreihundertachtundsechzig Personen hingerichtet, außer den vielen, welche in der Hauptstadt selbst gebrannt wurden; in Braunschweig standen die Brandpfähle auf der Richtstätte wie ein kleiner Wald. Aus jeder Landschaft ließen sich Hunderte, Tausende zusammenzählen. Jede Niederträchtigkeit wurde von den geistlichen und weltlichen Richtern geübt, die abgeschmacktesten Verdachtgründe reichten hin, ganze Dörfer auszurotten. Kein Stand, kein Alter sicherte, Kinder und Greise, Gelehrte und Ratsherren wurden an den Pfahl gebunden, die Mehrzahl freilich waren Frauen. Ein Schauder ergreift uns beim Einblick in die Methode dieser Verurteilungen. Es ist nicht unmöglich, obgleich keineswegs aus den Akten mit Sicherheit festzustellen, daß hier und da eines der Opfer selbst in dem törichten Wahn lebte, durch Zauberkünste mit dem Teufel in Verbindung zu stehen. Es ist nicht unmöglich, obgleich auch dies nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, daß schädliche Mittel, berauschende Tränke und abergläubische Medikamente in einzelnen Fällen zum Schaden anderer beigebracht worden sind. Aber gerade das ist der stärkste Beweis für die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens, daß sich aus den ungeheuren Stößen der alten Hexenakten keine Überzeugung gewinnen läßt, daß auch nur in dem einen

oder dem andern Fall das Urteil durch wirkliche Missetaten der Angeschuldigten nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt werde. Denn so groß war Fanatismus, Beschränktheit oder Bosheit, daß schon die Anklage fast sicher tötete. Die Tortur wurde auf die albernste Anschuldigung angewandt. Wer die Tortur aushielt, ohne zu bekennen, gegen den wurde gerade die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, zum Beweis; ebenso wurde Beweis jeder Art von rückfälligen Symptomen, ein Mal am Körper, das äußere Aussehen, zahlreiche Zufälligkeiten. Das Vermögen der Verurteilten ward konfisziert, Habsucht und Rachsucht der Richter vereinigten sich mit Roheit und Dummheit. Und dies greuliche Unwesen endete nicht mit dem Jahrhundert, das ganze siebzehnte hindurch bis in die Mitte des achtzehnten wurden die schauderhaften Justizmorde fortgesetzt. Erst die Zeit des Großen Friedrich machte ihnen ein Ende.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luthers Lehre und Gemüt dem Teufel beilegte, der Protestantismus schadete dem Höllenfürsten doch. Die Vernunft fing langsam an, ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutschen Theologen war sehr einseitig, aber jedes ernste, wissenschaftliche Arbeiten leitet zu demselben Resultat, es hilft den vernünftigen Zusammenhang der Dinge verstehen. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältnis des Teufels zu Gott und über den Umfang seiner Macht nachzudenken. Die Resultate, zu denen sie kamen, wichen natürlich im einzelnen voneinander ab und waren lange abhängig von alter Kirchenlehre, im ganzen ist eine rationalistische Strömung unter der großen Gläubigkeit schon im 16. Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel steht unter der Zucht des Herrn, er darf nur tun, was Gott zuläßt und erhält nur durch Versehen und Unrecht der einzelnen Macht über sie. Etwas Lebendiges kann er nicht schaffen, allerdings aber ist er ein sehr gewandter „Physikus", der durch seine Schnelligkeit und große Kenntnis der Natur eine Menge überraschender Experimente durchsetzen kann. Er ist es, welcher die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Axt in die Wand hauen und den Stiel

melken. Die Betörten glauben, sie selbst bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen verschreibt, nur läppische sind. In der Regel sind auch die Künste des Teufels nur Blendwerke*. Allerdings ist diese Auffassung noch ziemlich orthodox, aber es ist ersichtlich, daß solch erklärendes Reflektieren, so tief in dem Wesen des Protestantismus gegründet, mit der Zeit weitergehen und endlich die ganze Realität des Teufels in Frage stellen mußte. Dieselbe rationalistische Richtung ist hinter großer Gläubigkeit zu erkennen in einem besonderen Zweig der Teufelsliteratur, welche vom 16. bis in das 18. Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung setzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Büchlein, meist von Theologen abgefaßt, einige in dramatischer Form, in denen Torheiten und Laster des Jahrhunderts geschildert und vom Standpunkt der christlichen Moral verurteilt werden. Einige namhafte Schriftsteller brachten diese Art Literatur in Aufnahme: die Titel der Büchlein komponierte man mit dem Wort Teufel: der Hofteufel, Eheteufel, Gesindeteufel, Jagdteufel, Hosenteufel (gegen die Pluderhosen), Spielteufel, Saufteufel usw. Etwa vierzig derselben gehören dem 16. Jahrhundert an. Die Mehrzahl dieser moralischen Traktätlein ist langweilig, auch für unsere Kenntnis alter Kulturzustände nicht besonders wichtig, aber fast in allen erscheint der Teufel schon als ein Synonym für verkehrte Neigungen der Menschennatur selbst. Und obgleich keiner der frommen Verfasser zugestanden hätte, daß er die Realität Satans bezweifele, so verflüchtigt sich ihnen doch unter den Händen sein Wesen zu einer Abstraktion. Diese kleinen Schriften haben mehr als anderes eine entsprechende rationalistische Auffassung vorbereitet.

Gefahrvoll aber war die schriftstellerische Tätigkeit der wenigen aufgeklärten Männer, welche sich im Interesse der Humanität gegen die Hexenprozesse auszusprechen wagten. Sie selbst hatten Kerker und Scheiterhaufen zu fürchten, im besten Fall den Haß und die Bosheit, welche gläubige Fanatiker auf ihre Gegner auszuschütten pflegen. Dem 16. Jahrhundert gehört noch ein Name an, der immer dankbar genannt werden soll. Der protestantische Arzt Johann Weyer (lat. Wierus oder Piscinarius), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, schrieb im Jahre 1563 seine sechs Bücher: De praestigiis daemonum. Auch er glaubt noch an Schwarzkünstler, welche mit Hilfe des Teufels Unheil stiften; tun sie dies, so sollten sie der bürgerlichen Strafe verfallen; die Hexen aber seien arme, elende Mütterlein, die im schlimmsten Fall sich einbilden Teufelswerke zu tun, häufig ganz unschuldig sind. Sein warmes Herz für die Unterdrückten, sein edler Zorn gegen die Brutalität der Hexenrichter machten ungeheures Aufsehen. Auf diesem abgegrenzten Gebiet erscheint uns Weyer als eine Ergänzung zu Luther. Auch gegen ihn erhob sich die wütende Meute der Orthodoxen. Die guten Wirkungen, welche Weyers Buch hervorgebracht, wurden durch eine Flut von Gegenschriften größtenteils aufgehoben. Und wieder mitten in den Greueln des Dreißigjährigen Krieges schrieb Friedrich Spee, der beste deutsche Jesuit, heimlich seine Cautio criminalis gegen das Hexenbrennen, er ließ diese Schrift anonym in einer protestantischen Druckerei erscheinen.

Aber die volkstümlichen Umbildungen des Teufels endigten nicht mit dem Jahrhundert, in welchem Luther lehrte und Weyer die Brandpfähle der Richtstätten umzuwerfen bemüht war. Der Dreißigjährige Krieg stellte eine andere Seite des düstern Phantasiebildes in den Vordergrund. Als Dämon, welcher festmachte und Zauberkugeln goß, welche durch jede Rüstung gingen, lebte der Satan unter den wilden Scharen des Dreißigjährigen Krieges.

Als der Friede kam und der Kriegsteufel sich in die Wälder zurückzog, wo er seine Künste den verwilderten Jagdgesellen lehrte, als ein verarmtes, an Glauben und Hoffnung leeres Geschlecht in dem verwüsteten Land übrigblieb, wurde der Teufel am liebsten in einer andern alten Amtstätigkeit aufgesucht, in einer stillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menschen gestörten — als Hüter unterirdischer Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen

* Unter vielem anderen z. B. Des Teufels Nebelkappen, durch Paulum Frisium, Nagoldanum. 1583.

Krieg vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall entdeckt. Das armselige, nach Geld lüsterne und ruhiger Arbeit entwöhnte Volk wurde durch solche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Bösen vom Schatz wegzubeschwören wußten, hatte es seit uralter Zeit gegeben. Im 15. und 16. Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwissender Landleute; ihnen folgten jetzt im 17. Italiener und Franzosen, schlaue Welsche, bis tief in das 18. Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmählich wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel setzte, geringer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Bühne. Er erhielt sich als Kinderfreude im Puppenspiel, der größte Dichter Deutschlands idealisierte mit höchster Grazie sein altertümliches Bild. Zuletzt bemächtigten sich die Operndichter seiner Gestalt, und Teufelsbeschwörungen und Höllengefühle wurden in Noten korrekt gesungen.

Doch unten im Volk haftet noch heute der Glaube an den Teufel und seine Hexen, und noch heute versucht der alte Wahn in der orthodoxen Lehre der Katholiken und Protestanten ans Tageslicht zu dringen. Aber die jetzt noch wagen, eine reale Existenz des Versuchers zu behaupten, müssen sich gefallen lassen, selbst die Bezeichnung zu ertragen, welche der Böse in dem letzten Jahrhundert vorzugsweise erduldete, das Prädikat „armer Teufel“*.

* Das Prädikat ist allerdings schon um 1500 volkstümlich; z. B. bei Hans Sachs im Schwank: Der Teufel lest kein Lantsknecht mehr in die Helle fahren (1555. Nürnb. G. Merckel. 4°), befiehlt der Landsknecht dem Wirt einen toten Hahn zu braten, der in der Ofenhölle hängt. Teufel Belzebock, der ebendaselbst auf einen Landsknecht lauert und bereits durch das wilde Wesen der Landsknechte sehr beunruhigt ist, nimmt an, daß die Bezeichnung des zu bratenden Hahnes „armer Teufel“ ihn selbst meine, stößt entsetzt seine Ofenkachel aus und flieht in die Hölle.

Im Anfang des großen Jahrhunderts hatte das deutsche Volk so eifrig seinen Gott gesucht, am Ende des Jahrhunderts war der Teufel so mächtig! Dem hohen Aufschwung war eine Abspannung gefolgt, dem Ringen nach Christus die Furcht vor der Hölle, das Gegenbild des Heiligen drängte sich als Gespenst überall in das Leben. Gegen den Teufel donnerten die Protestanten von ihren Kanzeln, schwenkten die Katholiken den Weihwedel. Auch in andern Ländern grassierte diese geistige Krankheit, in den deutschen Landen aber war das Hexenbrennen durch viele Jahrzehnte fast die einzige öffentliche Aktion, bei welcher das betörte Volk ein starkes gemütliches Interesse bewies. Die Vielgeteiltheit und der Mangel an Gemeinsinn und großen politischen Zielen wurde der Nation zum Verderben.

Durch Pfaffengezänk und Fürsteneigennutz, durch die unseligen politischen Verhältnisse Deutschlands, war der Flug des Protestantismus gehemmt, die katholische Reaktion erhob wachsend ihr Haupt. Überall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenstuben der Geistlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerten die Seelen, die Herzen der Frommen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Besseren sorgten um die elende Lage des deutschen Vaterlandes, die Gläubigsten wurden durch die Geistlichen und vielen Kalendermacher in fortwährender Spanunng und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt bevorstehe. Gerade das häufige Auftreten des Teufels erschien vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes.

Unterdes lebte die Masse des Volkes, Vornehme und Geringe, einem derben Genuß in dem damals wohlhabenden Lande. Der Luxus war größer geworden, jede Art von Üppigkeit wurde nachgeahmt. Wer den Teufel nicht fürchtete, fand auch nicht behaglich, sich viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Es wurde als lustige Anekdote berichtet, daß ein Todkranker in Pommern, dem der Geistliche in articulo mortis stark zusetzte, endlich antwortete: „Euch zu Gefallen will ich an eine Auferstehung glauben,

ihr werdet aber sehen, es wird nichts daraus werden"; und gern wurde die alte Geschichte Luthers nacherzählt, daß ein Landsknecht, der wegen greulichen Fluchens gescholten wurde, beteuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geschweige bei ihm geflucht.

Unter solchen Aspekten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.



Einleitung

Das Jahr 1600 fand ein Volk, das in den letzten hundert Jahren eine ungeheure Wandlung durchgemacht hatte. Überall ist der Fortschritt zu erkennen. Man vergleiche ein ernstes Buch von 1499 und 1599. Das erstere in schlechtem Latein geschrieben, dürftig der Wortvorrat, schwerfällig die Darstellung, nicht leicht verständlich der Sinn. Von selbständigem Geist, von eigener Überzeugung nur wenig Spuren. Um alte Schulphrasen, deren Bedeutung erst durch ein Studium ihrer allmählichen Entwicklung klar wird, übt sich der Scharfsinn im unnützen Distinguieren von Nebensachen; es ist ein greisenhaftes Wesen, fast wie in dem absterbenden Altertum. Wohl gibt es Ausnahmen, aber sie sind sehr selten. Selbst das Latein der älteren Humanisten erinnert an die spitzfindige Blödigkeit der Mönchssprache ebensosehr als an die kunstvollen Phrasen antiker Rhetoren. Von den wenigen, welche für das Volk Deutsch schreiben, wird am liebsten die Torheit der Menschen geschildert, die Fehler der Stände, belehrend oder in Beispielen, selbst bei Sebastian Brant langsam, einförmig. Einmal überrascht in der Theologie das Aufleuchten einer tiefsinnigen Spekulation von erhabenster Größe, aber sie ist eine Art Geheimlehre für die resignierten Seelen im Zwang des Klosters. Wohl ist es Philosophie, aber noch getrennt vom Leben.

Ein Jahrhundert später erkennt man auch in dem mittelmäßigen Schriftsteller eine selbständige Persönlichkeit. Der Verfasser ist gewöhnt, über den Glauben und das Erdenleben nachzudenken, er versteht seine Empfindungen, auch leise Bewegungen der Seele darzustellen, er kämpft für eine

eigene Überzeugung, er ist in Glauben und Wissen, in Liebe und Haß eine Individualität geworden. Noch bleibt auch er regelmäßig an das Gemeingültige gebunden. Ängstlich ist der Theologe bemüht, sich orthodox zu erweisen, mehr als billig eignet sich der Schriftsteller die Arbeiten seiner Vorgänger zu, noch hat das Urteil, die Gelehrsamkeit und Bildung für unsere Empfindung viel Monotones. Aber daneben erscheint überall Individuelles und Charakteristisches, in der Prosa ein eigener, oft origineller Stil, fast immer ein kräftiger, rühriger Menschenverstand. Drei Generationen haben für den Glauben gekämpft, viele einzelne sind für ihre Überzeugung in den Tod, Tausende in das Elend gegangen. Der Märtyrer ist nicht mehr ein unerhörtes Ding, ein Monstrum, es gehört zum Wesen des Mannes, in den höchsten Fragen eigenes Urteil zu vertreten. Hundert Jahre früher waren es wenige starke Seelen, welche ihr selbständiges Leben gegen die gemeingültige Mittelmäßigkeit setzen durften, im Volk lebten die einzelnen vor sich hin, ohne gemeinsame Ideen, ohne Begeisterung; im festgeschlossenen Kreise der Genossen seinen Vorteil suchen, sich gegen unleidlichen Druck auflehnen, das war der Inhalt ihrer Kämpfe gewesen. Jetzt aber ist in die Nation der Enthusiasmus gekommen, der einzelne empfindet sich in engem Zusammenhang mit Millionen, er wird getragen durch die Beistimmung aller Gleichgesinnten, er handelt und leidet für eine Idee. — Soviel größer waren die Menschen geworden, zunächst in den protestantischen Landschaften; doch auch den katholischen war ein Teil dieses Segens gekommen.

Aber jede höhere Entwicklung erzeugt auch neue Verbildungen; das Kind ist frei von mancher Krankheit, welche den Leib des Jünglings durchschüttert. Der Protestantismus, der so Großes im Volk getan, war noch lange nicht in seinen letzten Konsequenzen entwickelt. Er forderte unablässige innere Tätigkeit der Individuen, er drängte überall zu freier Selbstbestimmung, und doch konnte er sich noch nicht über das unleidliche Prinzip der alten Kirche erheben. Auch er wollte noch den Glauben seiner Angehörigen beherrschen und jede abweichende Überzeugung als Ketzerei

verfolgen. Luthers Riesennatur hatte die eifrigen Geister zusammengehalten, er selbst hatte vorhergesagt, daß sie nach seinem Tode nicht fest bleiben würden. Er kannte seine treuen Gehilfen genau, ihre Schwächen, den Drang nach eigenen Wegen*. Melanchthon, fest in seiner Wissenschaft und in den Störungen, welche das Tagesleben brachte, aber befangen und unsicher in großen Geschäften, vermochte dem Feuergeist der Entschlossenen nicht zu imponieren. Auf jenem Reichstag, der zu Augsburg 1547 begann, hatte der siegreiche Kaiser in seiner Weise auch den Streit der Kirchen einzufrieden gesucht, er hatte eine vorläufige Feststellung der Glaubensnormen, das Interim, den geschlagenen Protestanten aufgedrängt. Vom Standpunkt der Katholiken mit äußerster Toleranz, die nur erträglich war, weil sie allmählich zur alten Kirche zurückführen sollte, vom Standpunkt der eifrigen Protestanten mit unerträglicher Tyrannei, der auch da zu widerstehen war, wo sie über solche Kirchenfragen entschied, welche selbst Luther für unwesentlich, für Adiaphora gehalten hatte. Gegen diese Tyrannei erhoben sich überall die geistigen Führer der Opposition. Hunderte von Predigern ließen sich aus ihrem Amt treiben und pilgerten am Stecken ins Elend, mehr als einer fiel als Opfer der wütenden Reaktion. Es war die Heldenzeit des protestantischen Glaubens, ein großer Anblick noch für uns; einfache Prediger, Väter mit Weib und Kind, welche für eine männliche Überzeugung leiden; sie haben, so hoffen wir, diese Opferfähigkeit in Deutschland für alle Zeiten in die Seele des Volkes gelegt. Bald sollten ihnen Tausende von Laien nachfolgen.

Aber diese Erhebung der Seelen brachte auch eine Gefahr. Das Interim wurde der Anfang heftiger theologischer Streitigkeiten unter Luthers Anhängern selbst. Unhold ist der Verlauf dieser Händel, die besten Geister wurden verbittert und rieben ihre Kraft auf in einem Hader, für dessen einzelne Streitsätze wir uns nicht mehr begeistern können. Und doch soll man von diesem Kampf der Zeitgenossen und

* Nicolaus von Amsdorf, Antwort auff Doct. Pommer's scheltwort. 1549. 4°.

Schüler Luthers nicht gering denken. Es sind tüchtige Männer, welche gegeneinander stehen, große Überzeugungen, sittlicher Ernst. Wenn es peinlich ist, den Amsdorf gegen Bugenhagen, und den Flacius, der noch vor kurzem hebräischer Lektor Wittenbergs gewesen war, gegen Melanchthon selbst im Streit zu sehen, so soll man sich auch sagen, daß das Ausbrechen der Gegensätze gerade die erste Folge des ungeheuren inneren Fortschrittes war. Jeder der feurigen Streiter klagte so schmerzlich, daß die Gegner die Einheit der neuen Kirche zerrissen. Keiner ahnte, daß diese Zerstörung der Einheit zwar ein großer Übelstand für sein Herrschergelüst, aber kein geringer Fortschritt in der Charakterentwicklung der Deutschen war.

Der Kampf der Männer wurde auch ein Kampf der Universitäten: die Nachkommen Friedrichs des Weisen hatten mit dem Kurhut auch die Universität Wittenberg verloren, Melanchthon und die Wittenberger standen unter dem Einfluß des politischen Moritz und seines Bruders, die eifrigsten Lutheraner sammelten sich auf der neuen Universität Jena.

Aber diesem Geschlecht leidenschaftlicher Männer folgte eine andere Generation von Epigonen. Um das Ende des Jahrhunderts schien der deutsche Protestantismus in den meisten Landschaften sicher vor äußeren Gefahren; da kam den Geistlichen übergroße Selbstgefälligkeit, Herrschsucht, alle Fehler eines privilegierten Standes. Einflußreiche Ratgeber schwacher Fürsten, immer noch Beherrscher der öffentlichen Meinung, verfolgten sie selbst zuweilen den Andersgläubigen mit den Waffen der alten Kirche. Sie riefen einigemal die weltliche Macht gegen die Ketzer auf, der Pöbel stürmte in Leipzig Häuser der Reformierten, in Dresden wurde ein höfischer Geistlicher wegen Ketzerei, freilich auch aus politischen Gründen, sogar hingerichtet. So warf das neue Leben auch tiefe Schatten in die Seelen des Volkes.

Auch in den katholischen Territorien regte sich ein stärkeres, fremdartiges Leben. Die katholische Kirche schuf aus sich heraus eine neue Zucht der Geister, eine Methode

menschlicher Bildung, die der protestantischen scharf entgegengesetzt war. Auch in der alten Kirche wurde eine größere Vertiefung des inneren Lebens erreicht, dem gemütlichen Bedürfnis der Gläubigen wurde die uralte Lehre von der Gefolgschaft der Mannen Christi in neuen Formeln, Bildern und Verheißungen geboten, noch einmal wurde die Idee der alleinseligmachenden Einheit wirksam. In Spanien, in Italien erhob sich die neue Religiosität, auch sie voll Hingabe, Opfermut, voll Talent, Kampfesfreude, voll glühender Begeisterung, reich an starker Männerkraft. Aber es war jetzt ein Glaube für Romanen, nicht für Deutsche. Was er forderte, war Vernichtung der freien Persönlichkeit, Losreißen von allen Banden der Welt, schwärmerische Devotion, willenloses Einordnen des Mannes in die große Gefolgschaft Christi. Das einzelne eigene Leben hatte sich zum Opfer zu bringen für die Herrschaft der alleinseligmachenden Kirche, ohne Kritik, ohne Skrupel. Während der Protestantismus die Individuen so hoch faßte, daß er jedem die Pflicht auflegte, selbständig von innen heraus Anschluß an das Göttliche und Verständnis der Welt zu suchen, umschloß der neue Katholizismus das Wesen des einzelnen mit eherner Hand. Der Protestantismus war, trotz aller Loyalität der Reformatoren, im innersten Wesen demokratisch, der neue Katholizismus konzentrierte alle Menschenkraft, deren rücksichtslose Hingabe er forderte, in einer geistigen Tyrannis, unter der Herrschaft der Obern in der Kirche, bald auch im Staat. So stark war die Spannung der Gegensätze zwischen Deutschen und Welschen.

Der große Vertreter dieser neuen Richtung in Kirche und Staat war der Jesuitenorden. In der leidenschaftlichen Seele eines spanischen Edelmanns brannte das düstere Feuer der neuen katholischen Lehre auf, unter aszetischen Bußübungen im engen Verkehr einer kleinen Genossenschaft bildete sich das System. Im Jahre 1540 bestätigte der Papst die Gesellschaft, kurz darauf eilen die ersten Mitglieder des Ordens über die Alpen und den Rhein nach Deutschland, schon herrschen sie auf dem Konzilium zu Trient. Ihre rücksichtslose Entschlossenheit kräftigt die Schwachen, erschreckt

die Wankenden. Merkwürdig schnell richtet sich der Orden in Deutschland ein, wo noch alter Glaube unter dem neuen zu finden war; er erlangt Gunst bei den Vornehmen, Zulauf vom Volk. Einige Fürsten übergeben ihm die geistliche Herrschaft ihrer Länder, vor allen die Habsburger, neben ihnen deutsche Kirchenfürsten, welche die schwankende Treue ihres Gebietes nicht durch einheimische Kraft festigen können, endlich die Herzöge von Bayern, welche seit hundert Jahren gewöhnt waren, den Vorteil ihres Hauses im engen Anschluß an Rom zu suchen. Als die Väter zuerst nach Deutschland hinüberstiegen, war die ganze deutsche Nation auf dem Wege, protestantisch zu werden; noch beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren nach Verlusten und Erfolgen auf beiden Seiten drei Vierteile Deutschlands ganz oder in der Majorität protestantisch. Im Jahre 1650 war der ganze neue Kaiserstaat wieder katholisch und außerdem das größte Dritteil von Deutschland. So gut hatten die fremden Priester ihrer Kirche gedient.

Einem Wunder gleich war ihre Tätigkeit. Vorsichtig, Schritt für Schritt, planvoll, fest entschlossen, nie schwankend, dem Sturm weichend, unermüdlich wiederkehrend, nie das Begonnene aufgebend, nach größtem Plan auch das Kleinste mit Aufopferung betreibend, bot diese Genossenschaft die einzige Erscheinung einer unbedingten, willenlosen Hingabe aller an eine Idee, die nicht in einem einzelnen sich ausdrückte, sondern in der Genossenschaft. Der Orden herrschte, aber jeder einzelne war unfrei, auch der Ordensgeneral war verantwortlich.

Der Orden erwarb Ehre und Gunst, wohl verstand er sich beliebt oder unentbehrlich zu machen, wo er hinkam; aber er blieb in Deutschland doch fremd. Das Unheimliche des furchtbaren Prinzips empfanden nicht nur die Protestanten, welche ihn ohne Aufhören mit ihren papiernen Waffen, den Flugschriften, zu bändigen suchten und für jede politische Untat, die aus der Nähe und Ferne berichtet wurde, verantwortlich machten. Auch in den katholischen Ländern blieb er ein Gast, ein einflußreicher, vielgepriesener, aber den Geistlichen und Laien kam von Zeit zu Zeit die Empfin-

dung, daß er nicht zu ihnen gehöre. Alle geistlichen Genossenschaften waren national geworden, Benediktiner, Kreuzherren, Bettelmönche —, die Jesuiten nicht. Es ist natürlich, daß in der katholischen Geistlichkeit selbst diese Empfindung am stärksten war, denn auch ihr irdischer Vorteil wurde oft durch die Jesuiten beeinträchtigt.

So stehen seit der Mitte des 16. Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Methoden der Bildung, zwei verschiedene Quellen der Sittlichkeit und Tatkraft gegeneinander im Kampf: Devotion und unbedingte Unterordnung gegen Pflichtgefühl und prüfende Selbstbestimmung, schneller, rücksichtsloser Entschluß gegen gewissenhaftes Zweifeln, weit überlegte, planvoll nach weiten Zielen hinarbeitende Energie gegen mangelhafte Disziplin, Drang zur Einheit gegen Streben nach Separation.

So erschienen die Gegensätze überall, zumeist in der Politik, an den Höfen der Fürsten. Den deutschen Fürsten war der Protestantismus in seiner unfertigen Gestalt keine Hilfe für Bildung ihres eigenen Charakters. Er hatte das Volk gehoben, er hatte auch die äußere Macht der Fürsten höher gestellt, aber er hatte ihre innere Festigkeit verringert. Schon ihre Jugendbildung wurde in der Regel zu theologisch, um praktisch zu sein. Wie unsittlich manche von ihnen waren, sie alle litten an Gewissenszweifeln; für diese Zweifel aber gab es keine schnelle Antwort, wie der katholische Beichtvater sie bereitet hatte. Wie begehrlich viele von ihnen waren, auch sie hatten bereits mit einem unsicheren Pflichtgefühl zu ringen, und wenn der Hofprediger ihr stiller Ratgeber war, er machte sie nicht fester. Jeder der protestantischen Fürsten stand für sich, zwischen ihren Landeskirchen war kein festes Band, viel kleines Gezänk und bitterer Haß, nicht nur zwischen Lutheranern und Reformierten, sogar zwischen den Bekennern der Augsburgischen Konfession. Auch dies verringerte ihre Kraft. Während die Priester der katholischen Kirche ihre Regenten fest aneinanderbanden, halfen die protestantischen Geistlichen die Trennung ihrer Fürsten vermehren. So ist kein Zufall, daß die Protestanten lange Zeit, wo sie den Altgläubigen in politischem Kampf

gegenüberstehen, im Nachteil sind. Noch war den Deutschen der neue Staatsbau nicht gefunden, und er sollte noch durch Jahrhunderte entbehrt werden, welcher den Schwerpunkt der Regierung aus dem zufälligen Willen des Herrschers heraushebt und in das Gewissen der Nation legt, welcher in geordneter Bahn den talentvollen und tüchtigen Bürger der Krone zum Beirat stellt; noch war die öffentliche Meinung schwach, die Tagespresse nicht geschaffen, das Verhältnis zwischen den politischen Rechten des Fürsten und des Volkes wenig bestimmt.

Und noch in der neuen Zeit, welche den deutschen Staaten diese lang entbehrte Grundlage gegeben hat, vermögen wir zu erkennen, daß der Gegensatz zwischen den beiden Methoden der Bildung nicht ganz geschwunden ist; noch heute steht feste Geschlossenheit der Verwaltung, ein schlagfertiger Mechanismus, in einzelnen Fällen eine schweigsame, konsequente, rücksichtslose Politik gegen das Wesen des protestantischen Staats, welches den Herrscher zwingt, zu sprechen und zu hören, seine Entschlüsse nach der Majorität der Bildung zu richten, zuweilen ein großes Wollen zu beschränken, wenn es dem Volk nicht verständlich ist. Dagegen macht dasselbe höhere Prinzip auch die Torheiten der Regierenden weniger schädlich, und wenn es vielleicht ungeschickt ist, ferne Gefahr durch geheime Tat abzuwehren, so macht es dafür die Kraft des Widerstandes größer, den Staat dauerhafter; denn der politische Anteil des einzelnen vergrößert seine Opferfähigkeit und adelt seine politische Sittlichkeit. Aber so weit war der Protestantismus um das Jahr 1600 noch lange nicht durchgebildet; nur in den Gemütern lag er, und es kam darauf an, wie schnell ihm die allgemeinen Verhältnisse Deutschlands eine kräftige Entwicklung gestatten würden.

Er war durch Karl V. in die politische Opposition gedrängt, und er blieb in dieser Stellung. Nicht immer erschien die Politik der Habsburger der alten Kirche günstig. Oft intrigierte der Papst auch gegen sie und ihre italienischen Ansprüche. Ja, in dem zweiten Nachfolger Karls, Maximilian II., lebte eine freie Bildung und ein wahrhaft kaiserlicher Sinn, der Deutschland wohltat und die vorübergehende Hoffnung erregte, daß eine Versöhnung der großen Parteien im deutschen Sinne nicht unmöglich wäre. Aber selbst den Freiesten des Geschlechts bezwang zuletzt das Interesse seines Hauses. Italien, Spanien, Ungarn und die Türkei, Freunde und Gegner zogen immer wieder in eine undeutsche Politik hinab. Und was am wichtigsten war, das Hausinteresse drängte gegenüber den eigenen Landschaften in dieselbe Richtung.

Überall hatte der Protestantismus auch politische Erschütterungen hervorgebracht; vom Bauernkrieg bis in das nächste Jahrhundert hinein hörten die Zuckungen im Volk nicht auf. Die Reformation hatte die Zungen gelöst, sie hatte den Deutschen auch das Urteil über ihre bürgerliche Stellung freier gemacht, sie hatte dem einzelnen den Mut gegeben, die eigene Überzeugung durchzufechten. Wie der Bauer jetzt laut über die unerschwinglichen Lasten murrte, so der zünftige Bürger über die eigennützige Herrschaft der Stadtgemeinde, so auch das adlige Mitglied der Landschaft über die ungemessenen Geldforderungen des Kriegsherrn. Schnell war mit Luthers Beistimmung die wilde demokratische Bewegung von 1525 niedergeschlagen worden, aber die demokratischen Tendenzen waren deshalb nicht geschwunden, und neben ihnen schlich das Wesen der Wiedertäufer, der Sozialisten des 16. Jahrhunderts, von Stadt zu Stadt. Ihre Lehre, kaum in ein System zu fassen, in jeder Persönlichkeit anders gefärbt, vom harmlosen Theoretiker, der sich ein Gemeinwesen aus guten Bürgern ohne Eigennutz, voll Selbstverleugnung erdachte, wie schon der talentvolle Eberlin getan, bis zu dem ruchlosen Fanatiker, der zu Münster das neue Zion aufrichten half mit lügenhafter Gemeinschaft der Güter und Vielweiberei: — diese Lehre fand in jeder großen Stadt Demagogen, auf dem Lande war sie unausrottbar. Karl V. hatte sie in den Reichsstädten Süddeutschlands nicht ganz vernichten können, in Lübeck war sie sogar auf eine kurze Zeit zur Herrschaft gekommen. Auch diese Regungen hatten gegen das Ende des Jahrhunderts an Kraft verloren, aber sie arbeiteten noch in der Bevölke-

rung, zumeist in den Gegenden, wo die protestantische Opposition der Stände gegen den altgläubigen Landesherrn das Volk in Aufregung erhielt. So war es in Böhmen, in Mähren, in Oberösterreich. Je eifriger die Habsburger durch die Jesuiten den alten Glauben wiederherzustellen suchten, ja auch wenn sie wie Kaiser Rudolf in Untätigkeit gewähren ließen, desto mehr wurden sie im eigenen Lande bedrängt durch die Forderungen der ständischen Opposition, wie durch die Aufregung im Volk. Und wohl erkannten sie einen drohenden Zusammenhang dieser Opposition in allen Besitzungen ihres Hauses. So waren ihnen nur zwei Wege geöffnet. Entweder sie mußten selbst Protestanten werden, und das war ihnen längst unmöglich; oder sie mußten die gefährliche Lehre und die Ansprüche, welche sie in die Seelen der Menschen warf, mit Entschlossenheit vernichten, in ihrem eigenen Lande, überall. Der Habsburger kam, welcher das versuchte.

Unterdes war der Mut der alten Kirche durch große Siege, die sie in anderen Ländern erfochten hatte, hoch gestiegen. Das heftige Aufbrennen der ständischen Opposition in kaiserlichen Ländern unter schwachen Regenten drängte die Freunde der Kirche zu gemeinsamem Handeln. Gegen die drohende Offensivbewegung der katholischen Partei vereinigten sich protestantische Fürsten, wie einst zu Schmalkalden, wieder zu einer Union; die katholische Partei antwortete durch die Liga; den Protestanten aber lag die Verteidigung, der Liga ein Angriff am Herzen.

Das war die politische Lage Deutschlands vor dem Dreißigjährigen Kriege; eine trostlose Lage. Das Mißbehagen war allgemein, ein Zug von Trauer, die Neigung, Übles zu prophezeien, sind bedeutsame Zeichen dieser Zeit. Jeder tückischen Mordtat, die durch ein Flugblatt dem Volk verkündet wird, ist eine Betrachtung über die schlechte Zeit angehängt; aus zahlreichen Predigten und erbaulichen Schriften schallt schmerzliche Klage über die Verderbtheit der Menschen, die unseligen, argen, letzten Jahre vor dem Weltende. Und doch ist, wie wir deutlich erkennen, die Sittenlosigkeit im Lande nicht auffallend größer geworden. Der Wohlstand ist in den Städten, selbst auf dem Lande im

Wachstum, es wird viel regiert, überall bessere Ordnung, größere Sicherheit des Daseins. Allerdings hat sich mit dem Reichtum Genußsucht und Luxus vermehrt, schneller dringen neue Moden ein, auch in den untern Schichten des Volkes erwacht die Begehrlichkeit, mannigfaltiger ist das Leben und teurer, und häufiger zeigt sich Gleichgültigkeit gegen das Gezänk der Geistlichen. Uns gilt dies nicht als ein nationales Unglück, es ist die nicht immer anmutige Folge größerer Ansprüche, ja sogar Bedingung des materiellen Fortschritts. Anders erschien es den Zeitgenossen. Auch die Besseren sind verdüstert, auch so freudige Naturen wie der ehrliche Bartholomäus Ringwald werden zu Unglückspropheten und wünschen sich den Tod.

Und doch hatte solche Trauer die höchste Berechtigung. Es war etwas krank im Leben der Deutschen, auf ihnen lastete ein Unverstandenes, das auch die Bildung der Besten verkümmerte. Es ist wahr, die Lehre Luthers war der größte geistige Fortschritt, den Deutschland je durch einen Mann gemacht hat, aber mit jeder Erweiterung der Seele steigern sich auch die Forderungen an das Leben. Der idealen Neubildung mußte eine entsprechende Fortbildung der irdischen Verhältnisse folgen, die größere Selbständigkeit im Glauben forderte gebieterisch eine stärkere politische Kraftentwicklung. Gerade die Lehre aber, welche wie die Morgenröte eines bessern Lebens erschienen war, sollte dazu beitragen, dem Volk das Bewußtsein seiner politischen Ohnmacht zu geben, und sie selbst sollte durch diese Ohnmacht einseitig und engherzig verbildet werden. In zahllose Territorien unter Fürsten geteilt, überall von kleinlichem Gezänk umgeben und angefüllt, fehlte der deutschen Seele, was ihr zum fröhlichen Gedeihen unentbehrlich ist, eine allgemeine Erhebung, ein großes gemeinsames Wollen, das Gebiet von sittlichen Aufgaben, welches den Menschen vorzugsweise freudig und mannhaft macht; die Deutschen hatten ein Vaterland ungefähr von Lothringen bis zur Oder, aber sie lebten in keinem Staat wie die Bürger der Elisabeth oder Heinrichs IV.

So gingen die Deutschen schon innerlich erkrankt in einen Krieg von dreißig Jahren. Als der Krieg endete, war wenig

von der großen Nation übrig. Noch hundert Jahre sollten die Nachkommen der Überlebenden die männlichste Empfindung entbehren, politische Begeisterung.

Luther hatte sein Volk aus den epischen Lebensformen des Mittelalters herausgehoben. Der Dreißigjährige Krieg zerstörte die Volkskraft und isolierte die Deutschen zu Einzelleben, deren gemütliche Beschaffenheit man wohl eine lyrische nennen darf. Es ist eine traurige, freudenleere Zeit, welche hier nach Berichten der Zeitgenossen geschildert werden soll.

Der Dreißigjährige Krieg

Das Heer

Der Gegensatz zwischen habsburgischem Hausinteresse und deutschem Volkstum, zwischen dem alten und neuen Glauben mußte zu einer blutigen Katastrophe führen. Wer aber fragt, wie doch ein solcher Krieg durch ein ganzes Menschenalter rasen und so furchtbare Erschöpfungen einer starken Nation verursachen konnte, der wird die auffallende Antwort finden, daß der Krieg deshalb so groß, schrecklich und endlos wurde, weil keine von allen hadernden Parteien imstande war, großen und entscheidenden Krieg zu führen.

Die Heere des Dreißigjährigen Krieges hatten im besten Fall die Stärke eines modernen Armeekorps. Tilly hielt 40 000 Mann für die höchste Truppenzahl, die sich ein Feldherr wünschen könne. Nur in einzelnen Fällen hat ein Heer diese Stärke erreicht, fast alle großen Schlachten wurden durch kleinere Massen entschieden. Zahlreich waren die Detachierungen, sehr groß der Abgang durch Gefechte, Krankheiten, Flucht. Und da kein geordnetes System der Ergänzungen bestand, schwankte der wirkliche Bestand der Armeen in höchst auffälliger Weise. Einmal zwar vereinigte Wallenstein eine größere Truppenmacht — den Angaben nach 100 000 Mann — unter seinem Oberbefehl, aber nicht in einem Heer, ja kaum in militärischem Zusammenhang; denn die zuchtlosen Banden, mit welchen er im Jahre 1629 die deutschen Territorien dem Kaiser unterwerfen wollte, lagen über halb Deutschland zerstreut. Eine solche Soldatenmasse erschien allen Parteien als greuliches Wagnis. Sie war in

der Tat nicht zu bändigen. Seitdem hat kein Feldherr auch nur die Hälfte befehligt*.

Denn noch galt es für bedenklich, mehr als höchstens 40 000 Mann in einer Schlacht zu leiten, auf einem Kriegstheater zu erhalten. Die Schlacht war ein Kampf kunstvoll rangierter Massen, die Aufstellung selbst erforderte viel Zeit, das Heer in Schlachtordnung wurde als eine bewegliche Festung betrachtet, deren Mittelpunkt, der Feldherr selbst, alles Detail beherrschen sollte. Sein Blick mußte das Terrain übersehen, sein Wille jede Aufstellung und jeden Angriff leiten. Adjutantur und Generalstabsdienst waren noch wenig ausgebildet. Die Heerhaufen in dichten Massen zusammenhalten, die Schlachtreihe durch Terrainhindernis schützen, nicht Roß, nicht Mann aus Auge und Führung lassen, gehörte zur Methode. So mußte auch auf dem Marsch das Heer fest zusammengehalten werden, in engen Quartieren, am liebsten in einem Lagerraum. Dazu kamen Schwierigkeiten der Verpflegung, die Landstraßen schlecht, oft grundlos, die Zufuhr gezwungen, fast immer elend geordnet. Und was in der Praxis entscheidend war, ein Heer von 40 000 Streitern bestand wohl aus 100 000 Menschen. Der ungeheure Troß und das wilde Raubsystem zehrten schnell die fruchtbarste Landschaft aus. So hätte die größte Feldherrnkunst kaum ein größeres Heer führen können.

Aber es war dafür gesorgt, daß man in solche Verlegenheit nicht kam. Weder der Kaiser noch ein Reichsfürst waren imstande, 40 000 Mann auch nur auf ein Vierteljahr aus ihren Einkünften zu unterhalten. Die regelmäßigen Einnahmen der Landesherren waren weit geringer als jetzt und die Unterhaltung der Heere weit kostspieliger. Die Intraden (Landeseinkünfte) bestanden zum großen Teil aus Naturallieferungen, die bei Kriegsgefahr unsicher und schwer zu veräußern waren. Die Finanzen der Kriegführenden waren

* Auch das große Heer der Kaiserlichen, welches sich vor der Schlacht bei Nördlingen 1634 vereinigte, war aus mehreren Armeen kombiniert, aus Wallensteinschem Erbe, einer italienischen Armee, spanischen Hilfsvölkern und Truppen Maximilians von Bayern, zusammen vielleicht 60 000 Mann. Es blieb nur kurze Zeit beisammen.

schon beim Beginn des Krieges in der traurigsten Lage. Die böhmischen Stände wirtschafteten ohne Geld und Kredit, auch König Friedrich von der Pfalz vermochte mit den Subsidien der protestantischen Bundesgenossen nicht aufzuhelfen. Im Winter von 1619—1620 verhungerte, erfror und verlief die halbe böhmische Armee aus Mangel an Sold und Verpflegung, im September 1620 hatten die Truppen über vier und eine halbe Million Gulden Sold zu fordern, die Meuterei hörte nicht auf. Nicht viel besser stand es damals mit dem Kaiser*, doch kamen ihm bald nachher spanische Subsidien. Und der Kurfürst von Sachsen, dessen Finanzen noch am besten geordnet waren, konnte schon im Dezember 1619, wo er erst 1500 Mann geworben hatte, den Sold nicht mehr regelmäßig zahlen. Was die Landstände an Kriegssteuern bewilligten, was die Wohlhabenden in sogenannten freiwilligen Gaben leisten mußten, reichte nirgends aus; Anleihen waren schon im ersten Jahr sehr schwer zu realisieren: sie wurden bei den Bankhäusern Süddeutschlands, auch in Hamburg versucht, selten mit Erfolg; Stadtgemeinden galten noch für zuverlässigere Schuldner als die größten Fürsten. Selbst mit Privatpersonen ward um die kleinsten Summen verhandelt. Sachsen hoffte 1621 auf 50—60 000 Gulden von den Fuggern, es versuchte bei den Kapitalisten 30 000, 70 000 Gulden aufzunehmen, vergebens, für ein Darlehn von 12 000 Gulden Münze mußte die kursächsische Regierung ebensoviel Kurant verschreiben, im Jahre 1620 fast 50% mehr, als sie erhalten. Nur Maximilian von Bayern und die Liga machten für den Krieg eine große Anleihe von 1 200 000 Gulden zu 12% bei der Kaufmannschaft in Genua, dafür mußten die Fugger Bürge werden, welche sich wieder für ihre Bürgschaft den Salzhandel von Augsburg versichern ließen. Gerade hundert Jahre vorher hatte dasselbe Bankhaus nicht unbedeutenden Anteil an der Kaiserwahl Karls V. gehabt, auch jetzt half es den Sieg der katholischen Partei sichern, denn der böh-

* Bericht des kurfürstlich sächsischen Agenten Lebzelter an den Geh. Rat zu Dresden bei K. A. Müller: Das (sächsische) Söldnerwesen in den ersten Zeiten des Dreißigjährigen Krieges.

mische Krieg wurde noch mehr durch Geldmangel als durch die Schlacht am Weißen Berg entschieden.

Aber noch mißlicher war, daß die Unterhaltung eines Heeres damals fast zweimal soviel kostete als jetzt, selbst der billige Fußsoldat war noch einmal so teuer*. So begann der Krieg mit allgemeiner Insolvenz der Regierungen. Auch dadurch wurde die Unterhaltung großer Armeen unmöglich.

Offenbar bestand ein verhängnisvolles Mißverhältnis zwischen der militärischen Kraft der Parteien und dem letzten Zweck jedes Krieges. Keiner der Kriegführenden vermochte die Gegner ganz niederzuwerfen. Zu klein und zu wenig dauerhaft waren die Heere, um die ausgedehnten Landstriche eines zahlreichen und kriegerischen Volkes in regulären strategischen Operationen zu bändigen. Während eine siegreiche Armee am Rhein oder um die Oder herrschte, lief ein neues Feindesheer an der Nord- oder Ostsee zusammen. Auch war das deutsche Kriegstheater nicht so beschaffen, daß dauerhafte Erfolge leicht zu erzielen waren. Fast jede Stadt war befestigt. Noch war das Belagerungsgeschütz schwerfällig und in seinen Leistungen unsicher, noch die Verteidigung fester Plätze verhältnismäßig stärker als der Angriff. So wurde der Krieg zum großen Teil ein Festungskampf; jede eingenommene Stadt schwächte das siegreiche Heer durch den Abgang der Besatzungstruppen. War eine Landschaft erobert, dann war der Sieger leicht nicht imstande, dem Besiegten in offener Feldschlacht zu widerstehen. Durch eine neue Anstrengung warf dieser den Sieger aus dem Felde, dann folgten neue Belagerungen und Eroberungen und wieder eine verhängnisvolle Zersplitterung der Kräfte.

Es war ein Krieg voll blutiger Schlachten, glorreicher Siege, aber auch eines unaufhörlichen Wechsels von Glück und Verlust. Groß ist die Zahl der finsteren Heldengestalten, welche aus dem Dunst von Blut und Brand ragen: der eherne Ernst von Mansfeld, der phantastische Braunschweiger, Bernhard von Weimar, und dagegen Maximilian von Bayern und die Generale der Liga: Tilly, Pappenheim und der tüchtige Mercy; die Führer der kaiserlichen Heere: der ruchlose Wallenstein, Altringer, die großen Franzosen Condé und Turenne, unter den Schweden Horn, Banér, Torstenson, Wrangel und über allen der mächtige Kriegsfürst Gustav Adolf. So starke Männerkräfte in der höchsten Spannung! Und doch wie langsam und schwerfällig werden politische Resultate gewonnen, wie schnell geht wieder verloren, was mit der größten Gewalt erworben schien! Wie

* Es lohnt diesen Verhältnissen auf selten betretenem Pfade nachzugehen.

Der zuverlässige Jacobi von Wallhausen berechnet (Kriegskunst zu Fuß, 1615) die Monatskosten eines deutschen Fußregiments von 3000 Mann in Ungarn auf mehr als 45 000 Gulden, also die Jahreskosten auf 540 000 Gulden *gutes Reichsgeld*. Der gute Reichsgulden war 1615 fast nur noch Rechnungsgeld, er wurde gegenüber dem verschlechterten Kurrentgulden im Großverkehr und bei allgemeinen Wertangaben neben dem Reichstaler als fester Wertmesser benutzt. Als solcher galt er noch 21 (der Reichstaler 24) gute Groschen oder etwa 40 Silbergroschen unseres Geldes und ¾ Reichsgulden oder ein Taler unseres Geldes war damals mittlerer Preis des preußischen Scheffels Roggen, der für unsere Zeit zu 1⅔ Taler gerechnet werden soll. Ein Regiment von 3000 Mann kostete also 1615 zirka 720 000 preußische Scheffel Roggen oder *eine Million und 200 000 Taler unseres Geldes*, und der Mann zu Fuß 240 preußische Scheffel Roggen oder 400 Taler. Dabei ist Kleidung des Soldaten, welche der Mann sich selbst beschaffte, und Armatur, die man nur zum Teil lieferte, nur im Sold, nicht besonders berechnet. Und gar nicht gerechnet sind die allgemeinen Armeekosten und die hohen Gehalte der Generalität. — Und als frommer Wunsch und höchste Sparsamkeit erscheint dem ehrlichen Wallhausen die Unterhaltung eines Fußregiments von 3000 Mann für 324 000 Gulden gutes Reichsgeld, also für 432 000 Scheffel Roggen oder 720 000 Taler unseres Geldes, wonnch der Fußsoldat im Regiment immer noch 240 Taler kosten würde.

In der erwähnten Schrift von K. A. Müller sind nach Akten des königlich sächsischen Archivs die Jahreskosten des sächsischen Heeres von 1620 (7700 Mann Fußvolk, 1400 Pferde, 12 Stück Geschütz, zusammen nicht 10 000 Mann) auf 1 537 433 Gulden berechnet; dabei ist Anwerbegeld, Rüstung, Kriegsmaterial, das ganze Fuhrwesen *nicht* eingerechnet. Allerdings war 1619, wo der obige Anschlag gemacht wurde, der Kurs eines sächsischen Guldens Landesmünze bereits zirka ein Drittel niedriger als des guten Reichsguldens. — Ähnliche Resultate gibt die Reduktion der Kosten kaiserlicher Werbungen auf unsere Preise und Verhältnisse. — Und dennoch galten die Söldner für schlecht bezahlt, und ihre Klage war, daß sie mit Weib und Buben nicht leben könnten. Ein großer Teil des Geldes wurde veruntreut, zunächst von den Regiments- und Kompanieführern.

oft wechseln die Parteien selbst die Zielpunkte, nach welchen sie stürmen, ja die Fahne, welcher sie Sieg wünschen!

Die politischen Ereignisse des Krieges dürfen hier nur kurz erwähnt werden. Er zerfällt in drei Perioden. Die erste (1618—1630) ist die Zeit der kaiserlichen Siege. Die protestantischen Stände Böhmens verweigern dem Erzherzog Ferdinand die böhmische Königskrone und wählen den reformierten Kurfürsten von der Pfalz zum Landesherrn. Aber durch die Liga und den lutherischen Kurfürsten von Sachsen wird Ferdinand zum Kaiser erhoben, sein Gegenkönig, am Weißen Berg geschlagen, verläßt als Flüchtling das Land. Hier und da flammt die protestantische Opposition auf, geteilt, ohne Plan, mit schwachen Mitteln; Baden-Durlach, der Mansfelder, der Braunschweiger, zuletzt der niedersächsische Kreis mit dem Dänenkönig unterliegen den Truppen der Liga und des Kaisers; Ferdinand II., noch als Kaiser ein Flüchtling in den Stammländern seines Hauses, wirbt durch einen erprobten Söldnerhäuptling, Wallenstein, eine Soldatenmasse, die er durch Kontribution und Raub in den fürstlichen Territorien ernährt. Immer größer schwillt des Kaisers Heer, immer höher steigern sich seine Ansprüche in Deutschland, in Italien; der alte Gedanke Karls V. nach dem Schmalkaldischen Krieg wird in dem Enkel lebendiger, er will Deutschland sich unterwerfen, wie er Bauern und Stände in den österreichischen Provinzen unterworfen hat, jede Selbständigkeit will er brechen, Privilegien der Städte, Rechte der Stände, Stolz und Hausmacht der Fürsten, ganz Deutschland hofft er unterzuzwingen unter seinen Glauben, unter sein Haus. Aber durch ganz Deutschland schallt ein Schrei des Schmerzes und der Wut über den greulichen Flibustierkrieg, welchen der erbarmungslose Feldherr der Habsburger führt. Alle Bundesgenossen des Kaiserhauses erheben sich drohend. Die Fürsten der Liga, vor allen Maximilian von Bayern, sehen nach dem Ausland um Hilfe, sie selbst brechen den hohen Mut des Kaisers, er muß seinen treuen Feldherrn entlassen, das unmenschliche Heer einschränken. Ja, noch mehr. Auch der Heilige Vater beginnt den Kaiser zu fürch-

ten. Der Papst selbst verbindet sich mit Frankreich, um den Protestanten schwedische Hilfe herbeizuführen*. Der „Löwe von Mitternacht" steigt aus der See an die deutschen Küsten.

Die zweite Periode des Krieges beginnt. Die katholische Macht hat in großem Wogenschwall die deutschen Länder bis zu dem nördlichen Meer überflutet. Jetzt (1630—1634) kommt die protestantische Gegenströmung, und unaufhaltsam überfährt auch sie von Norden nach Süden zwei Drittteile von Deutschland. Auch nach dem Tode ihres Königs behalten die schwedischen Kriegsobersten das Übergewicht im Felde, Wallenstein selbst fällt von dem Kaiser ab und muß heimlich getötet werden. Schon kommt der katholischen Partei Mutlosigkeit. Da gewinnt sie mit letzter zusammengefaßter Kraft die blutige Schlacht bei Nördlingen.

Es folgt die dritte Periode (1634—1648), vierzehn Jahre, in denen Sieg und Niederlagen auf beiden Seiten sich fast ausgleichen. Die Schweden, an das Nordmeer zurückgedrängt, stürmen, alle Kraft anspannend, noch einmal bis über die Mitte Deutschlands vor, wieder fluten die Glückswellen hin und her, aber kürzer, kraftloser. Die Franzosen breiten sich beutegierig am Rhein aus, das Land verödet, Hunger und Pest wüten. Den Schweden wird ein Feldherr nach dem andern abgenutzt, mit unendlicher Hartnäckigkeit halten sie das Feld und ihre Ansprüche fest. Ihnen gegenüber steht ebenso unerschütterlich der Ligafürst Maximilian, noch in dem letzten Dezennium des Krieges kämpfen die Bayern drei Jahre lang die ruhmvollsten Feldzüge, welche diese Dynastie aufzuweisen hat. Der fanatische Ferdinand ist gestorben, sein Nachfolger, klüger und maßvoller, ein erprobter Kriegsmann, hält aus, weil er muß, auch er zäh und dauerhaft. Keine Partei vermag mehr eine Entscheidung herbeizuführen. Jahrelang wird über den Frieden verhandelt, während die Feldherren schlagen, Dörfer und Städte leer werden, wildes Unkraut auf den Äckern wuchert. Und sieht man näher zu, wie dieser außerordentliche Krieg

* Über die Beziehungen der Gegner Österreichs zu Schweden vergleiche man Rankes „Päpste".

zu Ende geführt wird, so ist sein Ende nicht minder unerhört als der Verlauf des Kampfes. Durch Waffenstillstände und Neutralitäten der einzelnen Territorialherren wird allmählich das Terrain für den Kriegsschauplatz beschränkt. Dem Umstand, daß das Land zu groß, die Heere zu klein waren, wird dadurch einigermaßen abgeholfen. Die Alliierten in ihrem Bestreben, den Krieg in die kaiserlichen Erblande zu spielen, begünstigen dies Isolieren einzelner Gebiete, die Kaiserlichen müssen es dulden. Beide Parteien verlieren dadurch wenig an Hilfsmitteln und Verpflegung, denn die neutralisierten Länder sind so verwüstet, daß sie kein Heer mehr zu erhalten vermögen. So werden mehrere Fürstentümer Norddeutschlands, die Mark, Sachsen, Thüringen, zuletzt Bayern vor der völligen Vernichtung bewahrt; so wird allmählich das Haus der Habsburger eingehegt und zum Nachgeben gebracht. Unter solchen Verhältnissen kommt dem Vaterland ein Friede, in dem fast Alle ihre Ansprüche beschränken, als ein Kompromiß der streitenden Interessen, welche sich Achtung erkämpft haben; er kommt nicht vorzugsweise durch große Schlachten, nicht durch unwiderstehlich politische Kombinationen, sondern zumeist durch eine Ermattung der Kämpfenden. Nicht im Verhältnis groß sind die Besitzveränderungen; nur die Fremden haben sich eingedrängt, und Land und Volk sind verwüstet. Deutschland, welches den Frieden festlich begeht, hat drei Vierteile seiner Bevölkerung verloren.

Alles dies gibt dem Dreißigjährigen Krieg das Aussehen eines Zerstörungsprozesses, wie er wohl bei furchtbaren Naturereignissen eintritt. Über dem Hader der Parteien regt seine Flügel ein schreckliches Schicksal, es erhebt die Führer und wirft sie in den blutigen Staub, die größte menschliche Kraft wird wirkungslos unter seiner Hand, zuletzt wendet es, von Mord und Leichen gesättigt, sein Antlitz langsam ab von dem Land, das zu einem großen Leichenfeld geworden ist.

Bei solchem Kampf ist hier nicht die Aufgabe, die Feldherren und ihre Schlachten zu charakterisieren, wohl aber von den Zuständen des deutschen Volkes zu sprechen, von

dem zerstörenden und leidenden Teil der Bevölkerung, dem Heer wie dem Bürger und Bauern.

Seit den Burgunderkriegen und den italienischen Kämpfen Maximilians und Karls V. hatte das bürgerliche Fußvolk die ritterliche Reiterei des Mittelalters in den Hintergrund gedrängt. Die Stärke der deutschen Heere bestand damals aus Landsknechten, freien Männern des Bürger- und Bauernstandes, unter ihnen nur einzelne Adlige. Sie waren in der großen Mehrzahl geworbene Söldner, welche sich freiwillig durch Vertrag auf Zeit an ihre Fahne banden. Sie betrieben den Krieg wie Handwerker, hart, emsig, dauerhaft, als zünftige Leute, die sich selbst richteten und die Ordnung, welche ihnen der Kaiser gesetzt hatte, mit umständlichem Zeremoniell und sinnigen Gebräuchen umgaben. Aber kurz war die Blütezeit ihrer Kraft. Sie fällt genau zusammen mit der großen Erhebung des deutschen Volkes auf den idealen Gebieten des Lebens. Ihr Verfall beginnt fast zu derselben Zeit, in welcher der Bauernkrieg den Aufschwung der unteren Volksschichten brach, in welcher die widerwärtigen Händel zwischen Lutheranern und Reformierten zu beweisen schienen, daß auch das neue Leben der Geister nicht alle Bedingungen eines siegreichen Fortschrittes enthalte. Er läßt sich datieren von ihrem Aufstand gegen den älteren Frundsberg, jener Stunde, wo sie ihrem Vater, dem greisen Landsknechthelden, das Herz brachen. Vieles wirkte zusammen, die neuen Fußsoldaten zu verderben, sie waren Lohnkrieger auf Zeit und gewöhnten sich bald, die Fahnen zu wechseln und nicht für eine Idee zu kämpfen, sondern für eigenen Vorteil und Beute. Sie waren nicht durch die Anwendung des Pulvers auf den Krieg ins Leben gerufen worden, aber sie vorzugsweise eigneten sich die neue Erfindung an. Und das Eindringen der Handfeuerwaffen in die Heere half allerdings zuerst dazu, die Schwäche ihres Gegners, der alten Ritterkavaliere, zu erweisen, aber dieselbe Feuerwaffe verringerte auch sehr bald ihre eigene Tüchtigkeit. Denn noch waren ihre schweren, langsam feuernden Rohre nicht geeignet, auf dem Schlachtfeld den Sieg zu gewinnen. Der letzte Erfolg hing noch von

dem massenhaften Ansturm der scharfen Waffe und dem Einbrechen ihrer Gewalthaufen in den Feind ab; noch kämpften die behenderen Schützen unter dem Schirm der Spießträger, welche sich wieder mit eisernen Schutzwaffen bedeckt hatten, um die Gefahr der Kugel zu verringern. Der Landsknecht aber wollte lieber das Rohr als den schweren Harnisch und Spieß tragen; so kam es, daß die große Masse der Soldaten untüchtig zum entscheidenden Angriff wurde.

Damit vereinigten sich andere Übelstände. Noch gab es keine stehenden Heere; bei drohender Fehde wurden von großen und kleinen Territorialherren und Städten Truppen gesammelt, nach beigelegtem Kriege wieder entlassen. Die Fehden waren in der Regel kurz und lokal, selbst die ungarischen Kriege nur Sommerfeldzüge von wenigen Monaten. Die deutschen Landesherren, in unaufhörlicher Geldnot, suchten sich durch Verschlechterung der Münze — es wurde zur Auszahlung der Kriegsleute nicht selten besonders leichtes Geld geschlagen —, durch treulose Verkürzung der ausgemachten Löhnung zu helfen. Solche Ungebühr demoralisierte den Kriegsmann nicht weniger als die kurze Dienstzeit. So wurden die Landsknechte betrogene Betrüger, Abenteurer, Plünderer und Räuber*.

Das Fußvolk trug beim Beginn des Krieges entweder das Feuerrohr oder die Pike, das Rohr zum Auflockern der feindlichen Massen, den Spieß zum Draufgehen und zur Entscheidung im Nahgefecht. Die Mannschaften der scharfen Waffe waren in der großen Mehrzahl Pikeniere, seltener Hellebardiere, zuweilen noch „Schlachtschwerter" als Hüter der Fahne und Rondarschiere mit Kurzspieß und Schild. Beim Beginn des Krieges galt der Pikenier für den schweren Infanteristen, er trug Helm, Brustharnisch, Armschienen, den Degen und eine 18 Fuß lange Pike mit eiserner Spitze, den Schaft am besten von Eschenholz. Die

* Das Beste, was bis jetzt über Taktik und Strategie des Dreißigjährigen Krieges geschrieben ist, findet sich in W. Rüstrow, Geschichte der Infanterie. 1857. Hier sollen die Seiten des damaligen Heerwesens hervorgehoben werden, welche zu behandeln Rüstow keine Veranlassung hatte.

Gefreiten und Subalternoffiziere führten Hellebarden oder Partisanen. Es wurde aber immer schwerer, für diese alten Landsknechtswaffen das Volk in hinreichender Anzahl zusammenzubringen. — Von den Handfeuerwaffen hatten zwei die Herrschaft in den Heeren erlangt, die Gabelmuskete, bei den Kaiserlichen im Anfang des Krieges ein schweres unbehilfliches Gewehr von sechs Fuß Länge mit Luntenschloß und Kugeln, von denen zehn aufs Pfund gingen, und daneben das kürzere Hand- oder Schützenrohr, leichter und von geringerem Kaliber, welches im Anfang des Krieges auch beim Fußvolk zuweilen den veralteten Namen Arkebuse führt*. Der Musketier trug außer einem Seitengewehr mit wenig gekrümmter Spitze über die Schulter ein breites Bandelier mit elf Zylinderkapseln, in denen die Ladung steckte, einen Luntenberger und am Riemen einen Gabelstock, Furket, unten mit metallener Spitze, oben mit zwei metallenen Hörnern, auf den er beim Schießen die Muskete legte. Sein Haupt bedeckte noch Helm oder Sturmhaube, bald warf er auch diese letzte Schußwaffe weg. Der Arkebusier zu Fuß oder Handschütz führte nicht Gabel und Bandelier, er lud aus Kugeltasche und Pulverhorn. Pikeniere und Musketiere standen in demselben Fähnlein vereinigt, doch gab es schon lange vor dem großen Kriege Fähnlein, welche nur Feuerwaffen enthielten. Aus den Schützenfähnlein mit Handrohr, der leichtesten Infanterie, die man gern als Freikompanien von den Regimentern sonderte, entwickelten sich in der Mitte des Krieges — soviel uns bekannt, zuerst bei den Hessen — Jägerkompanien, darin wohl nur einzelne mit gezogenem Rohr. Die Grenadiere, welche Handgranaten werfen, werden hier und da in geringer Anzahl gebildet, z. B. 1634 von den Schweden im belagerten Regensburg.

Beim Beginn des Krieges war der Pikenier als schwerer Infanterist traditionell noch der angesehene Mann, noch wurde er in den Musterregistern als Doppelsöldner auf-

* Jacobi von Wallhausen, „Kriegsmanual." 1616, S. 7 und Kupfer. Die Arkebuse des 16. Jahrhunderts war schwerer gewesen.

geführt, im Lauf des Krieges erwies er sich als zu schwerfällig für große Märsche, unbehilflich beim Angriff, fast unnütz, seit der Kavallerie das Einhauen und die letzte Entscheidung auf dem Schlachtfeld zugefallen war; so sank er allmählich in Verachtung, und das hübsche Urteil des lustigen Springinsfeld* drückt genau die Ansicht über seine Brauchbarkeit aus. „Ein Musketier ist zwar eine wohlgeplagte arme Kreatur, aber er lebt in herrlicher Glückseligkeit gegen einen elenden Pikenier. Es ist verdrießlich daran zu denken, was die guten Tröpfe für Ungemach ausstehen müssen; keiner kann's glauben, der's nicht selbst erfährt, und ich meine, wer einen Pikenier niedermacht, den er verschonen könnte, der ermordet einen Unschuldigen und kann solchen Totschlag nimmermehr verantworten; denn obgleich diese armen Schiebochsen" — mit diesem spöttischen Namen wurden sie genannt — „kreiert sind, ihre Brigaden vor dem Einhauen der Reiter im freien Felde zu schützen, so tun sie doch für sich selbst niemand ein Leid, und dem geschieht ganz recht, der ja einem von ihnen in seinen langen Spieß rennt. In Summa, ich habe mein Lebtag viele scharfe Okkasionen gesehen, aber selten wahrgenommen, daß ein Pikenier jemand umgebracht hätte." Demungeachtet erhielten sich die Pikeniere bis gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Musketiere aber, die große Masse des Fußvolkes, wurden durch Gustav Adolf behender gemacht; er schaffte im schwedischen Heer die Gabel ab — die Kaiserlichen behielten sie reglementmäßig bis lange nach dem Kriege — erleichterte Gewehr und Kaliber zu Kugeln, von denen dreizehn aufs Pfund gingen, und führte statt des klappernden Bandeliers Papierpatronen und Tasche ein. Aber auch so waren die Musketiere, ohne Bajonett, langsam feuernd und nicht geübt, in geschlossener Reihe zu kämpfen, wenig geeignet, große Entscheidungen herbeizuführen.

Dagegen wuchs der Einfluß der Kavallerie. In ihr lagen bei Beginn des Krieges noch zwei entgegengesetzte Prinzipien im Streit. Die alte Rittertradition hatte Methode

* Grimmelshausen, „Seltzamer Springinsfeld", Kap. 12.

und Bewaffnung gemischt mit dem Landsknechtswesen, welches auch auf die Pferde gestiegen war. Noch galt die schwere Reiterei für eine aristokratische Truppe, noch führte der Edelmann sein Schlachtroß, die Ritterrüstung, die alte Ritterlanze und seinen Haufen Knechte, für welche er den Sold bezog, zu den Standarten der Kavallerieregimenter. Aber der Krieg machte auch diesen Resten alter Sitte allmählich ein Ende. Doch blieb der Ehrgeiz, als Freireiter mit eigener Ausrüstung und einem Knecht oder auch nur als „Einspänniger" einzutreten, und wer etwas auf sich hielt oder gute Beute gemacht hatte, drängte sich unter die Reiterstandarte. Bei den deutschen Heeren waren vier Gattungen der regulären Kavallerie, die Lanziers*, bis auf die Reiterstiefeln in voller Rüstung (ohne Schild), mit Ritterlanze oder dem Rennspieß der Landsknechte, Degen, zwei schweren Sattelpistolen (den Fäustlingen), die Kürassiere mit gleicher Schutzrüstung, Pistolen und Degen; die Arkebusiere, später Karabiniers, halbgerüstet mit Sturmhaube, Halsring, schußfreiem Brustharnisch, mit zwei Pistolen und einem Handrohr an schmalem Bandelier; endlich die Dragoner, berittene Pikeniere oder Musketiere, welche fast ebensowohl zu Pferd als zu Fuß fochten. Dazu kam irreguläre Kavallerie, Kroaten, Stradioten und die Husaren, welche fast hundert Jahre vorher, im Jahre 1546, in Deutschland Aufsehen gemacht hatten, als sie Herzog Moritz von Sachsen dem König Ferdinand aus Böhmen entlieh. Damals hatte ihr Aussehen nicht übel gefallen, sie hatten türkische Rüstung, Säbel und Tartsche getragen, waren aber als wilde Räuber im schlechtesten Geruch gewesen**; Gustav Adolf brachte nur Kürassiere und Dragoner nach Deutschland, auch die Kürassierer leichter gerüstet als die kaiserlichen, aber ihnen weit überlegen an Energie des Angriffs. Während des ganzen Krieges war es Tendenz der Reiterei, ihre

* Wallhausen (Kriegskunst zu Pferd, 1616) hält noch viel von ihnen.

** Pasquillius Novus der Husseer." (1546) 4°, 9 Bl. — Rondelle oder Rundarsch (Rondachse) ist ein kleiner runder Schild, Targe, Tartsche der eckige.

schwere Armatur zu erleichtern; je mehr die Heere zu Kriegsbanden herabsanken, desto zwingender wurde das Bedürfnis größerer Beweglichkeit.

Im 16. Jahrhundert war das schwere Geschütz an Kaliber, Rohrlänge und Namen sehr mannigfaltig gewesen, die scharfe Metz, die Kartaune, Notschlange, Nachtigall, Sängerin Falkaune, das Falkonett, die Feldschlange, das Scharfentin (Serpentin) usw. mit Kugeln von hundert Pfund bis ein Pfund herab, außerdem Orgelgeschütze*, Mörser und Böller, Feuerbüchsen und Standbüchsen. Beim Beginn des Dreißigjährigen Krieges waren die Formen bereits vereinfacht, man goß ganze, halbe, Viertel- und Achtelkartaunen, mit 42-, 24-, 12- und 6pfündigen Kugeln**, die ersten als Festungs- und Positionsgeschütze, die letzten als Feldgeschütze; daneben noch die unverhältnismäßig langen Schlangen und Falken. Zum Bogenwurf aber sogen. Kammerstücke, die Mörser, welche bald auch Haubitzen genannt wurden, und die kleineren Böller für Feuerkugeln, Stinktöpfe usw. Im Anfang des Krieges außerdem die Hagelstücke, welche

* Dies Geschütz bestand aus einer Anzahl kurzer Röhren, welche, parallel in Reihen (Registern) verbunden, eine nahezu kubische Masse bildeten, deren dem Feind zugekehrte Seite etwa sechs bis zehn Reihen von ebensoviel Mündungen im Quadrat geordnet wies. Dies System von Röhren ruhte auf einer Lafette und feuerte nach den Registern. Jedes einzelne Rohr aber wurde mit drei, vier und mehr Kugeln geladen, welche einzeln in Zwischenräumen aus dem Lauf flogen. Sollte das Feuern aufhören, so konnte der Mechanismus gehemmt werden. Fronsperger (Kriegsordnung Buch V, Bl. 84 der Ausgabe von 1564) rühmt, daß so (nach einmaligem Laden) aus hundert Röhren des Geschützes tausend Schüsse geschehen könnten. — Ein Kartätschenschuß tat in den meisten Fällen bessern Dienst. Auch war die überkünstliche Maschine zu teuer und unbehilflich. — Nebenbei sei bemerkt, daß man schon vor dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland viel an den Schußwaffen künstelte. Auch damals hatte man schon Falkonette, welche von hinten geladen wurden. Wenn sie in den Zeughäusern bis auf unsere Zeit gedauert haben, so kommt das vielleicht daher, daß sie wenig vor dem Feind zu brauchen waren.

** Wallhausen, „Archiley Kriegskunst", 1617. — Für die entsprechenden französischen Verhältnisse sind gute Angaben in Etudes sur le passé et l'avenir de l'artillerie par le prince Napoléon Louis Bonaparte, T. I.

gehacktes Eisen, Blei, Schrot, kleine Steine schossen*. Endlich von geschmiedeten Feuerwaffen für lötige Kugeln die Doppel-, einfachen und halben Haken. Immer aber war an den Stücken für Vollkugeln die Rohrlänge des Geschützes zu groß, das Pulver schlecht, der Schuß unsicher. Gustav Adolf führte kurze und leichtere Geschütze ein; seine ledernen Kanonen, kupferne Zylinder mit dichtem Hanf- und Lederüberzug, durch eiserne Reifen zusammengehalten, erhielten sich zwar nicht**; wahrscheinlich war ihre Dauerbarkeit zu gering; aber seine kurzen Vierpfünder, auch für Kartätschenschuß von bester Wirkung, von denen je zwei jedem Regiment beigegeben waren, überdauerten den Krieg. Dies Feldgeschütz feuerte nicht nur aus Position, sondern avancierte mit ziemlicher Beweglichkeit auch während des Gefechts. Unbehilflich aber blieben die Bogenwürfe und Hohlgeschosse; die letzteren, mit Stricken umsponnen, waren runden Kanonenschlägen ähnlicher als unsern Bomben und Granaten und blieben von unsicherer Wirkung, weil man den Zünder schlecht verfertigte und die Zeit des Springens nicht abzumessen verstand. Das alte Bedürfnis der Germanen, auch das Leblose gemütlich herzurichten, hatte schon in früherer Zeit den einzelnen Geschützen besondere Namen gegeben, der Brauch blieb, auch seit man Stücke desselben Kalibers in größerer Zahl goß; dann wurden die einzelnen Geschütze z. B. nach den Planeten, Monaten, Zeichen des Tierkreises benannt, auch wohl zusammen als lauttönendes Alphabet aufgefaßt, in diesem Fall mit einzelnen Buchstaben bezeichnet. Auch dem Kaliber, das trotz aller Vereinfachung noch zu verschieden war, erfand man immer neue Namen. So wird der hübsche Vergleich der Geschütze mit

* Auch sie wurden durch die Kartätschenschüsse der Feldgeschütze unnütz, sie selbst waren die vergrößerten Feuerbüchsen des 16. Jahrhunderts. Die Feuerbüchsen, einst eine beliebte Waffe, waren kurze Rohre von zwei Schuh Länge mit einer Seele von 1½—2 Zoll Durchmesser gewesen, von einem Mann zu tragen. Fronsperger a. a. O. Bl. 97.

** In der Schlacht bei Breitenfeld waren die metallenen Geschütze der Schweden übermäßig erhitzt, da taten die Lederkanonen ihren letzten großen Dienst gegen die Kroaten. — Spezifikationen, wie und welcher Gestalt die blutige Schlacht vor Leipzig sich angefangen. 1631, 4°, S. 5.

Raubvögeln fortgesetzt, die 36-Pfünder heißen Adler, 24-Pfünder Falken, 12-Pfünder Geier, 6-Pfünder Habichte, 3-Pfünder Sperber, die 60 pfündigen Mörser aber Eulen*. Die Fortschritte der Artillerie und ihr Einfluß auf die Kriegführung wurden nur dadurch beeinträchtigt, daß ausgelernte Geschützmeister in der letzten Hälfte des Krieges fehlten; der größte Teil der Geschützmannschaft waren kommandierte Infanteristen, der Verlust eines tüchtigen Artilleristen schwer zu ersetzen**.

Das Zahlenverhältnis der einzelnen Waffen änderte sich durch den Krieg. Beim Beginn war das Verhältnis der Reiterei zum Fußvolk etwa wie eins zu fünf, bald wie eins zu drei, in der letzten Periode war die Reiterei zuweilen stärker als die Fußtruppen. Diese auffallende Tatsache ist zugleich ein Zeugnis für die Verschlechterung der Truppen und der Kriegführung. In den ausgesogenen Landschaften war die Erhaltung der Heere nur bei starker Reiterei möglich, welche weiter fouragieren und schneller das Terrain wechseln konnte. Und da sich zur Reiterei drängte, wer Selbstgefühl besaß oder Beute hoffte, so erhielt sich die

* Projekt zu einer Eidgenössischen Defensionale von 1630 im „Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft in Zürich von 1852", S. 60. — Hierbei sei erwähnt, daß der bildliche Ausdruck „Kraut und Lot" für Pulver und Blei, welcher seit dem 15. Jahrhundert nachzuweisen ist, noch immer einer Erklärung bedarf. Lot ist schon mhd. Gewicht, Blei und Kraut (Krautkamm ist Pulverkammer) wurde im Mittelalter, ja bis in die neue Zeit zuweilen als gleichbedeutend mit „Zauber" gebraucht, z. B. in der noch lebenden Redensart: „Das müßte ja mit Kräutern zugehen".

** Bei dem großen Übungsschießen in Straßburg 1590 wurden aus 12 neuen Halbschlangen durch je zwei Mann nach einer Scheibe von 14 Schuh Höhe (7 Schuh im Radius um den Nagel) 14 Tage lang von 6 Uhr früh bis 6 Uhr abends „ohne Unterbrechung" vierpfündige Kugeln auf 500 Schritt geschossen. Es wurden im ganzen 1400 Schuß abgefeuert, davon trafen 391 die Scheibe; dem einzelnen Geschütz wurden also täglich etwa 8—9 Schuß zugemutet, darunter waren nur zwei Siebentel Treffer. Dies Resultat scheint mit Selbstgefühl erfüllt zu haben. Vergleiche Bernh. Schmidt „Eygentliche Beschreibung deß löblichen Vbungsschiessens mit groben Stucken". Straßburg 1590, 4°. — Aus den Berichten über Belagerungen im großen Kriege sieht man, daß bei den Heeren das Treffen häufig nicht besser glückte. Ein Büchsenmeister oder Konstabler, der das „Richten" verstand, war dem Heere so wertvoll wie einer Stadt.

Reiterei verhältnismäßig in besserem Zustand als das Fußvolk, welches zuletzt in dürftiger Nachlese verzehrte, was etwa die Reiter übriggelassen hatten. Allerdings wurde auch die Kavallerie schlechter, der Mangel an guten Kriegspferden war zuletzt noch empfindlicher als der an Menschen, und die Wucht schwerer Reiterei nicht zu erhalten, während sich in der Bandenwirtschaft der letzten Jahre der Dienst der Streifkorps und Parteigänger zu großer Vollkommenheit ausbildete. Demungeachtet tat auch in den Treffen die Reiterei zuletzt das Beste; denn ihr fiel wieder die Aufgabe zu, das Gefecht durch Draufgehen zur Entscheidung zu bringen. Die letzte Armee mit tüchtiger Infanterie und „holländischer Ordnung" war die der Bayern unter Mercy von 1643—1645.

Die Taktik der Armeen hatte sich seit hundert Jahren langsam umgeformt. Das alte Landsknechtheer war in drei großen quadratischen Haufen, Avantgarde, Gewalthaufen, Arrieregarde, zur Schlacht gezogen, unbekümmert um Landstraßen und Saatfelder; vor ihm liefen kommandierte Arbeiter, welche Gräben ausfüllen und Gebüsch niederschlagen mußten, um dem unförmlichen Haufen Bahn zu machen*. Zur Schlacht selbst stellten sich die tiefen viereckigen Massen des Fußvolks nebeneinander, jeder Schlachthaufen bestand aus vielen Fähnlein, zuweilen aus mehreren Regimentern; die Reiterei stand in ähnlicher tiefer Aufstellung an den Flügeln. Regelmäßige Reserve fehlte, nur zuweilen ward einer der drei Haufen für die Entscheidung zurückgehalten; von auserwählter Mannschaft wurde ein „verlorener Haufen" gebildet für gefährlichen Dienst, zum Forcieren von Flußübergängen, der Besetzung eines entscheidenden Punktes, Umgehung des Feindes. Seit das Feuerrohr neben der Pike überhandgenommen, wurden die großen Schlachthaufen von Schützengliedern umgeben, Schützenflügel an sie angehängt, endlich besondere Schützenhaufen gebildet. Die Unbehilflichkeit dieser schweren Schlachtmas-

* So hatte sie Sastrow am Ende des Schmalkaldischen Krieges gesehen, er beschreibt ihren Marsch sehr anschaulich.

sen führte schon in den niederländischen Kämpfen zu einem Zerlegen der Schlachtordnung in kleinere taktische Körper, welche in zwei oder drei Treffen standen. Aber nur langsam bildete sich die Treffenstellung und das System der Reserven aus. Noch war den kaiserlichen Heeren beim Beginn des Krieges vieles von der alten Methode geblieben. Immer noch wurden die Fähnlein der Infanterie zu tiefen Quadraten — den Bataillonen — zusammengefügt. Feste Stellungen suchen und die Schlacht in der Defensive aufnehmen, war gegenüber den wild anstürmenden Türken in ruhmlosen Feldzügen zu sehr Brauch geworden. Allerdings konnte die Zähigkeit und die Wucht der tiefen Massen gewaltig sein, aber sie litten auch furchtbar, wenn es dem Feind gelang, mit seinem Geschütz in ihnen zu arbeiten, und sehr unbehilflich waren alle ihre Bewegungen. Gustav Adolf nahm die taktischen Neuerungen der Niederländer in geistvoller Weise auf; er stellte zur Schlacht die Infanterie sechs Mann, die Kavallerie vielleicht nur drei Mann tief, zerlegte die großen Massen in kleine Abteilungen, welche in fester Verbindung miteinander die Einheit der „schwedischen Brigade" bildeten; er verstärkte die Kavallerie, indem er Schützenkompagnien zwischen sie stellte, führte außer der Reserve- und Positionsartillerie leichte Regimentsgeschütze ein und gewöhnte seine Soldaten an schnelle offensive Bewegungen und rücksichtsloses Vorgehen. Seine Infanterie feuerte schneller als die kaiserliche, in der Schlacht bei Breitenfeld erschütterte zum erstenmal nahes Pelotonfeuer die alten Wallonenregimenter Tillys; für seine Kavallerie stellte er zuerst die Lehre auf, durch welche hundert Jahre später Friedrich der Große seine Reiterei zur ersten der Welt machte, sich nicht mit Feuern aufzuhalten und in schnellster Gangart über den Feind herzufallen.

Während der Schlacht erkannten die Soldaten einander am Feldgeschrei und an besonderen Abzeichen, die Offiziere an den Feldbinden. Bei Breitenfeld trugen z. B. die Tillyschen weiße Bänder um Hut und Helm, weiße Schnüre um den Arm, die Schweden grüne Zweige. Die kaiserliche Feldfarbe war rot, Gustav Adolf verbot deshalb seinen Schweden Rot zu tragen*; die Feldbinden der schwedischen Offiziere in der Schlacht bei Lützen waren grün, die kursächsischen Feldbinden während des Krieges schwarz und gelb, später, seit Erwerbung der polnischen Krone, rot und weiß.

Die Soldaten standen in Fähnlein oder Kompanien, der taktischen Einheit, und diese waren zu Regimentern, der administrativen Einheit, verbunden. Das deutsche Regiment Fußvolk sollte aus 3000 Mann in 10 Fähnlein zu 300 Mann bestehen, die Fähnlein erreichten selten die Normalstärke und verloren im Kriege mit reißender Schnelligkeit ihre Mannschaft. Regimenter von 1000 bis 300 Mann, Kompanien von 70, 50, 30 sind nicht selten. Vom Kavallerieregiment forderte man eine Stärke von 500—1000 Mann, die Kompaniezahl war verschieden, ihre wirkliche Kriegsstärke noch wandelbarer**.

Titel und Amt der Offiziere hatten schon Ähnlichkeit mit der modernen deutschen Einrichtung. Oberst des Regiments hieß, wer das Regiment seinem Kriegsherrn geworben hatte, auch wenn er sonst Generalrang hatte; unter ihm stand der Oberstleutnant und Oberstwachtmeister. Wichtiger für den Zweck dieser Blätter sind die Offiziere der Fähnlein: der Hauptmann oder Rittmeister mit seinem Leutnant, der Fähnrich und der Feldweibel oder Wachtmeister, Unteroffiziere und Gefreite, zuletzt der Profos.

War der Hauptmann bei der Musterung seinem Fähnlein im Ring als Oberhaupt und Vater vorgestellt, so bat er freundlich die lieben Kriegsleute, ihm treu und gehorsam zu sein, zählte ihre Pflichten auf, versprach in jeder Not zu ihnen zu halten und Leib und Leben und alles, was er

* Doch hatte er selbst eine Brigade, welche die rote hieß.

** Squadron (quaternio) bezeichnet im Anfang des Dreißigjährigen Krieges noch den Schlachthaufen der Reiterei, welcher ursprünglich aus vier Kompanien zusammengesetzt war. Die Reiterkompanie wird oft Kornett genannt, wie der Fähnrich und seine Fahne. — Das häufige Prädikat „reformierter" Oberstleutnant, Hauptmann usw. bedeutet einen Offizier, welchem seine Mannschaft so geschwunden ist, daß die etwa übrigen Leute bei einer Neubildung der Truppenteile — Reformation — andern Fahnen untergesteckt werden mußten. Er ist im Dienst, aber ohne festes Kommando.

in seinen Kleidern trüge, bei ihnen zu lassen als redlicher Mann. Leider tat dem Hauptmann vor allem andern Treue in Geldsachen not, sowohl gegen den Oberst als gegen seine Leute: dem Musterherrn tüchtige Leute zu werben, nicht mehr Söldner anzurechnen als recht war, den Kriegsleuten aber den Sold völlig zu zahlen. Beides geschah häufig nicht; die Versuchung des Werbesystems war groß, und Gewissenhaftigkeit war in dem unsicheren Kriegsleben eine Tugend, welche leicht schwand; auch der Ehrliche geriet in gefährliche Klippen, wenn der Sold lange ausblieb oder unvollständig gezahlt wurde. Sonst sollte der Hauptmann ein ernster, wohlerfahrener Mann sein, billig und gütig im Gemüt, aber scharf in allen Rechtssachen. Die Woche hindurch sollte er nach altem Sprichwort sauer sehen und die Kriegsleute nicht eher anlachen als am Sonntag, wenn man im Feld predigte; dann saßen die Leute auf der Erde und standen auf, den Hut vor dem Hauptmann abzuziehen. Wer aber eine Sturmhaube trug, behielt sie auf. — Auf dem Marsch ritt der Hauptmann, vor dem Feinde aber sollte er zu Fuß eine Pike oder die Muskete seinem Fähnlein vortragen*.

Die Fahne des Fußvolks, das Heiligtum der Kompanie, hatte kaum die Stangenlänge der unseren, aber ihr Seidenstoff reichte wie ein großes Segel fast bis zum Ende der Stange; es war schwerer Stoff, nach damaligem Zeitgeschmack mit aufgemalten allegorischen Bildern und kurzen lateinischen Sentenzen schön verziert. Die „Kornette" der Reiterei, zuweilen ausgezackt, waren kleiner und wurden an der Stange befestigt wie unsere Fahnen. Nach der Fahnenfarbe wurden nicht selten die Regimenter benannt, z. B. bei den Kursachsen, wo der Fahnengrund immer zweifarbig war: das schwarz und gelbe, blau und weiße, rot und gelbe Regiment; dann hatte von den zehn Fahnen des Regiments jede besonderes Emblem und Motto und verschiedene Verbindung derselben Regimentsfarben: geflammt, gestreift, in Rauten; doch die Haupt- oder Leibfahne wies zuweilen die

* Der Leutnant führte eine Partisane, die Unteroffiziere Hellebarden.

Regimentsfarben nur im Saum. Die Kornette der Reiterei hatten einfarbigen Grund, auch die Reiter bezeichnete man nach der Fahnenfarbe und nicht nach einer Uniform, die sie nur selten trugen, z. B. zwei oranienfarbene Kornett Kürassiere, fünf stahlgrüne Kornett Arkebusiere. Auch die Schweden unterschieden ihre Brigaden, welche in Deutschland häufig Regimenter genannt wurden, nach der Fahnenfarbe, so außer dem (gelben) Leibregiment: das grüne, blaue, weiße, rote. Oft wurden die Farben der Fahne und des Regiments nach den Wappenfarben des Obersten gewählt, zumal wenn er das Regiment geworben hatte*. — Allmählich aber wurde in allen Armeen Brauch, das Regiment nach dem Namen des Obersten zu nennen.

Im Ring der geworbenen Kriegsleute wird das Fähnlein an die Stange gebracht und aufgerichtet, der Oberst übergibt dem Fähnrich die Fahne und bindet sie ihm ein „als eine Braut und leibliche Tochter, aus der rechten Hand in die linke Hand, wo Euch beide Arme abgeschossen oder gehauen werden, sollt ihr's in den Mund nehmen; ist keine Hilfe noch Rettung da, so verwickelt Euch drein, befehlt Euch Gott, um darin zu sterben und erstochen zu werden als ein ehrlicher Mann". Solange die Fahne fliegt und ein Stück an der Stange ist, sollen die Kriegsleute dem Fähnrich in den Tod folgen, bis alles über einen Haufen an der Walstatt liegt. Die Fahne soll über keinem Bescholtenen oder Missetäter fliegen; ist gegen den Fahneneid gefrevelt, so darf der Fähnrich die Fahne einschlagen und dem Frevler Fahne und Wacht verbieten lassen; dann muß dieser beim Troß gehen unter Huren und Jungen, bis zum Ausgang der Sache. Der Fähnrich soll ohne Erlaubnis keine Nacht die Fahne verlassen; wenn er schläft, soll er sie bei seinem Lager haben, sich nie davon trennen; wird sie ihm durch Verrat oder schelmische Diener von der Stange gerissen, so soll der Fähnrich dem gemeinen Kriegsmann mit Leib und Leben verfallen nach ihrem Willen. Er soll ein

* Geijer, „Geschichte Schwedens", III, S. 200 erwähnt die Farben nach dem Swedish intelligencer, I, 28.

großer, kräftiger, männlicher, tapferer und fröhlicher Geſell ſein, der erſte beim Sturm, ſonſt freundlich mit jedermann, Fürſprecher und Friedenſtifter; Strafen verhängt er nicht, daß ſich kein Haß an ihn hänge. Im freien Feld bei fliegenden Fahnen werden Beſtallung und Kriegsartikel vorgeleſen; der Reiter darf ſich ohne Erlaubnis nur ſoweit vom Zug oder Lager entfernen als die Fahne geſehen werden kann; wer im Kampf von der Fahne flieht, ſoll dafür ſterben, wer den Fliehenden niederſticht, iſt ſtraflos*; wenn der Fahnenträger eine Feſtung oder Schanze verläßt, bevor er drei Stürme ohne Entſatz ausgehalten, verfällt er dem Kriegsgericht; das Regiment verliert die Fahne, wenn es aus Feigheit eine Feſtung vor der Zeit übergibt. Noch war's nicht lange her, daß das Spießrecht abgekommen war, das herbe Gericht der Landsknechte, wo vor dem Ring der Gemeinen der Profos den Miſſetäter verklagte und 40 erwählte Mann, Offiziere und Gemeine, das Urteil ſprachen; auch damals ſchlugen beim Beginn des Gerichts die Fähnriche ihre Fahnen zuſammen, ſteckten ſie verkehrt, mit der eiſernen Spitze, in die Erde und forderten ein Urteil, weil die Fahne nicht über einem Miſſetäter fliegen dürfe. Und war der Verbrecher zum Spießen oder als Schütze zum Arkebuſieren verurteilt, dann bedankten ſich die Fähnriche gegen den gemeinen Mann, ſchlugen die Fähnlein wieder auf und ließen ſie fliegen gegen Aufgang der Sonne, tröſteten den armen Sünder und verſprachen, ihm auf halbem Wege entgegenzulaufen und ihn dadurch zu erledigen, daß ſie ihn unter den Schutz der Fahne nahmen. Und wenn die Gaſſe gebildet war, traten ſie an das Ende derſelben mit dem Rücken gegen die Sonne, der Verbrecher aber mußte die Kriegsleute ſegnen und um ſchnellen Tod bitten, dann gab ihm der Profos mit ſeinem Stab drei Schläge auf die rechte Achſel und ſtieß ihn in die Gaſſe. Wer aber unehrlich war, der wurde ehrlich, wenn die Fahne dreimal über ihn geſchwenkt war, ſo der Steckenknecht, wenn er ſich

* Z. B. Kurſächſiſche Reiterbeſtallung 1619; Schwediſches Kriegsrecht 1631.

ordentlich gehalten und entlaſſen werden ſollte. Der Fähnrich erhält alle drei Jahre Geld auf ein neues Fähnlein oder ein neues Kleid* (80—100 Gulden); dafür mußte der dem Fähnlein eine „Verehrung" geben, zwei Faß Bier oder Wein.

Die Fahne tragen war aber nicht nur ein wichtiges Amt, es war auch eine Kunſt, welche Kraft, Gewandtheit und lange Übung erforderte. Denn das „Fahnenſpiel" war ſchon vor dem Kriege in ein Syſtem gebracht; in den Kriegsjahren und unmittelbar nachher erhielt es weitere Ausbildung; deutſcher, italieniſcher, franzöſiſcher und ſpaniſcher Brauch verbanden ſich; es gab Ober- und Unterhiebe, Praſſaden, Stockaden, Kavaden, das vollkommene und das verkehrte Roſenbrechen und andere kunſtvolle Schwenkungen; ob das Tuch ganz, ob halb fliegen, ob es über die Stange laufen oder ſich wie Waſſerwellen bewegen durfte, alles war vorgeſchrieben. Und zu vielen Bewegungen der Fahne gehörten entſprechende Tritte und Bewegungen des Körpers. Im Zirkelſchwung drehte der Fähnrich die Fahne um das Haupt, er ſchwang ſie zur rechten und linken Hand, in ſeinem Rükken, ja nach vorn und hinten durch die Beine; er warf die Stange in die Höhe, ſchoß, während die Stange in der Luft ſchwebte, ſein Piſtol ab oder zog den Degen, fing die Fahne dann wieder auf, ſchlug das Tuch von hinten um ſich, ſtand majeſtätiſch halb vom Tuch verhüllt, ſteckte den Degen zierlich wieder ein und machte Reverenz, indem er beide Knie beugte. Dieſe Bewegungen waren aber nicht allein um der Schönheit willen da, durch ſie wurden ſeit dem Kriege auch die Marſchweiſen und einzelne Signale kommandiert; Deutſcher Marſch, Burgundermarſch, alter Schweizermarſch, denn die Spielleute der Kompanien blickten auf den Fähnrich, ſein heroiſches Weſen gab ihnen die Zeichen. Bis zum Anfang des 18. Jahrhunderts war das Exerzieren mit der Fahne eine beliebte Turnübung der adligen Jugend; noch Ludwig XIV. ſtiftete für den Dauphin einen beſonderen

* Adam Junghans von der Olnitz, „Kriegsordnung zu Waſſer und Landt." 3. Ausgabe, Cöln, 1598, S. 3b.

Kinderorden vom Pavillon. Seitdem ist die werte Kunst fast verloren, die letzten Traditionen dauern in einigen entschlossenen Bewegungen des modernen Tambourmajors; das „Fahnenspiel“ schwindet jetzt selbst im Zirkus der Kunstreiter, unter denen sich diese Technik der Landsknechtheere am längsten erhalten hat*.

Das Amt des Reitersähnrichs war weniger verantwortlich. Frisch in den Feind dringen und nach dem Angriff die Standarte in die Höhe halten, damit sich sein Volk um ihn sammle, das war seine Aufgabe. In den ungarischen Kriegen war zuweilen der Fähnrich im Rang dem Leutnant vorgegangen, und bei einigen Regimentern, z. B. der Wallensteinischen Armee, hatte sich dieser Brauch erhalten.

Der wichtigste Mann der Kompanie nächst dem Hauptmann war der Feldweibel; er war der Drillmeister, der Sprecher für die Kriegsleute, und hatte die Aufstellung des Fähnleins in die Schlachthaufen der kaiserlichen Bataillone und schwedischen Brigaden zu besorgen, die Mannschaften zu ordnen, in die vordersten und hintersten Glieder und an die Ecken die Tüchtigsten und am besten Bewaffneten, hatte die Hellebarden und kurzen Wehren einzumischen, die Schützen anzuhängen und zu führen. Er war der weise Mann der Kompanie, der Recht und Kriegsbrauch seiner Waffen genau kennen mußte.

Da das „Volk“, welches aus nah und fern unter der Fahne zusammenlief, schwer zu bändigen, zum großen Teil unsicher und schlecht in Waffen geübt war, mußte die Zahl der Unteroffiziere sehr groß sein. Gewiß bestand oft mehr als der dritte Teil der Mannschaft aus Chargierten. Wer irgend kriegstüchtig oder ein sicherer Mann war, wurde durch einen Unterbefehl, Vertrauensposten und höheren

* Wen es interessiert, die Fortschritte dieser untergehenden Kunst zu verfolgen, der vergleiche die kleinen Fahnenbüchlein vor und nach dem Kriege. Schon in dem ältesten (?) von Joh. Renner und Seb. Heußler (Nürnberg, 1615) ist der Brauch fremder Heere berücksichtigt, und schon damals gehörte das Fahnenspiel zu den Turnübungen der Höfe und Universitäten. Aber die kunstvolle Technik findet sich in Andr. Klette, „Kleine Fahnen-Schule“ (Nürnberg, 1679).

Sold ausgezeichnet. Unter den zahlreichen Funktionen und mannigfaltigen Namen der Subalternen sind einige besonders charakteristisch. Im Anfang des Krieges hatte noch jede Kompanie nach altem Landsknechtgebrauch ihren „Führer“, der wenigstens ursprünglich von den Soldaten gewählt worden war. Es war der Tribun der Kompanie, ihr Sprecher, welcher ihre Beschwerden und Anliegen dem Hauptmann vorzutragen, das Interesse des Volkes zu vertreten hatte. Es ist leicht begreiflich, daß ein solches Amt die Disziplin der Kompanie nicht kräftigte, es wurde im Kriege beseitigt. Auch das undankbare Amt des Furiers war von größerer Bedeutung als jetzt. Er hatte Trotz und gefürchtete Wucht gegen die Vorwürfe der Soldaten zu setzen, welche über die schlechten Quartiere haderten, die er ihnen angewiesen. Wenn das Fähnlein in ein wüstes Dorf kam, warfen alle Rottenmeister ihre Messer in den Hut des Furiers, dann lief er von Haus zu Haus und steckte die Klingen, wie sie ihm zur Hand kamen, in den Pfosten, und jede Rotte (6—8 Mann) zog dem Messer ihres Meisters nach. Wenn Arme von Adel, Aspiranten für Offizierstellen, eintraten, wurden sie zu den Gefreiten eingeschrieben, deren Zahl oft sehr groß war. Alte anspruchsvolle Landläufer zeichnete das militärische Küchenlatein durch die Titel „Ambesaten“, später „Landspassaten“ aus, sie waren Ordonnanzen und Boten, im Sold bevorzugt, Stellvertreter und Gehilfen der Korporale. Im allgemeinen war das Bestreben, jeder Charge einen Stellvertreter beizuordnen; wie der Leutnant dem Hauptmann, stand dem Fähnrich ein Korporal der Gefreiten als Unterfähnrich, dem Feldweibel die Gemeinweibel und für Wachtposten häufig auch bei der Infanterie ein Wachtmeister zur Seite, so den Unteroffizieren die Gefreiten, den Korporalen die Landspassaten, dem Profos der Rumormeister usw.

Die Heere bestanden mit wenigen Ausnahmen aus geworbenen Söldnern. Der Kriegsherr bevollmächtigte durch Patent einen versuchten Führer, für ihn ein Heer, ein Regiment, ein Fähnlein zu werben, dann wurden Werbeplätze gesucht, ein Musterplatz festgesetzt, auf dem sich die Gewor-

benen sammelten. Wer sich anwerben ließ, erhielt Lauf- oder Werbegeld, das beim Beginn des Krieges unbedeutend war und zuweilen von der Löhnung abgezogen wurde*. Im Lauf des Krieges stieg das Werbegeld und blieb dem Soldaten. Auf dem Musterplatz wurde noch im Anfang des Krieges mit jedem Söldner besonders über seine Löhnung verhandelt; der Soldat hatte außer dem Servis in seinem Quartier nichts als den Sold zu erhalten, der um 1600 für die gemeinen Fußsoldaten von 5—16 Gulden auf den Monat betrug**. Sie mußten dafür beim Beginn des Krieges in der Regel Waffen, Kleidung und Kost selbst beschaffen, den Besatzungen wurde der Proviant durch die Quartiermeister gegen Vergütung geliefert. Während des großen Krieges aber kam das Handeln um den Sold ab, es ward von dem Kriegsherrn den Soldaten eine gleiche mäßige Löhnung sehr unregelmäßig gezahlt.

Bei den Kaiserlichen betrug der Sold (exklusive Verpflegung) für den Pikenier neun, den Musketier sechs Gulden, bei den Schweden war er noch niedriger, wurde aber im Anfang regelmäßiger gezahlt und für die Verpflegung bessere Sorge getragen. Die gesamte Verpflegung des Heeres wurde durch ein rohes Requisitionssystem den Landschaften aufgebürdet, auch auf befreundetem Territorium. Die Gehalte der Oberoffiziere waren sehr hoch und bildeten doch nur den kleinsten Teil ihrer Einnahme. Während der Dienstzeit wurde die Mannschaft zuweilen durch eine Kontrollbehörde, Musterherren oder Kommissarien des Kriegs-

* Adam Junghans von der Olsnitz, „Kriegsordnung zu Wasser und Landt", T. 2.

** Um 1600 war 1 Gulden gutes Reichsgeld = 40 Sgr. unseres Geldes, 1 preußischer Scheffel Roggen kostete damals durchschnittlich etwa 25 Sgr. gegen jetzt 50 Sgr. So hatten 16 Gulden Reichsgeld damals den Verkehrswert von $25^2/_5$ preuß. Scheffeln Roggen oder 42 Talern unseres Geldes. Noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts hatte der gewöhnliche Monatsold des Landknechts 4 Gulden Reichsgeld betragen, seitdem hieß der Betrag von 4 Gulden e i n Sold. Das zunehmende Steigen der Preise und die Verschlechterung des Geldes bewirkten, daß für einfachen Sold niemand zu werben war und daß die Doppelsöldner 3—4 Sold erhielten. Wegen der Münzverwirrung sind alle Soldangaben aus den ersten Jahren des Krieges für uns wenig wert.

fürsten, in die Rollen aufgeschrieben, um zu verhindern, daß nicht Obersten und Hauptleute für eine größere Anzahl Sold bezogen, als sie unter der Fahne beisammen hatten; dann wurden die Entlaufenen apart geschrieben, hinter jedem ein Galgen gemalt. Wer auf freier Musterung aufgenommen war, der wurde, wenn er untüchtig geworden oder eine gute Zeit gedient hatte, ausgemustert, frei erkannt, abgedankt und mit einem Paßbrief oder Freizettel versehen. Auch wer sich mit Urlaub von der Fahne entfernte, erhielt einen Paßzettel. Für die Kleidung sorgte der Soldat nach altem Brauch selbst. Eine Uniformierung fand vor dem Kriege nur ausnahmsweise bei den Trabanten der Leibwache oder wohl auch bei bevorzugten Regimentern statt, z. B. bei den schwer gerüsteten Reitern, denen die Rüstung vom Kriegsherrn geliefert wurde, und zwar gegen Soldabzug oder so, daß der Oberst nach der Kampagne die Armatur zurücknahm. Doch tragen im Anfang des Krieges bereits einzelne, zumal kaiserliche Regimenter gleichfarbige Röcke, die dann vom Soldherrn beschafft wurden, und obgleich diese neue Einrichtung in der Kriegsnot nicht erhalten werden konnte, so wurde doch die Uniformierung Wunsch der Kriegsherren und wahrscheinlich auch Forderung der Soldaten. Nach dem Kriege wenigstens ist bei neugebildeten Heerkörpern Gleichmäßigkeit der Tracht die Regel.

Die Kriegszucht der Deutschen war beim Beginn des Krieges im schlechtesten Ruf. Die deutschen Kriegsleute galten für eitle, turbulente, aufsätzige Renommisten auch bei anderen Nationen*. Nicht wenig verdarb der Dienst in halbwilden Ländern, wie damals Ungarn und Polen waren, und gegen einen barbarischen Feind, die Türken. Schon wenn der Sold der einzelnen behandelt wurde, begann die Unzufriedenheit; dem Hauptmann, der die Prätensionen des angeworbenen Söldners nicht befriedigen wollte, warf der Gekränkte die Muskete zornig vor die Füße und entfernte sich mit seinem Laufgeld, es gab kein Mittel, ihn zu halten. War das Fähnlein vereidigt, so fand der Hauptmann nur

* Junghans am Schluß; Wallhausen, „Kriegskunst zu Fuß" a. m. O., z. B. S. 20.

zu häufig seinen Vorteil darin, das Plündern und die nächtliche Entfernung von der Fahne zu begünstigen, denn er erhielt seinen Anteil am Raub der Soldaten. „Die ärgsten Mausköpfe waren die besten Bienen."

Tief verhaßt waren stets die Zahlherren gewesen, weil sie in der Regel den Sold unvollständig und in schlechtem Geld zum Regiment brachten; sie und andere Kommissarien des Landesherren waren, wenn sie in das Lager kamen, sogar Mißhandlungen ausgesetzt. Den höheren Befehlshabern wurde das Ärgste nachgesagt, vor allem, daß sie mehr Sold empfangen, als sie den Soldaten ausgezahlt. Noch schlimmer waren die Unterbefehlshaber daran. Nicht selten brach offene Meuterei aus, dann setzten die Empörer Oberst und Hauptleute ab und wählten sich Führer aus ihrer Mitte. Dergleichen geschah öfter in Ungarn. Ja, es ereignete sich noch während des Waffenstillstandes, der dem Westfälischen Frieden vorausging, daß in einem bayrischen Dragonerregiment ein Korporal der Garnison von Hilperstein sich zum Oberst des Regiments ernannte und mit seinem Anhang die Offiziere wegjagte; das Regiment wurde durch kommandierte Völker umringt, der neue Oberst mit 18 ansehnlichen Rebellen gerichtet, dem Regiment die Musketen genommen, es mußte von neuem schwören und wurde als Reiterregiment neu formiert*. Gewöhnlicher Grund der Meuterei war Ausbleiben des Soldes. Dann wurden in der höchsten Not Anleihen zu Wucherzinsen gemacht, um die Soldaten zu befriedigen. Im Jahre 1620, dem geld- und kopflosen böhmischen Sommer, meuterte das Regiment des Grafen Thurn. Der ehrliche alte Herr beruhigte durch eine Abschlagszahlung, die er bei den Marketendern entlieh, und weinte darauf bitterlich über die üble Regierung und vieles andere. Zu derselben Zeit meuterte das Regiment des Grafen Mansfeld. Dieser begann seine Zahlung, indem er aus dem Zelt trat und mit eigener Hand zwei Soldaten niederhieb, viele schwer verwundete, worauf er sich zu Pferde setzte, unter die Meuterer sprengte und wieder mehrere er-

* Grimmelshausen. „Springinsfeld", Kap. 20.

schoß. Er allein mit drei Hauptleuten brach den Trotz von 600 Mann, nachdem er 11 getötet, 26 schwer verwundet hatte. — Wenn für militärischen Befehl noch leidlicher Gehorsam gefunden wurde, während die Fahne flatterte, so kam doch aller Groll zu lautem Ausbruch, sooft die Fahne abgerissen und das Regiment abgedankt wurde. Dann verbargen sich der Profos, der Hurenweibel und die Steckenknechte; Hauptmann, Leutnant und die unteren Befehlshaber mußten Schimpfreden und Herausforderungen ertragen und sich sagen lassen: „Ha, Kerl, du bist mein Befehlshaber gewesen, jetzt bist du nicht ein Haar besser als ich, ein Pfund deiner Haare gilt mir nicht mehr als ein Pfund Baumwolle; heraus, raufe dich mit mir!"* So hatten die Befehlshaber bei jeder Strafhandlung die spätere Rache des Missetäters und seiner Freunde zu fürchten. Und wie mit den Offizieren haderten die Entlassenen auch untereinander; dann standen auf einem Platz wohl an die hundert Parteien im Zweikampf, die leichtfertigsten Mordtaten und Totschläge wurden verübt, die sonst nicht erhört waren, solange die Christenheit steht. Denn es war Brauch, daß die Streitenden, während die Fahne wehte, einander die Hände gaben und gelobten, ihren Zwist am Ende der Dienstzeit auszufechten und bis dahin als Brüder in Liebe miteinander zu leben. Bei solcher Abdankung rotteten sich die Leichtfertigen in Haufen zusammen und begannen ein „Harnischwaschen" mit solchen Kameraden, denen die Offiziere während der Dienstzeit Gunst erwiesen hatten, d. h. sie beraubten dieselben, zogen ihnen die Kleider aus, schlugen sie auch wohl gar tot. Und all solcher Frevel wurde geduldet, die machtlosen Oberbefehlshaber hatten sich gewöhnt, dergleichen als Kriegsbrauch ruhig anzusehen.

In den ungarischen Sommerfeldzügen hatten die Kriegsleute gelernt, nur während der Sommermonate bei der Fahne zu bleiben. Sie fanden ihre Rechnung dabei, nicht länger zu dienen und meuterten, wenn ihnen solche Zumutung gestellt wurde; denn im Herbst und Winter zogen

* Wallhausen, „Kriegskunst zu Fuß", S. 20.

sie oft mit zwei, drei, vier Jungen als „Gartbrüder“ durch das Land, eine furchtbare Plage für den Landmann im östlichen Deutschland. In den Grenzländern Schlesien, Österreich, Böhmen, Steiermark war sogar durch die Landesherren befohlen, jedem Soldaten, der auf der Garte umherstrich, einen Heller zu geben. So ertrotzten sie täglich einen halben Gulden und mehr, ihre Jungen mausten, wo sie konnten, sie waren berüchtigte Hühnerfänger. Wallhausen berechnet unter lebhaften Klagen, daß die Unterhaltung eines stehenden Heeres den Fürsten und Landschaften weniger kosten und ganz andere Erfolge vor dem Feinde sichern werde als der alte schlechte Brauch.

Mehr als einmal während des langen Krieges wurden die wilden Heere durch den kräftigen Willen eines einzelnen zu straffer Disziplin zusammengezwungen, und jedesmal wurden militärische Erfolge erreicht; nie aber hatte dergleichen Dauer. Die Disziplin des Wallensteinischen Heeres war in rein militärischen Angelegenheiten vortrefflich, dafür war greulich, was der Befehlshaber gegen Bürger und Bauer erlaubte. Auch Gustav Adolfs Genie vermochte kaum länger als ein Jahr die straffe Zucht zu erhalten, welche bei seiner Landung in Pommern die protestantischen Geistlichen häufig und triumphierend verkündet hatten. Zwar die Kriegsknechte und Artikelsbriefe aller Kriegsfürsten enthalten eine Anzahl von gesetzlichen Bestimmungen über die Schonung, welche der Soldat auch in Feindesland gegen Menschen und ihre Habe beobachten soll. Frauen, Kranke, Greise sollen unter allen Umständen verschont, Mühlen, Pflüge nicht beschädigt werden. Aber nicht die Gesetze, sondern ihre Handhabung ist vorzugsweise charakteristisch für Beurteilung einer Zeit.

Die Strafen selbst waren streng. Bei den Schweden Soldabzug für das Hospital oder invalide Soldaten, das hölzerne Pferd, in Eisen gelegt, Gassenlaufen — dazu vermieteten sich harte Gesellen*, indem sie das Verbrechen auf sich nahmen —, Verlust der Hand, arkebusiert, gehängt.

* Schwedisches Kriegsrecht, § 105.

Und für ganze Truppenteile: Verlust der Fahne, außerhalb des Lagers liegen und dasselbe reinigen und Dezimierung. Beim Beginn des Krieges war den Heeren noch vieles von dem alten Landsknechtgebrauch erhalten, ihr „Malefizgericht“, worin nach deutschem Brauch die Gemeinen durch erwählte Schöffen selbst Recht sprachen. Schon vor dem Kriege war daneben das Standrecht eingeführt worden, ein summarisches Verfahren, bei welchem Schultheiß und Schöffen nicht saßen, und die Offiziere das Urteil in der Hand hatten. Während des Krieges organisierten sich die Militärgerichte in moderner Weise unter Vorsitz des Generalauditors, der Generalgewaltige oder Generalprofos besorgte die Exekutionen. Aber auch bei den Strafen empfindet sich das Heer im Gegensatz zum Bürger und Bauern. Der Soldat wird in Eisen gelegt, nicht in Stock und Gefängnis gesetzt, kein Kriegsmann soll an einem gewöhnlichen Landgalgen oder gemeinen Hochgericht gehängt werden, sondern am Baum oder Quartiergalgen, der in den Städten für die Soldaten auf dem Marktplatz errichtet ward; die alte Formel, womit der Delinquent dem Freimann übergeben wurde, lautete: „Er soll ihn führen zu einem grünen Baum und anknüpfen an seinem besten Hals, daß der Wind unter und über ihm zusammenschlägt, und soll ihn Tag und Sonne anscheinen drei Tage, dann soll er wieder abgelöst und begraben werden, wie Kriegsgebrauch ist.“ Der meineidige Überläufer aber wurde an einem dürren Baum gehängt. „Und wer mit dem Schwert gerichtet wird, den soll der Scharfrichter führen auf einen freien Platz, wo am meisten Volk ist, und mit dem Schwert seinen Leib in zwei Stücke schlagen, daß der Leib das größte und der Kopf das kleinste Teil bleibt.“ Auch der Profos und seine Gehilfen sind nicht in der Weise unehrlich wie der bürgerliche Scharfrichter; sogar der Steckenknecht, das gemiedene „Klauditchen“ des Heeres, welcher häufig aus Übeltätern genommen wurde, denen man die Wahl ließ zwischen dem unehrlichen Amt oder der Strafe, konnte, wenn er sein Amt treulich versehen hatte, bei der Auflösung des Fähnleins ehrlich gemacht werden; dann erhielt er seinen Freizettel wie ein

anderer, wackerer Soldat, und durfte ihm niemand etwas nachreden*.

Was die Heere des Dreißigjährigen Krieges sehr von den modernen unterscheidet und ihren Einmarsch in eine Landschaft dem Einbruch eines fremden Völkerstammes ähnlich machte, war der Umstand, daß der Soldat trotz der kurzen Dienstzeit im Felde seinen eigenen Haushalt führte und wie ein Handwerksmeister mit Weib und Jungen wirtschaftete. Nicht nur die höheren Offiziere und Hauptleute nahmen ihre Frauen mit ins Feld, auch der Reiter oder Fußknecht fand es angenehm, zuweilen sein angetrautes Weib, häufiger eine hübsche Dirne zu unterhalten. Weiber aus allen Ländern, gestäupte, gebrannte Dirnen zogen dem Kriegshaufen zu, putzten sich nach allen Kräften auf, suchten Zutritt, weil sie einen Mann, Freund oder Vetter im Lager hätten. Bei der Musterung und bei der Abdankung eines Regiments wurden ehrliche Mädchen unter den grausamsten Vorspiegelungen oft von ganzen Rotten entführt, und wenn das Geld verzehrt war, zuweilen ohne Kleider verlassen. Oder sie wurden von einem dem andern um eine Zeche Wein oder um ein paar Taler verkauft. Mit seiner Beischläferin wohnte der Soldat unter dem engen Strohdach des Lagers und im Quartier, das Weib buk, kochte und wusch für ihn, pflegte den Erkrankten, schenkte dem Zechenden ein, duldete seine Schläge und trug auf dem Marsch Kinder, Beutestücke oder Gerätschaften der flüchtigen Wirtschaft, die nicht auf den Bagagewagen geschafft werden konnten. Es ist bekannt, daß der Schwedenkönig bei seiner Ankunft in Deutschland keine Dirnen im Lager duldete. Nach seiner Rückkehr aus Franken scheint auch diese strenge Zucht aufgehört zu haben. So wurde das Heer von einem Haufen Weiber begleitet, in jeder Abstufung des Alters und der Ansprüche, von der Frau oder „Mätresse" des Obersten, einer großen Dame, die mit ihrem Hofstaat unter besonderer Bedeckung reiste und als einflußreiche Person vom Regiment eifrig besprochen wurde, bis zur Dirne eines

* Adam Junghans a. m. O.

armen Pikeniers, die, ihr Kind auf dem Rücken, mit wunden Füßen über das Blut der Schlachtfelder laufen mußte, und bis herab zu der Bettel, die aufgegeben hatte, begehrenswert zu erscheinen und durch die lange Gewöhnung an wilde Aufregungen beim Heer festgehalten wurde, wo sie sich durch die schmutzigsten Dienste erhielt. Wer die alten Kirchenakten der Pfarrdörfer durchblättert, der findet zuweilen den Namen einer entführten Dirne, die nach Jahresfrist in ihr Heimatsdorf zurückkehrte und sich strenger Kirchenbuße unterwarf, um unter dem verdorbenen Landvolk ihres Geburtsortes zu sterben. Die meisten verschlang der Krieg in der Ferne. Auch die Weiber des Lagers standen unter dem Kriegsrecht. Für grobe Vergehen wurden sie gestäupt und von den Steckenknechten aus dem Lager gestoßen. Der Soldat, mit dem sie lebten, war ihr harter Herr, für gutes Essen und Trinken wurden sie mächtig übel geschlagen, ehe sie ihr Amt recht gewöhnt wurden, und wenig wurde ihnen gehalten, was ihnen im Anfang versprochen war*. In Quartieren, wo viele Weiber zusammen lagen, war schwer Friede zu halten, da übertrug der Soldat seine Gewalt über das Weib dem Rumormeister und dem Weibel, der einen „Vergleicher" von Armlänge in der Hand führte, womit er sie strafte. Dennoch war vielen Soldaten der größte Stolz, eine hübsche Dirne zu haben, und mancher wandte sein alles, Sold und Beute daran, sie zu schmücken und gut zu halten. In solchen Fällen übte sie souveräne Herrschaft über ihn, und wenn der Sold ausblieb und Mangel im Lager ausbrach, stachelte sie ihn zur Meuterei. Wenn aber der rohe Mann seine Dirne arger Vergehen beschuldigte, dann konnte er sie nach scheußlichem Lagerbrauch den Reiterjungen und Troßbuben preisgeben; dann wurde die Elende von der wilden Meute der Menschen und Lagerhunde in den nächsten Busch gehetzt**. —

Mit den Weibern zogen die Kinder. Bei den Schweden waren durch Gustav Adolf Feldschulen eingerichtet, in denen

* Fronsperger, „Kriegsbuch". Ausgabe von 1596, I, Bl. 88.
** Grimmelshausen, „Landstörzerin Courage" und im „Simplicissimus".

die Kleinen auch im Lager unterrichtet wurden. In diesen Wanderschulen herrschte militärische Disziplin, und ein französischer Agent erzählt von der wilden Brut des Krieges, daß sie ihren Vätern beim Kugelregen die Suppe in die Laufgräben trug und in den Lagerschulen nicht von der Bank wich, wenn auch einschlagende Kanonenkugeln drei und vier aus ihrer Mitte niederstreckten*.

Der Kriegsmann, welcher nicht Lust oder Ansehen hatte, sich ein Weib zu bewahren, hielt auf einen oder mehrere Buben, ein abgefeimtes hartes Geschlecht von Taugenichtsen, die ihrem Herrn aufwarteten, das Pferd striegelten, zuweilen die Armatur trugen und den zottigen Hund fütterten, behende Spione, welche weit in der Nachbarschaft nach wohlhabenden Leuten und verborgenem Geld umherstreiften. Auch diese Buben in jeder Abstufung von Ansprüchen und Nichtsnutzigkeit, vom Pagen, der hinter dem Feldherrn herritt, bis zu dem kleinen Läufer des Subalternoffiziers, der in auffallender Kleidung, den kurzen Spieß mit Bändern verziert, vor seinem Herrn herlief, vom Reiterbuben des Kürassiers, der im geordneten Haufen seiner Genossen hinter dem Regiment seines Herrn ritt und sich in das Gewühl stürzte, den Verwundeten herauszuziehen oder ihm ein neues Pferd anzubieten, bis zum Bettelbuben eines ausgewetterten alten Musketiers, eines „Wolfs- und Eisenbeißers", der die Hahnenfedern seines Hutes vielleicht vor zwanzig verschiedenen Fahnen geschwenkt hatte.

Bei Plünderung der Quartiere trieb es der Troß am ärgsten, auch in Freundes Land. Wenn die Weiber und Buben mit ihren Soldaten in einen Bauernhof drangen, fielen sie wie Geier über das Geflügel im Hof, über Truhen und Kisten her, schlugen die Türen ein, schmähten, drohten und quälten, legten sich in die Betten, und was sie nicht verzehren und rauben konnten, zerschlugen sie; war ein Kupferkessel zu groß zum Mitnehmen, so traten sie ihn ein. Beim Aufbruch zwangen sie den Wirt anzuspannen und

* „Receuil de plusieurs pièces servans a l'histoire moderne". Cologne, 1663, p. 468.

sie ins nächste Quartier zu fahren. Dann stopften sie den Wagen mit den Kleidern, Betten und dem Hausrat des Bauern voll und banden sich in den Rock und um den Leib, was nicht in Sack und Pack fortgebracht werden konnte. „Dann" — so erzählt der zürnende Berichterstatter Wallhausen (Defensio patriae 1621. p. 172) — „wenn die Wagen angeschirrt sind, fallen die Weiber, Kinder und Dirnen auf die Wagen wie ein Haufe Raben. Die Dirne, welche am ersten auf den Wagen kommt, nimmt den besten Platz, dann kommt der Junge ihres Herrn und bringt sein Bündel, welches von gestohlenem Gut so voll ist, daß es kaum ein Pferd tragen kann. Darauf setzt sich schnell die Dirne. So drängt eine die andere. Wenn dann die Ehefrau eines Soldaten nicht mehr Platz findet und auch zu Fuß gehen soll, da heißt es: ‚Ei, du schlechte Dirne, du willst dich fahren lassen, und ich bin so viele Jahre eine Soldatenfrau gewesen, ich habe so manchen Zug mitgemacht, und du Balg willst es mir zuvortun.' Da fallen die Dirnen und Weiber übereinander her, werfen mit Prügeln und Steinen, und wenn der Troß sich eine Weile so zerbürstet hat, läuft die Soldatenfrau zu ihrem Mann, die Haare hängen ihr um den Kopf, sie schreit und ruft: ‚Guck, Hans, da ist die und dessen Dirne, sitzt auf dem Wagen und will fahren, und ich soll zu Fuß gehen und bin dein Eheweib.' Da wischt denn der Soldat an die Dirne, will sie herunter- und seine Frau hinaufheben, da kommt auch der Dirne Soldat hinzu, der sagt: ‚Laß mir mein Mädchen in Frieden, sie ist mir so lieb als dir deine Ehefrau'; da wischen auch die Soldaten hintereinander her, heraus mit dem Degen, hauen, stechen einander zu Tode oder zu Krüppeln. Das ist nichts Seltenes, denn wenn man auf dem Zuge ist, vergeht fast kein Tag, daß nicht drei, vier, zehn Soldaten um der Weiber willen Leben und gerade Glieder verlieren. Ist aber dieser Aktus vorbei und das Gesindlein aufgesessen, so sind die Wagen zuweilen so schwer beladen, daß die Pferde oder Ochsen sie nicht von der Stelle bringen können. Dann sitzen zehn, zwölf Weiber, ebensoviel Kinder und etwa sechs Jungen in den schweren Packen wie die Raupen im Kohl. Und wenn die Pferde bergauf nicht

mehr fortkönnen, da stiege nicht eines vom Wagen, denn stracks wären andere Jungen und Dirnen zur Stelle, die hinaufsprängen, und dann brächte sie kein Teufel herab, denn sie sagten: ei, der Wagen sei sowohl für sie als für die andern; den Bauern aber schelten sie mit erschrecklichen Flüchen, fahren hinter ihm und seinem Vieh mit Prügeln her, oft sind vier, sechs Jungen um den Wagen herum, alle werfend und schlagend. So habe ich Ochsen und Pferde tot in dem Geschirr niedersinken sehen. So muß der Untertan des Landesherrn die Dirnen und das Gut, das sie ihm gestohlen, selbst fahren.

Oft wollen die Dirnen nicht mit Ochsen fahren, dann müssen Pferde sechs Meilen weit mit großen Kosten der Landleute zur Stelle geschafft werden. Und kommen sie mit dem Geschirr ins nächste Quartier, so lassen sie die armen Leute nicht wieder nach Haus, schleppen sie fort in andere Herrschaften, zuletzt stehlen sie ihnen gar die Pferde und machen sich damit unsichtbar." —

In den ersten Jahren des Krieges hatte ein deutsches Fußregiment etliche Tage durch das Land seines eigenen Kriegsherrn zu marschieren. Es fanden sich alsbald soviel Dirnen und Jungen zum Troß, als Soldaten waren, und der Troß stahl in acht Tagen den Untertanen des Kriegsherrn soviel Pferde, daß beinahe jeder Soldat beritten war. Der Oberst, ein tüchtiger Mann, riß oft die Soldaten selbst von den Pferden und zwang sie endlich durch die äußerste Strenge, ihre Pferde zurückzugeben. Es war aber unmöglich, den Dirnen das Reiten zu wehren; da war keine, die nicht ein gestohlenes Pferd gehabt hätte, und wenn sie nicht ritten, so spannten sie drei, vier zusammen vor einen Bauernkarren*. Dann reichte die Autorität ihres Weibels nicht aus, sie zu bändigen, und es war zuweilen eine „Komödie" für die Offiziere, zuzusehen, wie eine Dirne der andern vorfahren wollte, sie jagten beieinander vorbei und fuhren einander in die Wagen; 40—50 Wagen hingen in wirrem Knäuel, und stundenlange Arbeit war nötig, sie

* Wallhausen, „Defensio patriae", p. 177.

auseinanderzubringen, dazu scholl lautes Fluchen und Schwören, Haarraufen und Schlagen.

Die Weiber, Buben und Troßknechte standen zusammen unter der Aufsicht des Hurenweibels, eines alten für den Felddienst untüchtigen Kriegsmannes, der sich ohne sonderliche Wahl durchzuhelfen suchte. Wer ein Bein, eine Hand oder ein Auge verlor, den erklärte der rohe Spott des Lagers für brauchbar zu diesem Amt. Wenn der Oberst oder Hauptmann ihn bei der Musterung den Kriegsleuten vorstellte, so ermahnte er die Soldaten, den Mann doch zu achten, weil er mit Ehren verdorben sei. Und der Hurenweibel verneigte sich und empfahl sich den Kriegsleuten und bat sie, jeder möge sein Weib, Kind oder Jungen ermahnen, daß sie sich von ihm lenken ließen ohne Trotz und ohne seine Schelte übel zu nehmen*. Er war immerhin für den gemeinen Soldaten eine wichtige Person, und es war ratsam, sich gut mit ihm zu stellen, denn er behütete die Angehörigen und die Beute des Kriegsmannes; deshalb ward auch sein Zug, wenn er am Ende des Heeres marschierte, durch besondere Nachhut gedeckt. War ihm der Troß eines ganzen Regiments untergeben, so hatte er wohl gar einen Leutnant und Fähnrich; denn auf dem Marsch führte der Troß eine besondere Fahne und zog in militärischer Ordnung, Troßknechte, Buben und handfeste Weiber mit Spießen bewehrt, der Weibel selbst an der Spitze, die hübschesten Dirnen in seiner Nähe, sie vor Ungebühr der Buben zu schützen, hinter ihm der verdorbene Haufe mit Gepäck und Karren, mit Kindern und Hunden. Seine Pflicht war zu achten, daß die Bande in den Reihen blieb und sich nicht plündernd wie „Zigeuner und Tartern" in den Dörfern zerstreute. Bezog das Heer seinen Lagerplatz, so war er der letzte, der einrückte; denn wenn die Dirnen und Buben vor den Kriegsleuten eindrangen, stahlen sie den angefahrenen Lagervorrat, Heu, Stroh, Holz**. Beim Aufbruch zog er vor das

* Adam Junghans a. a. O.

** Fronsperger, „Kriegßbuch". Ausgabe 1596, III, 65 und Holzschnitt nebst Versen.

Tor, hielt jeden an, der zum Troß gehörte, und zwang ihn, bei der Troßfahne zu bleiben; kam es zur Schlacht, so hatte er den Troß im Rücken des Heeres an gesicherter Stelle bewaffnet aufzustellen und hinter den zusammengefahrenen Wagen eine Verteidigung vorzubereiten. Öfter wurde bei solcher Gelegenheit der Troß von feindlicher Reiterei überfallen, dann war es Pflicht der Buben und Troßknechte, dem Einbruch zu widerstehen. Im Lager aber war es das Amt der Dirnen und Buben, die Gassen und Märkte, auch die „Mumplätze" zu fegen und zu säubern; es war ein harter Zwang, denn die unehrlichen Steckenknechte führten die Aufsicht, und die Dirne, welche sich der unsaubern Arbeit weigerte, konnte von den andern Weibern preisgegeben werden. Auch wo Faschinen zu binden, Gräben zu füllen, das Geschütz an unwegsamen Stellen auszugraben war, mußten Dirnen und Buben helfen.

Außerdem gehörten zum Troß der Heere vor allem die Marketender unter Schutz und Aufsicht des Profosen, wichtige, oft wohlhabende Leute, welche in ihrem bepackten Karren einen guten Teil der Beute ansammelten, die von den Soldaten vertan wurde. Die sichersten waren bei den einzelnen Fähnlein eingeschworen, bewaffnet und im Fall eines Angriffes zur Verteidigung des Trosses verpflichtet. Ferner die „Kommißmetzger", die „Sudelköche", Handwerker, Handelsleute und Hausierer, Wagenführer und Troßknechte, zuweilen zusammengetriebene Schanzgräber, welche unter besonderen Fähnlein marschierten*.

Nur einzeln entgleiten den wortreichen Schriftstellern jener Zeit Bemerkungen über diesen verachteten Teil des Heeres, doch fehlen nicht ganz Angaben, aus denen sich schließen läßt, welch großen Einfluß der Troß auf die Geschicke der Heere und der Landschaften hatte. Zunächst durch seinen ungeheuren Umfang. Am Ende des 16. Jahrhunderts

* Es ist bezeichnend, daß in diesem Kriege das Wort „Bagage" die noch jetzt dauernde Nebenbedeutung Gesindel, schlechtes Volk, erhielt. So in einer Flugschrift des Predigers zu Mittweida, Andreas Ortelius, „P a g a g e, das unrechtmessige, unchristliche und unverantwortliche Rauben und Plündern." Dresden. 1640. 4°.

rechnet Adam Junghans in einer belagerten Festung, wo der Troß auf die möglich kleinste Zahl beschränkt ist, auf 300 Fußknechte, 50 Dirnen und 40 Jungen, also Marketender, Pferdeknechte usw. dazu gerechnet sicher etwas mehr als ein Dritteil der Soldaten. Aber im Felde war das Verhältnis schon beim Beginn des Krieges ein ganz anderes. Wallhausen zählt* auf ein Fußregiment deutscher Soldaten als unvermeidlich 4000 Dirnen, Jungen und andern Troß. Ein Regiment von 3000 Mann hatte zum wenigsten 300 Wagen, und jeder Wagen war zum Brechen voll mit Weibern, Buben, Kindern, Dirnen und geplündertem Gut; wenn ein Fähnlein aus seinem Quartier aufbrechen sollte, weigerte es sich, wenn es nicht 30 und mehr Wagen erhielt. Als beim Beginn des Krieges ein Regiment hochdeutscher Kriegsleute 3000 Mann stark von dem Musterplatz abzog, wo es einige Zeit gelegen hatte, folgten ihm 2000 Weiber und Dirnen. Der ehrliche Oberst wollte den Troß abschaffen, er ließ einige Tage vergehen, und als man an einen Flußübergang kam, ließ er den Troß zurück und verbot den Schiffern, in den nächsten Tagen Leute überzusetzen. Die Dirnen aber erhoben am Ufer ein lautes Geschrei und Weinen, als die Schiffer nicht zurückkamen; da lief das ganze Regiment auf der andern Seite ebenso schreiend zusammen. Die Soldaten riefen in hellen Haufen: „Ho, Potz schlapperment, ich muß meine Dirne wieder haben, sie trägt meine Hemden, Kragen, Schuhe und Strümpfe." Wollte der Oberst die Soldaten vorwärtsbringen und ein großes Unglück verhüten, so mußte er die Dirnen und das andere Gesindlein doch mitziehen lassen. Da wählte er ein anderes Mittel, er ließ mit der Trommel umschlagen und ausrufen, jeder solle bei Leibesstrafe seine Dirne abschaffen, nur die Ehefrauen dürften bleiben. Da liefen die Soldaten mit ihren Dirnen nach allen Dörfern in der Runde zur Kirche, es gab nicht Geistliche genug zum Kopulieren, in zwei Tagen wurden 800 Dirnen zu Ehefrauen gemacht, darunter die elendsten Kreaturen.

* „Defensio patriae", p. 161 und 173.

Von da ab wuchs der Troß bis zum Ende des Krieges. Nur auf kurze Zeit vermochten große Heerführer, wie Tilly, Wallenstein, Gustav Adolf, dies größte Leiden der Heere zu beschränken. Noch im Jahre 1650 als der Troß der zurückgebliebenen Truppen sich in den Standquartieren bedeutend vermindert hatte, zählten die vier schwedischen Kompanien, welche bei Köthen auf Grund der Nürnberger Artikel revoltierten und ihre Entlassung forderten, zusammen 690 Soldaten, 650 Weiber und 900 Kinder. 300 Männer der Kompanien wurden auf Befehl ihres Oberstleutnants niedergemetzelt; der Frau eines alten Unteroffiziers, welche in der Schürze 900 Taler für das Leben ihres Mannes bot, wurde das Geld abgenommen und die Frau mit dem übrigen Troß unter Schlägen fortgejagt. Um 1648, am Ende des großen Krieges, berichtet der bayrische General Gronsfeld, daß bei der kaiserlichen und bayrischen Armee 40 000 Soldaten wären, welche Kriegsrationen bekämen, und 140 000 Personen, welche nichts bekämen; wovon dieser Troß leben solle, wenn er die Nahrung nicht erbeute, zumal es in der ganzen Gegend, wo das Heer lagere, keinen einzigen Ort gebe, wo der Soldat ein Stück Brot kaufen könne? So ist im Jahre 1648 der Troß des Heeres drei und ein halb Mal so stark als die Zahl der Kämpfenden. Diese Zahlen sprechen deutlicher als alle Ausführungen, welche grausenhafte Masse von Elend auch um die Fahnen herumlag.

Bevor der Einfluß dargestellt wird, welchen Heeresmassen von solcher Beschaffenheit auf das Leben des deutschen Volkes ausübten, möge man sich noch einmal erinnern, daß der Dreißigjährige Krieg dies Unwesen nicht geschaffen hat, sondern in der Hauptsache vorfand. Deshalb werden hier einige Betrachtungen mitgeteilt, welche Adam Junghans von der Olnitz in seinem jetzt seltenen, oben angeführten Büchlein zu der Zeit macht, in welcher die alte Tüchtigkeit des Landsknechtheeres in wüster Söldnerwirtschaft unterging. Sie stehen hier als Prolog zu dem furchtbaren Trauerspiel, welches 20 Jahre später begann.

„Ein jeder Oberst, Rittmeister oder Hauptmann weiß

wohl, daß ihm keine Doktoren, Magister oder sonst gottesfürchtige Leute zulaufen, sondern ein Haufen böser Buben aus allerlei Nationen und seltsames Volk, das Weib und Kind, Nahrung und alles verläßt und dem Kriege folgt; alles, was Vater und Mutter nicht folgen will, muß allda dem Kalbfell, so über die Trommel gespannt ist, folgen, bis man sie in eine Feldschlacht oder Stürmen bringt, wo etliche Tausende auf der Walstatt liegen, erschossen und erstochen; denn eines Landsknechts Leben hängt an einem Haar und seine Seele sitzet auf dem Hut oder Armel*. Zudem wächst allezeit bei Kriegshändeln dreierlei Kraut: das ist scharfes Regiment, 50 verbotene Artikel und strenges Urteil, schleuniges Recht, das bringt manchen Mann um seinen besten Hals.

Es ist nicht damit getan, daß ein Kriegsmann stark, gerade, mannhaft, thrannisch, blutgierig, gleich einem grimmen Löwen tut und sich für einen Eisenfresser ausgibt, als wollte er den Teufel allein fangen und verzehren, daß seine Mitgesellen nichts davon bekommen. Solche Hahnenreißer bringen sich mutwillig durch ihren dummen Verstand um ihr Leben und andere guten Gesellen dazu. Ein anderer ist ein Schnarcher und Pocher, der da schnarcht wie ein ungestümer Gaul auf der Streu, und wenn es an ein Fechten geht und Kugeln um den Kopf pfeifen, da ist er ein Märtyrer und armer Sünder und möchte vor Leid die Hosen verunreinigen, läßt auch wohl seine eigene Wehr aus der Hand fallen. Wenn sie vor dem Zapfen sitzen oder in Marketenderhütten oder Wirtshäusern, da haben sie viel gesehen und wollen nichts tun als balgen, da ärgert sie eine Fliege an der Wand, die hat keinen Frieden vor ihnen, dann wollen sie mit ihrem großen Fluchen den Feind schlagen. Solche Bärenstecher werden am häufigsten angetroffen; selten findet man einen, der nicht lahme Fäuste, lahme Arme oder einen Wachtelstrich über einen Backen hat, und ist doch sein Lebtag nie recht vor den Feind gekommen. Vor solchen Ge-

* Am Hut oder Ärmel wurde vor der Schlacht das Feldzeichen der gemeinen Soldaten befestigt, grüner Busch, Binde u. dgl.

sellen mag sich ein Hauptmann wohl hüten, denn sie sind gemeiniglich Aufrührer und Meuterer. Ein verständiger Kriegsmann meidet Hadern und Balgen, wo er darf, damit er seine Haut ganz unversehrt vor den Feind bringt. Wird man vom Feind beschädigt, das ist eine Ehre. Wer aber mutwillig um seine Gesundheit kommt, der muß Hohn und Spott hören und ist keinem Heer etwas nütze. Ein solcher Gast muß sein Lebtag ein Eier- und Käsebettler sein und bleiben, er läuft das Land auf und nieder, bettelt das Brot, verkauft es wieder, muß sich ernähren wie ein Wolf, und wenn der Bäuerin Ratten und Mäuse in der Milch ertrunken sind, erhält er die Käse, muß der Bauern unnütze Worte auflesen und mit andern armen Bettlern Innung halten bis an sein Ende. Ferner sind auch viele, die wollen Kriegsleute sein, Muttersöhne und Milchmäuler, wie die jungen Kälber, die von keinem Leiden wissen, sie kommen aus einer guten Küche her, haben hinter dem Ofen gesessen und Äpfel gebraten und in warmen Betten gelegen. Wenn sie dann in fremdes Land geführt werden, und ihnen allerlei seltsame Ordnung mit Speise und Trank und andern Dingen vorkommt, da sind sie wie weiche Eier, die durch die Finger fließen, oder wie Papier, wenn's im Wasser liegt. Und so geht's nicht allein Landsknechten zu Fuß, sondern denen vom Adel auch. Führt man sie dann zu Feld in wüste Länder, wo alles verzehrt und verheert ist, und sie Brotsack und Trinkflasche nicht stets am Halse hängen haben, so wollen sie verschmachten, verhungern und verdursten, dann essen und trinken sie ungewöhnliche Dinge, wovon allerlei Krankheit folgt. Solch Gesindlein bleibe zu Haus, warte des Ackerbaues oder sitze im Kramladen bei den Pfefferſäcken und behelfe sich, wie Vater und Mutter gelebt haben, fülle den Bauch alle Abend voll und gehe zu Bett, so wird man in keinem Krieg erschlagen. Denn man sagt, und es ist auch wahr, Kriegsleute müssen harte und feste Leute sein, Stahl und Eisen gleich und gleich den wilden Tieren, die mancherlei Speise essen. Wie auch die Scherzrede geht: ein Landsknecht muß Spitzen von Radnägeln verdauen können, ihnen muß nicht grauen, wenn sie Hunde- oder Katzenfleisch

essen müssen, da es die Not erfordert, Pferdefleisch vom Anger ist ihnen ein gutes Wildbret, und Kraut, das weder gesalzen noch geschmalzen ist. Denn Hunger lehrt essen, wenn man in drei Wochen kein Brot gesehen hat. Das Getränk hat man umsonst: wenn man kein Bachwasser bekommen kann, zecht man mit den Gänsen aus dem Pfuhl oder der Lehmpfütze. Und schlafen muß man unter einem Baum oder im Feld, da ist Raum genug, den Erdboden unterzulegen und den Himmel überzudecken, dort muß oft des Landsknechts Schlafkammer sein, und von solchem Bett werden ihm keine Federn in den Haaren hängen. Daher kommt auch der alte Streit der Hühner und Gänse mit den Landsknechten, weil jene stets in Federn schlafen, und die Landsknechte müssen oft in Stroh liegen. Und noch ein anderes Tier ist den Landsknechten zuwider, das sind die Katzen. Weil die Kriegsleute selbst gut mausen können, darum sind sie den Katzen feind und den Hunden günstig. Wie der alte Reim sagt: Ein Landsknecht soll stets bei sich haben eine schöne Hur, einen Hund und jungen Knaben, einen langen Spieß, einen kurzen Degen; frei sucht er den Herrn, der ihm Bescheid tut geben. Und drei Kriegszüge soll ein Landsknecht tun, ehe er ein ehrlicher Mann wird. Nach dem ersten Zuge soll er zu Hause kommen und zerrissene Kleider anhaben; nach dem zweiten Zuge soll er zu Hause kommen und soll eine Schramme auf einem Backen mitbringen und viel von Stürmen, Schlachten, Scharmützeln und Lärmen zu sagen wissen, und durch die Schramme beweisen, daß er ein Landsknechtzeichen bekommen habe. Und beim drittenmal soll er auf einem hübschen Gaul wohlgeputzt nach Hause kommen und den Beutel voller Gold mitbringen, daß er ganze Kronen als Beutepfennig auszuteilen habe.

Wohl ist es ein wahres Wort, ein Kriegsmann muß Essen und Trinken haben, bezahle es der Küster oder Pfaff; denn ein Landsknecht hat weder Haus noch Hof, weder Kühe noch Kälber, und keinem trägt man die Kost zu. Darum muß er sich's holen, wo es ist, und ohne Geld kaufen, ob die Bauern süß oder sauer sehen. Denn bald müssen die Brüder Hunger leiden und böse Tage haben, ein anderes

Mal haben sie Überfluß und vollauf, daß man die Schuhe an der Erde mit Wein und Bier putzt. Dann fressen ihre Hunde Gebratenes, die Dirnen und Jungen bekommen gute Ämter, sie werden Haushälter und Kellermeister über anderer Leute Gut. Wo der Wirt mit Weib und Kind verjagt ist, da haben Hühner, Gänse, fette Ochsen, Schweine und Schafe böse Zeit. Dann teilt man das Geld mit Hüten, mißt Samt, Seidenzeug und Tuch mit langen Spießen aus, schlachtet eine Kuh um der Haut willen, schlägt Kisten und Kasten auf, und wenn alles geplündert und nichts mehr da ist, steckt man das Haus in Brand. Das ist das rechte Landsknechtfeuer, wenn 50 Dörfer und Flecken in Flammen stehen. Dann zieht man in ein ander Quartier und fängt's ebenso wieder an. Das macht Kriegsleute lustig und ist ein gutes, erwünschtes Leben, außer für den, der's bezahlen muß. Das lockt zum Felde manches Mutterkind, das nicht wieder nach Hause kommt und seine Freunde auf die Füße tritt. Denn das Sprichwort sagt: Zur Arbeit haben Landsknechte krumme Finger, lahme Hände, aber zur Mauserei und Beuteholen sind alle lahmen Hände gerade geworden. Das ist vor uns so gewesen und bleibt auch wohl so nach uns. Und die Landsknechte lernen dies Handwerk je länger je besser und werden sorgfältig wie die drei Jungfrauen, die sich vier Wiegen machen ließen, eine zum Vorrat, wenn eine zwei Kinder bekäme. Wo die Kriegsleute hingeführt werden, nehmen sie die Schlüssel zu allen Gemächern mit, ihre Äxte und Beile, und wenn nicht genug Pferdeställe an einem Ort sind, es liegt nichts daran, sie stallen die Pferde in Kirchen, Klausen, Kapellen und herrliche Gemächer. Hat man kein dürres Holz zum Feuer, es schadet auch nichts, man verbrennt Stühle, Bänke, Pflüge und alles, was im Hause ist; nach grünem Holz darf keiner weit fahren, man haut nur die Obstbäume ab, die zunächst in dem Baumgarten stehen, denn es heißt: Wie wir leben, so halten wir haus, morgen ziehen wir wieder zum Land hinaus; drum, Herr Wirt, seid getrost, ihr habt ein wenig Gäste, ihr wärt sie gerne los, drum tragt frei auf das Beste, und schreibt's in den Rauch. Verbrennt das Haus, verbrennt die Kreide

auch. Das ist des Landsknechts Brauch: Rechnen und reiten, und zahlen, wenn wir wiederkehren.

Die Franzosen, Welschen und Wallonen sind den Deutschen so feind wie den Hunden, aber die Spanier sind den Deutschen günstiger, nur daß sie unerhörte Frauenschwächer sind und zu Unzucht und gottlosem Wesen geneigt. Jedoch werden die Deutschen allwege von diesen Nationen geringgeschätzt und nicht anders genannt als die Vollsäufer, stolze Federhansen, hohe Pocher, Gotteslästerer, Hans Muffmaff mit dem Bettelsack, die gern Hasauf spielen. Und wenn man's bei Licht besieht, liegt die Wahrheit nicht weit davon. Denn der Hochdeutschen jetzt neu aufgekommener Brauch ist, wenn sie in den Krieg kommen oder einem Herrn zuziehen, so wenden sie all ihr Hab und Gut auf hoffärtige Pracht, als wollten sie zu einer Braut, zu Wohlleben oder Jungferieren reiten. Da kommen die Deutschen, welche man sonst die schwarzen Reiter nennt, dahergeritten mit silbernen Dolchen zu sieben Pfund, in Samtkleidern, glatten Stiefeln, mit kurzen verbeinten* Buffröhren, mit großen weiten Ärmeln voller gebauschtem Zeug, sie schämen sich, einen Küraß oder Rüstung zu führen oder gar einen Speer oder ein anderes mörderisches Gewehr, wie vor Zeiten die Alten. Dazu kommt, daß sie nicht zusammenhalten. Wenn dann Hans Spanier kommt mit seinem Rennspieß und schußfester Rüstung, so müssen die Speckmuffen mit ihren kurzen Buffröhren ausreißen oder Geld und Blut lassen.

Ferner ist auch das ein Übelstand an den Deutschen, daß sie so sehr nachahmen, wie Affen und Narren. Sobald einer unter Kriegsvolk kommt, muß er spanische oder andere ausländische Kleider haben. Können sie die fremde Sprache ein wenig plappern, so gesellen sie sich zu den Spaniern und Welschen. Da sich aber die Deutschen so gern mit fremden Nationen vermengen und alle ausländische Tracht und Kondition gefallen lassen, man soll das Ungeziefer nicht in den Pelz setzen, es kommt ohnedies herein. Es steht vor Augen, daß fremde Völker unsere Nachbarn geworden sind,

* mit Bein ausgelegten.

und es steht zu besorgen, sie werden uns in kurzen Jahren noch näherkommen. Aber die angrenzenden Herren, welche noch in Ruhe sitzen, schlagen's in den Wind, reden gar weise davon, trösten sich selbst und haben mit dem Mund alle Städte und Dörfer voll Kriegsvolk, Land und Leute zu verteidigen, allen Feinden Widerstand zu tun. Aber ich fürchte, daß man lieber im Winter hinter dem Ofen, des Sommers im Schatten sitzt, im Brett spielt oder auf der Zither schlägt und mit Jungfrau Grete tanzt, als daß man sein Haus mit guter Wehr und Kriegsrüstung versehe. Es steht auch wieder so: obschon mancher gemeine Mann sich gern mit Schießen und anderen Waffen üben wollte, so geht das allgemeine Geschrei und die Klage durch alle Lande, daß dem gemeinen Landsassen von seiner Obrigkeit verboten sei, ein Rohr oder Büchse außerhalb seiner Tür zu tragen oder gar abzuschießen und sich damit hören zu lassen. — Andere sagen wieder so, sie wollten bald die Mistgabel oder den Flegel hinwerfen und Kriegsleute werden, wenn es nur einmal losgehen wollte; was man nicht könne, wolle man lernen. Ach Gott, danach lasse sich kein Land verlangen! —

Deswegen und weil alle fremden Nationen nur cruci cruci, mordio mordio über Deutschland schreien und mit den Zähnen knirschen wie reißende Wölfe und bitten und hoffen in deutschem Blut zu baden, so möge man Gott fleißig bitten, daß er seine Hand nicht abziehen wolle, sondern das Schifflein auf dem wilden Meer in seinen Schutz nehmen, mit seinen Flügeln bedecken, vor allem Ungestüm bewahren; denn wir sehen, wie das Römische Reich von Tag zu Tag abgenommen hat und noch für und für abnimmt. Solches Leiden kommt von nichts anderem her als von den Händeln der Geistlichen, worüber die ganze Welt klagt. Findet man einen rechtschaffenen Prädikanten, so sind zehn andere gegen ihn; da lobt ein jeder Krämer seine Ware, ein jeder will sein Schäflein wohl weiden und den rechten Weg zum Himmel führen, und weiß doch niemand als der Teufel und unser Herrgott, wo die falschen Hirten selbst hinfahren. Es schändet, lästert und verdammt einer

den andern; wenn sie auf der Kanzel stehen, ist der Teufel ihr Präzeptor, der hilft ihnen regieren, daß ein Königreich mit dem andern uneins wird, ein Land aufrührerisch gegen das andere; der Nachbar kann sich nicht mehr mit dem Nachbar vertragen, ja man findet wohl an einem Tisch vier oder fünferlei Glauben sitzen, einer will auf diesen Berg, der andere auf jenen. Der ewige allmächtige Gott wolle die Herzen der lieben Hochdeutschen stärken, ihnen einen freien Mut geben und sie wieder auf die Beine bringen, daß sie dermaleinst aus der Asche wieder hervorkommen und ihren alten Beruf und ihr gutes Lob erneuern. Gott helfe dem Gerechten."

So schrieb ein ehrlicher Subalternoffizier schon vor dem Jahre 1600.

Der Dreißigjährige Krieg

Soldatenleben und Sitten

Fast alle Völker Europas sandten ihre schlechtesten Söhne in den langen Krieg. Nicht nur einzeln zogen fremde Söldner den Werbetrommeln zu wie Krähen einer Walstatt; das ganze christliche Europa wurde in den Kampf hineingerissen; in Kompanien und Regimentern zertraten die Fremden den deutschen Acker. Engländer und Schotten, Dänen, Schweden, Finnen fochten außer den Niederländern, die vom Volk noch als Landgenossen betrachtet wurden, auf Seite der Protestanten. Sogar die Lappländer fuhren mit ihren Renntieren an die deutschen Küsten, drei Kompanien derselben brachten im Wintermonat 1630 auf ihren Schlitten Pelze für die schwedische Armee über das Eis. Aber noch bunter sah es in den kaiserlichen Heeren aus. Die romanischen Wallonen, irische Abenteurer, Spanier, Italiener, fast jeder slawische Volksstamm brach in das Land, am greulichsten die leichte Reiterei: Kosaken (1620 polnische Hilfstruppen, sie wurden größtenteils vom Landvolk erschlagen), Stradioten (unter ihnen sicher auch Mohammedaner), und am meisten verhaßt die Kroaten. Es ist bezeichnend für die Stellung des Kaisers beim Beginn des Krieges, daß er fast nur slawische und romanische Krieger und nur romanisches Geld gegen die Deutschen zu setzen hatte. Durch sie wurde die nationale Erhebung niedergeschlagen; auch die Truppen der Liga bestanden vielleicht zur Hälfte aus Fremden.

Fast jedes Heer war eine Musterkarte verschiedener Nationalitäten, fast in jedem ein Durcheinander vieler Sprachen und Dialekte. Und der Haß der Nationen ruhte selten,

während die Fahne flatterte. Zumal im Lager mußten die Regimenter sorgfältig nach Beschaffenheit ihrer kameradschaftlichen Gefühle zusammengelegt werden, Deutsche und Welsche immer auseinander.

Der Feldmarschall oder Quartiermeister wählte den Platz des Lagers womöglich an fließendem Wasser, auf einer Stätte, die der Verteidigung günstig war*. Zunächst wurde der Raum für den Feldherrn und seinen Stab ausgemessen. Dort erhoben sich die großen verzierten Zelte auf verbotenem Grund, der durch eine Barriere und eingesteckte Spieße, oft durch Befestigungen von dem übrigen Lager getrennt war. In der Nähe blieb ein freier Platz mit der Hauptwache; weilte das Heer längere Zeit im Lager, so wurde dort der Feldgalgen als Warnungszeichen aufgerichtet. Jedem Regiment und Fähnlein wird mit Zweigen seine Stelle abgesteckt, dann rücken die Truppen ein, Glieder und Rotten werden geöffnet, die Fahnen jedes Regiments werden in Reihen nebeneinander in die Erde gesteckt, dahinter liegt in parallelen Linien die Lagerstätte des Fähnleins, je 50 Mann in einer Reihe, bei der Fahne der Fähnrich, in der Mitte der Leutnant, am Ende der Hauptmann, hinter beiden die Zelte der Oberoffiziere und Beamten, der Feldscher neben dem Fähnrich, der Kaplan in der Nähe des Hauptmanns. Die Offiziere wohnen in Zelten, welche oft konische Form haben und mit Stricken am Erdboden befestigt sind. Die Gemeinen bauen sich auf dem angewiesenen engen Raum ihre kleinen Hütten von Stroh und Brettern. Neben der Hütte steckt der Pikenier seinen Spieß in den Boden, die Piken, Kurzspieße, Hellebarden, Partisanen und Standarten zeigen schon von weitem Rang und Waffe der Zeltbewohner. In den Hütten hausen die Soldaten häufig zu zweien oder vieren, bei ihnen Weiber, Dirnen, Buben und Hunde. So lagert Fähnlein neben Fähnlein, Regiment neben Regiment im großen Viereck oder im Kreise, das ganze Lager ist von breitem Raum umgeben,

* Wallhausen, „Kriegskunst zu Fuß"; Fronsperger, „Kriegßbuch" a. m. O.

der zum Lärmplatz dient. Vor dem Dreißigjährigen Krieg war es gewöhnlich, um das Lager eine Wagenburg zu schlagen, dann wurden die Train- und Bagagewagen in doppelter oder mehrfacher Reihe aneinandergehoben und mit Ketten oder Klammern zum großen Viereck oder Kreis verbunden, die notwendigen Ausgänge freigelassen. Damals hatte die Reiterei zunächst an der inneren Seite der Wagen ihr Lager; für die Pferde waren neben den Hütten und Zelten der Reiter notdürftige Verschläge aufgerichtet. Dieser Brauch war veraltet, nur selten umschließen die Wagen das Lager, man ist bemüht, dasselbe durch Graben, Wall und die Feldgeschütze zu decken. An den Ausgängen sind Lagerwachen, außerhalb des Lagers werden Reitertrupps und eine Postenkette von Musketieren oder Schützen aufgestellt. Vor dem Zelt jedes Fähnrichs steckt die flatternde Fahne im Boden, daneben liegt eine Trommel der Kompanie, ein Musketier hält Wache, die brennende Lunte in der Hand, die Muskete wagrecht auf die Gabel gestützt.

In solchem Lager hauste das wilde Volk in zügellosem Haushalt, auch in Freundesland eine unerträgliche Plage der Umgegend. Die Landschaften, Städte und Dörfer mußten Holz, Stroh, Lebensmittel und Futter herbeischaffen, auf allen Wegen rollten die Lastwagen heran, wurden Herden Schlachtvieh eingetrieben. Schnell verschwanden die nächsten Dörfer vom Erdboden, alles Holzwerk und Dachstroh wurde von den Soldaten abgerissen und zum Bau der Hütten verwendet, nur die zertrümmerten Lehmwände blieben zurück. Die Soldaten und ihre Buben strichen plündernd in der Umgegend umher, die Marketender fuhren mit ihren Karren ab und zu. Im Lager aber drängten sich die Kriegsleute vor ihren Hütten und auf den Plätzen zusammen; unterdessen kochten die Weiber, wuschen, besserten Kleider aus und haderten untereinander. Häufig war Tumult und Auflauf, ein Kampf mit blanken Waffen, eine blutige Untat, Schlägereien zwischen den verschiedenen Waffen oder Nationen. Alle Morgen rief die Trommel und der Ausrufer zum Gebet, auch bei den Kaiserlichen; am Sonntag früh hielt der Regimentsprediger seine Feldpredigt, dann

saßen die Kriegsleute und ihr Troß andächtig auf der Erde, auch war verboten, während des Gottesdienstes in den Marketenderhütten zu liegen und Getränke zu schenken. Es ist bekannt, wieviel Gustav Adolf auf fromme Sitte und Gebet achtete, er ließ nach seiner Ankunft in Pommern im Lager zweimal täglich Betstunde halten; aber auch in seinen Kriegsartikeln war nötig, die Trunkenheit der Feldprediger zu bedräuen.

In dem freien Raum des Lagers vor der Hauptwache war der Spielplatz, mit Mänteln überdeckt, mit Tischen besetzt, um alle drängte sich die Gesellschaft der Spieler. Dort hatte das Kartenspiel der alten Landsknechte der schnelleren Entscheidung durch Würfel weichen müssen. Oft war das Würfelspiel im Lager verboten, durch Rumormeister und Profosen verhindert worden, dann waren die Spieler heimlich hinter Hecken zusammengekommen und hatten ihr Kommißbrot, Waffen, Pferde, Kleider verspielt; so fand man geraten, diese Leidenschaft unter Aufsicht der Lagerwache zu stellen. Auf jedem Mantel oder Tisch rollten drei viereckige Würfel, in der Feldsprache „Schelmbeine“ genannt; jeder Gesellschaft stand ein Scholderer vor, ihm gehörten Mantel, Tisch und Würfel, er hatte in streitigen Fällen das Richteramt und erhielt seinen Anteil am Gewinn, oft auch Schläge. Denn häufig waren Betrug und falsche Würfel; manche Würfel hatten zwei Fünfen oder Sechsen, manche zwei Es oder Daus, andere waren mit Quecksilber und Blei gefüllt, mit zerschnittenen Haaren, Schwamm, Spreu und Kohlen; es gab Würfel von Hirschhorn, welche oben leicht, unten schwer waren, Niederländer, die man schleifend rollen mußte, Oberländer, welche „aus der bayrischen Höhe“ geworfen werden mußten, wenn sie gut fallen sollten. Und oft wurde die lautlose Arbeit durch Flüche, Gezänk und blitzende Rappiere unterbrochen. Und zwischen den aufgeregten Gesellen schlichen lauernde Handelsleute, oft Juden, bereit, die gesetzten Ketten, Ringe und Beutestücke zu schätzen und aufzukaufen*.

* „Simplicissimus“ I, 22.

Hinter den Zelten der Oberoffiziere und des Regimentsprofosen, durch eine breite Straße von ihnen getrennt, standen die Buden und Hütten der Marketender in parallelen Reihen. Marketender, Metzger und gemeine Garköche bildeten eine wichtige Gemeinschaft. Der Preis ihrer Waren, der Speisen oder Getränke, ward vom Profosen gegen eine Abgabe in Geld oder eine Naturallieferung — er erhielt z. B. von jedem Stück Rindvieh die Zunge — bestimmt. Auf jedes Faß, welches ausgezapft wurde, schrieb er mit Kreide den Preis, um den ausgeschenkt werden mußte. Diese Verbindung und die durch Gefälligkeiten zu erkaufende Gunst des Gewaltigen erhielt die Lieferanten des Heeres in verhältnismäßig sicherer Stellung und half ihnen zu immerhin unregelmäßiger Bezahlung ihrer langen Kerbhölzer, die sie für Offiziere wie Gemeine zurechtschnitten. Oft hielt der Marketender lustige Dirnen für Offiziere und Soldaten. In guten Zeiten kamen von weit her Kaufleute mit teuren Stoffen, Juwelen, Gold- und Silberarbeiten und Delikatessen in das Lager. Namentlich beim Beginn des Krieges war der Luxus und der Troß der Offiziere zum bösen Beispiel für das Heer ausschweifend; jeder Hauptmann wollte einen französischen Koch halten, und die teuersten Weine wurden von ihnen massenhaft verbraucht.

Die militärischen Zeichen des Lagers gab beim Fußvolk der Trommelschläger, bei der Kavallerie der Trompeter; die Trommel war sehr groß, die Schläger oft halbwüchsige Buben, zuweilen die Narren der Kompanie*. — Aber beim Beginn des Krieges hatten die deutschen Heere wunderlicherweise für viele Fälle denselben einförmigen Schlag, und jeder Befehl, welchen der Feldherr dem Lager zu geben hatte, mußte noch durch einen Herold, der hinter dem Trompeter durch das Lager ritt, ausgerufen werden. Der Herold trug bei solchen Gelegenheiten über seinem Kleid einen „Lebitenrock" von bunter Seide, vorn und hinten mit dem Wappen des Kriegsherrn bestickt. Dies Ausrufen, welches den Abend vorher dem ganzen Lager die Arbeit des nächsten Tages verkündete, war schnellen und geheimen Operationen sehr hinderlich; es verschlechterte auch die Disziplin, denn es sicherte den Lungerern und Räubern des Lagers die Nacht, wenn sie auf Beute hinausschlichen.

War gute Zeit gewesen, eine Schlacht gewonnen, eine reiche Stadt geplündert, eine wohlhabende Landschaft in Kontribution gesetzt, dann war alles vollauf, Speisen und Getränke billig; es kam ausnahmsweise noch in den letzten Jahren des Krieges vor, daß man im bayrischen Heer einmal eine Kuh um eine Pfeife Tabak kaufen konnte*. Dann saß in den Marketenderbuden Kopf an Kopf eine gedrängte Schar singender, prahlender, schwatzender Helden, dann hatten die Handelsleute gute Zeit, der Soldat staffierte sich neu aus —, er kaufte teure Federn auf seinen Hut, Scharlachhosen mit goldenen Galonen, bunte Röcke und runde Maulesel für seine Dirne, dann prangte er in Zobel und Marder, Stallknechte ritten ganz in Samt gekleidet. Die Kroaten der kaiserlichen Armee in Pommern hatten im Winter 1630—31 die Gürtel mit Gold überfüllt und ganze Platten von Gold und Silber geschlagen vor der Brust**. Paul Stockmann, Pfarrer in Lützen, erzählt***, daß in der kaiserlichen Armee vor der Lützener Schlacht ein Reiter sein Pferd mit etlichen Schock goldener Sterne, ein anderer mit 300 silbernen Monden bekleidet hatte, daß Soldatendirnen die schönsten Kirchengewänder und Meßornate trugen; einige Stradioten ritten in geraubten Priesterröcken zum Jubel ihrer Kameraden. In solcher Zeit tranken die Zecher einander teuern Wein aus Altarkelchen zu und ließen aus dem erbeuteten Gold lange Ketten machen, von denen sie nach altem Reiterbrauch einzelne Glieder ablösen, wenn sie eine Zeche zu bezahlen hatten. Aber je länger der Krieg dauerte, desto seltener wurde solche goldene Zeit. Häufiger als Überfluß war Mangel und Armseligkeit. Die Verwüstung der Landschaften rächte sich furchtbar an den Heeren selbst, das bleiche Gespenst des Hungers, Vorbote der

* Närrische Trommelschläger wünscht das Fähnlein zu haben. Wallhausen, „Kriegskunst zu Fuß", S. 28.

* Grimmelshausen, „Seltzamer Springinsfeld."
** „Arma Suecica" 1632. 4°, p. 121.
*** „Lamentatio secunda Lützensium." 1633. 4°.

Pest, schlich durch die Lagergassen und hob die knöcherne Hand gegen jede Strohhütte. Dann hörte die Zufuhr aus der Umgegend auf, die Preise der Lebensmittel wurden unerschwinglich, der Laib Brot wurde z. B. 1640 bei der schwedischen Armee in der Nähe von Gotha mit einem Dukaten bezahlt. Dann wurde der Aufenthalt im Feldlager auch für den abgehärteten Soldaten unerträglich. Überall hohläugige, bleiche Gesichter, in jeder Hüttenreihe Kranke und Sterbende, Gassen und Umgebung des Lagers verpestet durch die verwesenden Leiber der gefallenen Tiere. Dann war ringsum eine Wüste von unbebauten Äckern und geschwärzten Dorftrümmern, und das Lager selbst eine grause Totenstatt; der Troß des Heeres, Dirnen und Knaben verlor sich plötzlich in den Totengruben, nur die grimmigsten Hunde erhielten sich von ekler Nahrung, die andern wurden geschlachtet und verzehrt*. In solcher Zeit schmolzen die Heere schnell dahin, und keine Kunst der harten Führer vermochte das Verderben abzuwenden.

Das abenteuerliche Leben des Kriegsmannes, so sehr auf leidenschaftlichen Genuß des Augenblicks gestellt, unsicher nicht bloß vor dem Feind, steigerte nicht nur die Lasterhaftigkeit der Mehrzahl in das Ungeheure, es entwickelte auch Eigentümliches und Seltsames in Unart, Sitte und Bräuchen.

Ein breiter Strom von Aberglauben flutet durch die Seelen der Völker von der Urzeit bis zur Gegenwart. Lange Zeit wälzte er sich fast unbeachtet unter der dünnen Decke, welche Bildung und Wissen über ihn legt, und nur leise tönt dem Gebildeten sein Rauschen ins Ohr. Zuweilen erweitert die kranke Laune einer Zeit einzelne Richtungen zu einem weiten trüben Sumpf; erstaunt sehen wir dann die entstellten Trümmer uralter Kulturzustände obenauf schwimmen. Dann scheint wieder lebendig und mächtig, was lange abgelebt und vergessen war. Auch das Soldatenleben des Dreißigjährigen Krieges hat eine Fülle von eigentümlichem Aberglauben lebendig gemacht, der zum Teil noch heute

* Faszikel im Pfarrarchiv zu Seebergen bei Gotha.

dauert; es lohnt, bei dieser charakteristischen Erscheinung zu verweilen.

Der Glaube, daß man den Leib gegen das Geschoß der Feinde verfesten, und wieder, daß man die eigenen Waffen durch Zauber jedem Feind tödlich machen könne, ist älter als das geschichtliche Leben der germanischen Völker. Aber schon in den frühesten Zeiten hängt etwas Unheimliches an solcher Kunst, sie wird leicht dem Gefeiten selbst zum Verhängnis. Die Unverwundbarkeit ist nicht unbedingt, und gegen den Zauber der treffenden Waffe gibt es einen Gegenzauber, der stärker sein mag. Schon Achill hatte eine Ferse, die nicht gefeit war; der nordische Gott Baldur konnte durch keine Waffe verletzt werden, aber der Mistelzweig, den ein Blinder bewegte, tötete ihn; Siegfried hatte eine offene Stelle zwischen den Schultern, dieselbe Stelle, welche auch den Soldaten des Dreißigjährigen Krieges für offen galt*. In zahlreichen nordischen Sagen wird von Waffenzauber berichtet. Das Schwert, die edelste Waffe des Helden, wurde gern als lebendiges Wesen aufgefaßt, als tötende Schlange oder vertilgender Brand; wenn es zersprang, so „starb" es dem nordischen Dichter; Schwerter, welche Zwerge geschmiedet hatten, konnten nicht bezaubert werden, wohl aber war in ihnen ein tötender Zauber verborgen; so mußte das Schwert Hagens, des Vaters von Hilde, eines Menschen Tod sein, wenn es aus der Scheide gezogen wurde; in Griff und Klinge der Schwerter wurden Zauberrunen geritzt. Und auch der Glaube blühte schon in der nordischen Heidenzeit, daß die beste Waffe gegen hiebfeste Kämpfer und Zauberer die Kolbe oder Holzkeule sei**. Zuverlässig galten schon im deutschen Heidentum solche Zaubermittel für finstere Nachthilfe, von Vermessenen eifrig begehrt, von wackeren Kriegsmännern gemieden, eine verhängnisvolle Gabe für die Helden der epischen Dichtung.

Den deutschen Christen wurde der Teufel die dunkle Macht, welche solchen verderblichen Schutz gewährte. Aber

* „Victorischlüssel." 1631. 4°. Bl. 3. Die Flugschrift wurde wieder aufgelegt als „Königl. schwedischer Victorischlüssel". 1632.

** K. Weinhold, „Altnordisches Leben", S. 204.

daneben fehlte auch die harmlose Hoffnung nicht, daß es dem Gebet zum Christengott und seinen Heiligen ebenfalls gelingen könne, die Unverwundbarkeit zu sichern. Denn weit anders als jetzt betrachtete man im Mittelalter die zu einer Formel verbundenen Worte und ihre Zeichen, die Schrift. In der Rede lebte eine geheime Kraft, durch welche der Mensch auf die Außenwelt zu wirken vermochte. Das Gefüge der Worte in der gesprochenen Formel war nicht nur ein Schall, der von Mund zu Ohr drang, es wohnte in ihm auch eine vielleicht furchtbare und unwiderstehliche Wirkung. Schon weise Sprichworte, kluge Lebensregeln übten besonderen Einfluß auf das Leben dessen, der sie gebrauchte; man konnte sie kaufen und wieder an andere abgeben. Auch Gott und seine Heiligen konnte man durch bestimmte Gebete veranlassen zu erhören, ein Spruch war kräftiger als der andere. Solche Gebete und starke Sprüche fand das Mittelalter für zahllose Fälle, für viele Heilige; die Kirche war nur zu geneigt, auch auf diese heidnische Auffassung der germanischen Seele einzugehen. Außer den großen und allgemein bekannten Gebeten und Beschwörungen gab es viele geheime, die von Geistlichen und Laien in bestimmten Lebensverhältnissen eifrig gesucht und gebraucht wurden. Es war also kein befremdlicher Aberglaube, wenn die Kirche des Mittelalters ihre Gebete und Segenssprüche gegen den Tod in der Schlacht gerade so richtete, wie einst die deutsche Heidenzeit, und ganz in der Empfindungsweise jener Zeiten ist es, daß diesen Gebeten und Segen auch von guten Christen sichere Wirkung zugeschrieben wurde. Solcher Schlachtsegen sind uns mehrere erhalten, auch solche, durch welche sich deutsche Kaiser festzumachen glaubten.

Die Einführung der Feuerwaffen gab diesem Aberglauben neues Ansehen und weite Ausbreitung. Blitz und Knall des Gewehres und die fernhin treffende Kugel imponierten der Phantasie um so mehr, je weniger die unvollkommene Waffe das Treffen sicherte. Tückisch und unberechenbar war der Lauf des tödlichen Geschosses, immer ungenügender wurden die Schutzwaffen, welche die neue Methode der Kriegführung ohnedies lästig machte. Zwar beschäftigte sich

die Literatur der Reformationszeit nur selten mit dieser Art von Zauber, sie wird erst um die Mitte des Jahrhunderts redselig, wo es gilt, die Zustände des Volkes zu schildern. In den Heeren aber war der Zauberglaube allgemein und verbreitet, fahrende Schüler und Zigeuner galten für die eifrigsten Verkäufer seiner Geheimnisse*, eine Generation der Landsknechte teilte ihn der nächsten mit; in Italien und den Heeren Karls V. mischten sich romanischer und deutscher Aberglaube, und fast jede Technik der Kunst festzumachen ist aus der Zeit Frundsbergs und Schärtlins nachzuweisen.

Schon Luther, der die Gedanken seines Volkes besser kannte als irgendein anderer Zeitgenosse, stellt die Kunst, fest zu werden und zu machen, in ihren Hauptzügen mehr als einmal dar; er weiß von solchen, welche die Waffen durch bestimmte Worte und Zeichen beschwören, so daß sie an keinem Ort verletzt werden können; er selbst sah einen Jüngling, der sich ein Schwert auf die Brust setzte und so heftig gegen sich drückte, daß sich das Heft bis zur Spitze herumbog, und doch drang die Spitze nicht in seine Haut. Andere aber konnten solche gesegnete Waffen wieder des Segens entledigen durch einen Zirkel und Zeichen, die sie in den Sand machten. „So nahm einer dem andern die Kraft seines Messers." Andere hatten Briefe, worin viel heilige Worte und Zeichen standen; wer sie bei sich trug, konnte nicht getötet werden. Bald war es ein Brief, den Papst Leo dem Kaiser Carolus in den Krieg geschickt haben sollte, bald das St. Johannisevangelium oder sonst etwas. Manche befahlen sich dem St. Georg, andere dem St. Christophel, andere gar dem Teufel, auch solche kannte er, welche Roß und Reiter zu segnen und zu bannen vermochten**. Er hatte auch einen Landsknecht gekannt, der durch den Teufel un-

* Zimmermann, „Bezaar", Handschrift der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha, chart. fol. nr. 566.

** Die Hauptstelle für den Aberglauben aus Luthers Zeit ist in: „Der zehen Gebot gotes ain Schöne nutzliche Erklerung, durch Doctor Martinum Luther Augustiner." 1520. 4°. A. 3; ferner in: „Ob Kriegsleut auch im seligen Standt sein können." 1527. 4°.

überwindlich gemacht, zuletzt doch erstochen wurde und vorher Tag und Stelle seines Todes angab. Und Bernhard von Milo, Landvogt zu Wittenberg, sandte Luther schon einen geschriebenen Wundsegen zur Begutachtung, es war ein langer zusammengerollter Zettel mit wunderlichen Zeichen.

Als der Augsburger Bürgermeister Samuel Zimmermann der Ältere in einem Foliobaud unter dem Titel: „Bezaar, wider alle Stich, Straich und Schüß, voller großen Geheimnussen", die Erfahrungen seines Lebens etwa bis 1591 sammelte, erwähnt er zwar nur die schützenden Künste, welche er nicht für belialisch hält, es ist aber aus seinem Manuskript zu ersehen, daß ihm auch zahlreiche Teufelskünste bekannt waren, die er zu verschweigen beabsichtigt. So war im Jahre 1550 ein wohlbekannter Raufbold zu Augsburg, der oft prahlte, er wolle lieber mit zweien oder dreien fechten als eine gute Mahlzeit halten, so fest, daß kein Degenstich in ihn drang; er wurde zuletzt durch einen Hellebardenschlag auf den Hinterkopf getötet. Ein anderer Bekannter Zimmermanns, der gefroren war, erhielt einen furchtbaren Dolchstich, es war keine Wunde zu sehen, aber er starb doch kurz darauf an innern Folgen des Stiches. Im Jahre 1558 war ein Schütz im Regiment des Grafen Lichtenstein, der nach jedem Scharmützel feindliche Kugeln aus seinen Kleidern und vom bloßen Leibe schüttelte; oft hatte er sie und die durchgebrannten Löcher seiner Kleider gezeigt. Er wurde zuletzt von welschen Bauern erschlagen.

Die Italiener und Spanier, welche 1568 in die Niederlande zogen, führten ganze Pakete und Bücher voll Zauberei, Segen und Beschwörungen mit sich, ohne Erfolg*. Fast bei allen Toten und Gefangenen der brandenburgischen Hilfstruppen, welche 1587 durch Burggraf Fabian von Dohna den Hugenotten zugeführt waren, fanden die Franzosen Talismane und magische Zettel um den Hals gebunden**. Als der Jesuit Georg Scheerer in der Hofkapelle

* J. Dodinus, „De magorum demonomania." I. 3.

** Mart. Delrio, „Disquisit. magic." VI. Ursellis 1606, p. 129. Thurneisser versah die Kriegsleute der Mark mit solchen Amuletten.

zu Wien 1594, vor Erzherzog Matthias und dessen Kriegsobersten predigte, fand er für nötig, gegen die angehängten abergläubischen Wundsegen für Hauen und Stechen, Schießen und Brennen zu eifern*.

Es ist deshalb unrichtig, wenn spätere Schriftsteller erzählen, daß die Kunst festzumachen im Anfang des 17. Jahrhunderts zu Passau von einem Studenten (fahrenden Schüler), wie Grimmelshausen angibt, oder wie andere wollen, von Kaspar Neithardt von Hersbruck, dem Nachrichter, in die deutschen Heere gebracht worden sei. Denn als Erzherzog Leopold, Bischof zu Passau, die ruchlosen und schlecht disziplinierten Banden werben ließ, welche durch ihre Grausamkeit im Elsaß und Böhmen Schrecken verbreiteten, nahmen seine Söldner nur die alten Traditionen auf, die im deutschen Heidentum wurzelten und durch das ganze Mittelalter fortgeschleppt worden waren. Ja sogar der Name „Passauer Kunst", welcher seit jener Zeit gewöhnlich wird, mag auf einem Mißverständnis des Volkes beruhen; denn im 16. Jahrhundert hießen alle, welche einen Zauber bei sich trugen, um unverwundbar zu sein, bei den gelehrten Soldaten Pessulanten oder Charakteristiker, und wer die Kunst verstand, solchen Zauber zu lösen, ein Solvant. Es ist möglich, daß die erste Bezeichnung vom Volk in „Passauer" verwandelt worden ist**.

Schon im ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges wird die Kunst festzumachen lebhaft besprochen. Eine gute Nachricht darüber steht in: „Wahrhaffter Bericht von der Belagerung und mit gestürmter Hand Eroberung der Stadt Pilsen in Behem. 4°. (1619.)" Die Stelle lautet in unserer Schreibweise wie folgt:

„Ein Waghals unter den Mansfeldischen, Hans Fabel genannt, nahm einstmals ein Stutzglas Bier, ging auf den Stadtgraben zu und brachte den Belagerten eins. Dem haben sie es mit Kraut und Lot gesegnet, aber er trank sein

* Er gab die drei Predigten heraus unter dem Titel: „Eine bewerte Kunst und Wundsegen." Ingolstadt 1595. 4°.

** Zimmermann, a. a. O. am Ende in einem interessanten Verzeichnis von militärischen Kunstausdrücken.

Stutzglas Bier aus, bedankte sich gegen sie, kam in den Laufgraben und nahm fünf Kugeln aus dem Busen. Dieses Pilmiskind*, ob es gleich so sehr fest gewesen, ist doch krank geworden und vor der Eroberung der Stadt gestorben. Es ist diese zauberische Kunst (Passauer Kunst) ganz gemein gewesen, ich hab's mit Verwundern gesehen. Man hätte eher von einem Felsen als von einem solchen Bezauberten etwas geschossen. Ich glaube, der Teufel steckt ihnen in der Haut. Ja, ein guter Gesell bezaubert oft den andern, wenn es auch der Bezauberte nicht weiß, noch viel weniger begehrte. Ein kleiner Junge von 14 oder 15 Jahren ist auf den Arm geschossen worden, als er die Trommel geschlagen, dem ist die Kugel vom Arm auf die linke Brust abgesprungen und nicht eingedrungen, was viele gesehen haben. Aber es nimmt ein böses Alter bei denen, die es gebrauchen; ich habe ihrer viel gekannt, die es gebraucht, die sind schrecklich um ihr Leben gekommen. Denn eine Gaukelei kämpft wider die andere. Ebensogut als man einen kann gefroren machen, kann man seinen Wundsegen öffnen. Ihre teuflischen Zauberbrote sind expreß wider das erste und andere Gebot Gottes. Fleißig gebetet und sich auf Gott verlassen, das gibt andere Mittel. Wenn einer vor dem Feind ist und nicht bleibt, so ist es Gottes Wille. Wird er getroffen, so führen ihn die Engel in den Himmel, die Bezauberten holt der schwarze Kaspar**."

Zahlreich waren die Mittel, sich und andere fest oder gefroren zu machen. Auch bei diesem Aberglauben walteten tyrannisch die Moden. Sehr alt sind die Nothemden, Siegs- und St. Georgshemden***. Sie wurden für die Landsknechte auf verschiedene Weise gefertigt. In der Christnacht sollten

* Bilwizkind, so viel als Teufelskind; Bilwiz ist ein alter Name für Zauberer oder Kobold.

** Die Versuchung liegt nahe, diese Stelle in eine ältere heidnische Formel umzuwandeln: wer mit ehrlichen Waffen auf der Walstatt fällt, den führen die Schlachtjungfrauen nach Walhall; die mit dem Zauber der Todesgötter kämpfen, nimmt sich die Helja. — Der Name „schwarzer Kasper" für Teufel findet sich schon im 16. Jahrhundert.

*** Für die Heidenzeit und das Mittelalter vergleiche man bei diesen und andern Bräuchen J. Grimms „Mythologie".

nach älterer Sitte unzweifelhafte Jungfrauen das leinene Garn im Namen des Teufels spinnen, weben und nähen; auf die Brust wurden zwei Häupter gestickt, das rechte bärtig, das linke wie König Beelzebubs Kopf, mit einer Krone, vielleicht dunkle Erinnerungen an die heiligen Häupter Donars und Wuotans*. Nach späterem Brauch mußte das Nothemd von Mädchen unter sieben Jahren gesponnen sein, es wurde mit besonderen Kreuznähten genäht und mußte verstohlen auf den Altar gebracht werden, bis drei Messen darüber gelesen waren. Ein solches Nothemd wurde am Schlachttag unter dem Kleid angelegt. Erhielt der Träger doch eine Wunde, so war fremdes Garn unter das zauberkräftige gemischt worden.

Gern suchte der Abergläubische die Wunderkraft der christlichen Kirche für sich zu benutzen, wenn auch gesetzwidrig und mit bösem Gewissen. Man ließ das Evangelium St. Johannis subtil und geschmeidig auf zartes Papier schreiben, brachte es heimlich unter die Altardecke einer katholischen Kirche, wartete, bis der Priester drei Messen darüber gelesen hatte, steckte es in einen Federkiel oder eine ausgehöhlte Haselnuß, verkittete die Öffnung mit spanischem Lack oder Wachs, oder ließ solche Kapseln in Gold oder Silber fassen und hing sie an den Hals. Andere empfingen beim Abendmahl die Hostie unter stiller Anrufung des Teufels, nahmen die Oblate wieder aus dem Mund, lösten an einer Stelle des Leibes die Haut vom Fleisch, steckten die Oblate hinein und ließen sie so verheilen. Die Wildesten freilich ergaben sich dem Teufel mit Haut und Haar; solche Gesellen konnten nicht nur andere Menschen festmachen, sondern sogar eßbare Dinge, Butter, Käse, Obst, so daß die schärfsten Messer nicht einzuschneiden vermochten**.

Auch bei den geschriebenen Zetteln, welche Wundsegen enthielten, wechselten Form und Name.

Aus dem frühen Mittelalter stammte Papst Leonis Segen, er enthielt gute christliche Worte und Verhei-

* Henning Groß, „Magica". Eisleben, 1600. 4°. Bl. 99b.

** „Victorischlüssel" a. a. O.

ßungen. Ferner der Segen des Ritters von Flandern, so genannt, weil ein Ritter, der ihn einst bei sich getragen, nicht hatte enthauptet werden können; das Blatt war mit unbekannten Charakteren und Buchstaben beschrieben, dazwischen Kreuzzeichen. Dann der Benedisten- oder Notsegen, der im Augenblick der Gefahr Rohr und Schwert der Feinde band*.

Ebenso waren die Passauer Zettel des 17. Jahrhunderts auf Postpapier, Jungfernpergament, Hostien geschrieben mit Fledermausblut, mit besonderer Feder; die Aufschrift waren seltsame Charaktere, Drudenfüße, Zirkel, Kreuze, Buchstaben fremder Sprache; nach Grimmelshausen** stand der Reim darauf: Teufel, hilf mir, Leib und Seele geb' ich dir. Sie bannten den Schuß und taten das Rohr des Feindes zu, wenn sie unter den linken Arm gebunden wurden. Ja, sie wurden gegessen. Aber die Ansichten über ihre Wirksamkeit waren schwankend. Sie sollten nur auf 24 Stunden schützen; nach andern wirkte ihr Zauber erst nach den ersten 24 Stunden, wer vorher erschossen wurde, gehörte dem Teufel. Auch andere Zaubermittel werden zum Schutz herbeigezogen, alles Häßliche und Unheimliche wird gesammelt, und vieles, was im alten Götterglauben furchtbar gewesen war, wirkte noch jetzt mit der alten Kraft. Ein Stück von dem Strick oder der Kette, woran ein Mensch erhängt war, machte fest; ebenso der Bart eines Bockes, Augen des Wolfes, Kopf der Fledermaus und ähnliches in einen Beutel von schwarzer Katerhaut eingewickelt und am Leib getragen***. Fest machte die Gemskugel, eine verhärtete Masse aus dem Magen der

* Zimmermann a. a. O.

** „Wunderbarliches Vogelnest." II. T., „Satyrischer Pilgram." II. T. — Grimmelshausen bespricht die Kunst festzumachen zwar gläubig, aber obenhin, als etwas längst Bekanntes, er ist in seinen Angaben nicht immer zuverlässig. Ihn interessierte mehr der Aberglaube, welcher um 1660 in besonderer Aufnahme war: die Kunst sich unsichtbar zu machen, und das Alräunchen. Am Ende des Jahrhunderts grassierte die Wünschelrute, dann wurden die Poltergeister mächtig.

*** Klein, „Kriegsinstitution", S. 58. Es ist der „Medizinbeutel" der Indianer, vielleicht durch die spanischen Regimenter eingeschleppt.

Gemse, ferner die Haube, welche jemand bei der Geburt auf die Welt gebracht hatte, u. a. m.; auch wer sein Lebtag keine Nieren gegessen, war sicher vor Schuß und Pestilenz; man glaubte in Augsburg, daß ein berühmter Ritter und wohlgeübter Kriegsoberst (Sebastian Schärtlin) sich dadurch vor dem Feind bewahrt habe*.

Auch alte Hexenkräuter, Wegewart, Verbena, St. Johanniskraut, Vogelkraut, Siegwurz, Allermannsharnisch wurden zu Wundsegen gebraucht und das kräftigste von allen, die geheimnisvolle Bollwurz. Sie mußte mit dem besten neugeschliffenen Stahl ausgegraben und durfte nie mit der bloßen Hand, am wenigsten mit der linken angegriffen werden, sie wurde wie ein agnus dei getragen. Sie war rund, fand sich nur auf der Walstatt großer Männerschlachten und war, wie Zimmermann sagt, um der verstorbenen Seelen willen geheiligt. Und außer ihr eine feuerfarbige Blume, welche die Kabbalisten Efdamanila nannten; sie schützte nicht allein den Mann, der sie trug, vor Schuß, Hieb und Feuer: wenn sie bei der ersten feindlichen Kugel in belagerter Stadt über die Mauer gehängt wurde, so band sie das feindliche Stück wenigstens auf einen Monat.

Auch Amulettmünzen waren früh im Brauch; im Jahre 1555 wurde in dem Gefecht bei Marienburg zwischen den Prinzen Oranien und Nevers ein kleines Kind durch einen Schuß an den Hals getroffen, ein silberner Schaupfennig bog sich zusammen, das Kind blieb unverletzt; damals schrieb man so großen Erfolg noch einem Amulettzettel zu, den es neben der Schaumünze am Halse trug. Aber zu derselben Zeit gossen bereits „Sideristen", die in astrologischer Kunst erfahren waren, festmachende Schaupfennige von Silber und feinem Gold nach „himmlischer Influenz"; sie wurden am Halse getragen. Thurneisser verbreitete auch diese Art Amulette im nördlichen Deutschland**. Noch nach dem Dreißigjährigen Krieg brachte ein Zufall die Mansfelder

* Zimmermann, „Goth. Manuskript", Bl. 97.

** Abbildungen derselben in: Moehsen, „Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft in der Mark Brandenburg." Berlin, 1783.

St. Georgentaler in Aufnahme, besonders die von 1611 und 1613, mit der Inschrift: „Bei Gott ist Rat und Tat."

In dem Ruf fest zu sein standen nicht nur gemeine Soldaten, auch viele hohe Befehlshaber; zwar nicht Pappenheim, der fast bei jeder Affäre eine Wunde erhielt, wohl aber Holk — den zuletzt der Teufel persönlich in die Hölle holte —, Tilly, an dem der entsetzte Wundarzt nach der Schlacht bei Breitenfeld nur Quetschungen zu verbinden hatte, Wallenstein und sein Verwandter Terzka; selbst Gustav Adolfs Schwert galt für gefeit. Auch Ahas Willenger, nach Fadingers Tod Anführer der aufständischen österreichischen Bauern, war so gefroren, daß ihn eine Kanonenkugel sieben Schritt zurückriß, ohne in seine Haut zu dringen; endlich tötete ihn ein Offizier der Pappenheimer*. Alle Fürsten des Hauses Savoyen hielt man noch nach dem Dreißigjährigen Krieg für fest. Feldmarschall Schauenburg hat es am Prinzen Thomas versuchen lassen, als er ihn in einer italienischen Festung belagerte. Dem besten Schützen hat die Büchsenkugel versagt. Man wußte nicht, ob die Männer des hohen Hauses besondere Gnade haben, weil sie aus dem Geschlecht des königlichen Propheten David stammen, oder ob daselbst die Kunst erblich war sich festzumachen**. Dasselbe glaubte man von den Hohenzollern noch am Ende des 18. Jahrhunderts; daß Friedrich der Große seinem Heer für unverwundbar galt, war in der Ordnung, aber auch Friedrich Wilhelm II. war im Feldzug von 1792 nach der Ansicht alter Unteroffiziere nur durch silberne Kartätschenkugeln des Feindes zu treffen***.

Es gab kaum jemand, welcher den Glauben an die geheimnisvolle Kunst nicht teilte. Der berühmte französische Feldherr Messire Jacques de Puysegur mußte im Jahre 1662 in den französischen Bürgerkriegen einen Gegner, qui avait un caractère, weil er ihn mit der Waffe nicht töten

* Belli, „Laurea Austrica" zum Jahr 1626.
** Simplicissimus, „Continuatio" 13.
*** F. C. Laukhards Leben. III. S. 167.

konnte, durch Nackenschläge mit einem Hebebaum umbringen lassen und über das Abenteuer seinem König berichten*. Schon bei der Blockierung von Magdeburg im Jahre 1629 wurde die Klage über solche Mittel so allgemein, daß die Kriegführenden darüber verhandelten**. Selbst Gustav Adolf verbot in § 1 seiner Kriegsartikel eifrig Götzendienst, Hexerei oder Zauberei der Waffen als eine Sünde gegen Gott.

Aber die dunkeln Mächte, welche sich der Kriegsmann zu Helfern warb, waren treulos. Sie schützten nicht gegen jedes. Schon das war unbequem, daß sie nicht vor der Hand des Scharfrichters bewahrten; Zimmermann berichtet mehrere Fälle, wo die zu weitgehenden Hoffnungen eines Gefrorenen und seiner Anhänger auf der Richtstätte getäuscht wurden***. Einzelne Teile des Körpers, der Nacken und der Rücken zwischen den Schultern, die Armhöhle, die Kniekehlen galten für nicht hart oder fest. Auch war der Leib nur gefeit gegen die gewöhnlichen Metalle, Blei und Eisen. Den Gefrorenen tötete die einfachste Bauernwaffe, die Holzkeule, ferner Kugeln von edlem Metall, zumal ererbtes Silber. So konnte ein österreichischer Gouverneur von Greifswald, auf den die Schweden mehr als 20 Kugeln abgeschossen hatten, nur durch den geerbten silbernen Knopf, den ein Soldat in der Tasche trug, erschossen werden. So ward eine Hexe in Schleswig, die in einen Werwolf verwandelt war, durch Erbsilber getötet†. Auch durch andere Mischungen beim Kugelgießen sowie durch geheime Waffenweihe vermochte man den Zauber zu öffnen. Von den alten Zaubermitteln der Heidenzeit mochten sich manche erhalten haben. Es gab Notschwerter und Notbüchsen. Die Schärfe des Stahls ward mit Roggenbrot, das in der Osternacht gesäuert und gebacken war, kreuzweise überstrichen, auf

* „Les mémoires de Puysegur", Amsterdam, 1690. I, p. 16.
** „Die andere Belagerung der Stadt Magdeburg." 1630. 4°, zum 19. August.
*** „Goth. Manuskript", Bl. 81.
† Müllenhoff, „Sagen", S. 231. — Temme, „Pommersche Sagen", Nr. 244.

Klingen und Rohr wurden Zeichen geätzt; man verstand Kugeln zu gießen, welche töteten, ohne die Haut zu verletzen, andere, welche Blut haben mußten, solche, welche jede Festigkeit öffneten, und präparierte diese durch Beimischung von pulverisierten Weizenkörnern, Spießglanz, Donnerkeilen, durch Ablöschen in Giften. Auch diese Künste galten für unnatürlich und gefährlich. Daneben suchte man eifrig nach „natürlichen" Kunststücken, welche ein ehrlicher Kriegsmann mit Vorteil gebrauchen könnte. Man glaubte durch Beimischung von gepulvertem Hundsgebein Büchsenpulver zu verfertigen, welches keinen Knall gab. Man richtete Pulver zu, womit man das Geschossene nicht beschädigte, aber auf Stunden betäubte, anderes, das nicht anbrannte, auch wenn man glühenden Stahl hineinsteckte. Durch Beimischung von Borax und Quecksilber wußte man Sprengpulver zu schaffen, womit man die Stücke des Feindes, die man beim Ausfall nicht zu vernageln Zeit hatte, zersprengte. Man suchte das Geheimnis, einem Menschen auch ohne Zauberei doppelte Stärke zu geben, usw.

Eine eigentümliche, ebenfalls sehr alte Art des Zaubers war das Festbannen der Feinde durch geheimnisvolle Sprüche, die im Augenblick der Not rezitiert wurden. Der Wissende vermochte ganze Haufen Reiter und Fußvolk zu stellen, d. h. unbeweglich zu machen, ebenso durch andern Spruch den Zauber wieder aufzulösen, und dieser Aberglaube hat in dem Romanusbüchlein (o. O. u. J.) noch in unserm Jahrhundert seine abgeschmackten Formeln in die katholischen Heere gebracht. Wer die Beschwörungen dieses Büchleins durchblättert, findet in einem Wust von Unsinn, unter vorgeschriebenen Kreuzzeichen, Anrufung von Heiligen und Bibelstellen, auch einige poetische Formeln, die wahrscheinlich durch fünfzig Generationen fortgepflanzt worden sind. Ein anderes Zauberkunststück war Reiter ins Feld zu machen, d. h. zur Rettung in eigener Gefahr den täuschenden Schein hervorzubringen, als ob in der Entfernung Kriegsvolk heranziehe. Durch ähnliche Spukbilder hatten, wie Gregor von Tours erzählt, schon um 568 die Awaren den Frankenkönig Sigibert im Treffen besiegt. Ja

in größter Not war es möglich, sich und das eigene Heer zu verwandeln. So war Herzog Hans Adolf von Plön nicht nur kugelfest und wohlbewandert in der Kunst unsichtbar zu machen, er vermochte auch einmal in den Türkenkriegen sich und seine Leute so täuschend in Bäume zu verwandeln, daß die Feinde an diese Bäume traten und dem Herzog und seinen Leuten die Stiefel benäßten*. Solche Beschwörungen sind Trümmer geheimer heidnischer Wissenschaft, welche in manchen Sagen und Märchen bis zur Gegenwart fortklingt. Dergleichen Überlieferungen mag es noch viele gegeben haben, sie waren sicher am Lagerfeuer und in der Marketenderhütte beliebter Gegenstand geheimnisvoller Unterhaltung.

Der unheimlichste Mann des Regiments war der finstere Profos; es war natürlich, daß vorzugsweise er für einen Wissenden galt. Schon 1618 wußte der Henker von Pilsen mit einem Gehilfen alle Tage drei treffende Kugeln gegen das Mansfeldische Lager zu schießen; er wurde nach Eroberung der Stadt an einem besonderen Galgen gehenkt. Noch größere Zauberkünste verstand der Profos der Hatzfeldischen Armee von 1636, er wurde, weil er gefroren war, von den Schweden mit einer Axt erschlagen. Es lag sehr im Interesse dieser Gewaltigen, den Glauben an ihre Unverwundbarkeit bei den rachelustigen Soldaten zu erhalten.

Wir dürfen zu solchem Glauben auch das Bestreben rechnen, aus dem Lauf der Gestirne den Ausgang der Kriegsaffären und das eigene Schicksal zu lesen. Die Prognostika häuften sich während des Krieges, unermüdlich wurden aus Konstellationen, Sternschnuppenfall, Kometen und atmosphärischen Erscheinungen die Schrecken der nächsten Jahre prophezeit und durch eine gräßlichere Wirklichkeit widerlegt. Die Nativitätstellerei war allgemein. Auch das zweite Gesicht besaßen einzelne Individuen, sie empfanden vorher, wem die nächste Zukunft Verhängnis bringen werde. Als 1636 die sächsisch-kaiserliche Armee vor Magdeburg lag,

* Müllenhoff, „Sagen aus Schleswig-Holstein", S. 78. Dasselbe von einem kaiserlichen Obersten in Vechta, bei Kuhn, „Sagen aus Westfalen", S. 19.

war ein kranker „Mathematikus“ im Lager, der seinen Freunden vorhergesagt hatte, daß ihm der 26. Juni Verderben bringen werde. Er lag im geschlossenen Zelt, da ritt ein Leutnant heran, knüpfte die Zeltschnüre auf, drang ein und bat den Kranken, er möge ihm die Nativität stellen. Nach langer Weigerung prophezeite ihm der Kranke, er werde noch in dieser Stunde aufgehängt werden. Der Leutnant, empört darüber, daß einem Kavalier solches gesagt werden dürfe, zog seinen Degen und erstach den Kranken. Es entstand ein Auflauf, der Mörder schwang sich auf sein Pferd und wäre entkommen; da wollte der Zufall, daß der Kurfürst von Sachsen neben dem General Hatzfeld mit großem Gefolge durch die Lagergasse hereinritt. Der Kurfürst rief: das wäre schlechte Disziplin im kaiserlichen Lager, wenn auch ein Kranker im Bett nicht vor Mördern seines Lebens sicher sein sollte. Der Leutnant wurde aufgeknüpft*.

Wer für den Besitzer solcher Geheimnisse galt, der ward von seinen Kameraden gefürchtet, aber nicht geehrt**; „denn wenn sie nicht furchtsame, feige Tröpfe wären, würden sie nicht solche Mittel gebrauchen“. Schon im 16. Jahrhundert ließen einzelne Obersten jeden Gefangenen henken, bei welchem ausgeschnittene oder mit Eisen gefütterte Kugeln gefunden wurden***, „welche um einer Seele willen geheiligt waren“. Im Dreißigjährigen Krieg bat ein Feigling seinen Kameraden um einen Passauer Zettel. Dieser schrieb auf einen Streifen Papier dreimal: „Wehr' dich, Hundsfott!“ wickelte das Papier zusammen und ließ es dem Furchtsamen in die Kleider nähen. Seit dem Tage bildete sich jener ein, er sei fest, und ging bei allen Okkasionen wie ein hörnerner Siegfried unter Waffen, ist auch stets unverwundbar davongekommen†.

Aber der Krieger hatte nicht nur um die Gunst der Schicksalsgötter, noch mehr um den Beifall seiner Kameraden zu werben. Wer aufmerksam in jene Zeit hineinsieht, der verliert zwar nicht das Grausen über die zahllosen und raffinierten Scheußlichkeiten, welche verübt werden; aber er erkennt auch, daß aus der tiefen Barbarei und Verwüstung der Seelen immer noch einzelne mildere Tugenden aufleuchten und zuweilen eine gesunde unzerstörbare Tüchtigkeit zutage kommt. Der Söldner fühlte, kurze Zeit ausgenommen, keine Begeisterung für die Partei, welcher er gerade diente, selbst der Glaube verlor in den wilden Gemütern viel von seiner Fähigkeit zu erwärmen. Aber den Besseren blieb die eigene Soldatenehre und eine lebhafte Empfindung für die Ehre der Fahne, der sie geschworen hatten, jedem aber der Stolz, daß er als Krieger ein Herr der zerrütteten Welt sei, oft der einzige geistige Besitz, der ihn vom Räuber und Mörder unterschied. Nicht selten wechselte der Krieger seine Fahne, freiwillig oder gezwungen, aber auch im letzteren Fall war er dem neuen Kriegsherrn zuweilen treu und zuverlässig. Die Achtung der Kameraden erwarb er nur, wenn er ein ehrlicher Soldat und kein „Hundsfott“ war; schnell bildete sich ein eigentümlicher Kodex der Soldatenehre aus, der eine wenn auch sehr verkümmerte Sittlichkeit rettete. Von der guten Laune, welche das Gefühl einer souveränen Herrschaft über Bürger und Bauer gab, sind uns nur wenige Reste geblieben. Die zahlreichen Soldatenlieder, welche in den Lagern selbst entstanden, sind bis auf dürftige Trümmer verklungen*. Aber sprichwörtliche Redensarten drücken oft genug dieselbe Stimmung aus, welche Schillers Reiterlied idealisiert: „Der scharfe Säbel ist mein Acker, und Beutemachen ist mein Pflug.“ „Die Erde ist mein Bett, der Himmel meine Decke, der Mantel mein Haus, der Wein mein ewiges Leben**.“ „Sobald ein Soldat wird geboren, sind ihm drei Bauern auserkoren: der erste, der ihn ernährt, der andere, der ihm ein schönes Weib beschert, der dritte, der für ihn zur Hölle fährt***.“

* „Simplicissimus“ I, 2. 24.
** Grimmelshausen, „Wunderbarliches Vogelnest“.
*** Zimmermann, „Goth. Manuskript“, a. a. O.
† Grimmelshausen a. a. O.

* Es ist charakteristisch, daß eines der besten („Simplicissimus“ I, 2. 23) die „Müllerflöhe“ besingt, damals eine allgemeine Plage der Heere.
** Philander von Sittewald, „Gesicht vom Soldatenleben“.
*** Grimmelshausen, „Seltzamer Springinsfeld“.

Daß die Sinnlichkeit in der Regel zügellos und ohne Scham war, wird man voraussetzen, die Völlerei, das alte deutsche Laster, beherrschte Offiziere und Gemeine. Das Tabakrauchen und -kauen, oder, wie man damals sagte, Tabaktrinken, -essen und -schnupfen verbreitete sich schnell in allen Heeren, und die Wachtstuben wurden dem Nichtraucher ein beschwerlicher Aufenthalt. Dieser Brauch, im Anfang des Krieges durch die Holländer und englische Hilfstruppen zu den deutschen Soldaten gekommen, war am Ende des Krieges so gewöhnlich, daß in jedem Bauernhaus eine Pfeife zu finden war, daß die Lehrjungen und von zehn Tagelöhnern neun während der Arbeit rauchten*.

Auch die deutsche Sprache verwilderte in den Heeren, bald war es den Gemeinen modisch, italienische und französische Wörter einzumischen; sogar die Ungarn, Kroaten und Tschechen bereicherten den Sprachschatz, sie ließen uns außer ihrer „Karbatsche" und ähnlichem auch volltönende Flüche. Den frommen Theologen waren die Soldatenflüche ein besonderer Greuel; sooft ein Soldatenmund sich öffnete, flogen die „Potz" und „Pieu" — rücksichtsvolle Entstellungen des göttlichen Namens — unaufhaltsam heraus. Mit großer Betrübnis hat Moscherosch einige der ärgerlichsten Fluchreden verzeichnet: „Potzhunderttausend Sack voll Enten", „daß dich der Donner und der Hagel miteinander erschlage", „fort, ihr Hundertsappermentsbluthunde", „sauf, daß dir das höllische Feuer in den Hals fahre". — Aber nicht nur solche Verbrämungen kräftiger Rede füllten die Unterhaltung, auch das Rotwelsch wurde Gemeingut der Heere. Zwar nicht zuerst in dem große Kriege, schon lange vorher hatten die entlassenen Landsknechte als „Gartbrüder" und Mitglieder der Bettlerinnung Künste und Sprache der Fahrenden gelernt, schon vor dem Kriege hieß ihnen das Huhn

* Grimmelshausen, „Satyrischer Pilgram" II, und in dem Gedicht: „Lustige Historia, Woher das Taback-Trincken kompt, Etwas nach dem Niderländischen", durch Ascanium d'Oliva. 1634. 4°. — Im Jahre 1696 verbot das Tabacks-Kollegium der Zwölfer zu Breslau, eine noch jetzt bestehende würdige Gesellschaft, in seinem Stiftungsbriefe, das Tabak-Schmauchen oder -Rauchen als Tabak-Saufen oder -Trinken zu bezeichnen.

„Stier", die Ente „deutscher Herr", die Gans ein „Strohbutz"; „seinen Strohbutz verhören" bedeutete eine Gans fangen. Jetzt aber wurde die „Feldsprache" nicht nur ein bequemes Hilfsmittel für den geheimen Verkehr mit dem schlechten Gesindel, welches den Heeren folgte, mit Räubern von Handwerk, jüdischen Händlern und Zigeunern, es gab auch ein Ansehen am Lagerfeuer, die geheimnisvollen Wörter umherzuwälzen. Einzelne Ausdrücke der Feldsprache sind damals ins Volk übergegangen, andere wurden durch verlaufene Studenten in die Trinkstuben der Universitäten getragen*.

Bei den täglichen Händeln bildete sich das „Kartell" für Duelle mit vielen Ehrenpunkten auch unter den gemeinen Soldaten aus. Zweikämpfe waren streng verboten, Gustav Adolf strafte sie selbst an höheren Offizieren mit dem Tode; aber kein Gesetz vermochte sie zu unterdrücken. Wenn die Streitenden vor dem großen Kriege mit dem Ausfechten der Ehrensache gewartet hatten, bis das Fähnlein abgerissen war, so hörte bald auch diese Rücksicht auf, höchstens begab man sich an eine entlegene Stelle außerhalb des Lagers und Quartiers. Der Herausforderer warf nach altem Brauch seinen Handschuh hin, nach dem Zweikampf wurde derselbe von dem Geforderten oder dessen Helfern zurückgegeben, zum Zeichen, daß der Handel abgemacht sei. Die Duellanten fochten allein oder mit zwei oder drei Sekundanten, auch ein Unparteiischer ward gewählt; vor dem Kampf gelobten einander die Parteien mit Hand und Mund, nicht vor, nicht in, nicht nach dem Kampf den fechtenden

* Dionys Klein, „Kriegsinstitution", 1598, 8°, gibt S. 288 eine Probe von dem Rotwelsch der Landsknechte. Welch Leninger (Landsknecht) die Hautzen und Häutzin (Bauer und Bäuerin) zum besten anstoßen (schätzen) kann und weiß sie mit gevopten (unwahren) oder gehockten (gelogenen) Barlen (Worten) zu vermanen (bedrängen), item verlunscht (versteht) sich recht auf das Reckhediß (Instrument zum Hühnerfangen) und ist rund und fertig zum Robora zopfen oder genfen (zugreifen oder stehlen), der soll tags ein Hellerrichter oder Stettinger (Gulden) zum Solde haben. Aber wie vielen geschieht es, daß sie sich übern Braithart oder Glentz alchen (über das weite Feld flüchten) müssen, wie denn auch deren viel mit dem Pfeil erschossen werden, daran man die Kühe bindet (gehenkt werden).

Kameraden zu helfen noch sie zu rächen, die Duellanten gaben einander die Hände und verziehen im voraus jeder den andern seinen Tod. Man focht zu Pferd oder zu Fuß, mit Feuerwehr, Pistole oder Degen, beim Gefecht galt auch Ringen oder Niederwerfen, das Stechen galt für undeutsch, zumal der Stich in den Rücken war von zweifelhafter Anständigkeit. Wer Händel suchte, hatte die Aufgabe, vorher geschickt den Gegner zu schrauben*.

Dem Feind gegenüber herrschte milder Kriegsgebrauch und einige Courtoisie. Da es so gewöhnlich war, die Partei zu wechseln, bildete sich bei den Soldaten ein Korporationsgefühl aus, welches auch den Feind umfaßte. Die Heere kannten einander ziemlich genau, nicht nur Charakter der Oberoffiziere, auch ältere Soldaten waren den Truppen am Rhein und Lech bekannt wie den Lagern an der Elbe und Oder; jeden Tag konnte man erwarten, in den feindlichen Reihen einen alten Kameraden zu sehen oder zum Zeltgenossen einen früheren Gegner zu erhalten. In der Regel wurde der verlangte Pardon, das Quartier gegeben, oft angeboten. Nur wer gegen Kriegsbrauch gekämpft hatte oder im Verdacht stand, Teufelskünste zu brauchen, mußte, auch wenn er bat, erschlagen werden. Zwischen dem honetten Sieger und Besiegten ward Kartell geschlossen, der Sieger versprach zu schützen, der Gefangene nicht zu fliehen. Dem Besiegten ward die Waffe, Feldbinde und Hutfeder abgenommen; alles, was er in den Kleidern barg, gehörte dem Sieger, doch wer „holländisches Quartier" bekam, der behielt, was sein Gürtel umschloß; der anständige Gefangene präsentierte selbst, was er in den Taschen hatte. Der Verzweifelte konnte das Quartier aufkündigen, dann wurde er getötet, wenn er nicht schnell zu entfliehen wußte. Beim Transport wurden gemeine Gefangene je zwei mit einem Arm zusammengebunden und die Nesteln aus den Hosen genommen, daß sie mit der freien Hand die Beinkleider halten mußten. Die Gefangenen konnten gegen Ranzion ausgelöst werden, und dies Lösegeld wurde durch einen

* „Simplicissimus" I, 3. 9., und Philander von Sittewald, „Soldatenleben" a. m. O.

Tarif bei den einzelnen Heeren festgesetzt. In der letzten Hälfte des Krieges, wo die Soldaten seltener wurden, steckte man die gemeinen Gefangenen summarisch in das Regiment, oft ohne ihnen Wahl zu lassen. Solche Soldaten galten natürlich für unsicher, sie benutzten gern die erste Gelegenheit, zu der früheren Fahne zu desertieren, wo sie Dirne, Buben, Beute und rückständigen Sold gelassen hatten. Distinguierte Gefangene wurden zuweilen vom Obersten des Regiments den gemeinen Soldaten abgekauft; sie wurden im feindlichen Quartier mit Aufmerksamkeit behandelt, fand doch fast jeder Bekannte oder gar Verwandte darin.

Beute war der unsichere Gewinn, um den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen die traurige Poesie, welche ihn in verzweifelter Lage standhaft erhielt. Der Sold war bescheiden, die Zahlung unsicher, die Beute verhieß Wein, Spiel, eine schmucke Dirne, ein goldverbrämtes Kleid mit einem Federbusch, ein oder zwei Pferde, die Aussicht auf größere Bedeutung in der Kompanie und auf Avancement. Eitelkeit, Genußsucht und Ehrgeiz entwickelten diese Sehnsucht zu einer gefährlichen Krankheit der Heere.

Mehr als einmal wurde der Erfolg einer Schlacht dadurch vernichtet, daß die Soldaten sich zu früh der Plünderung überließen. Nicht selten gelang es einzelnen, große Beute zu machen, das Gewonnene wurde fast immer in wüster Schwelgerei vertan, nach dem Soldatensprichwort: „Was mit Trommeln erobert wird, geht mit Pfeifen verloren." Der Ruf solcher Glücksfälle ging durch alle Heere. Zuweilen bekam den glücklichen Findern ihr Gewinn schlecht*. In der Armee des Tilly hatte ein gemeiner Soldat nach der Eroberung von Magdeburg eine große Beute, man sprach von dreißigtausend Dukaten, gewonnen und sogleich wieder im Würfelspiel verloren. Tilly ließ ihn henken, nachdem er zu ihm gesagt: „Du hättest mit diesem Gelde dein Lebtag wie ein Herr leben können; da du dir aber selbst nicht zu nützen verstehst, so kann ich nicht einsehen, was du meinem Kaiser nützen sollst." Noch am Ende des Krieges hatte

* Grimmelshausen, „Springinsfeld", 11.

einer von Königsmarks Truppe in der Kleinseite von Prag eine ähnliche Summe erbeutet und auf einem Sitz wieder verspielt. Königsmark wollte ihn ebenfalls expedieren, der Soldat rettete sich durch die unerschrockene Antwort: „Es wäre unbillig, wenn Ew. Exzellenz mich um dieses Verlustes willen aufhängen ließen, da ich Hoffnung habe, in der Altstadt noch größere Beute zu erhalten." Diese Antwort galt für ein gutes Omen. — Bei der bayrischen Armada wurde im Holtzischen Fußregiment ein Soldat durch gleichen Glücksfall berühmt. Er war längere Zeit Musketier gewesen, kurz vor dem Frieden war er zur Pike heruntergekommen und übel bekleidet, das Hemd hing ihm hinten und vorn zu den zerrissenen Hosen heraus. Dieser Gesell hatte im Treffen bei Herbsthausen ein Faß mit französischen Dublonen erbeutet, so groß, daß er es kaum forttragen konnte. Darauf entfernte er sich heimlich vom Regiment, staffierte sich wie ein Prinz heraus, kaufte eine Kutsche und sechs schöne Pferde, hielt mehrere Kutscher, Lakaien, Pagen und einen Kammerdiener in schöner Livree und nannte sich selbst mit düsterem Humor Oberst Lumpus. So reiste er nach München und lebte dort herrlich in einer Herberge. Zufällig kehrte General Holtz in derselben Herberge ein, hörte durch den Wirt viel von Reichtum und Qualitäten des Obersten Lumpus und konnte sich doch nicht erinnern, jemals unter den Kavalieren des Römischen Reiches oder unter den Soldaten von Fortune diesen Namen gehört zu haben. Deshalb trug er dem Wirt auf, den Fremden zum Abendessen einzuladen. Oberst Lumpus nahm die Einladung an, ließ beim Konfekt in einer Schüssel 500 neue französische Pistolen und eine Kette von 100 Dukaten Wert auftragen und sagte dabei zum General: „Mit diesem Traktament wollen Ew. Exzellenz vorliebnehmen und meiner dabei bestens gedenken." Der von Holtz sträubte sich ein wenig, aber der freigebige Oberst drängte mit den Worten: „Bald wird die Zeit kommen, wo Ew. Exzellenz selbst erkennen werden, daß ich diese Verehrung zu tun obligiert war. Die Schenkung ist nicht übel angelegt, denn ich hoffe alsdann von Ew. Exzellenz eine Gnade zu erhalten, die

keinen Pfennig kosten soll." Darauf akzeptierte der von Holtz nach damaliger Sitte Kette und Geld mit courtoisen Promessen, solches vorkommendenfalls zu remeritieren. Der General reiste ab, der falsche Oberst lebte fort; wenn er bei einer Wache vorüberfuhr, trat die Soldateska ihm zu Ehren ins Gewehr, dann warf er ihr ein Dutzend Taler zu. Sechs Wochen darauf war sein Geld zu Ende. Da verkaufte er Kutsche und Pferde, darauf Kleider und Weißzeug und vertrank alles. Die Diener entliefen ihm, zuletzt hatte er nichts mehr als ein schlechtes Kleid und keinen Pfennig darin. Da schenkte ihm der Wirt, der viel an ihm gewonnen, 50 Taler Reisegeld, der Oberst aber verweilte, bis auch das verzehrt war, wieder gab ihm der Wirt zehn Taler als Zehrgeld, der beharrliche Schwelger aber antwortete, wenn es Zehrgeld sein solle, wolle er es lieber bei ihm als bei einem andern verzehren. Als auch das vertan war, opferte der Wirt noch fünf Taler und verbot seinem Gesinde, dem Verschwender etwas dafür zu geben. Jetzt endlich quittierte er das Wirtshaus und ging in das nächste, wo er auch die fünf Taler vertrank. Darauf trollte er nach Heilbronn zu seinem Regiment. Dort wurde er sogleich in Eisen geschlossen und mit dem Galgen bedroht, weil er soviele Wochen vom Regiment entwichen war. Da ließ er sich zu seinem General führen, stellte sich ihm vor und erinnerte ihn an den Abend in der Herberge. Dem scharfen Verweis des Generals gab er die Antwort: er hätte sein Lebtag nichts so sehr gewünscht, als zu wissen, wie einem großen Herrn zumute sei, dazu habe er seine Beute benutzt.

In den ungarischen Kriegen war Gesetz gewesen, die Beute gemeinsam zu verteilen, bald kam das ab. Doch fand der glückliche Gewinner ratsam, den Offizieren seiner Kompanie einen Anteil zu gönnen. Dies gemeinsame Interesse am Gewinn, sowie die Notwendigkeit, sich durch Requisition in entfernten Gegenden zu erhalten, entwickelten den Parteigängerdienst zu großer Vollkommenheit. Zunächst unter den Truppen, welche gewöhnlich den Dienst der Streifkorps verrichteten, wie Holk und Isolani bei den Kaiserlichen. Aber auch einzelne versuchten bei den Regimentern ihr

Glück auf eigene Hand. So wurden die „Freireuter", welche sich, ohne regelmäßigen Dienst zu tun und — wie es scheint — ohne Sold zu erhalten, in die Regimenter gedrängt hatten, eine besondere arge Plage der Landschaften, und selbst der erbarmungslose Banér kam ihretwegen in „Gemüts-Kommotion", er erklärte sie wiederholt für vogelfrei und befahl, sie von den Regimentern zu jagen und niederzustechen, wo es auch sei*. Außerdem aber wählten auch die einzelnen Kompanieführer die gewandtesten Leute zu dem gewinnreichen Geschäft. Das „Parteimachen" — der Auszug zu einer geheimen Expedition — mußte in ungerader Zahl geschehen, wenn es Glück bringen sollte. Solche Parteien schlichen sich tief in das Land hinein, das Haus eines reichen Mannes zu plündern, eine kleine Stadt zu überfallen, Waren- oder Geldtransporte aufzufangen, Vieh und Lebensmittel heranzuführen. Mit feindlichen Besatzungen in der Nähe ward zuweilen ein Abkommen getroffen, was im gemeinsamen Bereich zu schonen sei. Jede Art von List ward bei solchen Zügen geübt, man wußte den Knall des schweren Geschützes hervorzubringen, indem man Handgewehre mit doppelter Ladung durch eine leere Tonne schoß, man benutzte Schuhe mit verkehrten Sohlen, ließ den Pferden die Hufeisen verkehrt anschlagen, den gestohlenen Kühen wurden Schuhe übergezogen, den Schweinen im Futter ein Schwamm eingegeben, an welchem ein Bindfaden befestigt war. Die Soldaten verkleideten sich in Bauern, in Frauen und bezahlten unter den Bürgern und Landleuten in der Umgegend Spione. Ihre Boten liefen mit Kundschafterzetteln, die in der Lagersprache „Feldtauben" hießen, hin und her, sie trugen ihre Briefe als Kügelchen zusammengerollt im Ohr, banden sie in das Haar zottiger Hunde, drückten sie in eine Erdscholle oder nähten sie mit grüner Seide zwischen die Blätter eines Eichenzweiges, um sie in der Not ohne Verdacht wegzuwerfen. Die Zettel waren in Rotwelsch oder Kauderwelsch geschrieben, mit fremden Let-

* Patent Banérs vom 6. Oktober 1637, mitgeteilt in: J. von Bohlen, „Georg Behr, ein pommersches Lebensbild" (1859 als Manuskript gedruckt).

tern, wenn verlaufene Studenten bei der Kompanie waren, vielleicht gar französisch mit griechischen Buchstaben; man übte sich zu solchem Zweck in einfacher Geheimschrift, indem man die Buchstaben der Wörter verstellte oder verabredete, daß in jedem Wort nur der mittlere Buchstabe gelten sollte usw.* Leicht war der Übergang von solchem Parteigängerdienst zum unehrenhaften Lungern des Marodeurs und Freibeuters. In der ersten Hälfte des Krieges war ein neugeworbenes Regiment des Grafen Merode** durch angestrengte Märsche und schlechte Verpflegung so heruntergekommen, daß es kaum seine Fahnenwache besetzen konnte, es löste sich auf dem Marsch fast ganz in Nachzügler auf, die an den Zäunen und Hecken lagen, mit defekten Waffen und ohne Ordnung um die Armee herumschlichen. Seit der Zeit wurden die Nachzügler, welche der Soldatenwitz vorher Saufänger und Immenschneider (Drohnen) genannt hatte, als „Merodebrüder" bezeichnet. Nach verlorenen Schlachten, bei schlechter Verpflegung wuchs ihre Zahl ins Ungeheure. Leicht verwundete Reiter, die ihre Pferde verloren hatten, gesellten sich zu ihnen, und es war der damaligen Kriegszucht unmöglich, sie zu bannen. Sie stahlen Soldatenpferde von der Weide und aus den Quartieren, minierten bei Nacht die Zelte und zwackten hervor, was sich greifen ließ, sie lauerten an Engpässen auf die Felleisen, welche die letzten Weiber des Trosses auf Pferden und Wagen mit sich führten.

Die Zuchtlosesten verließen dann wohl ganz den Pfad ihres Heeres, lebten als Schnapphähne, Heckenbrüder, Waldfischer auf eigene Faust, bald im Kampf, bald im Bunde mit verwilderten Landleuten, welche ein ähnliches Gewerbe trieben. Leicht war der Verkauf des gestohlenen Gutes, die jüdischen Hehler und Käufer fragten nur, was die Ware gewesen sei, ob kaiserlich, ob schwedisch, ob hessisch, um beim Verkauf den frühern Eigentümer zu meiden. Vergeblich waren nach dem Ende des Krieges die Be-

* Moscherosch, „Soldatenleben", und Grimmelshausen, „Simplicissimus" a. m. O.

** „Simplicissimus", I, 4°, 13.

mühungen der Landesherren, die großen Räuberbanden zu vernichten, sie haben in einer gewissen Kontinuität bis zum Anfang des Jahrhunderts gedauert.

So sah die Kriegsfurie aus, welche durch dreißig Jahre in Deutschland tobte. Ein Menschenalter von Blut, Mord und Brand, radikale Vernichtung der beweglichen Habe, Zerstörung der unbeweglichen, geistiges und materielles Verderben der Nation. Der Feldherr schrieb unerschwingliche Kontributionen aus und barg einen Teil davon in seiner Tasche, der Oberst und Hauptmann brandschatzte die Städte und Dörfer, in denen seine Truppen lagerten; erbarmungslos ward das Unerschwingliche zugemutet, dann begann ein Handeln und Feilschen, auf der einen Seite wilde Drohungen, auf der andern demütige Bitten, im besten Fall ward zuletzt ein Abkommen getroffen und durch große Geschenke an die Oberoffiziere besiegelt; und selten ward das Abkommen gehalten, oft in der rohesten Weise gebrochen. Die Fürsten schickten ihr Silbergeschirr und die Pferde ihres Marstalls als Geschenke an die Generäle, die Städte Geldsummen und Fässer Wein an die Hauptleute, die Dörfer Reitpferde und goldene Tressen an Kornett und Wachtmeister, solange von solchen Bestechungsmitteln noch etwas vorhanden war. Lagerte das Heer in einer Landschaft, so suchten sich angesehene Gutsbesitzer, Stifter und Dörfer durch eine salva guardia zu schützen. Sie wurde teuer bezahlt, mußte gut behandelt und ernährt werden und übte doch arge Ungebühr. Lag ein Ort zwischen zwei Heeren, so mußte er von beiden Parteien die salva guardia erbitten, dann lebten wohl die Feinde auf Kosten ihrer Wirte im Kartell und friedlichen Einvernehmen. Aber nur selten waren einzelne oder Ortschaften so glücklich, diesen ungenügenden Schutz zu bewahren; denn das Heer mußte leben. Schnell wurden die Pressuren zu einem System ausgebildet, die Plünderung, Zerstörung und Quälerei zu einem höllischen Raffinement. Wenn der Soldatentrupp im Dorf oder der Landstadt einrückte, sprangen die Soldaten wie Teufel in die einzelnen Häuser, die größte Düngerstätte lockte am meisten, denn dort war der größte Wohlstand zu erwarten.

Die Qualen, welche den Einwohnern zugefügt wurden, hatten meist den Zweck, das versteckte Gut aus ihnen herauszulocken; auch sie wurden durch besondere Namen unterschieden, so der Schwedische Trunk, das Rädeln. Die Plünderer schraubten die Steine von den Pistolen, zwängten an ihre Stelle den Daumen der Bauern; sie rieben die Fußsohlen mit Salz und ließen sie von Ziegen ablecken; sie banden die Hände auf den Rücken, zogen mit durchlöcherter Ahle ein Roßhaar durch die Zunge und bewegten dies leise auf und ab; sie banden ein Seil mit Knöpfen um die Stirn und drehten es hinten mit einem Knebel zusammen; sie schnürten zwei Finger aneinander und fuhren mit einem Ladestock auf und ab, bis Haut und Fleisch auf den Knochen verbrannten; sie drängten ihre Opfer in den Backofen und zündeten Stroh hinter ihnen an, dann mußten die Gequälten durch die Flamme kriechen. Überall fand sich Gesindel, das sich zu ihnen schlug und die eigenen Nachbarn verriet. Und das waren die abscheulichsten Qualen noch nicht. Was sie den Frauen und Mädchen, Greisinnen und Kindern zufügten, bleibe verschwiegen. Es gab für ein Weib in offenen Städten und auf dem Lande damals keine Rettung als die zweifelhafte einer schnellen Flucht in eine unsichere Ferne. Die sich nicht vorher retten konnten — und nur wenige vermochten das — verfielen dem Krieg.

So hausten die Heere im Volk, jedes Bett entehrend, jedes Haus beraubend, jede Flur verwüstend, bis der allgemeine Ruin ihnen selbst Verderben brachte. Und dies dreißigjährige Verderben vollendete sich in einer gewissen Steigerung. Die Jahre 1635—1641 sind es, welche die letzte Kraft der Nation vernichten; von da bis zum Frieden liegt eine tödliche Ermattung auf dem Lande; sie teilt sich den Heeren mit, und gern möchte man erkennen, daß bitteres eigenes Elend auch bei den Soldaten einige Rücksicht auf die Existenz der Bürger und Bauern hervorgerufen habe. Wenigstens kam in die Raubsucht mehr Methode. Die gewandtesten Räuber wurden die Oberbefehlshaber. Als der schwedische General Wrangel die erste Nachricht von dem geschlossenen Frieden erhielt, trieb der Wilde den Eilboten

mit Scheltworten von sich, warf seinen Generalshut grimmig auf den Boden und trat ihn mit Füßen: er war noch nicht reich genug; und Graf Königsmark, einst ein armer deutscher Edelknabe, einer der ärgsten Raubvögel, welche durch Deutschland flogen, führte so viele Wagenladungen von Gold und Kostbarkeiten nach Schweden, daß er seiner Familie ein jährliches Einkommen von 130 000 Talern hinterließ, eine Rente, die im Verhältnis der Preise 325 000 Talern unseres Geldes entspricht. Selbst da der Krieg beendet war, wurde noch einmal das übriggebliebene Volk bis zur Verzweiflung angestrengt, die Unterhaltungskosten und Friedensgelder für die stillstehenden Truppen zu zahlen. Dann zerrannen die Heere unter der Bevölkerung.

Der Dreißigjährige Krieg

Die Dörfer und die Geistlichen

Oft hat mir der Soldat
Und zornige Kroat
Das Schwert ans Herz gesetzet
Und mich gar sehr zersetzet,
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Mistlaken etlich Maß
Goß man, als in ein Faß,
Mir in den Leib zur Stunden,
Vier Kerels mich festbunden;
Doch konnt' ich noch nicht sterben,
Kein Unfall mich verderben.

Ins Wasser ich auch mußt',
Da hatt' ich schlechte Lust,
Man warf mich nein gebunden,
Gott hat mich losgewunden,
Daß ich nicht durft' ersaufen:
Bin wunderlich entlaufen.

Ich war ein Exulant
Dort im Thüringer Land,
Notleben mich ernährte,
Bis Gott die Pfarr bescherte
Zum Heubach, und der Friede
Erfolgt durch Gottes Güte.

Hier hab' ich Christi Knecht
Die Kirch' bestellet recht,
Das Wort darin gelehret,
Die Bösen abgewehret,
Die Sünder absolvieret,
Und treulich informieret.

Aus „Vier christliche Lieder von Martin Bötzinger." (1663, 8°.)

Wer die Verwüstung des deutschen Volkes im jammervollen Krieg zu schildern vermöchte, der würde uns selbst und unseren Nachbarn auch auffallende Eigentümlichkeiten des modernen deutschen Wesens verständlich machen: die merkwürdige Mischung von grüner Jugend und alter Weisheit, von springendem Enthusiasmus und unentschlossener Bedächtigkeit, vor allem, weshalb wir unter den Nationen Europas noch jetzt nach manchem vergebens ringen, was unsere Nachbarn, nicht edler geartet, nicht stärker organisiert, nicht höher begabt, schon längst als eine sichere Habe besitzen.

Nur unbedeutenden Beitrag zu solchem Verständnis kann das Folgende liefern. An einzelnen Beispielen soll die Zer-

störung der Dorfgemeinden und der Städte verständlich gemacht und dabei gezeigt werden, welche Kräfte neben den verderbenden tätig waren, das Übrigbleibende zusammenzuhalten und die letzte Vernichtung der Nation abzuwehren. Dabei werden die Verhältnisse einer bestimmten Landschaft zugrunde gelegt, welche durch das Kriegsunglück zwar hart betroffen wurde, aber nicht mehr als die meisten anderen Länder Deutschlands, ja nicht so sehr als z. B. die Mark Brandenburg und mehrere Territorien des niedersächsischen und schwäbischen Kreises. Es ist die thüringische und fränkische Seite des Waldgebirges, welches in der Mitte Deutschlands als uralte Grenzscheide zwischen dem Norden und Süden gilt, vorzugsweise die jetzigen Herzogtümer Gotha und Meiningen. Die folgenden Einzelheiten sind aus Kirchenbüchern, Gemeindeakten, mehreres aus den voluminösen Kirchen- und Schulgeschichten, welche geistliche Sammler im 18. Jahrhundert herausgaben, entnommen.

Deutschland galt um das Jahr 1618 für ein reiches Land. Selbst der Bauer hatte in dem langen Frieden einige Wohlhäbigkeit erlangt. Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgrenzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten, Türen durchzubrechen, an den Hauptstraßen hingen Tore, welche zur Nacht geschlossen wurden. In der Regel war der Kirchhof mit besonderer Mauer geschützt, er bildete mehr als einmal die Zitadelle und letzte Zuflucht der Bewohner. Dorf und Flur wurden durch Nacht- und Tagwächter beschritten. Die Häuser waren zwar nur von Holz und Lehm in ungefälliger Form, oft in engen Dorfstraßen zusammengedrängt, aber sie waren nicht arm an Hausrat und Behagen. Schon standen alte Obstbaumpflanzungen um die Dörfer, und viele Quellen ergossen ihr klares Wasser in steinerne Tröge. Auf den Düngerstätten der eingefriedeten Höfe tummelten sich große Scharen von kleinem Geflügel, auf den Stoppeläckern lagen mächtige Gänseherden, und in den Ställen standen die Gespanne der Pferde weit zahlreicher als jetzt, wahrscheinlich

ein großer starkknochiger Schlag, verbauerte Nachkommen der alten Ritterrosse, sie, die stolzeste Freude des Hofbesitzers, daneben die „Klepper“, eine uralte kleine Landrasse. Große Gemeindeherden von Schafen und Rindern grasten auf den steinigen Höhenzügen und in den fetten Riedgräsern. Die Wolle stand gut im Preise und an vielen Orten wurde auf feine Zucht gehalten, die deutschen Tuche waren berühmt, und Tuchwaren der beste Exportartikel. Diese nationale Wolle, das Resultat einer tausendjährigen Kultur, ist den Deutschen im Kriege verlorengegangen. Die Dorfflur lag — wo nicht die altfränkische Flurteilung in lange Bänder sich erhalten hatte — in drei Felder geteilt, deren Hufen viel gespalten und Beet für Beet sorgfältig versteint waren. Der Acker war nicht ohne höhere Kultur. Ein feinmehliger weißer Weizen wurde in das Winterfeld gesät. Waid wurde im Norden des Rennstiegs immer noch eifrig und mit großem Vorteil gebaut. Obgleich schon vor dem Krieg der fremde Indigo dem einheimischen Farbstoff Konkurrenz machte, konnte der jährliche Gewinn Thüringens durch den Waid doch noch auf drei Tonnen Goldes angeschlagen werden; diese Summe kam zumeist in das Territorium Erfurt und das Herzogtum Gotha; außerdem brachte Anis und Saflor gutes Geld, auch der Kardenbau war altheimisch, und von Ölsaaten wurde Rübsen, wie am Rhein Raps, in die Brache gesät. Der Flachs ward sorgfältig durch die Wasserröste zubereitet, und die bunten Blüten des Mohnes und die schwanken Rispen der Hirse erhoben sich inmitten der Ährenfelder. An den Abhängen von warmer Lage aber waren in Thüringen und Franken damals überall Rebengärten, und diese alte Kultur, welche jetzt in denselben Landschaften fast untergegangen ist, muß in günstigen Jahren doch einen trinkbaren Wein hervorgebracht haben, sogar noch auf den Vorbergen des Waldgebirges, denn es werden in den Chroniken einzelne Weinjahre als vortrefflich gerühmt. Auch Hopfen ward fleißig gebaut und zu gutem Bier benutzt. Schon säte man von Futtergewächsen den Spörgel und die Pferdebohne. Die Wiesen, hochgeschätzt, häufig eingezäunt, wurden sorgfältiger behandelt als

zweihundert Jahre später; die Maulwurfshaufen zerwerfen und die Abzugsgräben, ja sogar Bewässerungsgräben ziehen und erhalten, war gewöhnlich. Schon war Erfurt Mittelpunkt eines großen Samenhandels und höherer Gartenkultur, auch von Blumen und feinen Obstsorten. Im ganzen war, wenn man verschiedene Zeiten miteinander vergleichen darf, die landwirtschaftliche Kultur um 1618 nicht geringer als etwa um 1818. Es wird sich ergeben, daß auch in anderen Beziehungen erst das 19. Jahrhundert ausgeglichen hat, was seit 1618 verloren wurde. —

Die Lasten, welche auf dem Bauernstand lagen, Servituten und Abgaben, waren nicht gering, am größten auf den adligen Gütern; aber es gab nicht wenig freie Bauerndörfer im Land, und das Regiment der Landesherren war weniger hart als im südlichen Franken oder in Hessen. Viele geistliche Güter waren zerschlagen worden, viele Domänen und nicht wenige adlige Güter wurden von den Pächtern bewirtschaftet, die Zeitpacht wurde ein beliebtes Mittel, die Bodenrente zu steigern. Das alles kam dem Bauern zugute. Freilich der Wildschaden war ein drückendes Leiden, und auf den Gütern des verarmten Adels war von der alten Hörigkeit noch vieles geblieben. Aber die große Mehrzahl der Landleute war durch die neuen, römisch gebildeten Juristen zu Eigentümern ihrer Güter erklärt worden: wohl der größte Segen, welchen das römische Recht im 16. Jahrhundert den Deutschen gebracht hat. Es ist ein Irrtum, wenn man die Bureaukratie und Schreiberherrschaft als Erzeugnis der neuen Zeit betrachtet, es wurde schon damals viel regiert, und die Dörfer hatten dem herzoglichen Amtsboten, der ihnen die Briefe brachte, schon oft ein kleines Zehrgeld zu zahlen. Schon wurde durch sorgliche Beamte bestimmt, wieviel Feuereimer jeder Ortsnachbar anzuschaffen habe, wieviel Tauben er halten dürfe, daß die Obstbäume geraupt, die Gräben gereinigt und jährlich eine Anzahl junger Bäume gesetzt werden müsse*. Die Gemeinderechnungen wurden seit fast hundert Jahren ordentlich geführt und von den Landesregierungen beaufsichtigt; auch auf Ortszeugnisse und Heimatscheine ward schon gehalten, und die Gemeinden empfahlen einander nachbarlich in gewählten Ausdrücken ihre Angehörigen, welche aus einem Dorf nach dem andern zogen. Auch der Handelsverkehr war nicht gering. Durch Thüringen führte fast parallel mit den Bergen eine große Handelsstraße von der Elbe zum Rhein und Main, und am Abfall des Gebirges gegen die Werra lag der große Heerpfad, welcher den Norden Deutschlands mit dem Süden verband. Die Vekturanz auf den kunstlosen Straßen erforderte zahlreichen Vorspann und brachte den Dörfern Verdienst und Kunde aus der fernen Welt, auch manche Gelegenheit Geld auszugeben.

Seit der Reformation waren wenigstens in allen Kirchdörfern Schulen, die Lehrer oft Theologen; auch Schullehrerinnen für die Mädchen fanden sich zuweilen. Es wurde ein kleines Schulgeld bezahlt, und ein Teil der Dorfbewohner war in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht. Der Gegensatz zwar zwischen dem Landmann und dem Städter war damals größer als jetzt, der „dumme Bauer“ war in den Stuben der Handwerker noch immer ein Lieblingsgegenstand unholder Scherze; als charakteristische Eigenschaften wurden ihm Roheit, Einfalt, unredliche Pfiffigkeit, Trunkliebe und Freude am Prügeln nachgerühmt. Aber wie abgeschlossen und arm an wechselnden Eindrücken sein Leben auch damals war, man würde sehr unrecht tun, wenn man ihn für wesentlich schwächer und untüchtiger hielte als er jetzt ist. Im Gegenteil war sein Selbstgefühl nicht geringer und oft besser berechtigt. Wohl war seine Unkenntnis fremder Verhältnisse größer; denn es gab für ihn noch keine regelmäßigen Zeitungen und Lokalblätter, und er selbst war in der Regel nicht weiter gewandert als bis zur nächsten Stadt, wo er seine Produkte verkaufte, etwa einmal über die Berge, wenn er Kühe trieb, als Thüringer nach Erfurt auf den Waidmarkt, als Franke vielleicht ins Katholische nach Bamberg mit seinem Hopfen. Auch war er in Tracht, in Sprache und Liedern nicht mo-

* Z. B. in: Des Raths zu Leipzig Vornewerte Ordnung im Artikul wegen der Dorfschaften. 1596, einer Erbschaft des wirtschaftlichen Kurfürsten August.

disch wie die Städter, er gebrauchte gern alte derbe Worte, welche der Bürger für unflätig hielt, er schwor und fluchte altertümlich, und sein Begrüßungszeremoniell war anders verschränkt als in den Städten, aber nicht weniger genau. Doch deshalb war sein Leben nicht arm an Gemüt, an Sitte, selbst nicht an Poesie. Noch hatte der verklingende deutsche Volksgesang einiges Leben, und der Landmann war der eifrigste Bewahrer desselben, noch waren die Feste des Bauern, sein Familienleben, seine Rechtsverhältnisse, seine Käufe und Verkäufe reich an alten farbenreichen Bräuchen, an Sprüchen und ehrbarer Repräsentation. Auch die echte deutsche Freude an hübscher Handwerksarbeit, das Behagen an sauberen und kunstvollen Erbstücken teilte der Landmann damals mit dem Bürger. Sein Hausgerät war stattlicher als jetzt. Zierliche Spinnräder, welche noch für eine neue Erfindung galten, sauber ausgeschnittene Tische, geschnitzte Stühle und Wandschränke haben sich einzeln — selten in Thüringen, öfter in Franken — bis auf unsere Zeit erhalten und werden jetzt mit den irdenen Apostelkrügen und ähnlichem Trinkgeschirr von Kunstsammlern angekauft. Groß muß der Schatz der Bauernfrauen an Betten, Kleidern, Wäsche, an Ketten, Schaumünzen und anderem Schmuck gewesen sein, und nicht weniger begehrungswürdig waren die zahlreichen Würste und Schinken im Rauchfang. Auch viel bares Geld lag versteckt in den Winkeln der Truhe oder sorglich in Töpfen und Kesseln vergraben, denn das Aufsammeln der blanken Sücke war eine alte Bauernfreude, es war seit Menschengedenken Friede gewesen und Waid und Hopfen brachten gutes Geld. Das Leben des Bauern war reichlich ohne viele Bedürfnisse, er kaufte in der Stadt die Nesteln für seine Kleider, den silbernen Schmuck für Weib und Töchter, Würze für seinen sauern Wein und was von Metallwaren und Gerät in Hof und Küche nötig war. Die Kleider von Wolle und Leinwand webten und schnitten die Frauen im Hause oder der Nachbar im Dorf. Der Landmann nahm seine Mütze tief ab vor dem Landesherrn oder vor dem gelehrten Juristen, denn er liebte bereits die gefährliche Aufregung der Prozesse; aber er wälzte wohl auch

ihnen gegenüber mit geheimem Stolz die Erinnerung an eine kupferne Ofenblase oder ein paar alte Scherben in sich herum, die er gefüllt mit schweren Joachimstalern im Milchkeller oder unter seinem Ehebett versteckt hatte.

So lebte der Bauer in Mitteldeutschland noch nach dem Jahre 1618. Er hörte des Sonntags in der Schenke von wildem Kriegsgetümmel hinten in Böhmen, wo die Länder des Kaisers lagen, um den er sich wenig kümmerte. Er kaufte wohl von einem verschmitzten Händler ein fliegendes Blatt oder ein Spottlied auf den verlorenen König von Böhmen; er gab einem zerschlagenen Flüchtling von Prag oder Budweis, der bettelnd an seine Tür kam, von seinem Brot und Käse und hörte die Schauergeschichten desselben mit Kopfschütteln. Der Amtsbote brachte ein Schreiben des Landesherrn in das Dorf, aus dem er sah, daß auch ihm zugemutet wurde, für neugeworbene Soldaten Geld und Getreide nach der Stadt zu liefern, er ärgerte sich und eilte seinen Schatz noch tiefer zu vergraben. Doch bald wurde ihm deutlich, daß eine schlechte Zeit auch gegen ihn heranziehe, denn das Geld, welches er in der Stadt empfing, wurde sehr rot, und alle Waren wurden teurer; auch er wurde in die heillose Verwirrung hineingezogen, welche seit 1620 durch das massenhafte Ausprägen wertlosen Geldes über das Land kam. Er behielt Getreide und Fleisch zu Hause und zog gar nicht mehr nach der Stadt. Aber er bekam doch Händel mit Städtern und seinen Nachbarn, weil auch er das neue Geld bei seinen Zahlungen loswerden wollte und nur gutes altes als Bezahlung annehmen. Sein Herz war voll böser Ahnungen. So ging es bis zum Jahre 1623. Da sah er das Unheil noch von anderer Seite heranziehen. Die Diebstähle und Einbrüche mehrten sich, fremdes Gesindel wurde oft auf den Landstraßen gesehen, Trompeter sprengten mit schlimmen Nachrichten nach den Städten, angeworbenes Kriegsvolk zog prahlerisch und frech vor seinen Hof, forderte Unterhalt, stahl Würste und nahm Hühner im Schnappsack mit. Defensioner, die neu errichtete Landmiliz, trabten in das Dorf, forderten wieder Zehrung, drängten sich zu ihm in Quartier und belästigten ihn mehr

als die Spitzbuben, welche sie von seinen Viehställen abhalten sollten.

Endlich begannen — für Thüringen seit 1623 — die Durchmärsche fremder Truppen, und die großen Leiden des Krieges senkten sich auf ihn. Fremdes Kriegsvolk von abenteuerlichem Aussehen, durch Blut und Schlachten verwildert, marschierte in sein Dorf, legte sich ihm in Haus und Bett, mißhandelte ihn und die Seinen, forderte Zehrung, Kontribution, außerdem Geschenke und zerschlug, verwüstete und plünderte doch noch, was ihm vor Augen kam. So ging es fort, seit 1626 mit jedem Jahre schlimmer, Banden folgten auf Banden, mehr als ein Heer setzte sich um ihn herum in Winterquartieren fest, die Lieferungen und Quälereien schienen endlos. Mit Entsetzen sah der Bauer, daß die fremden Soldaten mit einer Spürkraft, die er der Zauberei zuschrieb, aufzufinden wußten, was er tief in der Erde versteckt hatte. Wenn er ihnen aber zu schlau gewesen war, so wurde sein Los noch schlechter, dann wurde er selbst ergriffen und durch Qualen, welche niederzuschreiben peinlich ist, gezwungen, den Versteck seiner Schätze anzugeben. Von dem Schicksal seiner Frau und seiner Töchter schweigen wir, das Greuliche wurde so gewöhnlich, daß eine Ausnahme befremdlich war. Und noch andere Leiden folgten. Seine Töchter, seine Magd, sein kleiner Knabe wurden nicht nur viehisch gemißhandelt, sie waren auch in dringender Gefahr, durch Überredung oder Gewalt fortgeführt zu werden. Denn jedem Heerhaufen folgte der rohe unselige Troß von Dirnen und Knaben. Aber die Wirtschaft des Landmanns ward noch in anderer Weise verwüstet. Sein Knecht hatte vielleicht einige Jahre die Schläge der fremden Soldaten ertragen, zuletzt lief er selbst unter die, welche schlugen; die Gespanne wurden vom Pflug gerissen, die Herden von der Weide geholt, und dadurch die Bestellung der Felder oft unmöglich gemacht.

Und doch, wie jammervoll und hilflos seine Lage war, in der ersten Hälfte des Krieges, bis zum Tode Gustav Adolfs, war doch das Schrecklichste noch verhältnismäßig erträglich. Denn noch war selbst in Plünderung und Zerstörung ein gewisses System, einige Mannszucht hielt wenigstens die regelmäßigen Heerhaufen zusammen, und ein und das andere Jahr verlief ohne große Truppenzüge. Es ist uns möglich, in dieser ersten Zeit zu erkennen, wieviel einzelnen Gemeinden zugemutet wurde; denn schon saßen in dieser Zeit die Landesbehörden fest in ihren Schreibstuben, und nach den Durchmärschen wurden von den betroffenen Gemeinden gewöhnlich Liquidationen über ihre Leistungen eingefordert, deren Beträge ihnen freilich nicht wieder erstattet wurden. Wer solche Liquidationen in den Gemeindearchiven durchblättert, der wird die Namen berüchtigter Heerführer, die er aus der Geschichte oder aus Schillers Wallenstein kennt, in sehr realer Verbindung mit den Geschicken eines thüringischen Dorfes finden.

Die Wirkungen, welche ein solches Leben voll Unsicherheit und Qual auf die Seelen der Landleute ausübte, waren sehr traurig. Die Furcht, eine bebende, klägliche Furcht umzog entnervend die Herzen. Immer war ihr Gemüt voll von Aberglauben gewesen, jetzt wurde mit rührender Leichtgläubigkeit alles aufgesucht, was als Eingreifen überirdischer Gewalten gedeutet werden konnte. Man sah am Himmel die schrecklichsten Gesichter, man fand die Anzeigen furchtbaren Unheils in zahlreichen Mißgeburten, Gespenster erschienen, unheimliche Laute klangen vom Himmel und auf der Erde. In Ummerstadt z. B., Herzogtum Hildburghausen, leuchteten weiße Kreuze am Himmel, als die Feinde einrückten. Als sie in die Kammerkanzlei eindrangen, trat ihnen ein weißgekleideter Geist entgegen und winkte ihnen zurück, und niemand konnte sich von der Stelle rühren. Nach ihrem Abzug hörte man acht Tage lang im Chor der ausgebrannten Kirche ein starkes Schnauben und Seufzen. — Zu Gumpershausen machte eine Magd großes Aufsehen im ganzen Land. Sie erfreute sich der Besuche eines kleinen Engels, der sich bald in rotem, bald in blauem Hemdlein vor ihr aufs Bett oder den Tisch setzte, wehe schrie, vor Gotteslästerung und Fluchen warnte und schreckliches Blutvergießen verhieß, wenn die Menschheit nicht das Lästern, die Hoffart und die gestärkten und geblauten Kragen — da-

mals eine neue Mode — abschaffen würde. Wie man aus den eifrigen Protokollen ersieht, welche die geistlichen Herren verschiedener Würden über die Halbblödsinnige aufnahmen, verursachte ihnen nur der eine Umstand Bedenken, weshalb das Englein nicht sie selbst besuchte, sondern eine einfältige Magd.

Neben dem Schrecken zogen Trotz und wilde Verzweiflung in die Seelen. Die sittliche Verwahrlosung nahm im Landvolk furchtbar überhand. Weiber entliefen den Männern, Kinder den Eltern; die Gewohnheiten, Laster und Krankheiten der durchziehenden Heere blieben zurück, selbst wenn die Räuber aus dem verwüsteten und halb zerstörten Dorf abzogen. Das Branntweintrinken, das seit dem Bauernkrieg in das Volk gekommen war, wurde ein gewöhnliches Laster. Die Achtung vor fremdem Eigentum verschwand. Im Anfang des Krieges waren die Nachbardörfer einander noch hilfreich gesinnt. Wenn die Soldaten in dem einen Dorf Vieh forttrieben und dasselbe bei der nächsten Nachtrast wieder verkauften, so gaben die Käufer den neuen Erwerb oft den früheren Eigentümern um den Einkaufspreis zurück. Das taten in Franken selbst katholische und protestantische Ortschaften einander zuliebe. Allmählich aber begann der Landmann zu stehlen und zu rauben wie der Soldat. Bewaffnete Haufen rotteten sich zusammen, zogen über die Landesgrenze in andere Dörfer und entführten, was sie bedurften. Sie lauerten den Nachzüglern der Regimenter in dichtem Wald oder in Gebirgspässen auf und nahmen oft nach hartem Kampf an dem Leben der Bezwungenen eine rohe Rache, ja sie überboten die Virtuosität der Soldaten in Erfindung von Todesqualen, und es wird wenige Waldhügel geben, in deren Schatten nicht greuliche Untat von solchen verübt ist, welche dort früher als friedliche Holzfäller und Steinbrecher ihr kunstloses Lied gesungen hatten. Es entstand allmählich ein grimmiger Korpshaß zwischen Soldaten und Bauern, der bis an das Ende des Krieges dauerte und mehr als etwas anderes die Dörfer Deutschlands verdorben hat. — Auch zwischen den Landschaften und einzelnen Orten entbrannten

Fehden. Hier sei aus der düstern Zeit nur eine harmlose berichtet.

So hatten die Bürger von Eisfeld noch mehrere Jahre nach dem Kriege heftige Feindschaft mit dem Kloster Banz wegen zwei wohltönenden Glocken ihrer alten Stadtkirche, des „Banzer“ und der „Messe“. Ein schwedischer Oberst hatte die beiden Glocken aus Banz abgeführt und dem Städtchen verkauft. Und zweimal, wenn katholische Völker in Eisfeld lagen, waren die Mönche mit Wagen und Seilen hingezogen, ihre Glocken wiederzuholen; aber das erstemal bekamen die Mönche mit einem gewissenhaften Kroaten der Einquartierung Händel, weil sie eine Turmuhr obenein mitnehmen wollten. Der Kroat drang mit dem Säbel auf die frommen Männer ein, und er und seine Kameraden liefen auf den Turm und läuteten heftig mit den Glocken, so daß die Mönche von Banz für unmöglich fanden, die Glocken herunterzuholen und an ihrer Statt nur die Turmuhr mitnahmen. Das zweitemal ging's ihnen nicht besser; endlich nach dem Frieden wurde ihnen als Ersatz eine andere kleine Glocke angeboten. Als sie aber auf dieser den Spruch sahen: „Erhalt' uns Herr bei deinem Wort“, gingen sie kopfschüttelnd wieder nach Hause. Endlich verglich Herzog Ernst der Fromme die Sache, nahm als Dank die kleine Glocke für sich selbst und hing sie in Gotha auf dem Friedenstein auf.

Nach Kräften suchten sich die Dörfer vor der Raubgier der Soldaten zu wahren. Solange noch Geld aufzubringen war, machten sie Versuche, durch Zahlung einer Geldsumme an die vorausgesandten Offiziere die Einquartierung abzukaufen, und mancher Schurke benutzte solche Furcht und erhob in der Maske eines anmeldenden Furiers hohe Steuern von den getäuschten Dorfsassen. Auf die Kirchtürme und hohen Punkte der Flur wurden Wachen gestellt, die ein Zeichen gaben, wenn Truppen in der Ferne sichtbar wurden. Dann brachte der Landmann, was er retten konnte, die Frauen und Kinder und leichtbewegliche Habe, eilig in ein entferntes Versteck. Solche Verstecke wurden mit großem Scharfsinn ausgesucht, durch Nachhilfe noch unzu-

gänglicher gemacht, und wochen-, ja monatelang fristeten dort die Flüchtlinge ihr angstvolles Dasein. Im schwarzen Moor zwischen Gräben, Binsen und Erlengebüsch, in dunkler Waldesschlucht, in alten Lehmgruben und in verfallenem Mauerwerk suchten sie die letzte Rettung. Noch jetzt zeigt an manchen Orten der Landmann mit Teilnahme auf solche Stellen. Zu Aspach in einem alten Turm ist 16 Fuß über dem Boden ein großes Gewölbe mit eiserner Tür, dorthin flüchteten die Aspacher, sooft kleine Banden auf das Dorf marschierten; für längere Flucht aber hatten sie ein Feld von mehreren Ackern, das mit Hainbuchen dicht umwachsen war, darum pflanzten sie Dorngebüsch, welches auf dem fruchtbaren Boden hoch wie Bäume wurde und dicht wie eine Mauer stand. In diesem Verhack, zu dem man nur auf dem Bauch kriechend gelangen konnte, hat sich die Gemeinde oft verborgen. Nach dem Kriege wurden die Dornen ausgereutet und der Boden in Hopfen-, dann in Krautländer verwandelt. Noch heißt ein Teil dieses Grundes „der Schutzdorn". — Waren die Soldaten abgezogen, dann kehrten die Flüchtlinge in ihre Häuser zurück und besserten notdürftig aus, was verwüstet war. Nicht selten freilich fanden sie nur eine rauchende Brandstätte.

Auch nicht alle, welche geflohen waren, kamen zurück. Die Wohlhabenderen suchten sich und ihre Habe in den Städten zu bergen, wo doch die Kriegszucht ein wenig straffer und die Gefahr geringer war. Viele auch flüchteten in ein anderes Land, und wenn dort Feinde drohten, wieder in ein anderes. Die meisten hat sicher das Elend dort nicht weniger hart geschlagen. — Aber auch die im Land blieben, kehrten nicht alle zur heimischen Flur. Das wilde Leben im Versteck und Wald, die rohe Freude an Gewalttat und Beute machte die Trotzigsten zu Räubern. Mit rostigen Waffen versehen, die sie vielleicht getöteten Marodeuren abgenommen hatten, führten sie unter den Fichten der Berge ein gesetzloses Leben als Gefährten des Wolfes und der Krähe, als Wilddiebe und Wegelagerer.

So verminderte sich die Bevölkerung des flachen Landes mit reißender Schnelligkeit. Schon zur Zeit des Schwedenkönigs waren mehrere Dörfer ganz verlassen, und um die geschwärzten Balken und das Stroh der zerrissenen Dächer schlichen die Tiere des Waldes und etwa die zerlumpte Leidensgestalt eines alten Mütterleins oder eines Krüppels. Von da nahm das Unheil in solcher Steigerung zu, daß sich nichts in der neueren Geschichte damit vergleichen läßt. Zu den zerstörenden Dämonen des Schwertes kamen andere nicht weniger furchtbare und noch gefräßigere. Das Land war wenig bebaut worden und hatte eine schlechte Ernte gegeben. Eine unerhörte Teuerung entstand, Hungersnot folgte, und in den Jahren 1635 und 1636 ergriff eine Seuche, so schrecklich, wie sie seit hundert Jahren in Deutschland nicht gewütet hatte, die kraftlosen Leiber. Sie breitete ihr Leichentuch langsam über das ganze deutsche Land, über den Soldaten wie über den Bauern; die Heere fielen auseinander unter ihrem sengenden Hauch, viele Örter verloren die Hälfte ihrer Bewohner, in manchen Dörfern Frankens und Thüringens blieben nur einzelne übrig. Was noch von Kraft in einer Ecke des Landes gedauert hatte, jetzt wurde es zerbrochen. — Der Krieg aber wütete von dieser Schreckenszeit ab noch zwölf lange Jahre. Auch er war schwächer geworden, die Heerhaufen kleiner, die Operationen aus Mangel an Lebensmitteln und Tieren unsteter und planloser; aber wo die Kriegsfurie aufflackerte, fraß sie erbarmungslos weg, was sich noch von Leben zeigte. Das Volk erreichte die letzte Tiefe des Unglück, ein dumpfes apathisches Brüten wurde allgemein. Von den Landleuten ist aus dieser letzten Zeit wenig zu berichten. Sie vegetieren verwildert und hoffnungslos, aber nur geringe Nachrichten sind in Dorfurkunden, Pfarrbüchern und kleinern Chroniken zu finden. Man hatte in den Dörfern das Schreiben, ja fast die laute Klage verlernt. Wo ein Heer verwüstet hatte und der Hunger wütete, fraßen Menschen und Hunde von demselben Leichnam, Kinder wurden aufgefangen und geschlachtet. Daß jetzt eine Zeit gekommen war, wo solche, die zwanzig Jahre des Leidens ausgehalten hatten, selbst Hand an sich legten, das lesen wir aus den Berichten der Gesandten, welche jahrelang vergeblich an dem Frieden arbeiteten.

Man mag fragen, wie bei solchen Verlusten und so gründlichem Verderb der Überlebenden überhaupt noch ein deutsches Volk geblieben ist, das nach geschlossenem Frieden wieder Land bauen, Steuern zahlen und nach einem dürftigen Vegetieren von hundert Jahren wieder Energie, Begeisterung und ein neues Leben in Kunst und Wissenschaft zu erzeugen vermochte. Allerdings ist wahrscheinlich, daß sich das Landvolk ganz in schwärmende Banden aufgelöst hätte und daß die Städte niemals imstande gewesen wären, ein neues Volksleben hervorzubringen, wenn nicht drei Gewalten den deutschen Landmann vor der gänzlichen Zerstreuung bewahrt hätten: seine Liebe zu dem väterlichen Acker, die Bemühungen seiner Obrigkeit und vor allem der Eifer seines Seelsorgers, des Dorfpfarrers. Des Bauern Liebe zur eigenen Flur, noch jetzt ein starkes Gefühl, welches gegen die wohltätigsten Ackergesetze feindlich arbeitet, war im 17. Jahrhundert noch um vieles mächtiger. Denn der Bauer kannte außerhalb der eigenen Dorfflur sehr wenig von der Welt, und die Schranken, welche ihn von einem andern Lebensberuf und anderer Herren Land trennten, waren schwer zu übersteigen. So lief er mit Zähigkeit immer wieder aus seinem Versteck nach dem zerstörten Hof und versuchte immer wieder, die zerstampften Ähren zusammenzulesen oder in das niedergetretene Land den wenigen Samen zu streuen, den er sich gerettet hatte. Wenn sein letztes Zugtier geraubt war, spannte er sich selbst an den Pflug. Er hütete sich wohl, seinem Hause ein wohnliches Aussehen zu geben, er gewöhnte sich in Schmutz und Ruinen zu hausen und verbarg das flackernde Feuer des Herdes vor den raubgierigen Blicken, welche vielleicht durch die Nacht nach einem warmen Nest suchten. Die kärgliche Speise versteckte er an Orten, vor welchen selbst dem ruchlosen Feind graute, in Gräbern, in Särgen, unter Totenköpfen. So hauste er unter dem Zwang der Gewohnheit, der allgewaltigen, wie gering auch die Hoffnung war, daß seine Arbeit ihm selbst zugute kommen werde. Hielt ein Gutsherr tapfer auf seinem Dorf aus, so begleitete er in den Zeiten der Ruhe bis an die Zähne bewaffnet seine letzten Zugtiere auf den Acker,

bereit, mit ansprengenden Räubern um die Tiere zu kämpfen.

Kaum geringeres Interesse als der Bauer selbst hatten sein Landesherr und dessen Beamte, die Dörfer zu erhalten. Je geringer die Zahl der Steuerzahlenden wurde, desto höher stieg der einzelne im Wert. Von der Residenzstadt aus kümmerten sich die Regierungen durch ihre Amtleute, Vögte und Schösser während des ganzen Krieges um das Schicksal der Dörfer, ja der einzelnen. Die Aktenschreiberei wurde nur in der ärgsten Zeit unterbrochen und immer wieder angefangen. Zeugnisse, Berichte, Eingaben und Reskripte liefen bei all dem Elend hin und her*, Eingaben und Kostenliquidationen wurden unermüdlich eingefordert, und manch armer Schulmeister verrichtete gehorsam seinen Dienst als Gemeindeschreiber, während der Schnee durch die ausgeschlagenen Fenster in seine Schulstube hineinwehte, die Gemeindekasse zerbrochen auf der Straße lag und die Dorfgemeinde, deren Rechnungen er schrieb, bewaffnet in den Wald gezogen war, mit finstern ungesetzlichen Anschlägen, welche der Landesregierung niemals berichtet wurden. So unnütz dies Schreiberwesen in vielen Fällen war, es zog doch zahllose Fäden, durch welche der einzelne an die Ordnung seines Staates gebunden wurde. Und daß der Mechanismus der Verwaltung sich erhielt, war in den Pausen und am Ende des Krieges von größter Bedeutung.

Das beste Verdienst aber um die Erhaltung des deutschen Volkes hatten die Landgeistlichen und ihr heiliges Amt. Zuverlässig war ihr Einfluß in den katholischen Landschaften nicht geringer als in den protestantischen, wenn uns auch wenig Nachrichten darüber geblieben sind, denn

* Der Schösser Johann Martin zu Heldburg berichtet z. B. den 13. September 1640 zugunsten des hilflosen Pfarrers und trägt auf dessen Versetzung an, weil in dessen Pfarrdorfe nur noch eine Witwe nebst einer Weibsperson sich aufhalte, und er selbst, der Schösser, könne von den jährlichen Amtsgefällen seines Bezirkes, die sich sonst auf einige hundert Taler belaufen, jetzt nicht einen Groschen herausbringen.

die katholischen Dorfpfarrer waren damals ebenso dem Schreiben abhold als die evangelischen schreiblustig. Doch an der Bildung ihrer Zeit hatten die protestantischen Pfarrer einen weit größeren Anteil. Die deutsche gelehrte Bildung war durch die Reformatoren wesentlich theologisch geworden, und die Dorfgeistlichen repräsentierten diese Intelligenz gegenüber dem adligen Gutsherrn und den Bauern. Sie waren in der Regel in den alten Sprachen gut bewandert, geübt Latein zu schreiben und elegische Verse zu machen. Sie waren starke Disputierer, wohlerfahren in dogmatischen Streitigkeiten, voll eifrigen Zorns gegen Schwenckfeldianer, Theophrastianer, Rosenkreuzer und Weigelianer, hartnäckig, rechthaberisch, und ihre Lehre war stärker im Haß gegen die Ketzer als in der Liebe gegen ihre Mitmenschen. Ihr Einfluß auf das Gewissen der Laien hatte sie hochmütig und herrschsüchtig gemacht, und die begabteren unter ihnen kümmerten sich mehr um Politik als für ihre Tugend gut war. Wenn man einen Stand verantwortlich machen darf für Unvollkommenheiten der Zeitbildung, welche er nicht geschaffen hat, sondern nur repräsentiert, so hatte die lutherische Geistlichkeit eine schwere und verhängnisvolle Schuld an der Verödung des Gemütes, der unpraktischen Kraftlosigkeit, dem trockenen, langweiligen Formalismus, welche damals im deutschen Leben sehr oft zutage kamen. So waren die Geistlichen als Stand weder bequem noch besonders liebenswert, und selbst ihre Moralität war engherzig und inhuman. Aber all dies Unrecht sühnten sie in den Zeiten der Armut, der Trübsal und Verfolgung. Und unter ihnen am meisten die armen Dorfpfarrer. Sie waren den größten Gefahren ausgesetzt, den kaiserlichen Soldaten am meisten verhaßt, durch ihr Amt gezwungen, sich dem Feinde bemerkbar zu machen; die Roheiten, welche sie, ihre Frauen und Töchter zu erdulden hatten, trafen tödlich ihr Ansehen in der eigenen Gemeinde. Ihr Leben wurde durch die Beiträge ihrer Beichtkinder erhalten, sie waren nicht geübt und wenig geeignet, sich durch körperliche Arbeit die Tage zu fristen; unter jeder Verringerung des Wohlstandes, der Sittlichkeit, der Menschenzahl ihres Dor-

fes hatten sie am meisten zu leiden. Man muß einer sehr großen Mehrzahl von ihnen das Zeugnis geben, daß sie alle diese Gefahren als echte Streiter Christi ertrugen. Die meisten hielten bei ihren Gemeinden aus bis fast zum letzten Mann. Ihre Kirche wurde verwüstet und ausgebrannt, Kelch und Kruzifix gestohlen, der Altar durch eklen Unrat beschmutzt, die Glocken vom Turm geworfen und weggeführt. Da hielten sie den Gottesdienst in einer Scheuer, auf freiem Felde, im grünen Waldversteck. Wenn die Gemeinde zusammenschmolz, daß der Gesang der Zuhörer aufhörte und kein Kantor mehr die Bußlieder intonierte, da riefen sie den Rest ihrer Beichtkinder noch zur Betstunde zusammen. Sie waren stark und eifrig im Trösten und Strafen, denn je größer das Elend war, desto mehr Grund zur Unzufriedenheit fanden sie in ihrer Gemeinde. Häufig waren sie die ersten, welche von der Verwilderung der Dorfbewohner zu leiden hatten; Diebstahl und frecher Mutwille wurden am liebsten gegen solche geübt, deren zürnender Blick und feierliche Klage am meisten imponiert hatten. Ihre Schicksale sind daher vorzugsweise charakteristisch für jene eisernen Jahre, und wir sind glücklicherweise in der Lage, gerade von ihnen zahlreiche Aufzeichnungen zu besitzen, oft in Kirchenbüchern, denen sie ihr Leid klagten, während kein Mensch sie hören wollte. Aus solchen Notizen thüringischer und fränkischer Pfarrgeistlichen seien hier nur wenige Beispiele mitgeteilt.

Magister Michael Ludwig war seit 1633 Pfarrer zu Sonnenfeld. Dort predigte er im Walde unter freiem Himmel seiner Gemeinde, ließ sie mit der Trommel statt mit der Glocke zusammenrufen, und Bewaffnete mußten Wache stehen, während er predigte; acht Jahre hielt er so aus, bis seine Gemeinde ganz verschwand. Da rief ein schwedischer Oberst den tapfern Mann als Prediger zum Regiment; er wurde später Präsident des Feldkonsistoriums bei Torstenson und Superintendent zu Wismar. — Georg Faber, Prediger zu Gellershausen, hielt mit drei, vier Zuhörern Betstunden bei steter Lebensgefahr, stand jeden Morgen um drei Uhr auf, studierte und lernte seine Predigten von Wort

zu Wort auswendig, schrieb dabei noch gelehrte Abhandlungen über biblische Bücher.

In den benachbarten Landstädtchen hatten die Geistlichen nicht weniger zu ertragen. In Eisfeld z. B. war seit 1635 Rektor Johann Otto, ein junger Mann, der erst geheiratet hatte; er hat acht Jahre in der allerschlimmsten Zeit mit noch einem Lehrer die ganze Schule halten müssen und dabei das Kantorat gratis versehen. Was seine Einnahme gewesen, kann man aus Notizen sehen, die der tüchtige Mann in seinen Euklid geschrieben hat: „2 Tage gedroschen im Herbst. 1 Tag im Holz gearbeitet 1646. 2 Tage gedroschen im Januar. 5 Tage gedroschen im Februar 47. ½ Tag geschnitten. 4 Hochzeitsbriefe geschrieben, item ½ Tag Hafer gebunden, 1 Tag geschnitten" usw. Er dauerte aus und stand seinem Amt 42 Jahre in Ehren vor. Sein Nachfolger, der große Lateiner Johann Schmidt, Lehrer des berühmten Cellarius, war unter die Soldaten geraten und las einst auf der fürstlichen Schloßwache in einem griechischen Dichter; das sah sein Offizier mit Erstaunen und meldete es Ernst dem Frommen, der ihn zum Lehrer machte.

Der Superintendent Andreas Pochmann ebendaselbst war als elternlose Waise mit zwei kleinen Brüdern von den Kroaten geraubt worden. Er rettete sich mit den Brüdern in der Nacht. Später wurde er als lateinischer Schüler wieder von Soldaten aufgefangen, zum Furierschützen und dann zum Musketier gemacht. In der Garnison aber studierte er fort, fand unter seinen Kameraden Studenten aus Paris und London, mit denen er das Lateinische übte. Einst blieb er als Soldat krank am Wachtfeuer liegen, unter seinem Ärmel die Pulvertasche mit anderthalb Pfund Pulver, die Flamme erreichte den Ärmel und verbrannte ihn zur Hälfte; die Pulvertasche blieb unversehrt. Als er aufwachte, sah er sich allein im verlassenen Lager ohne einen Pfennig Geld. Da fand er in der Asche zwei Taler. Damit schlug er sich auf Gotha zu; auf dem Wege kehrte er zu Langensalza in ein einsames Häuslein an der Mauer ein, eine alte Frau nahm den Totmüden auf und legte ihn auf ein Bett. Es war die Pestwärterin, das Lager ein Pestbett, und die

Krankheit wütete damals in der Stadt: er blieb unversehrt. Wie sein Leben, ist das seiner meisten Zeitgenossen voll von wunderbaren Lebensrettungen, plötzlichen Übergängen, unerwarteter Hilfe ebenso wie von Todesgefahr, Mangel und häufiger Veränderung des Ortes. Solche Zeiten muß man genauer ansehen, um zu verstehen, wie sich gerade in einer Periode, in welcher Millionen untergegangen und verdorben sind, bei den Überlebenden ein fatalistischer Glaube an die göttliche Vorsehung, welche auf wunderbare Weise in das Leben des Menschen eingreift, ausgebildet hat.

Fast aus jedem Kirchdorf kann man Erinnerungen an die Leiden, die Ergebenheit und Ausdauer seiner Pfarrer zusammentragen. Freilich nur die Stärksten überwanden eine solche Zeit, ohne selbst zu verkümmern. Die endlose Unsicherheit, der Mangel an Nahrung und das gesetzlose Treiben der Soldaten und der eigenen Pfarrkinder machten viele auch in ihrer Gesinnung armselig, kriechend, bettelhaft. Ein Beispiel statt vieler. Johannes Elfflein, seit 1632 Pfarrer zu Simau, wurde so arm, daß er Tagelöhnerarbeit tun mußte, Holz im Walde hauen, hacken, graben, säen; zweimal wurde ihm eine Beisteuer aus der Armenbüchse von Koburg, die man bei Kindtaufen aufstellte, zugeteilt. Endlich ließ das Konsistorium zu Koburg einen Kelch seiner Kirche verkaufen, damit er sich Brot dafür schaffe. Für ein besonderes Glück hielt er, als es einmal eine vornehme, adlige Leiche gab. Da bekam er einen guten alten Reichstaler und ein Viertel Korn. Und als er kurz darauf einem vertrauten Nachbar seinen Hunger klagte, und dieser in verzweifeltem Entschluß erwiderte, er wüßte wohl, was er in solchem Fall tun würde, da sagte Magister Elfflein in starkem Glauben: „Mein Gott weiß schon Mittel; ehe ich sollte Hunger sterben, eher müßte ein reicher Edelmann sterben, damit ich wieder Geld zu einem Viertel Korn kriegte." Und er betrachtete als eine Schickung der Vorsehung, daß dies melancholische Ereignis bald darauf eintrat. Seine Lage war so jämmerlich, daß sogar die raubgierigen Soldaten in der Nachbarschaft ihren Buben, die sie auf Beute schickten, drin-

gend empfahlen, sie sollten den Pfarrer von Simau in Ruhe lassen, denn der arme Tropf hätte selbst nichts. Endlich bekam er eine andere Pfarre.

An den Quellen der Itz, da wo sich das Gebirge in hoher Terrasse nach dem Main hinabsenkt, liegt das alte Kirchdorf Stelzen, ein heiliger Ort wohl schon in der Heidenzeit. Dicht an der Kirche quillt ein Wunderbrunnen aus der Ecke einer geräumigen Höhle, die von uralten Buchen und Linden überschattet war. Bei dem Brunnen stand vor der Reformation eine Kapelle der heiligen Jungfrau und manchmal waren viele hundert Grafen und Edelleute mit unzähligem Volk als Pilger dort zusammengeströmt. Das Dorf wurde zu Michaelis 1632 ganz ausgebrannt, nur Kirche, Schule und Hirtenhaus blieben stehen. Da schrieb der Pfarrer Nikolaus Schubert an die Behörde im Winter folgendes: „Ich habe nichts mehr denn meine acht kleine, arme, nackende, hungrige Kinder davon gebracht. Ich wohne ex mandato noch immer in dem sehr alten und wegen Mangel eines Schlots, Bodens usw. gefährlichen Schulhaus, darin ich meines Studierens nicht abwarten und mich nicht behelfen kann. Denn mir fehlen Nahrung, Kleider, longe enim plura deficiunt. — Datum in meiner Elendsburg Stelzen, den 29. Januar 1633. Unterdienstwilliger und gehorsamer armer verbrannter Pfarrer das.: Nikolaus Schubert." — Er wurde versetzt. Sein Nachfolger, wieder ausgeplündert und durch einen Reiter mit einem Stoßdegen in die linke Hüfte gestochen, wurde auch versetzt; auch ein zweiter Nachfolger konnte sich nicht halten. Seitdem lag die Pfarre fünfzehn Jahre unbewohnt, der benachbarte Pfarrer Götz von Sachsendorf kam aber doch an jedem dritten Sonntag hin und hielt das Amt in dem zerstörten Dorf. Zwei Jahre lang kam kein Heller in den Kirchkasten und das Klingelsäcklein. Endlich brannte 1647 die Kirche bis auf die kahlen Wände ganz ab. —

Gregor Ewald war Pfarrer zu Königsberg. Im Jahre 1632 brannte Tilly die Stadt ab, Ewald wurde von zwei Kroaten in den Weinbergen gefangen und geplündert; als ein goldener Ring nicht vom Finger abgehen wollte,

machten sie Anstalt, den Finger abzuschneiden, und hatten endlich die Nachsicht, den Ring nur mit der Haut abzuziehen und tausend Taler Ranzion zu fordern. Ewald befreite sich dadurch, daß er den einfältigen Soldaten, welche ihm mitgegeben wurde, die Ranzion zu holen, zuerst an eine Kellertür führte, um ihm einen Trunk Wein zu geben und unter dem Vorwand, den Schlüssel zu holen, entfloh, während der Soldat vor der Kellertür stehenblieb. Auch er nahm in der Not eine Bestallung als schwedischer Feldprediger an, lebte nach der Schlacht bei Nördlingen als Exulant ein Jahr in der Fremde, von da kehrte er zu seiner zerfallenen Gemeinde zurück, wo er noch einige Jahre mit seiner Familie Hunger und Elend ertrug.

Unter den biographischen Aufzeichnungen protestantischer Pfarrer ist eine der lehrreichsten die des Franken Martin Bötzinger. Sowohl das Dorfleben zur Zeit des Krieges als auch die Verwilderung der Menschen wird aus seiner Erzählung zum Erschrecken deutlich. Bötzinger war kein großer Charakter, und die kläglichen Schicksale, welche er zu ertragen hatte, haben ihn nicht stärker gemacht. Ja, man wird ihm das Prädikat eines recht armen Teufels schwerlich versagen. Dabei besaß er aber zwei Eigenschaften, welche ihn für uns wertvoll machen: eine unzerstörbare Lebenskraft, welche mit nicht geringem Leichtsinn verbunden war, und jenes verzweifelte deutsche Behagen, das auch der trostlosesten Lage immer noch erträgliche Seiten abzugewinnen weiß. Er war ein Poet. Seine deutschen Verse sind, wie die vorgesetzte Probe zeigt, durchaus erbärmlich, aber sie dienten ihm in der schlechtesten Zeit als zierliche Bettelbriefe, durch welche er sich Mitleiden zu verschaffen suchte. So hat er alle Amtleute und Schösser der Parochie Heldburg in einem gewissermaßen epischen Gedicht gefeiert, so die traurigen Verhältnisse von Koburg, wo er eine Zeitlang als Flüchtling verweilte.

Von dem Lebenslauf, welchen er niederschrieb, waren der Anfang und der letzte Teil schon abgerissen, als ihn im Jahre 1730 Krauß seiner Hildburghäusischen Kirchen-, Schul- und Landeshistorie einverleibte. Aus diesem Frag-

ment wird das Folgende treu mitgeteilt. Nur die Reihenfolge der Begebenheiten, welche in seiner Selbstbiographie durcheinanderlaufen, ist hier nach den Jahren geordnet. — Bötzinger war Gymnasiast zu Koburg, während der Kipperzeit Student zu Jena gewesen, wurde 1626 Pfarrer zu Poppenhausen. Im Frühjahr 1627 war der junge Pfarrer im Begriff, Herrn Michael Böhmes, Bürgers und Rats zu Heldburg, einzige Tochter namens Ursula zu freien.

„Als nun Anno 1627, Dienstag nach Jubilate, alle Präparatoria dazu gemacht waren, kamen an ebensolchem Tag 8000 Mann sachsen-lauenburgisch Volk nebst dem Fürsten selbst vor Heldburg, schlugen ein Feldlager auf dem Samen, verderbten in acht Tagen die Stadt und das Amt dermaßen, daß weder Kalb noch Lamm, weder Bier noch Wein mehr zu bekommen war. Es wurde aus allen Amtern Proviant zugeführet und konnten dennoch kaum die fürstlichen Offiziere und Beamten unter ihnen aushalten. Wurden wegen Kälte so einfiel, in die Stadt und Dorfschaften etliche Tage eingelegt. Da bin ich zu Poppenhausen im Pfarrhaus das erstemal geplündert worden. Denn ich hatte nicht allein nichts verwahret, sondern vielmehr zugeschickt, als wenn ich einen ehrlichen Gast oder Offizier herbergen wollte. Kam um mein Weißzeug, Bettgerät, Hemden usw. Denn ich wußte noch nicht, daß die Soldaten Mauser sind und alles mitnehmen. Es mußte der Landesfürst, Herzog Kasimir, selber nach Heldburg reisen, er stellte dem Lauenburger ein fürstliches Bankett an, schenkte ihm etliche stattliche Rosse und 8000 Taler, damit er ihn nur hinwegbrächte. Nach diesem Unglück fand sich allenthalben der Segen Gottes wieder ein zur Verwunderung. Denn die Wintersaat war wegen der Hütten, Quartiere und Feuer, deren viel tausend zu sehen waren, in Grund weg, viel tausend Hütten, viel hundert Schock Stroh und anderes waren da beisammen, sie machten mehr eine Wüste als Acker aus. Gleichwohl wuchs aus diesen gebrannten Hüttenstätten und Gruben so eine dicke Saat, daß in demselben Jahr ein Überfluß an Winterfrucht war. Miraculum! — So gewann meine Hochzeit ihren

Fortgang am Dienstag nach Exaudi und ward gehalten auf dem Rathaus. —

Fünf Jahre lang war ein ruhiger Stand im Lande bis Anno 1632, außer daß mancher kaiserliche Zug zu zwei, drei und mehr Regimentern hin- und herzog, die im Amt Heldburg auch oft Quartier nahmen und ausmergelten. Ich hatte zu Poppenhausen keine Not. Wollte wünschen, daß ich's jetzo so gut hätte, als ich's vorm Krieg gehabt. Da aber das Feuer des Krieges wollte ankommen, reformierten die benachbarten Bischöfe stark, schickten Jesuiten und Mönche mit Diplomatibus ins Land, repetierten die geistlichen Güter und Klöster. Die Fürsten hatten ihre Defensioner hin und wieder, welche bisweilen im benachbarten Papsttum mauseten und dort die Hornissen aufstöberten. Ein jeder Verständige konnte wohl merken, die Sache würde ärger werden. Es flüchteten auch die Edelleute, ihrer Pfarrer, Vögte usw. das Ihrige in unsere Städtlein und Dörfer, hofften sicherer zu sein als in ihren Orten.

Anno 1631 Michaelis kam König Gustavus aus Schweden plötzlich über den Wald, als wenn er flöge. Königshofen und viel andere Orte bekam er ein, und es ging sehr bunt daher. Unsere vom Adel warben dem König Volk, welches im Mausen und Rauben just so arg war als die Feinde. Sonderlich nahmen sie den benachbarten Katholischen ihre Kühe, Pferde, Schweine, Schafe und trieben sie gen Heldburg, da war ein Gekauf, eine Kuh für einen Dukaten, ein Schwein für einen Taler. Und oft liefen die Papisten her und sahen, wie und wer ihr Vieh kaufte, sie lösten es auch selber oft wieder ein. Es wurde ihnen aber so oft genommen, daß sie des Lösens müde wurden, und waren die armen benachbarten Papisten übel dran. Wir allhier zu Poppenhausen verwahrten ihnen aus Nachbarschaft ihr bißchen Habe in Kirche und Häusern, soweit es helfen wollte. Da sich aber Anno 1632 das Blatt wandte, und die drei Generäle, Friedländer (Wallenstein), Tilly und Bayerfürst Koburg und das Land einnahmen, halfen die benachbarten Papisten rauben und brennen, und fanden wir bei ihnen keine Treue noch Sicherheit.

Als man am Abend vor Michaelis die große Kartaune von Koburg hörte, als Losungsschuß, daß der Feind ankäme und sich jeder in acht nähme, zog ich mit all denen, so ich etliche Wochen geherbergt, nach Heldburg, wohin ich schon mein Weib und Kind geschickt hatte. Die Stadt hielt ihre Wache, meinte nicht, daß es so übel würde daher gehen. Bürgermeister und etliche des Rates rissen aus, mein seliger Schwiegervater war Verwalter über Pulver, Blei und Lunten, daß er der Wache ihre Notdurft austeilte, er mußte wohl in der Stadt bleiben. Ich hatte mit Weib und Kindern Lust aus der Stadt zu ziehen, er aber wollte mich nicht, viel weniger seine Tochter aus der Stadt lassen, hieß uns zu Haus bleiben; er hatte einen ziemlichen Beutel mit Talern gefüllt, damit gedachte er sich im Unfall loszumachen. Aber es war der Mittag am Fest Michaelis noch nicht heran, da präsentierten sich 14 Reiter, man meinte, es wären Herzog Bernhards Völker, aber es war sehr weit gefehlt. Diese mußte man nun einlassen ohne allen Dank. Ihnen folgten bald etliche Fußgänger, welche zum Anfang alles durchsuchten und schlugen und schossen, wer nicht parieren wollte. Mitten auf dem Markt hatte einer von diesen vierzehn meinen Schwiegervater mit einem Pistol vor den Kopf geschlagen, daß er wie ein Ochs niedergefallen. Der Reiter ist abgestiegen, hat ihm die Hosen visitiert, und haben unsere Bürger, so auf dem Rathaus gewesen, gesehen, daß der Dieb einen großen Klumpen Geld herausgezogen. Als dem Schwiegervater die Betäubung von dem Schlag vergangen und er aufgestanden war, mußte er mit in das Sternenwirtshaus, wo sie zwar zu essen fanden, aber nichts zu saufen; da sprach er, er wolle heim und zu trinken bringen. Weil sie nun gedachten, er möchte ihnen ausreißen, nahmen sie das Zinn und Essen alles mit und kamen in mein Haus. Es währte nicht lange, so forderte einer Geld; da er sich nun entschuldigte, stach ihn der Tropf mit seinem eigenen Brotmesser in Gegenwart meines und seines Weibes, daß er zu Boden sank. Hilf Gott! wie schrie mein Weib und Kind. Ich stak in des Baders Haus über dem Ställchen im Stroh, sprang herab und wagte mich unter sie. Wunder

war, daß sie mich in der Harzkappe* nicht fingen. Ich nahm meinen Schwiegervater, der da wie ein Trunkener taumelte, und trug ihn in die Badestube, daß er verbunden würde. Ich mußte zusehen, daß einer eurer Mutter** die Schuh und Kleider auszog, und dich, Sohn Michael, auf den Armen trug. Hiermit räumten sie das Haus und die Gasse. Ich wagte mich weiter, ging durch des Baders Höflein in meines Schwähers Kammer, trug Kissen und Betten hinüber, worauf wir ihn legten. Noch weiter mußte ich's wagen, ich ging in den Keller, darin sein Bruder, Herr Georg Böhme, Pfarrer zu Lindenau, in drei Stückfässern zwei Fuder guten Wein liegen hatte, ich sollte für den Schwiegervater einen Labetrunk holen; aber die Fässer waren oben so fleißig und dicht zugemacht, daß, wenn ich gleich den Zapfen herausholte, doch nichts herauslaufen wollte, ich mußte gar lange vor dem Zapfen mit großer Gefahr stehen, ehe ich einen Löffel voll bekam. Kaum war ich hinüber, so kommt ein Schelm in die Badstube, wirft den Kranken vom Bett und sucht alles aus. Ich hatte mich kaum verkrochen unter die Schwitzbank, wo ich wohl zu schwitzen bekam, denn am vorigen Tage war Badetag gewesen.

Weil nun in der Stadt ein Metzeln und ein Niederschießen stattfand, auch niemand sicher war, kamen in einer Stunde unterschiedliche Bürger, wollten sich verbinden lassen. Da gab mein Schwiegervater zu, daß ich ein Loch suchte und aus der Stadt käme, mein Weib und Kinder aber wollte er nicht mit mir lassen. Also ging ich auf die Schloßgärten zu und kam an der Höhe hinter das Schloß, daß ich gen Holzhausen und Gellershausen zu sehen konnte, ob's sicher wäre. Da fanden sich Bürger und Weiber zu mir, an mir einen Trost zu haben und mit mir zu reisen. Ich kam also über den Hundshanger Teich ins Holz und wollte auf den Strauchhahn zu. Als wir nun bei den Heideäckern waren, ritten acht Reiter, es waren Kroaten, oben auf der Höhe. Da sie uns gewahr wurden, errannten sie

* Kittel, Überwurf ohne Ärmel, damals Haustracht der Geistlichen.
** Bötzinger erzählt seinen Kindern.

uns eilends. Zwei Bürger, Kührlein und Brehme, entkamen, ich mußte am meisten aushalten. Sie zogen mich aus, Schuhe, Strümpfe und Hosen, und ließen mir nur die Kappe. Mit den Hosen gab ich ihnen meinen Beutel mit Geld, den ich vor drei Stunden hinten in die Hosen gesteckt und so vor den ersten Mausern erhalten hatte. Die Not war so groß, daß ich nicht an meinen Beutel dachte, bis ich ihn das letzte Mal sah. Sie forderten tausend Taler, danach fünfhundert, endlich hundert für mein Leben, ich sollte mit in ihr Quartier und mußte barfuß eine Stunde lang mitlaufen. Endlich wurden sie gewahr, daß ich ein Pap oder Pfaff wäre, welches ich auch gestand; da hieben sie mit ihren Säbeln auf mich hinein, ohne Diskretion, und ich hielt meine Arme und Hände entgegen, habe durch Gottes Schutz nur eine kleine Wunde unten an der Faust bekommen. Etliche gaben den Rat mich zu entmannen, der Obrist aber, ein stattlicher Mann, wollte es nicht zugeben.

Unterdessen wurden sie einen Bauer gewahr, welcher sich in den Büschen besser verkriechen wollte. Es war der reiche Kaspar von Gellershausen, auf solchen ritten sie alle zu, und blieb nur einer bei mir, welcher ein geborener Schwede und gefangen war. Dieser sagte zu mir: ‚Pape, Pape, leff, leff, du müst sonst sterfen.' Item, er wäre gut schwedisch. Ich faßte Vertrauen zu dem Rat und bat ihn, wenn ich liefe, sollte er mir zum Schein nachreiten, als wenn er mich einholen wollte. Und also geschah es, daß ich den Kroaten entkam. Der reiche Kaspar aber mußte an jenem Ort elend sterben. Denn als er sich nicht ausziehen wollte, welches ich wohl sah, haben sie ihm die Kniekehlen entzweigehauen. Darüber ist er an diesem Ort liegengeblieben und wurde nach Abzug der Feinde gefunden. Ich aber lief im groben Eichenholz ungefähr eine ganze Stunde fortwährend, konnte keinen dicken Busch ersehen, worin ich mich verbergen konnte, fiel endlich gar in eine Wasserlache, durch welche eine eichene Wurzel gewachsen war. Ich war so matt vom Laufen, daß ich nicht weiter konnte, das Wasser fing an s. v. mir zu entgehen, und ich konnte nicht aufhören, meinte, die Blase wäre mir zersprungen. Mein Herz pochte auch so

sehr, daß ich nicht wußte, ob ich den Pferdehufschlag hörte oder ob's mein Herz wäre.

Also saß ich, bis es Nacht wurde, stand auf und ging immer dem dicken Gebüsch nach, so kam ich heraus, daß ich gen Seidenstadt hinaussehen konnte. Ich schlich mich ins Dorf, und weil ich Hunde bellen hörte, hoffte ich Leute zu Haus anzutreffen, aber da war niemand, ich ging deswegen in einen Stadel und wollte mich zu Nacht auf dem Heu behelfen. Da schickt Gott, daß die Nachbarn, die im Strauchhahn sich verkrochen gehabt, eben hinter diesem Stadel zusammenkommen und beraten, wo sie sich wieder sammeln und wo sie hingehen wollen. Das konnt' ich deutlich hören, stieg deswegen herab und ging auf das Haus zu; da war der Bauer gerade hinein, hatte ein Licht angezündet, stand im Keller und rahmte die Milch ab, die er essen wollte. Ich stand oben am Loch, redete ihn an und grüßte ihn, er sah auf und sah den untern Teil des Leibes, nämlich das Hemd und nackte Beine, und oben schwarz. Er erschrak sehr, als ich ihm aber sagte, daß ich Pfarrer zu Poppenhausen und von Soldaten ausgezogen wäre, trug er die Milch herauf, und ich bat ihn, daß er mir bei seiner Nachbarschaft von Kleidern etwas zuwege brächte, ich wollte mit ihnen, wohin sie auch gehen würden. Er ging aus, unterdessen machte ich mich über seinen Milchtopf und leerte ihn ganz aus. Es hat mir mein Lebtag keine Milch so wohl geschmeckt. Er kam nebst andern wieder und brachte mir einer ein Paar alte lederne Hosen, die von Wagenteer sehr übel rochen, ein anderer ein Paar alte Riemenschuhe, ein anderer zwei Strümpfe, einen grünen und einen weißen wollenen. Diese Livree schickte sich weder für einen Reisenden, noch für einen Pfarrer. Dennoch nahm ich's mit Dank an, konnte aber in den Schuhen nicht gehen, denn sie waren hart gefroren. Die Strumpfsohlen waren zerrissen, und ich ging also mit ihnen mehr barfuß als beschuht gen Hildburghausen. Wenn wir uns umsahen, so sahen wir, wie es im Itzgrund an vielen Orten lichterloh aufbrannte. Damals ging auch Ummerstadt, Rodach, Eisfeld, Heldburg im Feuer zugrunde.

Ich machte mit meiner Ankunft einen solchen Spektakel,

Schrecken und Furcht zu Hildburghausen, daß sich niemand — da doch viel tausend Fremde dahin gekommen waren — sicher wußte, obgleich die Stadt starke Wache hielt. Mir aber war nur die Sorge, wie ich ein ehrliches Kleid, Strümpfe, Schuhe usw. bekommen möchte, ehe wir von da ausrissen. Ging deswegen unbeschuht zu Herrn Bürgermeister Paul Waltz, zum Diakonus usw., und bat, mir etwas zu schenken, damit ich mich ehrlich bedecken möchte. Herr Waltz schenkte mir einen alten Hut, der war fast eine Elle hoch, deformierte mich mehr als etwas anderes; gleichwohl setzte ich ihn auf. Herr Schnetters Eidam, jetzt Diakonus zu Römhild, schenkte mir ein Paar Hosen, die über den Knien zugingen, die waren noch gut, Herr Dressel ein Paar schwarze Strümpfe, der Kirchner ein Paar Schuhe. Also war ich staffiert, daß ich ohne Scham unter so viel tausend fremden Leuten, die in der Stadt Sicherheit suchten, und unter den Bürgern mich durfte sehen lassen. Der Hut aber deformierte mich gar sehr, drum trachtete ich auf Gelegenheit, wie ich einen andern überkommen möchte. Es trug sich aber zu, daß das ganze Ministerium, Schulkollegen und Rat sich heimlich vereinigt hatten, daß sie ohne Wissen der gemeinen Bürgerschaft nachts neun Uhr die Tore wollten öffnen lassen und davongehen mit Weib und Kind. Dies erfuhr ich, ging deswegen in des Herrn Stadtschreibers Behausung, wo die Herren sich alle versammelten; niemand aber wollte meiner achten, noch mich kennen. Ich setzte mich allein über einen Tisch im Finstern, da wurde ich gewahr, wie ein fein ehrbarer Hut am Nagel hing. Ich dachte, wenn dieser bei ihrem Aufbruch hängen bliebe, so wäre es mir gut. Geht doch ohnedies alles zugrunde nach dem Abzug. Und was ich wünschte und gedachte, das geriet mir. Es ging an ein Scheiden, Heulen und Valedizieren, ich legte den Kopf auf den Tisch wie ein Schlafender. Als nun fast jedermann im Abziehen war, hängte ich den langen Störcher an die Wand, tat einen Tausch und ging mit den anderen Herren hinaus in die Gasse.

Da war diese Verabredung unter den Leuten offenbar geworden. Und unzählig viele Leute saßen mit ihren Paketen auf der Gasse, auch viele, viele Wagen und Karren waren angespannt, die alle, als das Tor aufging, mit fortwanderten. Als wir ins freie Feld kamen, sahen wir, daß die guten Leutchen sich in alle Straßen verteilten. Da wurden viel tausend Windlichter gesehen, diese hatten Laternen, diese Strohschauben, andere Pechfackeln. In Summa etliche tausend Leute zogen in Traurigkeit fort. Ich und mein Hause kamen um zwölf Uhr Mitternacht gen Themar, welche Stadt sich mit uns auch aufmachte, so daß wir abermals etliche hundert mehr wurden. Der Marsch ging auf Schwarzig, Steinbach zu, und als wir gegen Morgen in ein Dorf kamen, da wurden die Leute erschreckt, daß sie Haus und Hof auch zurückließen und mit uns fortzogen. Wir waren etwa eine Stunde in der Herberge gewesen, so kam schon Post, daß die Kroaten diesen Morgen wären zu Themar eingefallen, hätten die Fuhrmannsgüter oder Geleit aufgehauen, geplündert, dem Bürgermeister den Kopf aufgespalten, die Kirche ausgeplündert, auch die Orgelpfeifen auf den Markt herausgetragen usw. Da war's hohe Zeit, daß wir gewichen waren. Hildburghausen aber hat sich danach mit einer großen Summe Geldes und seinen Kelchen ranzionieren müssen, sonst wäre die Stadt auch eingeäschert worden wie andere Städte. Auf dieser Wanderschaft bekam ich auch ein Paar Handschuh, Messer und Scheide verehrt.

Das währte etwa fünf oder sechs Tage, da kam die Post, die Feinde wären von Koburg aufgebrochen. Jetzt konnte ich nicht länger bleiben. Ich lief geschwind auf Römhild zu, wo mein Herr Gevatter Cremer Amtsschreiber war. Mußte Herrn Amtmann referieren, wie mir's gegangen. Nur dieses Städtlein blieb ungeplündert. Herr Amtmann ließ Feuer unter sie geben, und Gott erhielt durch des Amtmanns Vorsicht dies Städtlein. Unterdes wurde Römhild ganz voll Exulanten, die teils bekannt, teils unbekannt waren. Ich achtete aber damals keiner Gesellschaft, überlief viele hundert Menschen und kam als erster nach Heldburg zurück, gerade da man die Erschlagenen auf einem Karren auf den Gottesacker führte. Als ich solches sah, ging ich auf den Gottesacker und fand siebzehn Personen in einem Grab lie-

gen, darunter waren drei Ratspersonen, eine mein Schwiegervater, der Kantor, etliche Bürger, der Hofmeister, Landknecht und Stadtknecht. Waren alle greulich zugerichtet. Nach diesem ging ich in meiner Schwiegerin Haus, da fand ich sie krank und vom Rädeln, Zwicken mit Pistolschrauben so übel zugerichtet, daß sie mir kaum Rede geben konnte. Sie gab sich darein, sie müßte auch sterben. Darum befahl sie, ich solle mein Weib und Kinder, welche der Feind mitgenommen, suchen lassen. Es waren aber die Kinder, du, Michel, anderthalb und deine älteste Schwester fünf Jahre alt. Gern hätte ich zu Heldburg etwas gegessen, es war aber weder zu essen noch zu trinken da. Laufe deswegen hungrig und erschrocken auf Poppenhausen zu, dort nicht allein mich zu erquicken, sondern auch Boten zu schaffen, die mein Weib und Kinder suchten und auslösten. Aber da erfahre ich, daß auch Poppenhäuser Kinder wären weggenommen worden, daß der Marsch auf viele Straßen gegangen, dazu ein Bote Leibes und Lebens unsicher wäre. Unterdessen bereiteten meine Pfarrkinder zu Poppenhausen eine Kuh, welche den Kriegsleuten entlaufen war, diese erwartete ich mit hungrigem Magen. Da aßen wir Fleisch genug ohne Salz und Brot. Aber die Mahlzeit kam mir Post, mein Weib wäre gekommen, welches auch wahr und also zugegangen war. Sie war von etlichen Musketieren mitsamt ihren zwei Kindern mitgenommen worden bis Altenhausen, dort war sie aus Furcht der Ehre mit zwei Kindern über die Brücke ins Wasser gesprungen. Da war sie nun von den Soldaten selbst wieder herausgezogen und mit ins Dorf gebracht worden, wo sie in der Küche die Abendmahlzeit zuschicken helfen mußte. Unterdes kommt ein Haufe anderer Soldaten, die höher und mehr waren, und trieben diese aus dem Quartier. Da bekommt mein Weib Gelegenheit zu entlaufen. Dreht sich aus und läßt die zwei Kinder im Haus unter den Soldaten. Eine arme Bettelfrau führt sie durch heimliche Winkel aus dem Dorf und bringt sie ins Holz in eine alte Spelunke, darin sie die Nacht und den andern Tag bis gegen Abend verbleibt. Diesen Tag brach das Volk aus allen Quartieren auf, also

machte sich meine Frau auf und kam gesund und in Ehren zu mir, daß wir alle froh waren und Gott dankten. —

Wie es aber zu Heldburg unterdes mit Mord, Brand usw. hergegangen, will ich auch melden. Die Stadt Heldburg hatte Defensioner und Ausschuß, und es war dekretiert, wenn Truppen vom Feind ankämen, die Stadt zu defendieren. Denn man hoffte immer, Herzog Bernhards Völker sollten nicht weit sein und das Land entsetzen. Als nun die Stadt angezündet ward, eilt mein Herr Schwiegervater mit vielen anderen Bürgern und Bürgersleuten aus der Stadt und kommt mit meinem Weib und zwei Kindern in der Nacht nach Poppenhausen; mein Weib richtet ihm ein recht Krankenbettlein zu. Denn es war von Edelleuten und Vögten mein Pfarrhaus mit allerlei Hausgerät in der Flucht vollgestopft. Und obgleich Mauser darin gewesen, war doch noch genug da. Des Tags darauf kommt ein ganzer Haufe Reiter ins Pfarrhaus, examinieren die Meinigen, lassen sie aber passieren, weil ein Beschädigter dalag, bestellen die Nachtmahlzeit, ziehen fort aufs Beuten, kommen gegen Abend und bringen allerlei Raub. Da muß man sieden und braten, es helfen auch die benachbarten Weiberlein weidlich dazu. Da die Reiter aber aufbrechen, raten sie meinem Schwiegervater, er solle nicht wohl trauen, dieser Lärm werde noch acht Tage dauern, und weil die Straße daherginge, möchte er und seine Tochter Gewalt erfahren, drum sollte er, weil die nächsten Dörfer papistisch wären, sich in ein anderes Dorf machen. Das tut mein Schwiegervater und geht bei Nacht und Nebel gen Gleichmuthausen, Sicherheit zu haben; aber die gottlosen Nachbarn bringen ein Geschrei aus, daß die Reiter die lutherischen Leute verbrennen und erschlagen wollten. Sie taten's aber zu ihrem Vorteil, denn die Papisten liefen mit den Reitern in unsere Dörfer und Häuser, stahlen gerade so sehr als andere. Da wollte mein Schwiegervater auch dort nicht länger verbleiben, er ging mit den Seinigen ins Einöder Holz und blieb da Tag und Nacht. Machte sich danach hervor, daß er auf die Heldburger Straße gegen Einöd sehen konnte. Als er nun eines Tages niemand sonderliches auf der

Straße weder fahren noch reiten sah und auch das kleine Glöcklein hörte — so man pflegt zu läuten, wenn man Kinder tauft — gedachte er, es wäre so, schleicht der Stadt näher zu und sieht den ganzen Weg nichts Hinderliches. Sobald er aber in die Stadt kommt, wird ihm nachgelauscht, wo er einkehre. Da kommt ein ganzer Haufe vom Troß und führt ihn und mein Weib und die Schwiegerin in Herrn Göckels Haus. Ach, da war ein Bankettieren und Gesaufe! Als er nun angestrengt wird Geld zu geben und allerlei vorwendet, haben sie ihm mit Talglichtern seine Augen, Bart und Maul scheußlich geschmiert und versengt, mein Weib aber unverschämt in der Stube vor jedermann wollen notzüchtigen, welches aber so sehr schrie, daß ihre Mutter mit Gewalt in die Stube sprang, und sie durch die Stubentür, welche zwar zu, aber in welcher das untere Feld mit Leisten künstlich eingemacht und zerbrochen war, hinausschlüpfte. Da hat sich der Koch über sie erbarmt und sie aus dem Haus geführt, und als ihm mein Weib etliche Dukaten, welche sie acht Tage lang vorn im Überschlag an ihrem Ärmel erhalten, gegeben, hat er meinen Schwiegervater, aber übel zugerichtet, ihr zugestellt. Also sind sie mehr tot als lebendig aus der Stadt gegangen, und weil er der Mattigkeit halber nicht weiterkommen mögen, ins Siechenhaus. Da hielten sich nicht allein die armen siechen Leute auf, sondern auch viele ehrbare Bürger und Weiber, in Hoffnung, an diesem Ort sicherer zu sein. Aber weit gefehlt. Obgleich mein Schwiegervater dem Tode nahe auf ein Bett gelegt worden, und jedermann sah, wie blutig und übel er zugerichtet war, dennoch ist er hin und her geschleppt und ohne Zweifel von losen Leuten verraten worden, daß er ein Reicher wäre. Meine Schwieger hat man gerädelt, mein Weib und Kinder in die Stadt gefangen geführt, sie hat den Soldaten Hemden machen sollen. Als sie nun auf dem Kirchhof sitzt, und ihr einer ein Stück Leinwand bringt, sie soll's zerschneiden, spricht er zu seinen Kameraden: ‚Geh hin, mache den Bauer (meinen Schwiegervater meinend) vollends tot.' Dieser geht hin, kommt bald wieder und hat in seinen Armen meines Schwiegervaters Hosen und Wams

und spricht zu meiner Frau: ‚Dein Vater ist fertig.' O Grausamkeit! — Als die Mauser genug aus der Kirche gemaust hatten an Kleidern und weißem Zeug, zogen sie aus der Stadt, und mußte mein Weib mit ihnen, es wäre ihr lieb oder leid. —

Nicht lange danach bekamen sie vor Leipzig und Lützen ihren Lohn dafür, wie an andern Orten zu lesen. Nach diesem zog man allenthalben wieder nach Haus, und fanden sich die Leute wieder. Aber das Schaf- und Rindvieh war alles weg. Ich erhielt mehr nicht als drei Kälber von acht Stück, ohne die achtundvierzig Schafe, die mit der ganzen Herde wegkamen.

Im 1633. Jahre starb und ward begraben Herzog Johann Kasimir eben an dem Tage, da dem Gustav, König in Schweden, in diesem Land seine Leichenpredigt getan ward. War solche Zeit ein sehr großes Rauben und Plündern, auch von Herzog Bernhards Völkern, deren neun Regimenter im Itzgrund lagen, damit man in Sicherheit den fürstlichen Leichnam begraben konnte.

Anno 1634 war es noch viel ärger, und man merkte wohl, daß in kurzem alles drüber und drunter gehen würde. Darum tat ich aus dem Weg, was ich konnte, gen Stelzen zum Pfarrer, meine Betten, zwei Kühe und Kleider usw.; aber es ging im Herbst, nachdem Lamboy sich eingelagert, alles alles an allen Orten darauf, und kostete mich das Winterquartier an 35 Wochen mehr als 500 Gulden, wie ich's dem Hauptmann Krebs liquidieren mußte. Hatte in meinem Hause elf Personen, ohne Troß und Mägde. Es ist nicht zu beschreiben, was ich, mein Weib und Kinder die Zeit über haben leiden und ausstehen müssen. Konnte endlich nicht länger vor ihnen sicher sein, machte mich krank aus dem Staube, kam nach Mitwitz und Mupperg, wo ich ebensowenig Ruhe hatte als zu Heldburg. Sonderlich quälte mich meine Stiefmutter (sie ist vom Donner erschlagen worden), sie konnte mich nicht sehen in meinem Exil bei meinem alten Vater. Mußte mich nach Neustadt machen zu Herrn Rektor M. Val. Hoffmann, jetzigem Superintendenten. Aber ich war nicht allein sehr arm, sondern auch täglich

kränker, weswegen ich nur gedachte, wie ich wieder gen Poppenhausen oder Heldburg käme und da stürbe. Denn ich war meines Lebens ganz müde.

Wunderlich kam ich in Finsternis und Nacht durch die Wege und Dörfer, da es noch allenthalben unsicher war, und endlich nach Poppenhausen. Da waren meine armen Pfarrkinder und Schulmeister ja so froh, als wenn unser Herrgott gekommen wäre. Es war aber solch große Mattigkeit und Mangel, daß wir den toten Leuten ähnlicher sahen als den lebendigen. Viele lagen schon aus Hunger danieder und mußten gleichwohl alle Tage etliche Male Fersengeld geben und uns verstecken. Und obgleich wir unsere Linsen, Wicken und arme Speise in die Gräber und alten Särge, ja unter die Totenköpfe versteckten, wurde es uns doch alles genommen. — —

Damals mußten die noch lebendigen Leute von Haus und Hof gehen oder Hungers sterben. Wie denn zu Poppenhausen die meisten begraben wurden. Es blieben etwa noch acht oder neun Seelen, die Anno 1636 vollends daraufgingen oder entwichen. Dieselbe Gelegenheit hatte es auch mit Lindenau, welche Pfarre mir 1636 vikariatsweise vom Fürstlichen Konsistorium anbefohlen war. Ich konnte keine Einkünfte genießen. Äpfel, Birnen, Kraut und Rüben war meine Besoldung. So bin ich von Anno 1636—1641 auch der Lindenauer Pfarrer gewesen. Ich ließ zwar die Pfarre zurichten, konnte aber wegen Unsicherheit und Plagerei nicht beständig drunten wohnen und verrichtete die labores von Heldburg aus. Mein Zeugnis von den Lindenauern ist noch vorhanden, worin sie bekennen, daß ich in fünf Jahren nicht zehn Gulden an Geld bekommen habe, sie haben mir aber seither den Rest mit Holz und Äpfeln richtiggemacht.

Als Anno 1640 zwischen Ostern und Pfingsten die kaiserlichen und die schwedischen Armeen zu Saalfeld ein Feldlager schlugen, wurde Franken und Thüringen nah und fern verderbet. Am Sonntag Exaudi früh vier Uhr fielen kaiserliche starke Parteien zu Heldburg ein, als die meisten Bürger noch in den Betten ruhten. Meine ganze Gasse oben herein und hinten mein Hof war in Eile voll Pferde und

Reiter, nicht anders als wenn ihnen mit Fleiß mein Haus wäre gezeigt worden. Da wurde ich und mein Weib wohl fünfmal in einer Stunde gefangen; wenn ich von einem loskam, nahm mich ein anderer. Da führt' ich sie halt in Kammer und Keller, sie möchten selber suchen, was ihnen dienen könnte. Endlich verließen mich zwar alle und ließen mich allein im Haus, doch war Schrecken, Furcht und Angst so groß, daß ich an meine Barschaft nicht gedachte, welche ich zehnmal hätte können retten, wenn ich mich getraut hätte, damit fortzukommen. Aber es waren alle Häuser und Gassen voll Reiter, und wenn ich meinen Mammon zu mir gefasset, hätte geschehen können, daß ich's einem zugetragen hätte. Aber ich dachte vor Angst an kein Geld. Es ließen sich Männer und Weiber durch die Gil de Hasischen Reiter, so bei uns im Quartier lagen, hinauskonvoyieren. Da kam ich wieder zu Weib und Kindern, wir begaben uns ins nächste Holz gen Hellingen, da blieb alt und jung, Geistliche und Weltliche Tag und Nacht. Der meisten Leute Speise waren schwarze Wacholderbeeren. Nun wagten es etliche Bürger, gingen in die Stadt, kamen und brachten essende Ware und sonst, was ihnen lieb gewesen. Ich dachte: ach! wenn du auch könntest in dein Haus kommen und die baren Pfennige ertappen und damit dich und deine Kinder könntest fortbringen. Ich wagte es, schlich hinein und ging durchs Spitteltor aufs Mühltor zu, welches mit Palisaden vermacht war. Da hatte inwendig ein und der andere auf der Lausche gestanden, die mich Unwissenden erhaschten wie eine Katze eine Maus. Da ward ich mit neuen Stricken gebunden, daß ich mich weder mit Gehen noch Greifen behelfen konnte, sollte entweder Geld geben oder reiche Leute verraten. Mußte den Dieben für ihre Pferde im Herrnhof Futter schwingen, den Pferden zu trinken vorhalten und andere lose Arbeit tun. Da ich mich nun etwas frei zu sein deuchte, lief ich davon, aber unwissend, daß vor dem Hoftor ein ganzer Haufe Soldaten stand, lief ich ihnen also in die Arme. Welche mich mit Degen und Bandelieren sehr wohl abschlugen, mich besser mit Stricken verwahrten und von Haus zu Haus führten, und sollte ihnen sagen, wem dies

oder jenes Haus wäre. Also ward ich auch in mein Haus geführt, da sehe ich in der Hausflur den kupfernen Schöpftopf liegen, in welchem meine Barschaft, dreihundert Taler, gewesen und dachte: hättest du das gewußt, daß die Vögel und Füchse weg wären, so wärest du draußen geblieben. Weil ich nun niemand verraten wollte, setzte mir einer meine eigene Kappe, die in meinem Hause auf der Erde lag, auf und hieb mir mit einem Hirschfänger auf den Kopf, daß das Blut zu den Ohren hereinlief, und war kein Loch durch die Haube, denn sie war von Filz. Noch mehr: eben dieser setzte mir aus Mutwillen den Hirschfänger auf den Bauch, wollte probieren, ob ich fest wäre, drückte ziemlich hart auf, dennoch wollte Gott nicht, daß er mir weiter Blut abgewinnen sollte. Zweimal in einer Stunde, nämlich in der Schneiderin Wittich Hof auf dem Mist, zum andernmal in des Wildmeisters Stadel, haben sie mir den Schwedischen Trunk mit Mistjauche gegeben, wodurch meine Zähne fast alle wakkelnd geworden. Denn ich wehrte mich, als man mir einen großen Stecken in den Mund steckte, so gut ich Gefangener konnte. Endlich führten sie mich mit Stricken fort und sagten, sie wollten mich aufhängen, brachten mich zum Mühltor hinaus auf die Brücke: da nahm einer von ihnen den Strick, womit beide Füße zusammengezogen waren, der andere den Strick am linken Arm, stießen mich ins Wasser und hielten die Stricke, womit sie mich regierten, auf- und niederzogen. Und weil ich um mich fehdete und Steuerung suchte, erhaschte ich die Rechenstecken, welche aber auf mich zuwichen, und konnte daran keinen Anhalt finden, nur daß durch Gottes Schickung mir ein Loch gemacht wurde, daß ich konnte unter die Brücke schlüpfen. Sooft ich mich wollte anhalten, schlugen sie mich mit gedachten Rechenstecken, daß dieselben entzwei sprangen wie ein Schulbakel. Als sie sich nun nicht allein müde gearbeitet hatten, sondern auch dachten, ich hätte meinen Rest, ich würde im Wasser ersaufen, ließen sie beide Stricke fahren; da wischte ich unter die Brücke wie ein Frosch und konnte mir keiner beikommen. Da suche ich im Hosensack und finde ein Messerlein, so sich zusammenlegen ließ, welches sie nicht hatten haben wollen,

ob sie mich schon oft durchsucht. Damit schnitt ich die Stricke an beiden Füßen los und sprang hinunter Stockwerk hoch, wo die Mühlräder liegen. Es ging mir das Wasser über den halben Leib; da warfen die Schelme Stöcke, Ziegelsteine und Prügel hinter mir her, um mir den Rest vollends zu geben. Ich war auch willens, mich ganz hinaus zu arbeiten, gegen des Müllers hintere Tür, konnte aber nicht, entweder weil die Kleider voll Wassers mich zurückdehneten, oder vielmehr, weil Gott solches nicht haben wollte, daß ich sterben sollte. — Denn wie ein trunkener Mann hin und her taumelt, also auch ich, und komme auf die andere Seite gegen den hintern Brauhof. Da sie nun merkten, ich würde im Zwinger aussteigen, laufen sie alle in die Stadt und nehmen mehr Gesellen zu sich, passen unten bei den Gerbhäusern auf, ob ich ihnen kommen würde. Aber als ich dieses merkte, daß ich jetzo alleine war, blieb ich im Wasser liegen und steckte meinen Kopf unter einen dicken Weidenbusch und ruhte im Wasser vier oder fünf Stunden, bis es Nacht und in der Stadt stille wurde; dann kroch ich halbtot heraus, konnte der Schläge wegen fast keinen Atem holen. Ich ging hinab bis an die Gerbhäuser, wurde da gewahr, daß es noch nicht sicher war, daß einer dort Gras mähete, einer Gerberkessel ausriß und wäre schier auf diesen gekommen. Mußte also da stecken bis in die Nacht. Ging dann über die Brunnenröhren, den Wasserfluß immer hinab und kletterte über einen Weidenstamm, daß ich die andere Seite gegen Poppenhausen erreichte.

Als ich an den Poppenhäuser oder Einöder Weg kam, lag's da und dort voll Weißzeug, welches die Soldaten weggeworfen oder verloren hatten. Ich konnte mich nicht bücken, etwas aufzuheben, kam endlich nach Poppenhausen und fand niemand einheimisch denn Klaus Hön, dessen Frau eine Sechswöchnerin war, der mußte mir die Kleider vom Leib schneiden, denn ich war verschwollen, legte die nassen Kleider ab, damit sie trocken wurden. Er mußte mir auch ein Hemd leihen; da besah er mir die Haut, welche ganz bunt von Schlägen war, später wurde mein Rücken und Arme schwarz vom Geblüte. Den andern Tag gebot mir das schöne

Pfarrkind auszuziehen, denn er fürchtete sich, man möchte mir nachstellen und er meinetwegen in Unglück kommen. Also zog ich die nassen Kleider mit seiner Hilfe an und ging fein sachte auf Lindenau zu, immer durch die dicksten Büsche und hielt mich jenseits in den Lindenauer Gärten, vor denen ich das Dorf sehen konnte. Wurde endlich gewahr, daß etliche Leute in ein Haus gingen, ging darauf zu, man wollte mich aber nicht einlassen, denn die Furcht war zu groß. Endlich, da sie durch das Fenster sahen, daß ihr Pfarrer kam, kam ich ein und blieb etliche Tage bei ihnen. Denn sie hatten einen im Quartier, der ein Lindenauer Kind war; der half ein wenig. Ich aber hatte da ein neues Unglück. Als der im Quartier liegende mit den Lindenauern nach Schloß Einöd ging, da abzuholen, was sie noch von ihrer Habe fanden, hielt unter der Zeit der Schultheiß, der Schmied und ich auf dem Turm Wache; wir versehen alle drei den Dienst, es kommen etliche Reiter in das Dorf, sehen uns auf dem Turm, gehen stracks auf den Turm und finden uns da beisammen. Als wir nun aus dem ungestümen Auftreten und Sprache merkten, daß es Reiter wären, lernte ich leider steigen, so übel mir war, ich kletterte auf den Glockenstuhl hinauf und legte mich wie ein Kätzchen hinter das Uhrhaus; aber es stieg gleichwohl ein Dieb hinan und fand mich. Meine Pfarrkinder sagten, ich wäre ihr Schulmeister, baten für mich, ich wäre schon von den Soldaten übel geschlagen worden. Es half mir aber nichts. Dieser Schulmeister mußte immer mitherabsteigen, und ging der Schultheiß voran, danach ein Reiter, ferner der Schmied, danach ein Reiter, endlich folgte ich zögernd. Als sie nun alle zum Kirchtor hinaus waren, blieb ich drinnen, riegelte das Türlein zu und lief zum andern Tor hinaus und verkroch mich in einer Rübengrube. Hilf Gott! wie wehe geschah mir, daß ich niederbücken und so auf allen vieren eine Stunde liegen mußte. Also kam ich davon. Meine schönen Mitwächter mußten mit in eine Mühle und Säcke mit Mehl auffassen.

Acht Tage vor Pfingsten kam ich mit vielen Bürgern nach Koburg am Sonntag Exaudi. Es hatte mir ein Dieb meine

Schuhe ausgezogen und mir alte schlechte dafür gegeben, die ich fast acht Tage trug, es waren beide Sohlen herausgefallen. Wenn es nun bei Tage Ausreißens galt, drehten sich die Schuhe ringsum und stand oft das vorderste zu hinterst. Ich mußte mich oft lassen auslachen. Also kam ich nach Koburg. Nun war mein Marthyrium schon vor etlichen Tagen nach Koburg gekommen, auch die Sage, ich wäre totgemacht. Als ich nun selber kam, verwunderten sich Bürger und Bekannte, Dr. Kesler, Generalsuperintendent, item Konsul Körner luden mich die Pfingstfeiertage etlichemal zu Gast, und taten die Koburger mir, Weib und Kindern vier Wochen lang viel Gutes, wie ich solches in einem Druck am Johannistag gerühmet.

Ach, welch ein Jammer und Not ward da gesehen und gehöret, da alle umliegende kleine Städtlein, Eisfeld, Heldburg, Neustadt, samt den Dorfschaften sich in der Stadt elendiglich behelfen mußten. Da war Heischen und Betteln keine Schande. Da wollte ich meinen guten Wirt, Herrn Hoffmann, Apotheker, nicht gar zu sehr beschweren. Ging mit dem Pfarrer zu Walburg, Eisentraut, victum quaerendi gratia drei Wochen in die Welt gen Kulmbach, Bayreuth, Hirschheid, Altorf, Nürnberg und wieder gen Koburg. Da ich nun fand, daß mein Weib und Kinder wieder zu Poppenhausen eingezogen waren und aufs neue Gil de Hasische Reiter hatten, zog ich heim und war weder zu schleißen noch zu beißen um sie. Was mir Gott auf der Reise bescheret, mußte ich aufs Rathaus tragen und den Soldaten geben, und waren die Kinder schier vor Hunger verdorben. Denn sie hatten die Zeit über nicht Kleie genug kaufen können zu Brot. Mein Superintendent, Herr Grams, starb wegen Schwedischen Trunks auf dem Schloß etwa vier oder fünf Wochen nach diesem Tumult.

Weil nun die Exaktiones und Pressuren immer fortgingen, ich keine Besoldung haben konnte und doch neben meiner Pfarre auch die Pfarre zu Heldburg mußte helfen versehen, ging ich cum testimonio et consilio Dr. Keslers und mit Rekommendationschreiben gen Eisenach zu Herzog Albert und trug unterschiedlichen im Konsistorio meine Armut

vor. Bekam Vergünstigung und andere Rekommendation an Ihro Fürstlicher Gnaden beide Herren Brüder, ob ich in dero Landen könnte befördert werden. Also kam ich von Eisenach nach Gotha, eben als unser gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ernst, das Kaufhaus zur Residenz machen ließ. Denn ich habe die Huldigung zu Gotha mit angesehen. Das Fürstliche Konsistorium ließ mir bald die Pfarre Notleben vorschlagen. Weil aber die Notlebener mit ihrem alten Pfarrer stritten und vier Wochen Aufschub hatten ihren Krieg auszuführen, suadierte Herr Dr. Glaß, ich sollte interim mit meiner Rekommendation nach Weimar gehen und für meine arme Hausgenossen etwas sammeln. Mein Vagieren aber währte bis Anno 1641. Ich kam Dienstag, den 18. Januar, wieder nach Gotha, und stand die Pfarre für mich offen, welche ich in höchster Untertänigkeit und Dankbarkeit angenommen und ex Matth. 20 vom Weinberg die Probepredigt getan habe. Ich habe aber zu Notleben nicht allein unsicher gelebt, da man täglich auf die Flucht denken mußte, sondern auch Streitigkeiten mit den Bauern gehabt, die in Kirchen- und Schulsachen das Maul immer nach Erfurt hingen, und denen alle fürstliche Ordnungen wegen des Catechismi odios waren. Ich Pfarrer mußte das bei dem Rat und Bauern entgelten, und weil alle Besoldung in der Länderei stak, wozu ich weder Hofmeister noch andere Mittel haben konnte, daß ich zurecht gekommen wäre, suchte ich untertänig an um eine Translokation. Und hat unser gnädiger Fürst und Herr, sobald er nach Erbteilung die Pfarre Crock und dies Dorf Heubach erhalten, mich zum Pfarrer hierher vorgeschlagen, welches ich länger als ein Jahr zuvor erfuhr. Habe also Anno 1647 diese Versetzung untertänig angenommen und am Sonntag Judika meine Probepredigt getan in Gegenwart der Herren Kommissarien und Eingepfarrten. Die Vokation bekam ich des andern Tages und bin also im Namen Gottes herausgezogen mit Weib und Kind. Und dies wäre mein vierter Kirchendienst, wo ich für meine Person begehre zu sterben, so es Gottes Wille wäre, aber mein Weib sehnet sich weg wegen großen beschwerlichen Mangels an Dienstboten an einen

besseren und ebenern Ort. Ich stell's Gott und der Obrigkeit heim."

Soweit reicht, was von der Biographie Bötzingers erhalten ist. — In Heubach endlich erlebte er den Frieden und verwaltete dort noch 26 Jahre sein Amt. Er starb 1673, 74 Jahre alt, nachdem er 47 Jahre ein Leben geführt hatte, dem man das Prädikat „friedlich" nicht geben kann. Heubach war eine neue Pfarre, welche Herzog Ernst der Fromme von Gotha eingerichtet hatte, Bötzinger der erste Pfarrer. Er mußte in dem fürstlichen Jagdhause wohnen, welches Herzog Kasimir sich am Walde für die Zeit der Auerhahnbalz gebaut hatte. In dem Forsthause nebenan hauste ein trotziger Förster, die Gegend war wild, wenig bewohnt und das Volk durch den Krieg und gesetzloses Waldleben verdorben. Es scheint, daß der neue Pfarrer den Waldmenschen nicht besonders willkommen war; besonders der Förster wurde sein heftiger Gegner, und verstohlen klagte der Pfarrer in lateinischen Distichen, die er in das Kirchenbuch schrieb, seinem Nachfolger das bittere Leid, welches ihm dieser Diener des Waldes zufüge. Er warnt den zukünftigen Pastor brüderlich vor der Schlechtigkeit des Mannes und vor dessen böser Frau. Aber trotz dieser Händel läßt sich schließen, daß der vielgeplagte Dulder nicht ganz unglücklich war, eine harmlose Selbstbeschaulichkeit ist auch aus seinen lateinischen Versen zu erkennen. Als er endlich starb, wurden, wie damals Sitte war, von ansehnlichen Amtsbrüdern rühmende Gedichte auf ihn gemacht, von denen uns lateinische und deutsche erhalten sind. Sogar Herr Andreas Bachmann, Hofprediger zu Gotha, ein vornehmer Mann, gönnte „seinem lieben alten, nunmehr seligen Amtsbruder" die Krone der Ehre, welche folgendermaßen anfängt und hier schließen soll:

„Martinus Bötzinger, ein treuer Gottesknecht,
Im Pfarramt lange Zeit, wie Hiob schlecht und recht,
Doch nimmer ohne Kreuz, ein wohlgeplagter Mann,
Wie seines Lebens Lauf des weitern zeugen kann." —

Der Dreißigjährige Krieg

Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung

Eintönig schwirrt die Totenklage aus unzähligen Chroniken und Aufzeichnungen der Mitleidenden. Wo tausend einzelne gerettet wurden, verdarben Millionen. Wie den Landbewohnern zerfraß der Krieg auch den Städtern die Häuser, den Wohlstand, das Leben. Noch mannigfaltiger war hier die Arbeit der zerstörenden Gewalten, aber auch höhere Kraft war rastlos bemüht, das letzte Verderben abzuwenden.

Es ist ein wunderbares Geschick, daß den Deutschen der Krieg in denselben Jahren aufbrannte, in welchen das Interesse des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten so weit entwickelt war, daß die ersten Zeitungen entstehen konnten. In Glaubenssachen hatten Sittlichkeit und Urteil des einzelnen seit hundert Jahren gegen die herrschenden Gewalten gearbeitet. In der Politik war nur selten und unbehilflich von Privatleuten eine ernste Auseinandersetzung gewagt worden. Gerade als die Werbetrommeln der Fürsten auf jedem Musterplatz rasselten, begann die öffentliche Meinung ihren ersten politischen Oppositionskampf in der Presse. In einer wichtigen sozialen Frage erhoben sich die geistigen Führer des Volkes gegen die Unmoralität der eigenen Landesherren. Die öffentliche Meinung jener Jahre wird vorzugsweise erkannt aus der Flugschriftenliteratur, welche für und gegen den Böhmenkönig streitet, die Kipper und Wipper verurteilt, der Größe Gustav Adolfs huldigt, bis sie zuletzt dünn und kraftlos wird wie die Nation.

Etwa seit 1500 erfährt das Volk Neuigkeiten durch die Presse. In doppelter Form. Es sind entweder einzelne Bogen, auf einer Seite bedruckt, fast immer mit einem Holzschnitt, seit dem Ende des 16. Jahrhunderts mit einem Kupferstich verziert, unter welchem der erklärende Text, häufig in Versen, steht. Durch solche fliegende Blätter werden Himmelserscheinungen, Kometen, Mißgeburten, bald auch Schlachten zu Land und zur See, Bildnisse von Tagesberühmtheiten und ähnliches verbreitet. Viel von der guten Laune und dem derben Scherz der Reformationszeit ist auf ihnen zu finden. Die Kunst der Holzschneider war rastlos tätig, auch die großen Maler druckten auf ihnen manche Eigentümlichkeiten ihres Talentes vielleicht am unmittelbarsten ab. Die andere Form waren kleine Druckschriften, vorzugsweise in Quart, oft ebenfalls mit Holzschnitten geziert. Sie verkündeten zunächst alles Neue: Krönungen, Schlachten, entdeckte Länder; jedes auffällige Ereignis flatterte in ihnen durch das Land. Seit der Reformation wuchs ihre Zahl ins ungeheure. Unter dem Titel Zeitungen, Relationen, Avisos, Postreiter kamen sie fast in allen Druckerstätten ans Licht. Neben ihnen gingen die kleinen Streitschriften der Reformatoren, Sermone, Gespräche, Lieder. Früh benutzten auch die Fürsten die Erfindung des Bücherdrucks, ihre Streitigkeiten dem Publikum mitzuteilen und für sich Partei zu machen. Selbst der Privatmann, der in seinem Recht geschädigt war, focht durch eine Streitschrift gegen den einzelnen Gegner, eine Stadtbehörde, einen fremden Landesherrn. Im ganzen 16. Jahrhundert ist die Tendenz der kleinen nichttheologischen Literatur, zunächst Neuigkeiten mitzuteilen, dann dem egoistischen Interesse der einzelnen oder der Fürsten zu dienen, oder die Ansichten der Gewalthaber bekanntzumachen. Das Urteil des einzelnen über politische Ereignisse erscheint noch vorzugsweise in einer Form, welche man damals für besonders kunstvoll hielt, als Pasquill oder Dialog. Die Verbreitung der kleinen Neuigkeitsblätter geschah schnell und massenhaft. Seit der Reformation bildete sie sich zu einer eigentümlichen Industrie aus. Den Buchhändlern oder, wie sie damals hießen, Buchführern,

welche solche Zeitungen neben größeren Werken in ihren Läden und Buden feilboten und auf die Märkte fremder Städte brachten, machten die Buchdrucker, Buchbinder und Briefmaler gefährliche Konkurrenz*. Wichtige Zeitungen wurden überall nachgedruckt. Zumal längs den großen Handels- und Poststraßen am Rhein, im südlichen Deutschland machten einzelne Handlungen und Druckereien ein besonderes Gewerbe aus der Mitteilung von Tagesneuigkeiten. Noch kamen solche Blätter unregelmäßig, aber sie enthielten schon Korrespondenzen aus verschiedenen Städten, in denen nicht nur politische, auch kaufmännische Nachrichten mitgeteilt wurden**. Endlich (1612) erscheinen die einzelnen Zeitungsbogen hier und da sogar mit Nummern, also in einer gewissen Kontinuität. Unterdes war es schon längst Brauch der Kaufleute, ihren Geschäftsfreunden solche Mitteilungen schriftlich mit einiger Regelmäßigkeit zu machen***; daneben existierten einzelne Neuigkeitsschreiber, welche geschriebene Zeitungen versandten. Auch diese Methode, Neuigkeiten zu verbreiten, war den Deutschen von Italien gekommen. In

* Nur ein Beispiel aus dem Ende des 16. Jahrhundert. Im Jahre 1575 beklagten sich die Buchführer in Breslau bei dem Rat über „lose Buben in Jahrmärkten, auch zwischen den Jahrmärkten, mit mancherlei Bildern, neuen Zeitungen und Liedern, die sie nicht allein verkauft, sondern auch öffentlich ausgeschrien und gesungen, Gott gebe, es sei die Wahrheit oder nicht." Und ebenso im Jahre 1593 über den Buchdrucker Georg Baumann, „der sich abermals unterstanden hatte, am Sonntage, als die neuen Zeitungen aus Siebenbürgen kamen, die Chorknaben aus den Schulen zu nehmen und diese Zeitungen vor jeder Pfarrkirche gemeiner Stadt verkaufen zu lassen." „Der Buchhendler Beschwer." In Breßlaw, Anno 1590 u. folg. (Manuskript im Besitz des Herrn A. Kirchhoff in Leipzig.)

** Ein solches Blatt: „Gantz Gedenckwürdige ungerische und niederlandische Newe Zeitungen." 1599. (o. O.) 4 Bll. hat bereits Form und Inhalt moderner Zeitungen. Es enthält elf kurze Korrespondenzen aus verschiedenen Städten in Briefform. Darunter Nachrichten über vier Schiffe, die mit Spezereien zu Amsterdam angekommen waren, über neue Zölle, die der Hof zu Brüssel auf die Kaufmannsgüter gelegt, auf 1 Pfund Seide 10 Stüber usw.

*** Zeitungen in die Fremde zu schreiben ward 1631 den Kaufleuten von Leipzig verboten. Heydenreich, „Chronik", S. 456.

Venedig gab es seit dem Jahre 1536 Notizie scritte, handschriftliche Neuigkeiten in fortlaufender Reihe, die sich dort bis zur Französischen Revolution erhielten. Dort war auch kurz vor 1600 die erste regelmäßige Zeitung erschienen, welche, wie berichtet wird, den Namen Gazette von einer kleinen Münze erhielt, mit der man die Nummer bezahlte.

Bald darauf kam auch den deutschen Zeitungen die Regelmäßigkeit. Im Jahre 1615 wurde zu Frankfurt am Main durch Egenolf Emmel, Buchhändler und Buchdrucker, die erste wöchentliche Zeitung ausgegeben, gegen welche 1616 der Reichspostverwalter Johann van der Brighden ein Konkurrenzblatt: Politische Avisen, herausgab. Aus diesen beiden Unternehmungen sind die ältesten Zeitungen Deutschlands, das „Frankfurter Journal" und die „Oberpostamtszeitung", hervorgegangen.

Aber lange blieben diese und andere Wochenzeitungen nur Neuigkeitsblätter, in denen das Urteil über die mitgeteilten Tatsachen vorsichtig zurücktrat. Der große Sturm der öffentlichen Meinung lief noch fast 200 Jahre in den alten Richtungen, den Flugblättern und gelegentlichen Broschüren.

Gleich bei Beginn des Krieges wurden auch die entfernten Leser zu leidenschaftlicher Parteinahme gezwungen. Überall erschienen Streitschriften, Ansichten, Ratschläge, Bedenken. Die Nation war auch bei diesem geistigen Kampf in große Parteien zerrissen. Und es ist belehrend zu sehen, wie die Schreiblust der Kämpfenden in genauem Verhältnis steht zu den Erfolgen, welche ihre Partei errungen hat. Bis zur Schlacht am Weißen Berge sind neun Zehnteile aller Relationen und Streitschriften protestantisch. Ihre Zahl reicht wohl in die Tausende. Heftig brennt der Haß gegen die Jesuiten auf; bitter ist der Groll gegen den Kaiser, unaufhörlich wird vor der Liga gewarnt. Nächst Prag ist Straßburg einer der Mittelpunkte dieser kriegerischen Tätigkeit. Während zu Prag der Libellschreiber von Röhrig als Hus redivivus in vielen „politischen Diskursen" leidenschaftlich gegen die Feinde Sturm läutete, verklagten die Straßburger Magister nach dem Muster des Italieners

Boccalini dieselben Gegner vor Apollo und dem Hofstaat des Parnassus, und ihr Apollo hatte humane und aufgeklärte Sentenzen abzugeben. Vorsichtig und unsicher sind die Verteidigungen, wie überhaupt die katholische Partei während des ganzen Krieges im ernsten Federkampf den Protestierenden nicht gewachsen war. Aber die schnelle Flucht des neuen Königs von Böhmen ändert plötzlich die Physiognomie des literarischen Marktes. Erbeutete Geheimschriften der böhmischen Partei werden von den Gegnern veröffentlicht; um sie, die wohlbeleibten Quartanten, tobt jahrelang der Kampf dünnerer Flugblätter. Siegesfroh und rachsüchtig lärmten die Kaiserlichen. Zwar in ihren Broschüren ist immer noch Mäßigung, denn noch waren die lutherischen Sachsen zu schonen, aber um so empfindlicher treffen sie die Feinde in Bilderbogen und Spottversen. Endlos, erbarmungslos sind die Satiren auf den flüchtigen Winterkönig, er selbst mit seinem Stolz, seiner Kopflosigkeit, seine Gemahlin und seine Kinder werden in jeder kläglichen Situation abgeschildert, Brot suchend, auf schlechtem Wagen abziehend, sich eine Grube grabend.

Aber dieser Kampf wurde unterbrochen durch einen anderen, der für immer von hohem Interesse sein soll. Es ist der Sturm der deutschen Presse gegen die „Kipper und Wipper".

Von allen Schrecken des beginnenden Krieges erschien dem Volk keiner so unheimlich als eine plötzliche Entwertung des Geldes. Für die Phantasie des leidenden Geschlechts wurde das Übel um so ärger, weil es in die trübe Stimmung der Jahre scheinbar plötzlich einfiel, weil es überall die gehässigsten Leidenschaften aufwühlte und Unfrieden in den Familien, Haß und Empörung zwischen Gläubigern und Schuldner, Hunger, Armut, Bettelhaftigkeit und Entsittlichung zurückließ. Es machte ehrsame Bürger zu Spielern, Trunkenbolden und Troßknechten, jagte Prediger und Schullehrer aus ihren Ämtern, brachte wohlhabende Familien an den Bettelstab, stürzte alles Regiment in heillose Verwirrung und bedrohte in einem dichtbevölkerten Land die Bewohner der Städte mit dem Hungertod.

Es war das dritte Jahr der Kriegsunruhen. Zwar hatte in Böhmen und in der Pfalz die Kriegsflamme bereits vieles verdorben, und überall züngelte dort noch die Glut aus den Trümmerhaufen, in welchen die kaiserlichen Truppen das Kreuz des alten Glaubens aufrichteten. Überall war schwüle Luft, in allen Kreisen des Reiches rüstete und sorgte man für die Zukunft. Aber der Verkehr mit den Landschaften, in denen der Krieg schon gehaust hatte, war damals verhältnismäßig gering, die geschlagenen Länder waren, mit Ausnahme der Pfalz, Provinzen, die dem Kaiser selbst gehört hatten, und an Elbe und Niederrhein, in Thüringen, Franken und den Territorien der Niedersachsen fragte man noch, ob auch für die eigene Heimat Gefahr nahe sei. Im August 1621 sah der Bauer auf eine mittelmäßige Ernte; in Handel und Verkehr waren einige Stokkungen eingetreten, aber auch ein erhöhter Eifer, wie bei starken Rüstungen natürlich ist, und die männliche Jugend wurde durch das wilde Treiben der Kriegsmänner noch mehr gelockt als eingeschüchtert. Allerdings war schon seit längerer Zeit an dem Geld, welches im Land umging, Ungewöhnliches bemerkt worden. Des guten, schweren Reichsgeldes wurde immer weniger, an seiner Statt war viel neue Münze von schlechtem Gepräge und rötlichem Aussehen in Umlauf. Noch befremdlicher fiel auf, daß die fremden Waren fortwährend im Preise stiegen. Man empfand eine konstante Teuerung. Wer ein Patengeschenk machen wollte oder fremde Kaufleute bezahlen mußte, der zahlte für die alten feinen Joachimstaler ein immer wachsendes Agio. Aber im Lokalverkehr zwischen Stadt und Land wurde das zahlreiche neue Geld ohne Anstand genommen, ja es wurde mit erhöhtem Schwung umgesetzt. Die Masse des Volkes merkte nicht, daß die verschiedenartigen Münzen, mit denen es zu bezahlen pflegte, ihm unter der Hand wertloses Blech geworden waren; die Klügeren aber, welche das Sachverhältnis ahnten, wurden zum großen Teil Mitschuldige an dem unredlichen Wucher der Fürsten.

Es läßt sich noch jetzt deutlich erkennen, wie dem Volk die Erkenntnis seiner Lage kam, und noch jetzt werden wir

erschüttert durch den plötzlichen Schreck, die Angst und Verzweiflung der Massen, und durch die Sorge und den männlichen Zorn der Denkenden. Noch jetzt fühlen wir beim Lesen der alten Berichte etwas von der Empörung, womit man die Schuldigen betrachtete. Und wenn wir auf manchen wunderlichen Irrtum der öffentlichen Meinung von damals herabsehen und auf die wohlmeinenden Einfälle einzelner, welche gute Ratschläge gaben, so ist uns doch gegenüber dieser Zeit der Trauer und Demütigungen ein frohes Lächeln erlaubt über die Tüchtigkeit, mit welcher schon damals von Männern aus dem Volk der Grund des Übels erkannt und in einer der schwierigsten nationalen Fragen die rechte Antwort und dadurch einigermaßen Abhilfe gefunden wurde. Bevor versucht wird, ein Bild der Kipper- und Wipperjahre zu geben, sind einige Bemerkungen über das Geldprägen jener Zeit unvermeidlich.

Alle technische Fertigkeit war in alter Zeit mit Würde, Geheimnis und einem Apparat von Formeln umgeben. Nichts ist bezeichnender für die Eigentümlichkeit der germanischen Natur als ihre Virtuosität, auch die einförmigste Handarbeit durch eine Fülle von gemütlichen Zutaten zu adeln. Und sobald das Gemüt durch die herzliche Freude am Schaffen erregt wurde, war auch die Phantasie des Handwerkers mit Bildern und Symbolen beschäftigt, und behend hatte er sein „Wissen" zu einer hohen, ja heiligen Sache gemacht. — Was allen Handwerkern des Mittelalters zukam, das war der Kunst Münzen zu schlagen in besonderem Grade eigen. Das Gefühl der eigenen Wichtigkeit war in dem Münzer ungewöhnlich stark; die Arbeit selbst, das Behandeln edler Metalle im Feuer, galt für besonders vornehm. Die unverstandenen chemischen Prozesse, welche durch die Alchimie mit einem Wust von phantastischen Bildern umgeben waren, imponierten den Arbeitenden mehr, als unser Jahrhundert der rationellen Fabriktätigkeit begreift. Dazu kam das Verantwortliche des Dienstes. Wenn der Münzer die silbernen Probiergewichte aus der schönen Kapsel hervorholte und die kleinen Näpfchen der Eicheln auf die kunstvoll gearbeitete Probierwage

setzte, um das Probierkorn darin abzuwägen, so tat er dies mit einem entschiedenen Bewußtsein von Überlegenheit über seine Mitbürger*. Und wenn er die Silberprobe in der „Kapelle" vom Blei reinigte und das fließende Silber zuerst mit zarten Regenbogenfarben überlaufen wurde, dann der bunte Überzug zerriß und wie ein Blitz der helle Silberschein durch die geschmolzene Masse fuhr, so erfüllte ihn dieser „Silberblick" mit einem ehrfurchtsvollen Erstaunen, und er fühlte sich mitten in dem geheimnisvollen Schaffen der Naturgeister, die er fürchtete und durch die Kunst seines Handwerks, soweit dessen Vorschrift reichte, doch beherrschen konnte. Es war demnach in der Ordnung, daß die Münzer eine geschlossene Korporation bildeten mit Meistern, Gesellen und Lehrlingen, und daß sie eifersüchtig auf ihre Privilegien hielten. Wer des Heiligen Römischen Reiches Münze prägen wollte, mußte zuerst seine freie eheliche Geburt erweisen, vier Jahre niedrige Dienste tun, in dieser Zeit nach altem Brauch eine Narrenkappe tragen, sich für Unrecht und Ungeschick streichen und strafen lassen; dann erst wurde er zur Münzarbeit selbst zugelassen und als Münzgesell des Reiches in die Brüderschaft aufgenommen.

Aber diese strenge Ordnung, welche von Kaiser Maximilian II. noch im Jahre 1571 den Münzgesellen bestätigt wurde, vermochte schon damals nicht zu bewirken, daß in der Korporation ehrlich und fromm gearbeitet wurde. Ebensowenig bewirkten dies die Kontrollbestimmungen, welche auf Reichstagen und durch die Landesherren gefaßt wurden. Dem Münzmeister sollte zur Aufsicht bei jeder Münze ein Wardein zur Seite gestellt werden, welcher Feingehalt und Gewicht der geschlagenen Münzen zu prüfen hatte. Die zehn Kreise des Reiches sollten jährlich Approbationstage halten, um ihre Münzen gegenseitig zu vergleichen und die schlechten zu devalvieren; jedem Kreise sollte ein Generalwardein vorstehen; für jeden Kreis ward eine bestimmte Anzahl von Münzstätten festgesetzt, in welchen namentlich

* Quellen für die folgende Darstellung waren, außer den fliegenden Blättern und Broschüren zunächst aus den Jahren 1620—24, auch spätere Schriften des 17. Jahrhunderts über Münzwesen, eine reiche Literatur.

die kleineren Landesherren ihr Geld ausprägen sollten. Aber alle diese Bestimmungen wurden nur unvollkommen ausgeführt.

Es gab zuverlässige Landesherren und treue Münzbeamte auch damals im Lande; aber ihre Anzahl war gering, und häufig war das Verhältnis des Münzmeisters, welcher von einem deutschen Kreise für tüchtig befunden war und in einer gesetzlichen Münze arbeitete, doch eine Tätigkeit voll befremdlicher Praktiken. Die Kontrolle war bei dem unvollkommenen Münzverfahren schwierig, die Versuchung groß, die Moralität im allgemeinen viel niedriger als jetzt. Vom Landesherrn bis zum Handlanger und dem jüdischen Lieferanten herab betrog beim Münzen jeder den andern. Der Landesherr ließ den Münzmeister eine Reihe von Jahren arbeiten und reich werden, er ließ vielleicht stillschweigend geschehen, daß die Landesmünze zu leicht ausgebracht wurde, um in der rechten Stunde dem Schuldigen den Prozeß zu machen. Dann wurde diesem wie einem Schwamm durch einen Druck alles ausgepreßt, was er in vielen Jahren tropfenweis aufgesogen hatte. Es half ihm auch nicht, wenn er den Dienst längst quittiert hatte, die habsüchtige Gerechtigkeit wußte nach vielen Jahren noch an ihn zu kommen. Der Münzmeister aber, welcher nicht in der bequemen Lage des Löwen war, durch einen einzigen Schlag mit der Tatze seine Beute zu sichern, pflegte in unaufhörlicher Industrie seinen Münzherrn, die Lieferanten, ja sogar seinen Kassierer, die Gesellen und Jungen zu bevorteilen, vom Publikum ganz zu schweigen. Nicht besser machten es die andern genannten Helfer. Jedes Hand war gegen die des andern, und der Fluch, welcher nach der Sage auf dem Gold der deutschen Zwerge liegt, schien im 17. Jahrhundert noch alle die zu verderben, welche die glänzenden Metalle in Geld verwandelten. — Das gewöhnliche Geschäftsverfahren war folgendes:

Der Münzmeister kaufte das Metall ein, bestritt die Kosten des Prägens und zahlte für jede Mark Kölnisch, welche er schlug, dem Landesherrn noch einen Schlagschatz, welcher, wie es scheint, für gewöhnlich vier gute Groschen betrug.

Er mußte aber das feine Silber teuer bezahlen, die Löhne und die Zutaten stiegen fortwährend im Preise. Da half er sich. Wenn er dem Münzherrn wöchentlich für 1000—2000 Mark den Schlagschatz zahlte, so verschwieg er ihm 50 Mark, die er außerdem geprägt hatte, und behielt den Schlagschatz derselben für sich; er prägte ferner scharf, d. h. er machte das Geld am Silbergehalt um einen halben Gramm schlechter als es sein sollte (was gesetzlich noch erlaubt war), er schlug je 100 Mark am Gewicht um etwa vier Lot zu leicht, was von niemand gemerkt wurde, und wenn er wußte, daß das Geld sogleich in entfernte Gegenden, besonders nach Polen verführt werden sollte, so brach er am Gewicht noch dreister ab. Nicht sauberer war der Verkehr mit den Lieferanten, welche ihm das Metall herbeischafften. Durch ganz Deutschland zog sich damals ein heimlicher Handel, der vom Gesetz hart verpönt und von den städtischen Torwächtern mit vielem Spürsinn verfolgt wurde, der Handel mit gemünztem Metall und mit eingeschmolzenem Geld. Was der Soldat an Beute gewonnen, was der Dieb aus der Kirche gestohlen hatte, wurde von den Hehlern zu flachen Kuchen oder kegelförmigen Massen verschmolzen, welche in der Kunstsprache „Plantschen“ und „Könige“ hießen: was dem Geld durch Beschneiden abgekippt war und was sonst unter falschem Namen vorsichtig versandt werden mußte, das wurde aus dem Schmelztiegel über nasse Besenreiser gegossen und so granuliert. Außerdem aber wurde von unermüdlichen Aufkäufern das gutgeprägte Geld gegen schlechteres eingetauscht; kleine Wechsler, meist wandernde Juden, zogen von Dorf zu Dorf, bis weit über die Grenzen des Deutschen Reiches und sammelten, ähnlich wie jetzt die Lumpensammler, ihre Ware von dem Landmann, dem Kriegsknecht, dem Bettler. Aller Herren Angesicht, alle Wappen und Umschriften, Roß und Mann, Löwe, Schaf und Bär, Taler und Heller, die Heiligen von Köln und Trier und die Denkmünzen des Ketzers Luther wurden für die Münzen zusammengekauft, getauscht, gesammelt. Die heimliche Ware wurde dann in Fässer mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein gepackt, als Bleiweiß verzollt, in Tuchballen und

Rauchwerk geschlagen. Es gab Reisewagen mit doppeltem Boden, welche besonders zu solchem Transport eingerichtet waren. Noch besserer Schutz war als Reisegefährte ein Geistlicher, für den allerbesten galt ein Trompeter, welcher dem Händler den Anschein eines fürstlichen Kuriers gab. Traf sich's, daß ein vornehmer Herr nach derselben Gegend reiste, so war es am bequemsten, diesen zu bestechen, denn er und sein Gefolge, ihre Wagen und Pferde wurden an den Stadttoren nicht untersucht. Oder der Agent verkleidete sich selbst in einen vornehmen Herrn oder Soldaten und ließ die Last durch die Reitpferde oder seine Knechte fortschaffen. Zuweilen mußte der Münzmeister unter dem Vorwand eines Besuches bei guten Freunden dem Agenten bis an die Grenze entgegenfahren; dann gingen fern von Menschenwohnungen auf einsamer Heide oder in einer Waldeslichtung die kostbaren Waren auf Kaufmanns Parole aus einer Hand in die andere.

Unterdes trug der kleine jüdische Händler seinen Ledersack mit alten Groschen bei Nacht auf Seitenwegen über die Grenze, in zwiefacher Furcht, vor den Räubern und vor den Hütern des Gesetzes. Der lederne Sack, sein breitkrämpiger Hut und der gelbe Tuchring am Rock, das Abzeichen des Juden im Reich, wurden am häufigsten in der Münze gesehen. Und es bestand zwischen dem Händler und dem Münzmeister ein vertrauliches Geschäftsverhältnis: der Münzmeister erlaubte zuweilen dem Juden, das Bruchsilber im versiegelten Ledersack in die Schmelztiegel zu werfen, damit nicht gestohlenes Gut an das Tageslicht komme*. Aber allerdings war auch diese Vertraulichkeit nicht ohne Hintergedanken. Denn dem Juden begegnete wohl, daß sich unter 100 Mark, die er in Talern lieferte, eine Mark falscher Taler mischte, oder daß ihm die Säcke mitsamt den Münzen unterwegs naß geworden waren, was ihrer Schwere einige Lot zusetzte, oder daß ihm zwischen granuliertes Silber feiner weißer Uhrensand kam, der doch mitwog. Dafür entschädigte sich der Münzmeister, indem er die Wagschalen

* Noch im 18. Jahrhundert. so z. B. „Entdecker jüdischer Baldober". Coburg 1737, S. 408.

so zu hängen wußte, daß die eine Seite des Balkens kürzer wurde, oder indem er durch Heraufschnellen und langsames Herunterlassen der Wagschalen trotz dem lotrechten Stand des Züngleins die Ware um einige Lot leichter machte, oder er fälschte gar die Gewichte. Und was der Meister nicht tat, das wagten die Münzjungen. Wenn der Lieferant noch so vorsichtig war, sie wußten ihm unter die Schmelzproben des bereits abgewogenen Silbers Kupferstaub zu mischen, um die Probe schlechter zu machen, als sie wirklich war. In solcher Weise war der Verkehr auch bei den Münzstätten, welche auf das Gesetz noch Rücksicht nahmen.

Außer den approbierten Münzern aber gab es in den meisten der zehn Kreise noch andere von leichterem Gewissen und kühnerer Tätigkeit. Nicht geradezu Falschmünzer in unserem Sinne, obgleich auch dergleichen Privatindustrie mit großer Rücksichtslosigkeit betrieben wurde. Es waren Münzer im Dienst eines Kreisstandes, welcher das Recht zu prägen hatte; dieser Standesherren und Städte waren aber zurzeit sehr viele, und allen lag ihr Münzrecht am Herzen, weil es Einnahme brachte. Deshalb wurde von ihnen auch gegen die Reichsbeschlüsse, welche die Pflicht auferlegten, das Geld in einer approbierten Kreismünze prägen zu lassen, auf ihrem eigenen Territorium kräftig gemünzt. Zuweilen verpachteten sie ihr Münzrecht gegen eine Jahresrente, ja sie verkauften ihre Münzstätte an andere Herren, sogar an Spekulanten. Dergleichen unregelmäßige Prägstellen wurden „Heckenmünzen" genannt. Und in ihnen fand eine systematische Korruption des Geldes statt. Nach der Berechtigung des Münzers wurde nicht gefragt; wer mit Feuer und Eisen umzugehen wußte, verdang sich zu solchem Werk. Auf den vorgeschriebenen Feingehalt und das Gewicht des Geldes ward wenig Rücksicht genommen, es ward mit falschen Stempeln geprägt und auf leichte Münzen Bild des Landesherrn und Jahreszahl aus einer bessern Zeit geschlagen, ja es wurden in wirklicher Falschmünzerei die Stempel fremder Münzen nachgestochen. Den neugeprägten Münzen ward dann durch Weinstein oder Lotwasser der neue Glanz genommen. Alles unter dem

Schutz des Landesherrn. Das Vertreiben des so geprägten Geldes erforderte alle Schlauheit und Vorsicht der Agenten, und es bildete sich hier eine Industrie, bei welcher, wie sich vermuten läßt, viele Zwischenträger beschäftigt waren. Auf Reichstagen und Kreisversammlungen hatte man seit 70 Jahren gegen die Heckenmünzen donnernde Dekrete erlassen, aber ohne Erfolg. Ja, seit Einführung des guten Reichsgeldes waren sie häufiger und arbeitsamer geworden, denn seit der Zeit lohnte ihre Arbeit besser.

So war es schon vor dem Jahre 1618. Die kleinen wie die großen Landesherren brauchten Geld und wieder Geld. Da fingen einige Reichsfürsten an — die Braunschweiger waren leider unter den ersten — die Arbeiten der verrufensten Heckenmünzer zu übertreffen. Sie ließen statt von Silber in einer schlechten Mischung von Silber und Kupfer schwere und leichte Landesmünze schlagen. Bald wurde versilbertes Kupfer daraus. Zuletzt schlug man z. B. in Leipzig das kleine Geld gar nicht mehr von Kupfer, das man höher verwerten konnte, sondern die Stadt gab statt dessen eckiges Blech mit einem Stempel aus. Wie die Pest griff diese Entdeckung, Geld ohne große Kosten zu machen, um sich. Aus den beiden sächsischen Kreisen verbreitete sie sich nach den rheinischen und süddeutschen. Hundert neue Münzen wurden errichtet. Wo ein verfallener Turm für Schmiede und Blasebalg fest genug schien, wo Holz zum Brennen vollauf und eine Straße war, das gute Geld zur Münze und schlechtes hinauszufahren, da nistete sich eine Bande Münzer ein. Kurfürsten und Herren, geistliche Stifter und Städte wetteiferten miteinander, aus Kupfer Geld zu machen. Auch das Volk wurde angesteckt. Seit Jahrhunderten hatten Goldmacherkunst und Schatzgräberei die Phantasie des Volkes beschäftigt, jetzt schien die glückliche Zeit gekommen, wo jeder Fischtiegel sich auf des Münzers Wage in Silber verwandeln konnte. Es begann ein tolles Geldmachen. Daß reines Silber und altes Silbergeld im kaufmännischen Verkehr auffallend und unaufhörlich teurer wurden, so daß endlich für einen alten Silbergulden vier, fünf und mehr Gulden gezahlt werden mußten, und daß die Preise der Waren

und Lebensmittel langsam höher stiegen, das kümmerte die Menge nicht, solange das neue Geld, dessen Produktion sich ja ins unendliche vermehren ließ, immer noch willig genommen wurde. Die Nation, ohnedies aufgeregt, geriet zuletzt in einen wilden Taumel. Überall schien Gelegenheit, ohne Arbeit reich zu werden. Alle Welt legte sich auf Geldhandel. Der Kaufmann machte Geldgeschäfte mit dem Handwerker, der Handwerker mit dem Bauern. Ein allgemeines Umherlungern, Schachern, Übervorteilen riß ein. Der moderne Schwindel mit Aktien und Börsenpapieren gibt nur eine schwache Vorstellung von dem Treiben damaliger Zeit. Wer Schulden hatte, jetzt eilte er sie zu bezahlen. Wem der gefällige Münzer einen alten Braukessel in Geld umschlug, der konnte dafür Haus und Acker kaufen*. Wer Gehälter, Sold und Löhne auszuzahlen hatte, der fand es sehr bequem, die Summen in weißgesottenem Kupfer hinzuzahlen. In den Städten wurde nur noch wenig gearbeitet und nur um sehr hohes Geld. Denn wer einige alte Taler, Goldgulden oder anderes gutes Reichsgeld als Notpfennig in der Truhe liegen hatte — wie damals fast jedermann —, der holte seinen Vorrat heraus und setzte ihn vergnügt in das neue Geld um, da der alte Taler, merkwürdigerweise vier-, ja sechs- und zehnmal soviel zu gelten schien als früher. Das war eine lustige Zeit. Wenn Wein und Bier auch teurer waren als sonst, sie waren es doch nicht in demselben Verhältnis wie das alte Silbergeld. Ein Teil des Gewinnes wurde im Wirtshaus verjubelt. Auch geneigt zu geben war man in solcher Zeit. Die sächsischen Stände bewilligten auf dem Landtag zu Torgau mit Leichtigkeit einen hohen Zuschlag zur Landsteuer, war doch Geld überall im Überfluß

* Das neue Geld war fast lauter Kupfer, nur gesotten und weiß gemacht, das hielt etwa acht Tage, dann wurde es zunderrot. Da wurden die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen und was sonst von Kupfer war, ausgehoben, in die Münzen getragen und zu Gelde gemacht. Ein ehrlicher Mann durfte sich nicht mehr getrauen, jemanden zu beherbergen, denn er mußte Sorge tragen, der Gast breche ihm in der Nacht die Ofenblase aus und laufe ihm davon. Wo eine Kirche ein altes kupfernes Taufbecken hatte, das mußte fort zur Münze und half ihm keine Heiligkeit, es verkauften's, die darin getauft waren." Müller „Chronika von Sangerhausen", S. 10.

zu haben! Auch zum Schuldenmachen war man sehr bereit, denn überall wurde Geld zu günstigen Bedingungen angeboten, und überall konnte man Geschäfte damit machen. Deshalb wurden von allen Seiten große Verpflichtungen übernommen. — So trieb das Volk in starker Strömung zum Verderben.

Aber es kam die Gegenströmung, zuerst leise, dann immer stärker. Zuerst klagten alle die, welche von festem Gehalt ihr Leben bestreiten mußten, am lautesten die Pfarrgeistlichen, am schmerzlichsten die Schullehrer, die armen Kalmäuser. Wer sonst von 200 Gulden gutem Reichsgeld ehrlich gelebt hatte, der bekam jetzt 200 Gulden leichtes Geld, und wenn auch, wie allerdings oft geschah, die Gehälter um einiges, bis zum vierten Teil, erhöht wurden, er konnte selbst mit dem Zuschuß nicht die Hälfte, ja bald nicht den vierten Teil der notwendigsten Ausgaben bestreiten. Die geistlichen Herren schlugen wegen dieses unerhörten Falles in der Bibel nach, fanden darin einen unverkennbaren Widerwillen gegen alle Heckenmünzerei und begannen gegen das leichte Geld von den Kanzeln zu predigen. Die Schullehrer auf den Dörfern hungerten, solange es gehen wollte, dann entliefen sie und vermehrten den Troß der Vagabunden, Bettler, Soldaten. Die Dienstboten wurden zunächst aufsässig. Der Lohn von durchschnittlich zehn Gulden aufs Jahr reichte ihnen jetzt kaum hin, ihre Schuhe zu bezahlen. In allen Häusern gab es Gezänk mit der Brotherrschaft, Knechte und Mägde entliefen, die Knechte ließen sich anwerben, die Mägde versuchten es auf eigene Hand. Unterdes verlor sich die Jugend von den Schulen und Universitäten. Wenige bürgerliche Eltern waren damals so wohlhabend, daß sie ihre Söhne in der Studienzeit ganz aus eigenen Mitteln erhalten konnten. Dafür gab es eine Menge Stipendien, seit Jahrhunderten hatten fromme Leute den armen Studenten Geld gestiftet. Der Wert der Stipendien schwand dem Schüler jetzt plötzlich dahin, sein Kredit in der fremden Stadt war bald erschöpft, vielen Studierenden wurde die Existenz unmöglich, sie verfielen der Armseligkeit und den Versuchungen der blutigen Zeit. Noch kann

man in mehreren Selbstbiographien ehrbarer Theologen lesen, welche Not sie damals ertragen mußten. Dem einen wurde zur Rettung, daß er in Jena alle Tage für vier Pfennig Semmel auf das Kerbholz seines Magisters schneiden durfte, ein anderer vermochte durch Stundengeben in der Woche 18 Batzen zu erwerben, die er aber sämtlich für trockenes Brot ausgeben mußte.

Die Unzufriedenheit griff weiter. Zunächst die Kapitalisten, welche ihr Geld ausgeliehen hatten und von den Zinsen (damals in Mitteldeutschland fünf, selten sechs Prozent) lebten. Sie waren vor kurzem als wohlhabende Leute viel beneidet worden, jetzt reichten ihre Einnahmen vielleicht kaum hin, ihr Leben zu erhalten. Sie hatten 1000 gute Reichstaler ausgeliehen, und jetzt zählte ihnen der Schuldner eilig 1000 Taler in neuem Geld auf den Tisch. Sie forderten ihr gutes altes Geld zurück, zankten und klagten vor Gericht; aber was sie zurückerhalten hatten, trug des Landesherrn Bild und das alte Wertzeichen, es war gesetzlich geprägtes Geld, und der Schuldner konnte sich mit Recht darauf berufen, daß auch er solches Geld in Kapital, Zinsen und für Arbeit empfangen hatte. So entstanden zahllose Prozesse, und die Juristen kamen in arge Verlegenheit. Endlich gerieten die Städte, die Landesherren selbst in Bestürzung. Sie hatten gern das neue Geld ausgegeben, und viele von ihnen hatten es maßlos gemünzt. Jetzt aber bekamen sie bei allen Steuern und Abgaben auch nur schlechtes Geld wieder ein, für 100 Pfund Silber jetzt 100 Pfund versilbertes Kupfer, während auch für sie alles teurer geworden war und ein Teil ihrer Ausgaben durchaus in gutem Silber gemacht werden mußte. Da versuchten die Regierungen, sich durch neue Unredlichkeiten zu helfen. Sie hatten erst das gute Reichsgeld durch einen Zwangskurs niederzuhalten gesucht, jetzt setzten sie plötzlich den Wert ihres eigenen Geldes herauf, wieder mit Zwangskurs und Strafdrohung für alle, die ihm weniger Wert gönnen würden. Aber das falsche Geld sank doch unaufhaltsam unter den verordneten Wert. Da verboten einzelne Regierungen ihr eigenes Landesgeld, das sie eben erst gemünzt hatten, für Steuern

und Abgaben. Sie selbst weigerten sich wiederzunehmen, was sie in den letzten Jahren geprägt hatten. Jetzt erst merkte das Volk die ganze Gefahr seiner Lage. Ein allgemeiner Sturm gegen das neue Geld brach los. Es sank auch im Tagesverkehr bis auf ein Zehntel seines nominellen Wertes. Die neuen Heckenmünzen wurden als Nester des Teufels verschrien, die Münzer und ihre Agenten, die Geldwechsler und wer sonst aus dem Geldhandel Geschäft gemacht, wurden Gegenstände des allgemeinen Abscheus. Damals wurde in Deutschland für sie die Volksbezeichnung „Kipper und Wipper" allgemein. Die Wörter kamen von den Niedersachsen: kippen sowohl auf der Geldwage betrügerisch wiegen als auch Geld beschneiden, und wippen das schwere Geld von der Wagschale werfen*. Man sang Spottlieder auf sie. In dem Ruf der Wachtel glaubte man ihren Namen zu hören, und der Pöbel schrie „kippediwipp" hinter ihnen her, wie „hepp" hinter den Juden. An vielen Orten rottete sich das Volk zusammen und stürmte ihre Wohnungen. Noch lange Jahre nachher, nach allen Schrecken des langen Krieges galt es für eine besondere Schande, wenn einer in der Kipperzeit zu Geld gekommen war. Überall entstanden Unordnungen, Tumulte; die Bäcker wollten nicht mehr backen, ihre Läden wurden zerschlagen; die Fleischer wollten zur vorgeschriebenen Taxe nicht mehr schlachten; Bergleute, Studenten, Soldaten tobten in wildem Aufruhr; die Stadtgemeinden versanken in Schulden bis zum Bankerott, z. B. das wohlhabende Leipzig. Aller Handel und Verkehr hörte auf, das alte Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft krachte und drohte auseinanderzubrechen. Die kleine Literatur trieb und steigerte die Stimmung und wurde selbst durch den wachsenden Unwillen gehoben. Die Gassenlieder begannen, die fliegenden Bilderbogen folgten. Die Kipper wurden unermüdlich abkonterfeit, mit Höllenflammen an Haupt und Füßen, auf einer unsicheren Kugel stehend, von zahlreichen, düsteren Emblemen umgeben, worunter der Strick und lauernde Raben nicht fehlten, oder in

* In den Reichstagsabschieden kommen die Worte vor dem Dreißigjährigen Kriege nicht vor, sie erschienen 1621 noch ziemlich neu.

ihrer Münzstätte, Geld einsammelnd und ausfahrend, ihnen gegenüber die betende Armut; die verschiedenen Stände wurden abgeschildert, wie sie den Geldwechslern ihren sauren Verdienst aufzählen, Soldaten, Bürger, Witwen und Waisen; der Höllenrachen wies sich geöffnet, und die Wechsler wurden durch einige Teufel emsig hineingeschleppt, alles im Zeitgeschmack mit allegorischen Figuren und lateinischen Devisen verziert und durch zornige deutsche Verse für jedermann verständlich gemacht.

Wie im Volk erhob sich der gewaltige Sturm unter den Gelehrten. Die Pfarrgeistlichen schrien und verdammten laut, nicht nur von der Kanzel, auch durch Flugschriften. Eine Broschürenliteratur begann, welche anschwoll wie ein Meer. Einer der ersten, welche gegen das neue Geld schrieben, war W. Andreas Lampe, Pfarrer zu Halle. In einer kräftigen Abhandlung: „Von der letzten Brut und Frucht des Teufels, Leipzig 1621", bewies er mit zahlreichen Zitaten aus dem Alten und Neuen Testament, daß alle Handwerke und Berufsarten durch göttliche Anordnung in die Welt gekommen seien, sogar die Scharfrichter, die Kipper aber durch den Teufel, worauf er mit guten Strichen das Unheil welches sie angerichtet charakterisierte. Er hatte noch harte Anfechtungen zu erdulden, und wie loyal er auch die Obrigkeit schonte, es wurde ihm doch mit Klagen gedroht, so daß er für gut fand, ein rechtfertigendes Urteil des Schöppenstuhles zu Halle zu erwerben. Bald aber folgten ihm zahlreiche Amtsbrüder. Die Streitschriften dieser geistlichen Herren erscheinen uns unbehilflich; man tut gut, sie mit Achtung durchzusehen, denn die protestantische Geistlichkeit vertrat immer noch die Bildung und Redlichkeit des Volkes. Im Jahre 1621 freilich waren die Herren nicht gewöhnt, irdisches Behagen zu entbehren, und die Rücksicht auf ihr eigenes Wohlbefinden hatte einen reichlichen Anteil an dem Feuer, mit welchem sie die Kipperei verfolgten.

Die Prediger exorzisierten den bösen Feind, die theologischen Fakultäten ließen bald das schwere Geschütz ihrer lateinischen Gründe folgen, und wie grimmig Priesterhaß sei, zeigte z. B. das Konsistorium zu Wittenberg, als es den

Kippern den Genuß des Abendmahls und ehrliches Begräbnis versagen wollte. Endlich kamen auch die Juristen mit ihren Fragen, Informationen, ausführlichen Münzbedenken und Rekapitulationen. Die Antworten, welche sie in dicken Broschüren gaben, waren fast immer sehr weitschweifig und ihre Argumente nicht selten spitzfindig; aber sie waren doch dringend nötig geworden, denn der Streit über Mein und Dein, zwischen Gläubiger und Schuldner schien unabsehbar, und unzählige Rechtshändel drohten die Leiden des Volkes ins unerträgliche zu verlängern. Ob, wer schweres Geld ausgeliehen, Kapital und Zinsen in leichtem Geld zurücknehmen müsse, und wieder, ob einer, der leichtes Geld ausgeliehen, die Rückzahlung der vollen Kapitalsumme in schwerem Geld beanspruchen dürfe, das war am häufigsten Gegenstand der Untersuchung. Es muß hier bemerkt werden, daß in vielen Fällen, wo das Gesetz und der Scharfsinn streitender Juristen nicht ausreichten, ein gutes Billigkeitsgefühl, welches im Volk lebte, den Streit beendigte. Denn damals, wo die Regierungen im allgemeinen schlecht und auch das gewissenhafte Recht sehr umständlich und kostspielig war, mußte der praktische Sinn den einzelnen über vieles weghelfen. Ein kleines Flugblatt, worin erzählt wird, wie sich in einem bestimmten Fall der gesunde Menschenverstand des Dorfschulzen zu Justiz geholfen hatte, hat sicher nicht weniger genützt als eine massive, halb lateinische halb deutsche „informatio".

In der papiernen Flut, welche uns von der damaligen Aufregung Kunde gibt, sind es einzelne Bogen, an denen unser Interesse am meisten haftet, die Äußerungen gebildeter und welterfahrener Männer, welche in populärer Form kurz und wirksam zu sagen wissen, worauf es ankommt. Aus verschiedenen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges sind uns einzelne solcher Flugschriften erhalten, in denen wir noch heute entweder Energie des Charakters oder Kraft der Sprache oder echt staatsmännische Einsicht zu bewundern haben. Vergebens fragen wir nach dem Namen der Verfasser. Hier sei nur an eine solche Schrift erinnert. Ihr Titel ist: „Expurgatio oder Ehrenrettung der armen Kipper und

Wipper, gestellt durch Kniphardum Wipperium. 1622. Fragfurt."

Der Verfasser hat den wackeren Lampe zum Gegenstand seines Angriffs gewählt; der vorsichtige Eifer des sächsischen Geistlichen, dessen vornehme Kollegen selbst in dem Ruf standen, Kipper zu sein (z. B. der berüchtigte Hofprediger Hoe, der böse Geist des Kurfürsten), hatte die Entrüstung eines stärkeren Geistes hervorgerufen. Es ist ein männliches Urteil und eine sehr berechtigte demokratische Stimmung, welche aus den starken Ausdrücken dieser Schrift zu uns redet. Was ihr eigentlicher Inhalt sei, mag man nach folgenden Stellen beurteilen:

„Ich habe noch keinen einzigen Pfennig, geschweige gröbere Münze gesehen, worauf der Kipper und Wipper Namen, Wappen oder Gepräge stände, noch viel weniger wird man als Umschrift den neuen Wachtelgesang ‚Kippediwipp' darauf finden. Sondern man sieht darauf wohl ein sonst bekanntes Gepräge oder Bild und wird der Kipper oder Wipper nicht mit dem geringsten Buchstaben gedacht."

„Kann aber der Herr Magister die Sache noch nicht recht verstehen, so frage er doch, wer die alten Kessel am teuersten eingekauft hat, damit die Münzen befördert würden; wenn das geschieht, wird der Herr Magister in Wahrheit erfahren, wer das kupferne und blecherne Geld geprägt hat. Denn wahrlich, so mancher alte Kessel, worin so mancher gute Grütz- oder Hirsebrei gemacht ist, auch so manche gute alte Pfanne, worin so viel gutes Bier und so mancher schöne Trunk Breihahn gekocht wurde, ist verschmolzen und vermünzet worden, und dieses ist nicht von den gemeinen Kippern, sondern von den Erzkippern geschehen. Denn die anderen haben keine Regalia zu münzen, und ob sie gleich als die Spür- und Jagdhunde solches aufgespürt und aufgetrieben, so haben sie es doch nur auf Befehl andern abgejagt und sind also nicht in so schwerer Verdammnis als diejenigen (sie mögen heißen wie sie wollen), so die Regalia vom Reich haben und dieselben zum merklichen Schaden deutschen Landes mißbrauchen." —

„Keiner will in jetziger Zeit der Katze die Schelle an-

hängen oder wie Johannes dem Herodes die Wahrheit sagen. Aber auf die armen Schelme, die Kipper und Wipper, schimpft jedermann, während diese doch bei solchem Wechselgeschäft nichts aus eigener Macht tun, sondern, was sie tun, geschieht alles mit Wissen, Willen und Beifall der Obrigkeit. Und leider bekommen sie in jetziger Zeit viel Konkurrenten. Denn sobald jemand einen Pfennig oder Groschen bekommt, der ein wenig besser ist als ein anderer, so will er sogleich damit wuchern. Deshalb geht es auch so her, wie die Erfahrung zeigt: die Ärzte verlassen ihre Kranken und denken viel mehr an den Wucher als an Hippokrates und Galenus; die Juristen vergessen ihre Akten, hängen ihre Praxis an die Wand, nehmen die Wucherei zur Hand und lassen über Bartholus und Baldus lesen, wer da will. Dasselbe tun auch andere Gelehrte, studieren mehr Arithmetik als Rhetorik und Philosophie; die Kaufleute, Krämer und andere Handelsleute treiben jetziger Zeit ihr größtes Gewerbe mit der kurzen Ware, die mit dem Münzstempel bezeichnet ist." —

„Aus diesem ist nun zu ersehen, daß zwar die ‚ungehangenen, diebischen, eidvergessenen, ehrlosen' Kipper und Wipper nicht ganz zu entschuldigen, aber doch auch nicht in so großer Verdammnis sind, als wenn sie eben causa principalis von dem Verderben des deutschen Landes wären. Leider habe ich allerdings große Sorge, wenn's einmal an ein Teufelholen oder Aufhenken gehen wird, so werden die Kipper und Wipper, Wechsler und Wucherer, Juden und Judengenossen, Helfer und Helfershelfer ein Dieb mit dem andern zum Teufel hinschlendern oder miteinander zugleich aufgehenkt werden wie jener Wirt mit seinen Gesellen. Doch mit einem Unterschied. Denn es behalten ihre Prinzipale und Patrone billig die Prärogative und Präeminenz, wie denn etliche davon allbereits dahin vorausgesandt sind. Die andern werden in kurzem auch an den vorbestimmten Ort folgen, und es hilft alsdann nichts, man mache ihnen carmina oder crimina Verhöre oder Lobgedichte zu dieser Hinnenfahrt — facilis descensus Averni —, sie werden den Weg wohl finden und bedürfen kein Glück dazu, der Teufel

wird sie kuppeln all an einen Strick, und wären die Schelme noch so dick. Fiat."

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß den Landesherren von mehreren Seiten eine ähnliche Auffassung ihrer sozialen Aussichten im Jenseits zu Ohren kam. Jedenfalls erkannten auch sie, daß nur die schleunigste Hilfe retten könnte. Es gab aber keine andere Hilfe als die Herabsetzung und die eiligste Einziehung der neuen Münzen und eine Rückkehr zu den alten guten Reichsmünzen. Die Fürsten und Städte verriefen also in der ersten Sorge ihr neues Geld, benutzten diese Dekrete, um ihren — nicht eben alten — Abscheu vor schlechter Münze auszusprechen, und ließen wieder ehrlich mit dem soliden Schrot und Korn prägen, die das Reichsgesetz vorschrieb. Und um der maßlosen Teuerung zu steuern, beeilten sie sich, Tarife der Waren und Löhne bekanntzumachen, worin die höchsten erlaubten Preise festgesetzt wurden. Es versteht sich, daß dies letztere Heilmittel auf die Dauer so wenig nützen konnte als das berühmte Edikt Diokletians 1300 Jahre vorher. Allein für den Augenblick half der Zwang, welchen es z. B. den städtischen Wochenmärkten, den Tagearbeitern wie den Innungen antat, doch dazu, die ausgetretenen Fluten in das alte Bett zurückzuführen.

Und jetzt folgte dem Taumel, dem Schrecken, der Wut eine trostlose Ernüchterung. Die Menschen sahen einander an wie nach einer großen Pest. Wer sicher auf seinem Reichtum gesessen hatte, war heruntergekommen. Mancher schlechte Abenteurer ritt jetzt als vornehmer Herr in Samt und Seide. Im ganzen war das Volk viel ärmer geworden. Es war lange kein großer Krieg gewesen, und viele Millionen in Silber und Gold, die Ersparnisse der kleinen Leute, hatten sich in Dorf und Stadt vom Vater auf den Sohn vererbt; dieses Sparbüchsengeld war in der bösen Zeit zum größten Teil verschwunden, es war verjubelt, für Tand ausgegeben, zuletzt für Lebensmittel zugesetzt. Aber nicht dies war das größte Unheil, ein größeres war, daß in dieser Zeit Bürger und Landmann gewaltsam aus dem Gleise ihrer redlichen Tagesarbeit herausgerissen wurden. Leicht-

sinn, abenteuerndes Wesen und ein ruchloser Egoismus griffen um sich. Die zerstörenden Gewalten des Krieges hatten einen ihrer bösen Geister vorausgesandt, das feste Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft zu lockern und ein friedliches, arbeitsames und ehrliches Volk zu gewöhnen an das Heer von Leiden und Verbrechen, welches kurz darauf über Deutschland hereinbrach.

Die Jahre 1621—23 hießen fortan die Zeit der Kipper und Wipper. Die Verwirrung, die Aufregung, die Händel und die Flugschriftenliteratur dauerten bis in das Jahr 1625. — Die Lehre, welche sich die Fürsten aus den Folgen ihres frevelhaften Tuns ziehen konnten, hielt gegenüber spätern Versuchungen nicht stand. Es schien noch am Ende des 17. Jahrhunderts unmöglich, den Heckenmünzen und der immer wieder eintretenden Verschlechterung des Geldes gründlich abzuhelfen. —

Während Tilly die Niedersachsen besiegte, als Wallenstein im nördlichen Deutschland hauste, wogte die kleine Literatur in niedrigeren Wellen. Nach jedem Treffen, jeder Einnahme einer Stadt erschienen Kupferstiche mit Text, welche die Aufstellung der Truppen, das Aussehen der Stadt schilderten; unregelmäßige Zeitungen und Trauerlieder gaben Kunde von den Fortschritten der Kaiserlichen, dem Untergang des Mansfelders. Dazwischen entsetzten greuliche Verordnungen des Kaisers, der jetzt die Evangelischen aus seinem gesicherten Besitz hinauswarf oder durch Gewalt zu seiner Kirche zurückzwang, fruchtlose Schreiben des Kurfürsten von Sachsen an den Kaiser. Der Kurfürst ließ endlich gegen die wachsenden Angriffe der katholischen Theologen eine Verteidigung der Augsburgischen Konfession drucken. Dieses umfangreiche Werk, „Notwendige Verteidigung des Augapfels“ genannt (1628), rief sogleich einen theologischen Krieg hervor, massenhaft eilten Gegner und Bundesgenossen ins Feld. „Brill auf den evangelischen Augapfel“, „Scharfes rundes Auge auf den Römischen Papst“, „Wer hat das Kalb ins Aug' geschlagen?“, „Katholischer Okulist oder Starstecher“, „Venetische Brillen auf lutherische Nasen“ usw., das sind die herausfordenden Titel

einiger der gelesensten Zankschriften. Aber dieser gelehrte Streit wurde übertönt zuerst durch lautes Klagegeschrei gegen Wallenstein, das von Pommern her durch alle Landschaften drang; der Kampf um Stralsund, die schändliche Behandlung des Pommernherzogs und seines Landes, zuletzt noch die greuliche Mißhandlung der Männer und Frauen von Pasewalk. Und wieder verschwand die Klage in einem Freudengeschrei aller Protestierenden. Wieder erhob sich Hoffnung und Zuversicht; diesmal war es ein Mann, dem die Nation in dem echtdeutschen Bedürfnis zu lieben und zu verehren entgegenjauchzte. Was die Deutschen seit hundert Jahren entbehrt hatten, das stieg aus dem Norden zu ihnen ans Land, ein Liebling, ein Held. Aber er war ein Fremder.

Auch für uns liegt in der Gestalt Gustav Adolfs noch viel von dem hellen Glanz, der ihn vor den Augen der Mitlebenden so sehr von allen Feldherren und Fürsten unterschied. Es sind nicht seine Siege, nicht sein ritterlicher Tod, auch nicht der Umstand, daß er wie eine letzte Hilfe dem hoffnungsarmen Volkstum erschien, was ihn zu einer einzigen Gestalt in dem langen Kampf machte. Es war der Zauber einer großen Persönlichkeit, die fest geschlossen, sicher, wie unfehlbar über die blutigen Kampffelder dahinritt: von Kopf zu Fuß Konsequenz, Entschlossenheit, markige Tatkraft. Und sieht man näher zu, so erstaunt man, welch starke Gegensätze sich in diesem Charakter zu bewundernswerter Einheit banden. Kein Feldherr war systematischer, planvoller, größer im methodischen Krieg. Zucht im Heer, Ordnung in der Verpflegung, sichere Basen und Rückzugslinien für jede strategische Operation, das waren die Forderungen, die er bei seiner Ankunft auch an die deutsche Kriegführung stellte. Auch ihn, den starken Kriegsfürsten, drängte eine unwiderstehliche Notwendigkeit von seiner guten Methode ab, aber unaufhörlich stemmte er die ganze Kraft seines Wesens wider den wilden Flibustierkrieg, der um ihn raste. Und doch denselben regelmäßigen Mann trieb still im Innersten ein tollkühner Mut zu dem Gewagtesten, auch in der Schlacht war sein Wesen wunderbar gehoben

wie bei einem edlen Kampfroß. Dann leuchtete es wie ein Wetter in seinen Augen, höher war seine Gestalt, ein Lächeln auf seinem Antlitz. Und wieder, wie wundervoll ist in ihm, dem Menschen, die innige Verbindung von offener Biederkeit und von schlauer Politik, von aufrichtiger Frömmigkeit und von sehr irdischer Klugheit, von hochsinnigem Opfermut und von rücksichtslosem Ehrgeiz, von herzlicher Humanität und erbarmungsloser Strenge! Und alles dies wird verklärt durch eine innere Freiheit und Sicherheit, die ihm möglich macht, humoristisch auf die verworrenen Verhältnisse, die verkümmerten Fürsten Deutschlands zu blicken. Darin zumeist ruht die unwiderstehliche Wirkung, die er auf alle ausübt, welche vor sein Antlitz treten, in der Frische seiner Natur, der überlegenen Laune und, wo es not tat, einer ironischen Bonhomie. Unübertrefflich ist die Art, wie er die stolzen, aber unsichern Herren, die bedenklichen Städte der protestantischen Partei behandelt; er wird nicht müde sie zum Krieg, zum Bündnis zu treiben, immer wieder predigt er dasselbe Thema gegen den Abgesandten des Brandenburgers, wenn er den Nürnbergern schmeichelt, den Frankfurtern eine Strafrede hält.

Er war durch Stamm und Glauben mit dem deutschen Norden eng verbunden, aber er war ein Fremder. Wohl empfanden die Fürsten das jeden Augenblick. Es war nicht nur Mißtrauen gegen die höhere Kraft, was die Unentschlossenen, z. B. den Kurfürsten von Brandenburg, von ihm entfernt hielt, bis die bitterste Not zur Vereinigung zwang. Wenn sie in ihm einen neuen Herrn ahnten, so scheuten sie doch auch eine unberechenbare nichtdeutsche Gewalt, welche so plötzlich und drohend in dem Reiche aufstieg. Es war in wenigen von ihnen immer noch etwas von Luthers volkstümlicher Anschauung des Reiches. Sie hatten kein Bedenken, mit Frankreich, den Niederlanden, Dänemark, ja mit dem unzuverlässigen Bethlen Gabor zu verhandeln; alle diese waren außerhalb des Reiches. Innerhalb der Grenzen aber standen der fanatische Kaiser und sein unerträglicher Feldherr immer noch als neue Leute, sie mochten wieder vergehen wie sie groß geworden waren; alt aber

war die Herrlichkeit des Deutschen Reiches, und Grundpfeiler derselben war ihre eigene Würde. Solche Empfindung hatte nicht mehr die höchste politische Berechtigung, denn der Deutsche Kaiser war des Deutschen Reiches tödlicher Feind geworden. Aber solcher Sinn verdient doch keine Verachtung. Und wie mehrere der Fürsten, empfand im Grunde auch die Nation, ihr Streit mit dem Kaiser war doch wie ein häuslicher Streit, der die Fremden nichts angehen sollte. Aber solche Empfindung ward dem Volk verdeckt durch die Freude an der schönen Heldenkraft des protestantischen Königs. Während zwei Jahren huldigte ihm die öffentliche Meinung, wie sie seitdem nur dem Großen Friedrich von Preußen gehuldigt hat. Jedes Wort, jede kleine Anekdote wurde von Stadt zu Stadt getragen, jedem Fortschritt seiner Waffen folgte ein lauter Jubelruf. Und es waren nicht nur die eifrigen Protestanten, welche so empfanden; auch in den katholischen Heeren und in den Landschaften der Liga verstummte schnell der Spott, den die Landung des „Schneekönigs“ hervorgerufen hatte, fortwährend wuchs die Zahl seiner Bewunderer. Viele charakteristische Züge von ihm sind uns aufbewahrt, fast jede Unterredung, die er mit Deutschen hatte, gibt Gelegenheit, einiges von seiner Art zu erkennen. Hier möge ein kurzes Gespräch folgen, das nach seiner Landung in Pommern von einem klugen Unterhändler aufgezeichnet wurde.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte einen Bevollmächtigten, von Wilmerstorff, abgeschickt, den König zu einem Waffenstillstand mit dem Kaiser zu bringen, dann wollte der Kurfürst die Friedensvermittlung übernehmen, er, dem bereits Wallenstein die Herrschaft über das eigene Land genommen und der Kaiser jede Nichtachtung gezeigt hatte. Die Unterredung des Königs mit dem Gesandten* gibt ein gutes Bild von der Methode des Königs zu verhandeln. Er ist auch hierbei kurz, fest und geradeaus, trotz allen Hintergedanken, und von so überlegener Sicherheit, daß sein

* Abgedruckt in K. G. Helbig: „Gustav Adolf und die Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg“, — einem wertvollen Beitrag zur Geschichte des Krieges.

lebhaftes Temperament ohne Gefahr durchblitzen darf. Der Gesandte berichtet:

„Nachdem Seine Königliche Majestät mich gnädigst angehört, aber, da ich an den Vorschlag des Waffenstillstandes kam, etwas gelächelt hatte, so hat Sie mir selbst, da niemand dabei gewesen, weitläufig geantwortet:

‚Ich hätte mich wohl einer andern Legation von meines Herrn Schwagers Liebden versehen, nämlich, daß Sie mir vielmehr entgegenkommen und sich mit mir zu Ihrer eigenen Wohlfahrt konjungieren werde, nicht aber, daß Seine Liebden so schlecht sein sollte, diese Gelegenheit, die Gott sonderlich geschickt, nicht zu gebrauchen. Seine Liebden will die helle und klare Intention Ihrer Feinde nicht verstehen, Sie unterscheidet nicht den Prätext von der Wahrheit und bedenkt nicht, wenn dieser Vorwand aufhören sollte, das heißt, wenn man von mir nichts mehr zu besorgen hätte, daß bald ein anderer gefunden werden würde, dennoch in Seiner Liebden Lande zu bleiben.

Ich hätte nicht erwartet, daß Seine Liebden sich vor dem Krieg so sehr entsetzen würde, daß Sie sich darüber stillsitzend um all das Ihrige bringen ließe. Oder weiß denn Seine Liebden noch nicht, daß des Kaisers und der Seinigen Intent dieses ist, nicht eher aufzuhören, bis die evangelische Religion im Reich ganz ausgerottet werde, und daß Seine Liebden nichts anderes zu erwarten habe, als entweder Ihre Religion zu verleugnen oder Ihr Land zu verlassen. Meinet Sie, daß Sie mit Bitten und Flehen und dergleichen Mitteln etwas anderes erlangen werde? Um Gottes willen, bedenke Sie sich doch ein wenig und fasse einmal mascula consilia. Sie sehe diesen frommen Herrn, den Herzog von Pommern an, welcher auch so unschuldigerweise, da er gar nichts verwirkt, sondern nur sein Bierchen in Ruhe getrunken hat, so jämmerlich um das Seine gebracht worden ist, und wie wunderbarlich Gott ihn fato quodam necessario — — denn er mußte wohl — errettet hat, daß er sich mit mir verglich. Was derselbe aus Not getan, das mag Seine Liebden freiwillig tun.

Ich kann nicht wiederum zurück, jacta est alea, transivimus Rubiconem. Ich suche bei diesem Werk nicht meinen Vorteil, gar keinen Gewinn als die Sicherheit meines Reiches, sonst habe ich nichts davon als Unkosten, Mühe, Arbeit und Gefahr an Leib und Leben. Man hat mir Ursach genug dazu gegeben; man hat zuerst den Polen, meinen Feinden, zweimal Hilfe geschickt und versucht, mich herauszuschlagen, dann hat man sich der Ostseehäfen bemächtigen wollen; daraus konnte ich wohl ersehen, was man mit mir im Sinn hatte. Eben solche Ursachen hat Seine Liebden, der Kurfürst, auch, und es wäre nunmehr Zeit, die Augen aufzumachen und sich etwas von den guten Tagen abzubrechen, damit Seine Liebden nicht länger in Seinem Lande ein Statthalter des Kaisers, ja eines kaiserlichen Dieners sein möge; qui se fait brebis, le loup le mange.

Jetzt gerade ist die beste Gelegenheit, da Ihr Land der kaiserlichen Soldateska ledig ist, daß Sie Ihre Festungen selbst gut besetze und verteidige. Will Sie das nicht tun, so gebe Sie mir eine, etwa nur Küstrin, so will ich sie defendieren und bleibet dann in Eurer Untätigkeit, die Euer Herr so sehr liebt.

Was wollt Ihr sonst machen? Denn das sage ich Euch klar voraus: ich will von keiner Neutralität nichts wissen noch hören. Seine Liebden muß Freund oder Feind sein. Wenn ich an Ihre Grenzen komme, muß Sie sich kalt oder warm erklären. Hier streitet Gott und der Teufel. Will Seine Liebden es mit Gott halten, wohl, so trete Sie zu mir, will Liebden es aber lieber mit dem Teufel halten, so muß Sie fürwahr mit mir fechten: tertium non habetur, des seid gewiß.

Und nehmt diese Kommission auf Euch, es Seiner Liebden recht zu hinterbringen; denn ich habe nicht Leute bei mir, die ich entbehren könnte, an Sie zu schicken. Wenn mit Seiner Liebden zu traktieren wäre, so wollte ich sehen, wie ich selber an Sie kommen könnte; aber so, wie Sie sich anstellt, ist nichts zu tun.

Seine Liebden trauet weder Gott noch Ihren guten Freunden. Darüber ist es Ihr schlecht gegangen in Preußen

und in diesen Landen. Ich bin Seiner Liebden Diener und liebe Sie von Herzen, mein Schwert soll zu Ihren Diensten sein, das soll Sie bei Ihrer Hoheit, bei Land und Leuten erhalten. Aber Sie muß dazu auch das Ihrige tun.

Seine Liebden hat ein großes Interesse an diesem Herzogtum Pommern, dasselbe will ich defendieren Ihr zu gut; aber unter derselben Bedingung wie in dem Buch Ruth dem nächsten Erben das Land angeboten wird, daß er nämlich die Ruth selbst zum Weib nehme, so muß auch Seine Liebden diese Ruth mitnehmen, das heißt, sich in dieser gerechten Sache mit mir verbinden, wenn Sie überhaupt das Land erben will. Wo nicht, so sage auch ich klar heraus, daß Sie es nimmer bekommen soll.

Dem Frieden bin ich nicht abgeneigt, habe mich genugsam dazu bequemt. Ich weiß gar wohl, daß der Würfel des Krieges zweifelhaft ist, ich habe das in so vielen Jahren, in denen ich Krieg mit verschiedenem Glück geführt habe, wohl erfahren. Aber daß ich jetzt, da ich durch Gottes Gnade soweit gekommen bin, wieder hinausziehen sollte, das kann mir niemand raten, auch der Kaiser selber nicht, wenn er Vernunft gebrauchen will. —

Einen Waffenstillstand könnte ich auf einen Monat wohl geschehen lassen. Daß Seine Liebden mit vermitteln, kann mir recht sein. Aber Sie muß sich zugleich in Positur stellen und die Waffen zur Hand nehmen; sonst wird alles Vermitteln nichts helfen. Etliche Hansestädte sind bereit, sich mit zu verbinden. Ich warte nur darauf, daß sich ein Haupt im Reich erst hervortue. Was könnten die beiden Kurfürsten Sachsen und Brandenburg mit diesen Städten nicht durchsetzen! Wollte Gott, daß ein Moritz da wäre!'

Darauf habe ich repliziert, daß ich von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht keinen Befehl hätte, mit Seiner Majestät über ein bewaffnetes Bündnis zu reden. Für meine geringe Person aber zweifelte ich sehr daran, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich dazu werde verstehen können, ohne Ehre und Treue zu verletzen, salvo honore et fide sua.

Da unterbrach Seine Majestät stracks: ‚Ja, man wird Euch bald honorieren, daß Ihr um Land und Leute kommen

werdet. Die Kaiserlichen werden Euch wohl Treue halten, wie sie die Kapitulation gehalten haben.'

Ich: ‚Man muß die Zukunft vor Augen haben und bedenken, wie alles über den Haufen fallen würde, wenn das Unternehmen übel glückte.'

König: ‚Das wird doch geschehen, wenn Ihr stillsitzet, und wäre schon geschehen, wenn ich nicht wäre hereingekommen. Seine Liebden sollten so tun wie ich tue und den Ausgang Gott befehlen. Ich habe in vierzehn Tagen nicht auf dem Bett gelegen. Möchte der Mühe auch wohl überhoben sein und bei meiner Gemahlin sitzen, wenn ich nicht mehr bedenken wollte.' —

Ich habe darauf weiter geredet: ‚Weil Eure Königliche Majestät zufrieden sind, daß Kurfürstliche Durchlaucht sich zum Vermittler mache, so müßte doch Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht wenigstens die Neutralität gelassen werden.'

König: ‚Ja, solange bis ich an Ihr Land komme. Solch Ding ist doch nichts als lauter Spreu, die der Wind aufhebt und wegweht. Was ist doch das für ein Ding: Neutralität? — Ich verstehe es nicht!'

Ich: ‚Eure Königliche Majestät hat es in Preußen doch wohl verstanden, wo Sie es selbst seiner Kurfürstlichen Durchlaucht und der Stadt Danzig an die Hand gegeben haben.'

König: ‚Dem Kurfürsten nicht, aber der Stadt Danzig wohl, denn da war es zu meinem Vorteil.' —

Hernach ist er wieder auf den Herzog von Pommern gekommen, daß der gute Herr gar wohl mit ihm zufrieden wäre. Er hätte ihm Stralsund, Rügen, Usedom, Wollin und alles schon wiedergegeben. Der Herzog habe begehrt, Seine Majestät solle sein Vater sein. ‚Aber ich', sagte Seine Majestät, ‚habe gesagt, ich wolle lieber sein Sohn sein, weil er doch keine Kinder hätte.'

Darauf habe ich geantwortet: ‚Ja, Königliche Majestät, das möchte wohl sein, wenn nur Kurfürstliche Durchlaucht Ihr Recht der Erstgeburt in Pommern behielten.'

König: ‚Ja, das soll Seine Liebden wohl behalten, Sie

müssen's aber mit defendieren und nicht wie Esau um einen Brei verkaufen.'"

So weit der Bericht.

Als der große König, Herr des halben Deutschlands, im Staub der Schlacht dahinsank, ging ein Wehruf durch alle protestantischen Territorien. In Stadt und Land ward ein Trauergottesdienst gehalten, endlos flossen die Klagegedichte dahin, selbst die Feinde bargen ihre Freude hinter einer männlichen Teilnahme, wie sie in jenen Zeiten dem Gegner selten gegönnt wurde.

Als ein nationales Unglück wurde sein Ende betrachtet, dem Volk war der „Befreier", der „Erretter" verloren. Auch wir, ob Protestanten, ob Katholiken, vermögen nicht nur mit innigem Anteil auf ein reines Heldenleben zu sehen, welches in den Jahren der höchsten Kraft so plötzlich erlosch, wir sollen auch mit großem Dank die Einwirkung betrachten, die der König auf den Deutschen Krieg hatte. Denn er hat in verzweifelter Zeit das, was Luther für die ganze Nation errungen, die Freiheit der Geister und die Fähigkeit zu nationaler Kraftentwicklung, gegen die furchtbarsten Feinde deutschen Wesens, gegen einen gemütlosen Despotismus in Staat und Kirche, verteidigt. Aber wir vermögen auch bei ihm zu ersehen, daß das Schicksal, welches ihn traf, vorzugsweise deshalb tragisch wirkt, weil es selbstverschuldet war. Die Geschichte lehrt einige Charaktere kennen, welche nach mächtigen Taten, schnellem Wechsel des Geschickes plötzlich auf der Höhe ihres Ruhmes, mitten unter gewaltigen, aber unfertigen Bildungen endeten. Solche Helden hatte eine populäre Mischung von Seeleneigenschaften einigemal zu bevorzugten Lieblingen der Nachwelt wie der Kunst gemacht. So geschah der fast märchenhaften Heldengröße des Altertums, dem mazedonischen Alexander, so in beschränkterer Tätigkeit, bei kleineren Mitteln auch dem Schwedenkönig Gustav Adolf. Aber wie zufällig uns das tödliche Fieber oder die Kugel erscheint, welche sie fortriß, auch an ihnen ist das Verderben durch die eigene Größe eingetreten. Der Besieger Asiens war zum asiatischen Despoten geworden, bevor er starb; den „Befreier" Deutschlands erschoß ein kaiserlicher Söldner, als er durch den Staub des Schlachtfeldes stürmte, nicht wie ein Feldherr des 17. Jahrhunderts, sondern wie ein Seekönig der alten Zeit, der seine Schlachten in wilder Kampfesfreude sieht unter dem Schutz der Schlachtjungfrauen Odins. Schon oft hatte den König ein unvorsichtiger Heldenmut zu tollkühnem Wagnis und unnötiger Gefahr gebracht, und lange hatten seine Getreuen gefürchtet, daß er einmal so enden werde. Ja, noch mehr. Es war eine weise Politik, daß er sich an den deutschen Küsten festzusetzen suchte, um seinen Schweden die Herrschaft über die Ostsee zu sichern, daß er die Seestädte in sein Interesse zog und feste Stützpunkte an der Oder, Elbe und Weser begehrte. Welche Pflicht hatte er gegen das Deutsche Reich, dessen eigener Kaiser nationales Leben und volkstümliche Bildung durch romanisches Geld und die herbeigerufenen Kriegshorden von halb Europa unterdrücken wollte? Aber als Gustav Adolf daran dachte, sich zum Oberherrn der deutschen Fürsten zu machen, als er darauf ausging, sich in Süddeutschland eine eigene Hausmacht zu gründen, da war er nicht mehr der große Zeitgenosse Richelieus, sondern wieder der Nachkomme eines alten Normannenhäuptlings. Möglich, daß seine humane Kraft in längerem Leben nach vielen Siegen den größeren Teil Deutschlands mit oder ohne Kaiserkrone untergezwungen hätte; aber daß die Grundlage seiner Gewalt, daß Schweden nicht imstande war, auf die Dauer eine Suprematie über Deutschland auszuüben, ein entferntes kleineres Land über das größere, das durfte auch damals keinem nüchternen Politiker zweifelhaft sein. Der König konnte noch einige Jahre Schwedens Bauernsöhne auf den deutschen Schlachtfeldern opfern und den schwedischen Adel durch deutsche Kriegsbeute verderben, ein festes Haus vermochte auch er nicht für beide Völker zu zimmern. Bald hätten gewöhnliche Menschenkräfte wieder in natürliches Verhältnis gebracht, was sein Genie vielleicht verrücken konnte. Daher meinen wir, er starb gerade da, wo sein gewaltiges Begehren gegen ein Grundgesetz des neuen Staatenlebens zu ringen begann, und wir dürfen außerdem annehmen, daß

auch ein längeres Leben voll Erfolge für uns nicht viel geändert hätte. Als er starb, war sein natürlicher Erbe in Deutschland bereits zwölf Jahre alt. Dieser Erbe war Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Gustav Adolf aber starb als der vorletzte Fürst des Nordens, welchem der alte Zug der Skandinavier nach den Südländern Verhängnis wurde. Karl XII., der vor Friedrichshall blieb, war der letzte.

Als die Leichenklagen in Deutschland verhallt waren, trat auch in der öffentlichen Meinung die Reaktion gegen die Fremden hervor. Die katholische Faktion hatte während des ganzen Krieges den zweifelhaften Vorzug, daß ihre Händel und inneren Gegensätze in der Presse nicht zutage kamen; die protestantische Opposition aber zerfiel wieder in Parteien. Zumal seit Sachsen 1635 im Prager Separatfrieden eine ruhmlose Versöhnung mit dem Kaiser gesucht hatte, gab es im Norden wie im Süden eine kaiserliche und eine schwedische Partei, daneben liefen schwächere Gegensätze. Die Franzosen suchten am Rhein auch durch die Presse sich Anhänger zu schaffen, ohne Erfolg. Bernhard von Weimar fand warme Verehrer, welche in ihm den Nachfolger Gustav Adolfs prophezeiten. Er besaß Feldherrntalent und einige von den herzgewinnenden Eigenschaften des großen Königs, aber sein Erbe wurde er nur darin, daß er das übergroße politische Wagnis seines Lehrers in der gefährlichsten Weise wiederholte. Er wollte eine fremde Macht benutzen und täuschen, welche größer und stärker war als er selbst; es war ein ungleicher Kampf, er selbst als der schwächere wurde von Frankreich beiseitegebracht, und die Fremden bemächtigten sich seiner politischen Hinterlassenschaft, seiner Festung und seines Heeres.

Während so Liebe und Haß in finsterer Zeit geteilt waren, bildete sich in den Besten der Nation ein eigentümlicher Patriotismus, der das deutsche Volk mit seinen Leiden und Bedürfnissen den egoistischen Interessen der Gewalthaber, von denen jeder das Ganze verderben half, gegenüberstellte. Es gab keine Partei mehr, welcher ein kluger Mann von ganzem Herzen den Sieg wünschen konnte. Der

Gegensatz im Glauben hatte sich abgeschwächt, die Soldaten quälten ohne Rücksicht auf Konfession. Da begannen zunächst die Politiker eine neue Politik, Ratio status genannt, der alten rücksichtslosen und doch intriganten Eigensucht der Regierenden gegenüberzustellen. Auch die Staatsraison, der Vorteil des Ganzen, wie sie ihn verstanden, war noch ohne Größe, ohne tiefen sittlichen Inhalt, ohne Scheu im Gebrauch der schlechtesten Mittel. Und doch war sie ein Fortschritt. Aber auch der ruhige Bürger war durch achtzehn Jahre der Not gezwungen worden, sich um diese Politik zu kümmern. Die Charaktere der Mächtigen und ihre Interessen wurden überall besprochen. Jedermann war aus seiner provinziellen Beschränktheit aufgeschreckt und hatte dringende Gründe, auch um die Schicksale entfernter Gegenden zu sorgen. Hunderttausende von Flüchtlingen, die kräftigsten ihrer Heimat, hatten sich in entfernten Landschaften verbreitet, auch sie Landsleute, durch dasselbe Unglück geschlagen. So bildete sich unter den Schrecken des Krieges eine deutsche Gesinnung voll Mißtrauen gegen die Regierenden, voll Sehnsucht nach einer besseren Lage der Nation. Es war ein großer, aber teuer erkaufter Fortschritt der öffentlichen Meinung. Er ist in der politischen Literatur vorzugsweise seit dem Prager Frieden zu erkennen. Eine Probe von solcher Stimmung sei hier aus einer kleinen Flugschrift mitgeteilt, welche 1636 unter dem Titel: „Der Deutsche Brutus. Das ist: Ein abgeworffenes Schreiben“* erschien.

„Ihr Schweden beklagt euch, Deutschland sei undankbar, es stoße euch mit Gewalt aus, man habe der Guttaten vergessen, die Gott durch Josua erzeigt, man gedenke keiner Bündnisse, in Summa, ihr seiet weniger wert geworden als ein altes abgemergeltes Pferd oder ein kraftloser Jagdhund, die man beide, wenn sie nicht mehr taugen, mit der

* Der Titel ist in Erinnerung an das Pseudonym Hubert Languets, des Verfassers der „Vindiciae contra tyrannos“, gewählt. Die Flugschrift hat auf dem Titel den fliegenden Merkur, das Zeichen der Latomus in Frankfurt a. M. Sie enthält einige – hier ausgelassene – Stellen, welche zum Sinn des Ganzen nicht passen und vielleicht von den flüchtigen Lohnschreibern jenes literarischen Fabrikgeschäfts zugefügt sind.

Welt Dank belohnet. So geschehe euch groß Unrecht vor Gott und der Welt. —

Wohlan. Noch sind Leute übrig, die euch euer Glück von Herzen gönnen, die für euch beten und ihre Devotion nach Möglichkeit erweisen. Solcher Leute Land kann man keiner Undankbarkeit beschuldigen. Und daß solcher Personen noch viel Tausende gewesen sind, das wissen selbst eure Feinde recht gut. Daß aber Eigennutz, daß heimlicher Neid, daß vertuschte Ratschläge, daß heimlich abgesonderte Verhandlungen sich gegen euch erhoben, muß man nicht albald der ganzen hochlöblichen Nation Deutschlands zuschreiben, sondern nur den Ursachen, welche solche Partikularitäten zur Folge haben. Nun habt ihr für euern Teil selbst doppelten Eigennutz gezeigt.

Zuerst dadurch, daß ihr die Zölle an der Ostsee nach eurem Gefallen erhöht habt; maßen ich von glaubwürdigen und redlichen seefahrenden Leuten berichtet bin, daß ihr nicht nur 15 bis 30, sondern bis 40, ja sogar 50 vom Hundert den Leuten abgedrungen und durch diese Blutsaugerei die Herzen betrübt habt. Und weil keine Besserung erfolgte, sondern die Kommerzien dadurch elendiglich gehemmt und viele redliche Leute jämmerlich an den Bettelstab gebracht und dadurch die Gemüter heftig erbittert wurden, sind eure besten Freunde zuerst insgeheim schwierig und endlich durch ihr sinkendes Glück zu euern ärgsten Feinden gemacht worden. Wollt ihr die Schuld auf die Zöllner werfen? Sie sind eure Diener. Es ist eine bekannte Regel des Rechts: Was ich durch meinen Diener tue, das ist so, als hätte ich's selbst getan. Und ihr kommt mir gerade so vor wie jener, der ein Paar Schuh heimlich entführte und nachher dem heiligen Benno opferte.

Droben im Reich haben euch Stände und Städte, solange ihr sie in Händen gehabt, voll und zur Genüge kontribuiert, Unterhalt gegeben, viel, ja überviel durch die Finger gesehen und zum Zeugnis ihrer Treue Leib und Leben, Gut und Blut, ja alle ihre Freiheiten und die Religion selbst zum guten Teil verloren. Regensburg bezeugt's, Augsburg beweint's, alle miteinander bereuen's. Ihr habt die alten

Regimenter zergehen lassen, keine Kompanie komplettiert, weder neue noch alte bezahlt und gleichwohl starke Geldposten auf vielen Tagsatzungen gefordert und in der Tat empfangen; geschweige, was ihr euren Feinden in ihren Landen abgedrungen. Wozu ist das Geld verwendet? Zu übermäßiger Pracht und männlich verhaßter Üppigkeit. Das hat man mit Stillschweigen angesehen und aus der Not eine Tugend gemacht. Die Kinder Israel, da sie mit den Töchtern ihrer Feinde gebuhlet und zu anderer Zeit sich ihres Sieges überhoben und ihre Brüder Juda mit dem härtesten Joch der Dienstbarkeit geplagt haben, sind beidemal von Gott heftig gestraft worden. Sollt' es euch besser gehen, die ihr mehr als türkische Grausamkeit an vielen evangelischen Orten verübt habt? Man hat das Korn in dem Stift Magdeburg, Herzogtum Braunschweig und anderen Orten mehr ausgedroschen, in Haufen aus dem Lande geführt, um großes Geld verkauft, die Gelder zu eigenem Nutzen verwendet, dem armen Soldaten nichts gegeben, das Landvolk bis auf den Tod geplagt, durch Hunger getötet, aus Geldgeiz viele Festungen entweder nicht verproviantiert oder nicht genug mit Kraut und Lot versehen, in Summa sehr übel hausgehalten. Jetzt sieht man sich aller Orten vom Glück verlassen, so daß man nun endlich selbst bekennt, es seien keine Geldmittel vorhanden, man könne kein Volk bekommen, das vorhandene verlaufe, die bleibenden ließen sich vom Kriegsrecht nicht mehr bändigen. Liebe, bedenkt den Spruch Boccalinis, wenn er sagt: So der Fürst ein Leben führet wie der Luzifer, was ist's Wunder, daß die Untertanen Teufel werden?

Unsere Politici wissen gar wohl, daß die Kurfürsten im Reich königliche Würde haben. Wer hat sich aber in königlicher Magnifizenz mehr über sie erhoben mit großem Komitat, mit unermeßlichen Unkosten als euer Haupt (Oxenstierna)? Meinet ihr, es sei nicht an allen Höfen darüber geklagt worden? Die Königliche Majestät, christseligen Andenkens, hätte dergleichen nimmermehr getan. Aus diesen und unzähligen andern Ursachen sind euch Fürsten, Stände und Städte erst heimlich, dann öffentlich gram geworden.

— Zudem ist aller eingesessenen Einwohner Art, daß sie nicht wohl vertragen, wenn sich Fremde höher stellen als ihre eingeborenen Fürsten.

Ihr sagt, Kursachsen hätte mit gewappneter Hand den Frieden machen sollen. Das lassen wir dahingestellt. Es ist jedermann kund, daß etliche den Karren haben in den Dreck schieben helfen und sind danach davongegangen. Hat Kursachsen unrecht, so seid ihr mit euern Prozeduren nicht weniger schuldig. In Summa, jedweder, er sei wer er wolle, hat nur sein eigenes Bestes gesucht; darüber liegt Magdeburg in der Asche, Wismar in Steinhaufen, Augsburg an der Dienstkette, Nürnberg in Todesnöten, Ulm am täglichen Fieber, Straßburg an den Franzosen, Frankfurt an der Gelbsucht, und das ganze Reich ist aufgezehrt. Die Feinde haben's mit Peitschen geschlagen, ihr habt's angefangen mit Skorpionen zu züchtigen. Der Wallensteiner hat's verwundet, und ihr Ärzte habt anstatt des Öls der Linderung Ziehpflaster aufgelegt, das Blut in Fäulnis gebracht und euch selbst gleich dem Krebs angehängt. Solchen Krebs muß man jetzt entweder mit Gewalt ausschneiden oder täglich durch unerträgliches Geld sättigen. Das letztere vermögen wir nicht, das erstere wünschen wir euch nicht, können's aber nicht wehren. Daß euch Gott also plagt, ist eure eigene Schuld. Unterdes meinet ihr, Gott habe einen flächsernen Bart und lasse sich so eine Nase drehen. O nein, er sieht wohl, daß ihr den Namen Freiheit vorschützet, daß ihr den Deckmantel des Evangeli braucht und dabei wie die Türken lebt.

Ihr schreit viel von der spanischen Monarchie. Ich fürchte mich nicht vor ihr. Gebt mir einen der besten Chemiker, der soviel Kunst hat und Erde und Erz so zu vermengen weiß, daß sie fest und unverbrüchlich aneinanderhalten, alsdann lasset uns zusehen, ob wir uns vor der spanischen Monarchie zu fürchten haben. Ich aber fürchte, Frankreich sei uns Deutschen der zerbrochene Rohrstab Ägypti, welcher dem, so sich darauf lehnet, die Hand durchbohrt. Alle Reiche haben ihren von Gott gesteckten Termin und ein Ziel, darüber sie nicht schreiten dürfen. Denn zuerst, so entstehen sie,

dann wachsen sie wie ein Knabe, etliche nehmen zu wie ein Jüngling, stehen mit ihrem männlichen Alter eine Zeitlang still, nehmen wiederum ab, werden alt, verschmachten, sterben endlich, ja werden so zunichte, daß man schier nicht weiß, wann sie gewesen sind. Solches läßt sich mit keiner menschlichen Weisheit verhindern. Der Weise sieht das und verwahrt sich vorher, der Tor glaubt's nicht und geht mit zugrund wie Alexandri Magni hinterlassene Generäle, die solange sein Erobertes teilten, bis die Römer ihre Meister wurden. Und wahrlich, das Reich hat's hoch vonnöten, daß es endlich die fremden Ärzte los werde.

Ich bin hart gewesen, aber zu solchem harten Knorren gehört eine stählerne Axt, mit dem Pelzrock kann man's nicht spalten.

Man fragt: was wird der Ausgang sein? Er steht bei Gott dem Herrn. — Habt ihr des Blutvergießens zu wenig gemacht? — Lasset Gott richten, weichet seinem Zorn. Leidet auch noch seine Kirche, so ist er doch nicht gestorben. Ihr könnt nicht klagen, daß ihr gegen aufgewandte Kosten, gegen ausgestandene Gefahr nichts bekommen habt. Kupfer habt ihr aus eurem Land geführt, Silber und Gold aber hinein. Schweden war vor diesem Krieg hölzern und mit Stroh gedeckt, jetzt ist's steinern und prächtig zugerichtet. Und das habt ihr von den entführten Gefäßen Ägypti. Das mißgönnet euch niemand, wenn ihr nur selbst Gott dafür danken wolltet. Die Deutschen lassen sich wohl bewegen, gegen ihren Kaiser aufzustehen, aber sie nehmen keinen an, der nicht ihrer Sprache und ihrer Geburt ist. Hat das Haus Österreich mißgetan, so wird Gott es wohl finden. Den Franzosen betreffend, so weiß ich wohl, daß Gott Deutschland mit ihm strafen wird, denn wir haben dieser Nation Affengebärden, Schlaraffenkleider und leichtfertige Unart täglich in Sitten, Zeremonien, Gebärden, Gastmählern, in Sprache und Kleidung samt der Musik nachgeahmt. Wie soll es uns besser gehen, als daß wir ihnen in die Hände fallen? Aber der Franzose wird deshalb nicht zum Kaiser. Ihm gehört die Lilie, der Adler ist der Deutschen, der Orient des

Türken, der Westen des Spaniers. Keiner unter ihnen kann's höher bringen.

Ich will verhoffen, man soll mir's zum besten aufnehmen, daß ich so rundheraus den Handel beschreibe. Denn Freimütigkeit steht einem Deutschen wohl an. Wollte Gott, daß jeder beizeiten euch so unter die Augen getreten wäre. Jetzt können wir's wohl beklagen, helfen will und kann niemand. Gott allein ist nunmehr der Mann, der helfen will und kann, den müssen wir bitten, daß er sich endlich unser erbarme und hoher Potentaten Herzen zum lieben und lang gewünschten Frieden lenke."

Soweit die Flugschrift. Der Verfasser gehört, ohne kaiserliche Sympathien in den Vordergrund zu stellen, doch weniger der schwedischen Partei an als noch wir ihr angehören. Allerdings, die schwedischen Söldner und Obersten waren erbarmungslose Teufel geworden wie die kaiserlichen, sie verdarben Land und Volk gerade wie die kaiserlichen. Aber nicht ihre maßlosen Forderungen verhinderten den Frieden, sondern das Unrecht des Kaisers, der immer noch den fluchwürdigen Anspruch erhob, Leben und Freiheit der Nation seinen Interessen unterzuzwingen. Wäre den Habsburgern möglich gewesen, den Konfessionen Freiheit, Selbständigkeit den Reichsgerichten zu gewähren, fast alle deutschen Fürsten hätten sich zu ihnen geschlagen, die Fremden zu verjagen. Aber der Kampf stand so: entweder mußte die Nation gebrochen werden und alle Bildungen niedergeschlagen, welche seit 140 Jahren aus deutschem Boden erwachsen waren, oder die Prätension des Kaiserhauses mußte bewältigt werden, gründlich, sicher. Und das letztere vermochten die Deutschen ohne Hilfe der Schweden nicht mehr. So soll jetzt beim Rückblick auf jene Jahre jeder gut schwedisch sein, der für keinen Zufall hält, daß später wohlbekannte Männer, wie Lessing, Goethe, Schiller, Kant, Fichte, Hegel, Humboldt, nicht aus den Landschaften erblühten, in denen die Jesuiten Ferdinands II. Hunderttausende aus Kirche und Schule verjagten. Damals aber fühlte der Patriot allerdings vor allem das furchtbare Elend der Menschen, die Schwäche des Reiches. Und höchster Grund

war zu Sorge um die Zukunft. Und von diesem Standpunkt ist die Broschüre für uns eine der ersten Äußerungen derselben Gesinnung, welche noch heute Hunderttausende von Deutschen verbindet. Im Dreißigjährigen Krieg erwuchs aus den bedrängten Seelen unserer Ahnen die Liebe zu einem Vaterland, welches noch nicht durch einen einigen Staatsbau zu politischem Leben gekommen ist. Solche Empfindung lebte damals freilich nur in den Edelsten. Wir aber wollen die wenigen ehren, welche in hoffnungsarmen hundert Jahren die Idee eines deutschen Reiches in Lehre und Schrift auf ihre Nachkommen vererbten.

Nach Banérs verheerenden Zügen wird es in Deutschland still. Fast nur die Neuigkeiten und Staatsschriften laufen aus den Pressen, die der Krieg übriggelassen. In den letzten Jahren füllen die Friedensverhandlungen Tausende von Druckbogen.

Zuletzt wird in großen Plakaten dem armen Volk der Friede gemeldet.

Nachwort

Die edle und wirklich göttliche Idee einer geeinigten Menschheit war vom Christentum in die Welt gesetzt worden. Sie konnte bisher nicht verwirklicht werden. Freunde der Kirche behaupten, daß nicht etwa sie daran Schuld sei. Ihre Feinde aber meinten, der Streit der Konzile, das Streben Roms und so vieler Kirchenfürsten nach weltlicher Herrschaft, hätte sie in den Streit des Tages gezogen. Die Verderbnis mancher Weltgeistlichen und Klostergeistlichen wurde selbst von der Kirche oft gerügt. Viele Sittenprediger kämpften gegen sie an. Wie schwer es war, der Regel entfremdete Klosterinsassen zur Zucht zurückzubringen, schildert Burckhard Zink in seiner Chronik aus dem 15. Jahrhundert:

„Item ist zu wissen, wie man die Klosterfrauen zu Sant Katharina gebessert und fester verschlossen hat, denn sie waren vorher wie die von Sant Margareten, es konnten zu ihnen gehen ihre guten Freunde und wer wollte; sie konnten auch eine Meile wohl ausgehen zu ihren Freunden, doch mit Urlaub, und waren nicht so gebunden als sie nun sind. Dies hatte gedauert bis auf Bartolomäi Anno 1441. Da ging man zu Rat und machte ihnen alle Mauern um das Kloster höher wie man es jetzt wohl noch sieht. Man brach ihnen die eisernen Gitter, durch die sie vorher mit den Leuten geredet hatten; die brach man ihnen raus und vermauerte sie, und man bewachte sie so, daß niemand zu ihnen hinein, noch von ihnen heraus konnte. Auch soll man wissen, als man ihnen die Gitter vermauern wollte, da wurden die Frauen so zornig und ungebärdig, daß sie mit Stangen und Bratspießen hervorliefen. Und sie schlugen

und stachen auf die Maurer und Werkleute ein und trieben sie mit solcher Gewalt ab, daß sich keiner von ihnen mehr getraute, da etwas zu machen. Deshalb mußte man eine Menge Stadtknechte dahin stellen, damit sie die Maurer beschirmten, bis die Löcher vermauert waren. Und als die Klosterfrauen sahen, daß sie sich nicht wehren konnten, läuteten sie die Glocken zu einer Beratung und schickten zum Bischof und baten ihn, daß er sich ihrer annehme und ihnen helfe. Das tat der Bischof auch; er nahm sich ihrer an und machte ein Abkommen, daß sie die Ordensregeln halten sollten, und welche das nicht tun wollte und heraus wollte kommen, der sollte man ihr Gut wiedergeben, das sie hereingebracht hatten. Des wurden die Nonnen froh, und es gefiel ihnen wohl. Viele kamen auch heraus und gingen in andere Klöster."

Derartige Ereignisse wurden der Kirche zu Lasten geschrieben, ebenso wie die mancherlei Zusammenstöße und Vorkommnisse, die das Mönchswesen mit sich brachte. Ganz besonders schwer wurde der Kirche der Ablaßhandel angerechnet. Die Kirche behauptet allerdings, sie habe mit der Praxis der Ablaßprediger, die den Erlaß der Sündenschuld beim Kauf der Ablaßzettel lehrten, nichts zu tun gehabt.

Es ist ein sonderbares Spiel der Geschichte, daß gerade ein deutsches Handelshaus, nämlich das der Fugger, den Ablaßhandel im großen finanzierte. Nach Dr. Aloys Schulte, einem katholischen zuverlässigen Schriftsteller, der 1904 ein Werk über die Fugger in Rom veröffentlichte, ist hierzu mitzuteilen:

Früher als irgendein Staat war die Kurie von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft übergegangen. Die Kurie war daher auch die klassische Stätte der Bankierstätigkeit. Viele italienische Banken, vor allem die Florentiner, waren im 13. bis 15. Jahrhundert mit der Kurie verbunden, die von allen Ländern her Abgaben bezog. Die Bischöfe mußten bei ihrer Bestätigung Abgaben bezahlen, der Peterspfennig, Kreuzzugssteuern, Erträgnisse oder Anteile an Abläßsen kamen ein. Die ursprünglichen Naturalabgaben waren ge-

rade bei der Kurie am frühesten in Geldabgaben umgewandelt worden, schon um sie besser transportfähig zu machen.

Dabei kam man bald zum System des Wechselbriefes, der die sicherste Übermittlung bot. Dazu wurden Banken gebraucht, und hierbei hatten die Florentiner eine Zeitlang fast ein Monopol, bis dieses ihnen von den Fuggern entrissen wurde.

1368 war Ulrich Fugger, ein Weber aus Langen auf dem Lechfeld, nach Augsburg gekommen. Die ziemlich verzweigte Familie kam nach wechselnden Schicksalen durch den Handel allmählich in die Höhe, bis dann der etwa um 1455 als jüngstes von 11 Kindern geborene Jakob Fugger kaum achtzehnjährig mit zwei Brüdern eine Handelsgesellschaft bildete und einen beispiellosen Aufschwung einleitete. Ihr schon vorher ziemlich bedeutendes Vermögen stieg von 1480 bis 1501 um nicht weniger als 1634 Prozent.

Die Fugger bekamen vor allem durch Verträge mit ungarischen Bergwerken den ganzen Kupferhandel in die Hände und hatten dann ein Monopol für die gesamte germanische, romanische und skandinavische Welt, so daß sie 1498 in Venedig einen Kupferring für den Markt bilden konnten. Auch in Silber und Gold hatten sie einen großen Handel.

Das zweite große Geschäft neben dem Metallhandel war aber die Verbindung mit der Kurie. Vorsichtig drängte sich Jakob zwischen die Florentiner, und allmählich begannen zunächst die deutschen Bistümer und Klöster ihre Zahlungen durch das Augsburger Bankhaus. Dann aber finden sich Zahlungen aus Frankreich, aus Italien, aus Polen und Ungarn und dann aus dem skandinavischen Norden.

Nach dem Tode Alexanders VI., 1503, begann die große Zeit für die Fugger, die unter Julius II. und Leo X. fast die ganzen Geldgeschäfte der Kurie in die Hände bekamen. Sie prägten auch die päpstlichen Münzen. Der Bau der Peterskirche in Rom verschlang soviel Geld, daß dieses nur durch immer neue Ausschreibungen eingebracht werden konnte. Während nun Spanien, Frankreich und England sich gegen zu große Zahlungen mit Erfolg wehrten, wurde

Deutschland, das keine straffe Zentralregierung hatte, stärker beansprucht. Die Abwicklung dieser Geschäfte aber lag in den Händen des Bankhauses Fugger in Rom.

Ulrich von Hutten schreibt über die Fugger: „Die Fugger verdienen, die Fürsten der Kurtisanen (Hutten verstand unter dem Ausdruck Kurtisanen alle, die nicht aufrecht für Wahrhaftigkeit und für Reinheit und Deutschlands Wohl eintraten) zu heißen ... Sie haben dort ihren Markttisch aufgeschlagen und kaufen vom Papst, was sie später höher verkaufen; nicht allein Benefizien, auch dauernde Gnaden; man findet bei ihnen Bullen, und Dispense gehen durch ihre Bank, und es ist auf keine Weise leichter, das Priestertum zu erreichen, als wenn du die Fugger zu Freunden hast ... Sie sind die einzigen, durch die man in Rom alles erreichen kann ... Die Kurie würde manchmal keine Geschäfte haben, wenn nicht die Fugger wären, die mit ihren schnellen Briefen sich Mühe geben, sich so um die Römische Kirche verdient machend, die für sich sehr gut sorgte, als sie diese Laien zu den heiligen Geschäften heranzog ... Siehst du also, daß auch die Fugger Kurtisanen sind?"

Die Fugger hielten fest an der Kirche und glaubten, Luther und seine Anhänger würden durch Gewalt zu überwinden sein. Sie teilten die Anschauungen des Papstes und des Kaisers. Ihr Haus war das Quartier des päpstlichen Legaten. Wie Karl V. und Leo X. haben auch sie sich in Luther getäuscht.

Ihre Familie hielt sich lange, länger als manche andere reiche Kaufmannsfamilie. Vor allem heirateten sie nicht in den ersten Generationen in adlige Familien hinein. Ihr Besitz wurde also nicht zersplittert und in unfruchtbarer adliger Repräsentation verschwendet, sondern in großer Kaufmannsart weithin angelegt. Ihrer einseitigen Stellungnahme verdankt das deutsche Volk nicht wenig die Zerrissenheit. Sie gaben dem Kaiser die Mittel, fremde Kriegsvölker, besonders Spanier, in Deutschland wüten zu lassen und so eine geschlossene Selbständigkeit Deutschlands zu verhindern. Anton Fugger, der dem Kaiser Karl V. das Geld zum Schmalkaldischen Krieg mit der Bedingung ge-

geben hatte, daß Augsburg, seine Heimatstadt, verschont werden sollte, mußte es obendrein erleben, daß gerade Augsburg besonders durch die kaiserlichen Truppen und die an den kaiserlichen Sieg sich anschließenden Verhandlungen gebrandschatzt wurde. Was nützte es dem Fugger, daß er sich gekränkt auf ein Landgut zurückzog? Er hatte ja dem Deutschen Kaiser, der nur mit seinen Rossen deutsch sprach, der aber schon die französische Sprache in seinen Briefen schrieb und in seinen politischen Umgang einführte, das Geld zum Niederschlagen der Deutschen geliehen. —

Welche gewaltigen Summen die Fugger aufbringen konnten, geht auch aus Luthers Tischreden hervor:

„Die Fugger können in einer Eile aufbringen eine Tonne Goldes, fünf oder sechs, das der Kaiser nicht vermag. Fugger hat bei 18 Tonnen Goldes verlassen. Man sagt, daß die Fugger und Welser haben dem Kaiser erstmal zwölf Tonnen Goldes im Kriege für Padua geliehen. Augsburg vermag in dreien Wochen dreißig Tonnen Goldes aufzubringen; das vermag der Kaiser nicht."

Auch Hutten griff die Fugger schwer an. Er, der über den gewöhnlichen Rahmen hinauswuchs, spiegelte zugleich das Leben gewisser Adelskreise, die nicht nur im engen, bald hausväterlichen, bald wegelagerischen Rittertum ihrer Zeit aufgingen. Ulrich von Hutten ward als Altester am 21. April 1488 dem Schloßherrn von Steckelberg, auf der Grenze zwischen hessisch-fränkischem Wesen geboren. Altberühmt war wohl das Geschlecht der Hutten, aber es hatte nicht verstanden, sein adliges Leben auf großen Glücksgütern zu begründen. Sein Vater, der Haus und Familie mit altväterischer Strenge regierte, brachte ihn, wohl um ihn zu versorgen, wie damals viele Adelsöhne versorgt wurden, in das nahe Stift Fulda, wo Ulrich später Mönch werden sollte. Das Mönchswesen litt aber wieder einmal an innerlicher Zersetzung. Nicht nur die allgemeine Verwahrlosung hatte sich ausgebreitet, sondern Jahr für Jahr wurden Klöster in freie Chorherrenstifte mit festen Pfründen umgewandelt. Ehe sich Ulrich bindend verpflichtete, entfloh er den ihm zu eng gewordenen Klostermauern. Sein

strenger Vater begriff seinen Freiheitsdrang, seine Liebe zur Wissenschaft und sein ganzes begabtes Wesen nicht. Fürsprache des um etwa 20 Jahre älteren hochgebildeten Eitelwolf vom Stein, der bei den Brandenburger Kurfürsten und beim Erzbischof Albrecht von Mainz viel galt, konnte den starrsinnigen Schloßherrn von Steckelberg nicht umstimmen. Ulrich floh hinaus in die Welt und mußte als fahrender Schüler das Elend armer Studenten durchkosten. Das Siechtum seines Körpers schreibt er später ausdrücklich den Leiden und der Überanstrengung jener Jahre zu. Damit ist freilich der Ursprung jener entsetzlichen syphilitischen Krankheit nicht erklärt, deren Verwüstungen auch er wie zahllose Zeitgenossen seinen frühen Tod zu danken hatte. Mag die Ansteckung mit oder ohne Schuld des Ritters geschehen sein: die Anschauung seiner Zeit war fern davon, ihm dies Leiden zum Makel anzurechnen.

Er besuchte viele deutsche Universitäten, Köln, Erfurt, Frankfurt a. d. Oder, Greifswald, fand überall gelehrte Freunde, manchmal aber auch Hasser, wie in Greifswald. Als er im harten Winter von dort floh, ließen sie ihn bis aufs Hemd ausplündern. In Rostock wurde der Schwerkranke durch seine Zugehörigkeit zu dem sich ausbreitenden Kreise der Humanisten gerettet, die, je mehr sie von den Anhängern des Alten verfolgt wurden, zusammenhielten und einander förderten. In Rostock schrieb er sein erstes Werk: Die ingrimmigen Klagelieder gegen die Greifswalder, die ihn hatten überfallen lassen. Im Jahre 1511 schrieb er in Wittenberg ein Lehrbuch über die Verskunst und zog dann an die aufblühende Wiener Universität.

In ihrer Luft erwachte das Empfinden für sein deutsches Vaterland in ihm. Als er nun in Italien, wo er das Recht studierte, oft auf Verhöhnung des Deutschtums stieß, schrieb er kräftige Epigramme als Antworten. Die Mittel zum Brotstudium gingen ihm aus. Sein Vater versagte ihm auch jetzt noch jede Zubuße. Ulrich versuchte als Landsknecht durchzukommen — was ihm sicher wegen seines Leidens, das inzwischen seinen Fuß ergriffen hatte, mißglückte. Er wandte sich wieder nach Deutschland, und sein Gönner

Eitelwolf vom Stein brachte ihn in den Dienst des Erzbischofs Albrecht von Mainz. Eitelwolfs Tod machte Huttens Absicht, in Mainz einen neuen Mittelpunkt der Gelehrsamkeit zu gründen, zunichte.

Nun aber fand Hutten einen Weg, sich mit seinem Vater zu versöhnen. Ein Verwandter von ihm, dessen Vater Ulrich wiederholt beigestanden, war vom Herzog Ulrich von Württemberg ermordet und beschimpft worden. Die Huttenschen brannten auf Rache und wußten Ulrichs literarische Gabe zu gebrauchen, um die schlechte Sache des fürstlichen Mörders in der Öffentlichkeit herabzusetzen. Im Rechtsgefühl getroffen und empört, da er durchaus als Mitglied des Ritterstandes fühlte, griff Ulrich den Herzog in mehreren Reden von großer Meisterschaft und dichterischem Schwung an.

Nun erhielt er von seiner Familie die Mittel, in Italien studieren zu können, um später als rechtsgelehrter Rat im Fürstendienst sein Brot zu finden. Doch trieb er mehr Griechisch als das verknöcherte Rechtsstudium. Und da er im ritterlichen Eintreten für seines Landes Ehre im Kampf mit fünf Franzosen einen von ihnen erschlagen hatte, wurde ihm wohl der italienische Boden zu heiß. Er hatte verschmäht akademische Grade zu erlangen, ward aber doch in den humanistischen Kreisen Deutschlands hoffnungsvoll begrüßt.

In dem kleinen, blassen und gebrechlichen Ritter, der recht unansehnlich aussah, lebte ein unbezwinglicher mutiger Geist. Selbst die furchtbarsten Kuren, zu denen sein Leiden ihn zwang, konnten ihn nie ganz zu Boden drücken. Seine Begeisterung und sein oft grausamer, immer bereiter Witz machten es ihm unmöglich, in den alten Geleisen weiterzutrotten.

In Deutschland war inzwischen die beginnende Erneuerung herangereift. Als die Hetze gegen Reuchlin in Szene gesetzt wurde, wird das nicht mehr stillschweigend hingenommen. Die Humanisten scharten sich um den schuldlos Angegriffenen, und Hutten trat so heftig für Reuchlin ein, als wäre er selbst bedroht.

Seine Freunde glaubten wohl, er könne als Hochschullehrer am besten der wissenschaftlichen Freiheit dienen und sorgten dafür, daß Kaiser Max ihn mit dem Dichterlorbeer krönte. Das brachte ihm den privilegierten Ritterstand vor dem Kaiser und das Recht, an allen Hochschulen als Lehrer der besten Künste und Wissenschaften aufzutreten. Der Dichter fühlte aber wohl, daß er zum Erzieher im Begrenzten nicht tauge, sondern daß ihn sein ganzes Volk brauche. Er schrieb später darüber einen schönen Brief an Pirckheimer in Nürnberg.

Der kunstliebende Erzbischof von Mainz nahm Hutten in seinen Dienst. Der gewiß nicht schwere Hofdienst ließ Hutten reichlich Zeit zum Studieren und Schaffen. Der humanistisch gerichtete Erzbischof Albrecht deckte mehrere kecke Angriffe Huttens auf den Papst Leo X. und sah ihm auch sonst manches nach. Außer andern Schriften veröffentlichte Hutten auch einen Dialog, der das bischöfliche Hofleben durchhechelte. Der Erzbischof ließ ihm trotzdem seine Besoldung und entband ihn sogar von allen Dienstleistungen, um den gefeierten Mann, der inzwischen durch seinen Aufruf zu deutscher Einigkeit seinen Ruf verstärkt hatte, seinem Hof zu erhalten.

Hutten aber schwang sich 1519 in den Sattel. Er zog inmitten des durch die Ermordung Hans Huttens tödlich beleidigten Adels gegen Herzog Ulrich von Württemberg, unter dem Kommando Franz von Sickingens. Das Lagerleben führte rasch zur Vertraulichkeit zwischen den beiden. Hutten glaubte, daß in dem neuen Freund ein Geist lebe, der fähig sei große Ziele im großen Sinne zu erfassen. Zumal Sickingen die politische Wiedergeburt Deutschlands anstrebte. Beide erhofften von der Wahl Kaiser Karls V. zum Deutschen Kaiser das Höchste für Deutschland. Als der Wormser Reichstag dann zeigte, daß Karl V. nicht eine der viel zu hohen Erwartungen erfüllen würde, war die Enttäuschung groß. Huttens Sprache nahm an Haß und Wildheit zu. Er behauptete, alles wirtschaftliche und moralische Unheil Deutschlands käme von Rom; die Römlinge trieben

ärgste Vetternwirtschaft und wüste Schwelgereien und trachteten, Geld und Gut aus Deutschland zu bringen.

Diese Angriffe hatten schließlich den Papst veranlaßt, den Erzbischof Albrecht aufzufordern, den schlimmsten aller Lästerer, Hutten, zu züchtigen. Hutten floh zu Sickingen auf die Ebernburg und erklärte, daß er nie um äußeren Vorteil gebuhlt, sondern daß „Hulde der warheyt und lieb meines Vaterlands" ihn geführt hätten.

Vergebens bemühte sich Hutten einen Bund der Ritter und Städte herbeizuführen, nachdem er die Macht der „Pfeffersäcke" erkannt und schätzen gelernt hatte.

Inzwischen hatte er sein Programm einer nationalen Politik gebildet. Er begann nun auch, nicht mehr lateinisch zu schreiben, sondern seine „Gespräche" deutsch zu verfassen, um seine Freunde in ihren Anschauungen zu bekräftigen und um auch allen denen nahezukommen, die keine gelehrten Studien getrieben hatten. Fühlte er doch, daß er für das gesamte Volk und nicht für eine einzelne Schicht wirkte.

Als Kaiser Karl sich nicht für die ersehnte Einheit des Reiches gewinnen ließ, blieb Hutten trotzdem bei seiner Idee, im Interesse des deutschen Volkes die kaiserliche Macht zu erneuern. Der Ausbeutung des deutschen Volkes sollte ein Ende bereitet werden. Statt Pfründenjäger sollten nur fromme und gelehrte Männer zu den geistlichen Stellungen in Deutschland gelangen. Die großen frei werdenden Geldmittel sollten einen „gemeinen Schatz" füllen, aus dem die Werke der Menschenliebe und Bildung gespeist sowie ein großes nationales Reichsheer zum Widerstand gegen die Türken unterhalten werden sollte. In diesem Heer sollten auch jene Landsknechte und Ritter ihre Löhnung und ihre Ordnung finden, die jetzt nur aus Not raubten. Hutten fand nirgends Verständnis für seine neue Monarchie, die sich auf gesunden Finanzen aufbauen und ein Königtum der untern Stände im Gegensatz zu den fürstlichen und klerikalen Interessen darstellen sollte. Auch Sickingen konnte ihm nicht helfen. Sickingen hatte zwar, seitdem er in Kaiser Karls Diensten stand, einen gewissen Einfluß auf den Kaiser. Hutten selbst trat indirekt in den Dienst des

Kaisers, indem er sich Sickingen als Doppelsöldner gegen Frankreich verpflichtete. Er versprach sogar mehreren kaiserlichen Abgesandten, nicht mehr zu schreiben, wenn es der Kaiser befahl. Als aber die Verhandlungen des Wormser Reichstages nicht so verliefen, wie er es gedacht, gab er den Dienst des Kaisers wieder auf und verließ schließlich im Sommer 1521 Sickingens Burg, ebenso gebrochen am Körper wie geknickt in allen Hoffnungen. Er begann sich seines Vaterlandes zu schämen.

Er verbarg sich, um seinen siechen Körper zu pflegen, verbrachte den Winter wohl auf Sickingens Burgen und suchte immer noch gelegentlich im kaiserlichen Interesse zu wirken für Zwecke, die vom Kaiser selbst verleugnet wurden. In diesem Sinne stimmte er Sickingens unglücklich verlaufenen Angriff auf Trier zu. Als Sickingen zurückgeschlagen und gestorben war, mußte Hutten Deutschland verlassen. Er fand, krank bis ins Mark, von allen Mitteln entblößt, eine kurze Zuflucht in Basel. Dort traf ihn der letzte große Schmerz seines Lebens. Erasmus, der angebetete Heros der Humanisten, sagte aus Furcht, bei großen Gönnern anzustoßen, und aus Geiz sich von dem Hilfsbedürftigen los. Der Rat entzog Hutten seinen Schutz, und Hutten suchte für einige Monate im Augustinerkloster in Mülhausen eine Unterkunft. Auch andere humanistische Freunde stellten sich in den Dienst der fürstlichen Bezwinger Sickingens und Gegner Huttens. In größter Verlassenheit floh Hutten vor den auch in Mülhausen heftiger auftretenden Anhängern des Alten zu Zwingli nach Zürich. Zwingli sorgte, daß Hutten die Bäder in Pfäffers gebrauchte. Doch halfen sie ihm nicht mehr. In Zürich selbst spürten ihm die Feinde nach. Er suchte Verborgenheit und Linderung seiner Leiden auf der Insel Ufnau im Züricher See und fand dort im Spätsommer 1523 die Ruhe im Tode, arm, wie er gelebt.

Hutten war der Mann des unerschrockenen Vorwärtsstürmens. Noch in den letzten qualvollen Monaten war er für seine Idee, Deutschland politisch neuzugestalten, in mehreren Schriften eingetreten. Seine humanistischen Freunde aber hatten nicht den Mut, ihn zu begreifen und

ihm zu folgen. Seine Ideen gingen mit ihm zu Grabe. Nur die Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einheit, für die er schon ein Ziel gewiesen hatte, blieb immer als Traum lebendig. Und auch sein Leitspruch: „Ich hab's gewagt!" ging nicht mehr ganz aus dem Bewußtsein des Volkes verloren. Er hatte einst in einem Aufruf an das deutsche Volk hinausgerufen:

„Den stolzen Adel ich beruf,
Ihr frommen Städt', euch werfet uff...

Erbarmt euch übers Vaterland,
Ihr werten Teutschen, regt die Hand!...

Wohlan, wir haben Gottes Gunst!
Wer wollte in solchem bleiben d'heim?

Ich hab's gewagt! Das ist mein Reim."

Hutten, der sein lebelang den Stempel seines ritterlichen Standes getragen und sich nur schwer von gewissen Vorurteilen gegen die Städte und das Bürgertum freigemacht hatte, warb schließlich um die Bundesgenossenschaft der Bürger, trotzdem er gelegentlich auch die Bürger als Monopolisten für ebenso schädlich erklärte wie die Juristen, ja, die vielgescholtenen Ritter seien in viel geringerem Grade Räuber. Jedoch zu einer großen Tat konnte auch Hutten nicht das gesamte Rittertum hinreißen. Es schloß sich nur in Interessenbünden, wie im Rheinischen Ritterbund, zusammen.

Nicht unwahrscheinlich ist, daß Hutten ebenso die erwachende Regsamkeit der bäuerlichen Schichten als Bundesgenossen willkommen geheißen hätte wie er die Kraft der Städte schätzen gelernt. Jedenfalls fand er sich mit den aufgeregten Bauern zusammen in dem Streben, die Reform durchzuführen im Interesse einer alle Sondervorteile unterdrückenden kaiserlichen Macht. Wenn er auch nicht den „Neukarsthans", einen ihm oft zugeschriebenen, die Bauernsache vertretenden Dialog geschrieben hat, so hat seine Tätigkeit vielleicht mehr auf die unruhig gewordenen Bauern gewirkt als Luthers Bekenntniskampf.

Man darf die Aufstandsbewegung der deutschen Bauern durchaus nicht als eine Folge der Lutherschen Lehre betrachten. Gerade die rein protestantischen Gegenden Norddeutschlands beteiligten sich nicht an dem kriegerischen Vorgehen der meist katholischen süddeutschen Bauern. Die Erbitterung der Bauern, die in ihrer Abhängigkeit von den Grundherren immer stärker ausgebeutet wurden und sich ganz rechtlos fühlten, war schon seit Jahrhunderten vorhanden.

Luther aber, der den mittelalterlichen Autoritätsglauben bis in seinen Grundfesten erschüttert hatte, war doch zugleich so von „gotischer" Denkungsart erfüllt, daß er in der bäuerlichen Auflehnung gegen die herkömmliche bürgerliche Ordnung eine Sünde wider den Heiligen Geist sah und in seinen „Sendbrief wider die räuberischen und mörderischen Rotten der Bauern" 1525 fast unmenschliche Worte gebraucht:

„drumb soll hie zu schmeyßen, würgen und stechen, heymlich oder öffentlich, wer da kann, und gedencken, das nicht giftigers, schedlichers, teuflischers seyn kann, denn ein aufrührerischer Mensch, gleich als wenn man einen tollen Hund totschlagen muß. Ich meyn, daß keyn Teuffel mehr ynn der Helle sey, sondern allzumal ynn die Baurn sind gefahren!"

Dieser willkommenen Aufforderung kamen dann zahlreiche Herren gründlich nach, und es fand nach der Niederwerfung des Aufstandes ein solches Blutvergießen statt, daß man für die oberdeutschen Lande mehr als 130 000 umgebrachte Bauern berechnet hat.

Auszüge aus den damaligen Chroniken ergeben ein ziemlich anschauliches Bild der Verhältnisse. So schilderte die Erstürmung der württembergischen Stadt Weinsberg durch die Bauern nach handschriftlichen Überlieferungen Justinus Kerner:

„Es war am 16. April 1525 am heiligen Ostertag, da erschien der bäurische Haufen auf dem Schimmelsberg vor Weinsberg. Mit hellem Geschrey wälzte sich der Haufen vom Berge nieder ins Tal, und der Sturm begann an drei Orten, auf das Schloß, auf das obere und auf das untere

Tor. Die Ritter, deren Führer der Graf von Helfenstein war, sahen auf der Seite der Bauern die Übermacht und warfen sich eilends zu Pferde. Sie wollten zum oberen Tor hinaus, aber die Bürger verrammelten die Tore und schrien: ‚Wollt ihr uns allein in der Brühe stecken lassen?'

Von Mauern und Türmen schossen die Bürger rüstig unter den bäurischen Haufen, und mancher Mann fiel. Aber immer gedrängter zogen die rasenden Bauern heran, mit Hämmern und Palisaden stießen sie mächtig an die Tore, bis sie aus den Angeln sprangen. Da schrie der Graf von Helfenstein vom obern Tor und Dietrich von Weiler am untern: ‚Friede! Friede! wir wollen uns gefangen stellen!' Als so die Bürger von Weinsberg sahen, wie den Rittern der Mut gesunken, liefen sie von der Wehre, und die Bauern, die sofort nachdrangen, eroberten die Stadt, erstlich durch das Schloß, dann durch die beiden Tore. Sie riefen den Bürgern zu: ‚Begebt euch in eure Häuser mit Weib und Kind, so soll euch nichts widerfahren!'

Da durchsuchten die Bauern die Häuser, und was Stiefel und Sporen hatte, das mußte sterben. Sie beraubten die Bürger der Waffen und Wehre und die öffentlichen Kassen des Geldes.

Auf einer Anhöhe über dem Städtlein liegt die Kirche, dahin flohen in jäher Hast die Ritter und Reisigen. Einige sprangen, andere fielen von den Pferden. Sebastian von Owen, Eberhard Sturmfeder und Rudolf von Eltershofen wurden von den rasenden Bauern ereilt und auf dem Kirchhof erschlagen. Dietrich von Weiler, der stärkste am Leib, hatte den Turm erreicht und rief Worte des Friedens nieder. Sie riefen hinauf: ‚Rache, Rache für die siebentausend bei Wurzach Gefallenen!' und schossen nach ihm. Er fiel nach innen. Sie rannten den Turm hinauf, ergriffen den noch röchelnden Sterbenden und stürzten ihn von des Turmes Höhe in den Kirchhof nieder. Marx Hengstein von Beilstein, des von Weilers Knecht, entkam als der einzige von allen, von Weibern im Heu verborgen, schimpflich.

Die andern wurden teils in der Kirche, teils auf dem Turm gefangen. Achtzehn Bürger fielen, vierzig wurden

verwundet. Dreißigtausend Gulden zur Auslösung bot der von Helfenstein. Sie antworteten: ‚Und wenn du uns zwei Tonnen Goldes geben würdest, so müßtest du doch sterben!'

Sie banden ihn samt den andern mit Stricken, und sein Los entschied sich am andern Tag.

Es liegt vor Weinsberg ein feiner Platz, dahin führten die Bauern am Ostermontag mit Sonnenaufgang den Grafen von Helfenstein mit den noch übrigen vom Adel und den Knechten. Ein roher Kerl, der vormals bei dem Grafen als Pfeifer gedient, ging mit der Pfeife vor ihm her und sprach: ‚Ich habe dir einst so oft zur Tafel gepfiffen, nun spiel ich dir billig zu einem andern Tanz auf.' Dann bildeten die Bauern eine Reihe; Trommeln und Pfeifen erklangen, und Hans Konrad von Winterstettens Knecht war der erste, den sie vor Angesicht der andern durch ihre Spieße jagten. Diesem folgte sein Herr, Konrad Schenk von Winterstetten, und die andern Ritter, Edelleute und Knechte, darunter auch Graf Ludwig Helferich von Helfenstein. Ferner des Grafen Hofnarr und mehrere Priester. Als die Bauern das Schloß erobert, da hatten sie auch die Gräfin von Helfenstein, Kaiser Maximilians natürliche Tochter, gefangen. Jetzt am unseligen Morgen kam die gefangene Gräfin mit ihren Frauenzimmern, ihr Knäblein auf dem Arm tragend, zur Richtstätte nieder.

Umsonst warf sich die Gräfin, ihr Knäblein vorhaltend, den Bauern aus dem Oberwald, Hohenlohe und Neuenstein mit Tränen zu Füßen und bat in des unmündigen Kindes Namen um das Leben seines Vaters. Die Rasenden blieben kalt. Andreas Rymy, Bauer von Zimmern, steckte die Helmfeder des Ermordeten prahlend auf den Hut, Jäklin, Bauer von Rohrbach, schnallte sich seinen Panzer an. Graf Helferich fiel durchstochen. Die Gräfin beraubten sie ihres Schmuckes und verwundeten das Kind auf ihrem Arm. Ein Mistwagen wurde vorgeführt, darauf setzten sie die Gräfin mit ihren Frauenzimmern und führten sie gen Heilbronn. ‚Auf einem goldenen Wagen', sagten sie spottend zu ihr, ‚zogst du in Weinsberg ein, auf einem Mistwagen ziehst nun hinaus!' Sie aber erwiderte ruhig und groß: ‚Ich trage der

Sünden viele; Jesus Christus aber, makellos, am Palmtag triumphierend vom Volk begrüßt, wurde nachher nicht um seiner, sondern um anderer Sünden willen verspottet und gekreuzigt. Der tröstet mich.' — Weder Aktenstücke noch Sagen geben Kunde, wo der Erschlagenen Leiber eine Ruhestätte gefunden."

Schnell brach übrigens für die Weinsberger Tat die Rache herein. Georg von Truchseß, des Schwäbischen Bundes Hauptmann, erschien am 14. Mai, am Sonntag Kontate, plötzlich im Weinsberger Tal. Schnell war die Stadt eingenommen, noch viele der Bauern gefangen, unter ihnen der unglückselige Spielmann, der zur Hinrichtung jener vom Adel die Pfeife geblasen. Scheußlich war der Bauern Rache gewesen, scheußlich wurde jetzt die vom Truchseß. Der Spielmann war sein erstes Opfer. Mit langen Ketten ließ Truchseß ihn an einen Pfahl binden, trug mit den andern anwesenden Edelleuten eigenhändig Holz um das Schlachtopfer und zündete es an. Vom Feuer gequält, das dem Unglücklichen immer näher kam, sprang er rasend im Ring umher, schrie bald zu Gott und den Heiligen, bald zur Hölle und ihren Teufeln; bald fiel er nieder, bald sprang er wieder auf, sprang noch mit bloßen Knochen, nachdem das Feuer das Fleisch verzehrt, im Ring umher und verschied endlich ganz gebraten, seinen Quälern ein süßer Geruch. Auch an dem Schultheißen von Böckingen ließ Truchseß zu Neckargartach gleiche Rache üben. Noch mehrere von denen, die an dem Tod der Ritter schuldig, wurden zu Diedelfingen von der Ritterschaft unter Martern hingerichtet. Überall in der Gegend wütete das Schwert.

Aber ein schreckliches Schicksal kam über Weinsberg, den Ort, wo die Tat geschehen. Feuerbrände ließ der von Truchseß in Weinsbergs Häuser werfen, und in wenigen Stunden war die Stadt der Frauentreue nicht mehr. Dann ließ er im Namen österreichischer Regentschaft den Befehl verkünden: „Nimmermehr an diesem Ort zu bauen, sondern ihn samt dem Schlosse, künftigen Zeiten ein Zeichen, unbebaut und unbewohnt stehen zu lassen, und alle Freiheiten und Nutzungen auf den Gütern derer zu Weinsberg dem Kammergut

zu überantworten." Mit Verzweiflung ringend, lagen die Einwohner nun in Wäldern und Feldern.

Weder in der damaligen Zeit noch später wurde erwiesen, daß Bürger von Weinsberg Anteil an der Hinrichtung der Ritter gehabt. Aber es blieb nicht einmal bei Weinsbergs Verbrennung. Den Bürgern wurden auch noch schwere Geldbußen auferlegt und ihnen alle erworbenen Rechte genommen. Vierzehn der angesehensten Bürger wurden auf die Folter gelegt, aber keiner für schuldig befunden.

Auf alle Eingaben und Bitten blieb Österreichs Regentschaft unbeweglich, und neun Jahre lebten die Weinsberger, ihres städtischen Einkommens beraubt, in gebrochenen Türmen und Mauern, von der Regentschaft, unerachtet ihrer durch peinliche Untersuchungen und Foltern erwiesenen Unschuld, verdammt und geächtet.

Wie die Bauern in keiner Gegend geschont worden sind, beweist auch der Bericht des Peter Butz an Caspar Schaller, Stadtschreiber von Basel, über den Zaberner Bauernmord. Sie sollten freien Abzug haben, wurden aber zu Tausenden niedergestochen, als sie wehrlos aus der Stadt zogen.

Die Weinsberger Episode aus dem Bauernkrieg bietet nur ein besonders grell beleuchtetes Bild. Sie zeigt uns nur den Kampf der Bauern gegen die Ritter. Manche Zeitgenossen behaupteten, die Verbitterung der Bauern richte sich schon lange ganz besonders stark gegen den Klerus.

Kirchliche Sittenprediger hatten vor dem Volk seit dem 13. Jahrhundert manche Verkommenheit bloßgelegt. Der mindere Klerus hetzte gegen die reichen Pfründeninhaber. Die Hussiten, die sich gegen das übermäßige Kirchengut richteten, wirkten als Anreger. Ohne eigentliche religiöse Motive, aber voll Haß gegen die Geistlichkeit waren, wie Georg Steinhausen bemerkt, schon die Aufstände im 15. Jahrhundert.

Sie richteten sich mit besonderer Wut gegen den Reichtum jeder Art, weil gewisse kommunistische Anschauungen das ganze Mittelalter hindurch vom Christentum gefördert wurden. Der Bauer empfand in seiner mißachteten und be-

drückten Stellung am meisten die Ungerechtigkeit der Verteilung der Güter dieser Welt. Der Führer der Niklashäuser Bewegung, ein junger Bußprediger, baute auf religiös-kommunistischen Anschauungen seine Erfolge, sah die Fürsten und Herren nach Verteilung ihrer Güter zu Handarbeitern degradiert und ein wahres Gottesreich auf Erden erreicht. Auch der Führer des Untergrombacher Aufstandes, Jost Fritz, ein ehemaliger Landsknecht, ließ eine Fahne vorantragen, auf der neben einem knienden Bauern das Bild des Gekreuzigten prangte neben dem Spruch: „Nichts denn die Gerechtigkeit Gottes." Jost Fritz, der dann im Breisgau neue Bewegungen erregte und 1517 einen großen Aufstand im ganzen Südwesten entfachen wollte, hatte nicht überall Glück. Zwar war der Südwesten der Herd der revolutionären Stimmung. Sie erhielt sich dort lange unter dem Symbol des „Bundschuhs", des durch Riemen zusammengehaltenen rindsledernen Schuhs des kleinen Bauern. Auch tobte im Südwesten schon 1514 vor dem großen Bauernkrieg der Aufstand vom „Armen Konrad". Doch auch in Kärnten, wo schon 1478 die Bauern einmal zu Spieß und Schwert gegriffen, empörten sich die Bauern 1515 gegen die ständige Zurücksetzung. Sie waren damals noch wehrhaft und trugen Schwerter an der Seite. Mancher von ihnen war auch in Fehden als Landsknecht mitgezogen, fühlte sich also durchaus gleichberechtigt mit hohen Herren, die auch nicht mehr als ihr Leben eingesetzt. Vor allem wirkte im Südwesten aber auch das Beispiel der Schweizer sehr stark. Das Selbstbewußtsein der Schweizer war auch im süddeutschen Bauern noch nicht ganz erloschen. Sie waren besonders erbittert über die Übergriffe beim Waldschutz, über die Entziehung des Jagdrechts und über die Frohn, die sie bei den Herrenjagden leisten mußten. Auch die radikalen Evangeliumsprediger eiferten gegen den Zehnten und gegen den Zins und nahmen das Evangelium als Ideal, nach dem die äußeren Zustände geformt werden sollten. Das religiöse Element war weniger Ziel als Triebkraft. Im Bauernkrieg wie in allen gleichzeitigen Unruhen suchte vielmehr der Haß der Entbehrenden nach Befriedigung. Die wirtschaftlichen

Nöte und der gesellschaftliche Geltungstrieb wirkten vor allem als aufreizendes Moment.

Das eigentliche Ziel der Aufstände war ein rein rückschrittlich-agrarkommunistisches. Mit diesem Drang zu primitiven Zuständen mußten sie bald scheitern. Einzelnen Landesherren wurden zwar die Augen geöffnet. Sie drückten Milderungen und Abschaffung mancher bäuerlicher Lasten durch, wie in Tirol und im Nordwesten Deutschlands, was beiden Landesteilen zu besonderem Vorteil gediehen ist. Aber der Aufstand zog nach seinem Zusammenbruch nur eine größere Bedrückung der Bauern herbei. Nur langsam erwuchs ihnen aus der neuen Zeit der Segen. Die Reformation hatte die Fürsten gestärkt, hatte die Fürstenmacht erst so richtig begründet. Und die Fürsten mußten einsehen, daß ein gepflegter Bauernstand die stärkste Mauer ihres Staates war. Immerhin vergingen Jahrhunderte, bis dem Bauern überall und gründlich sein Recht wurde. Erst im Zusammenhang mit der allgemeinen freiheitlichen Entwicklung, mit der Einführung der städtischen Selbstverwaltung und ähnlichen Entscheidungen ward der Bauer wieder der freie Mann und Herr seiner Scholle.

Mehr religiöse Leidenschaft als im Bauernkrieg offenbarte sich im Wiedertäufertum. Die Wiedertäufer waren ergriffen von schwärmerischsten Gefühlen und übertrugen diese Ergriffenheit aufs Volk. In innerlichster christlicher Liebe suchten sie die idealen kommunistischen Zustände des Urchristentums wieder herzustellen und zweifelten nicht an einer nahen Wiedergeburt des Herrn. Sie verwarfen die Kindertaufe, weil sie die Einwilligung des gläubigen Täuflings zur Bedingung der Taufe machten, wie das schon einzelne Gruppen seit Jahrzehnten getan. Vor allem lockte ihr Ideal, die vom Staat losgelöste Gemeinschaft der Heiligen, das religiös aufgewühlte Volk. Sie forderten die Aufrichtung eines Reiches Gottes auf Erden, Einführung der Gütergemeinschaft, glaubten an neue Offenbarungen und gingen in ihrem Fanatismus zu Taten über.

Einer der heftigsten ihrer Prediger war Thomas Münzer, der selbst schon als Prediger in Zwickauer Kirchen

gegen manche Mißstände geeifert hatte. In der Katharinenkirche kam er mit den armseligen Tuchknappen zusammen, die dort ihren Fronleichnamsaltar hatten. Sie scharten sich um einen beredsamen Mann voll ausschweifender Erwartung, einen Tuchmacher Nikolaus Storch aus verarmter Zunftfamilie. Der war, wohl auf seiner Wanderschaft, in Böhmen gewesen und hatte die Taboriten kennengelernt, die keinen Priesterstand anerkannten und nur der unmittelbaren Erleuchtung durch den Heiligen Geist glaubten. Storch offenbarte in lieblichen, innerlichen Predigten das Ende aller Gottlosen, das ihm der Engel des Herrn im Traum verheißen habe. Diese göttlichen Visionen gewannen auch Münzer. Er ging selbst in die Häuser der Armen und predigte in den Winkeln. Er bekam einen gewaltigen Anhang unter dem Volk, zumal er nicht wie Storch in der Verborgenheit blieb, sondern laut von der Kanzel herab predigte, daß der Mensch zum rechten Glauben nur durch unmittelbare Offenbarung gelange. Dazu bedürfe es keiner Wissenschaft. Er mußte schließlich 1521 aus Zwickau weichen. Nachdem er in Böhmen vergebens Anhängerschaft geworben, erhielt er 1523 eine Pfarrstelle in Alsted, wo er sich mit einer aus dem Kloster ausgetretenen Nonne verheiratete. Hier führte er schon eine vollständig deutsche Gottesdienstordnung ein. Mit Andreas Karlstadt und anderen Aufgeregten wechselte er Briefe. Er ging bereits damals über die Bestrebungen Karlstadts hinaus und warb Genossen für einen allgemeinen Umsturz. Seine glühende hetzerische Art führte ihm massenhaft zuströmendes Volk zu. Als 1524 das Volk das wundertätige Marienbild und die Kapelle zu Mallerbach verbrannte, ermahnte er zu den Waffen zu greifen und begeisterte das Volk zum bevorstehenden Kampf gegen „die Tyrannen und alle, die wider das Evangelium streben. Die Zeit ist vorhanden, daß ein Blutvergießen über die verstockte Welt ergehen soll um ihres Unglaubens willen."

Luther hatte selbst schon zum Einschreiten gegen den „Satan von Alstedt" geraten, der das Volk aufwiegelte.

Münzer entwich nach Mühlhausen in Thüringen. Hier hatte er anfangs Glück mit seiner wütenden Predigt gegen die Obrigkeit, gegen Zins und gegen den geistlichen Stand, mußte aber schließlich weichen und ging nach Süddeutschland, wo schon der Aufstand rumorte. Nun wagte Münzer auch im Dezember nach Mühlhausen zurückzukehren und mit Hilfe benachbarter Bauern in stürmischer Volksbewegung den alten Rat zu stürzen. Bilder und Altäre wurden zerstört, die Kirchenschätze geraubt, die Klöster aufgehoben und geplündert. Während seine Anhänger unter der Führung seines tatkräftigen Freundes Pfeifer im Frühling 1525 Kirchen, Klöster und Schlösser im Eichsfeld verwüsteten und andere Haufen mordend und brennend im Harz, in der Goldenen Aue und im Mansfeldischen herumzogen, förderte und peitschte Münzer den Aufruhr mit flammenden Anschreiben.

„Siehe zu," schrieb er, „die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsere Fürsten und Herren, nehmen alle Kreaturen zum Eigentum, die Fische im Wasser, die Vögel in der Luft, das Gewächs auf Erden muß alles ihr sein. Darüber lassen sie Gottes Gebot ausgehen unter die Armen und sprechen: Gott hat geboten, du sollst nicht stehlen! So sie nun den armen Ackersmann, Handwerksmann und alles, das da lebt, schinden und schaben: so er sich dann vergreift an allergeringsten, so muß er henken. Die Herren machen das selber, daß ihnen der gemeine Mann feind wird. Die Ursache des Aufruhrs wollen sie nicht wegtun. Wie kann es in die Länge gut werden! So ich das sage, werde ich aufrührerisch sein."

An den Grafen Ernst von Mansfeld auf Schloß Heldungen schrieb er unter anderen: „... der ewige lebendige Gott hat es geheißen, Dich vom Stuhl zu stoßen, denn Du bist der Christenheit nichts nutz, Du bist ein schädlicher Staupbesen der Freude Gottes... Wir wollen Deine Antwort noch heute haben, oder Dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen, da wisse Dich nach zu richten. Wir werden unverzüglich tun, was uns Gott befohlen hat, tu auch Du Dein bestes. Ich fahre daher. Gegeben zu Franken-

hausen, Freitags nach Jubilate, Anno 1525. Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideons."

Einige Tage später rückte das vereinigte kleine Heer katholischer und evangelischer Fürsten gegen die 8000 Mann starken, aber schlecht gerüsteten Bauern heran, griff sie in ihrer Wagenburg bei Frankenhausen an und stach fast 5000 von den Wehrlosen nieder. Ihr Prophet gelangte mit dem Flüchtlingsstrom nach Frankenhausen, wo er sich in ein Bett verkroch und festgenommen wurde. Er zeigte sich nicht gerade als heroischer Märtyrer, und vor seiner Hinrichtung durchs Schwert im Mai 1525 ermahnte er noch die Stadt Mühlhausen, von ihrer Empörung gegen die Obrigkeit abzustehen.

Es war aber in Münster, der reichen bischöflichen Hauptstadt Westfalens, wo die Wiedertäufer wirklich zur Herrschaft gelangen sollten. Anfänglich war die Stadt gar nicht den Lehren Luthers geneigt gewesen, und erst 1531 begann Bernt Rothmann die neue Lehre zu verkündigen, die bald bei der Bürgerschaft starken Anklang fand und sich trotz des Widerstandes des Fürstbischofs und der Domherren auch durchsetzte.

Allmählich kamen auch Wiedertäufer nach Münster, und Rothmann, der inzwischen Superintendent geworden, ursprünglich strenger Lutheraner, ging zu ihnen über. Aus Holland langten am 13. Januar 1534 zwei Apostel in fremdartiger Tracht in Münster an mit der Botschaft, man solle nicht mehr auf den Kanzeln predigen und sich der Kirche gänzlich enthalten. Der eine von ihnen war Jan Bockelsohn, oder wie er später genannt wurde, Johann von Leiden.

Zwar gebot der Fürstbischof, alle Wiedertäufer in seinem Sprengel als Rebellen hinzurichten und handelte auch danach, aber in der Stadt selbst kehrte man sich nicht daran. Im Gegenteil, da der Rat noch immer auf Seite des Bischofs stand, versammelten sich an 500 bewaffnete Wiedertäufer eines Morgens — es war am 8. Februar — und bemächtigten sich des Rathauses mit seinen Waffenvorräten. An ihrer Spitze stand ein Tuchhändler aus angesehener Familie und reich verheiratet, Bernt Knipperdolling. Aber

auch die Nichtwiedergetauften, Evangelische und Katholische, bewaffneten sich, und in der nächsten Nacht standen sich die Parteien wie zwei Heerlager gegenüber. Da die Herren vom Rat zwei Stadttore im Besitz hatten und der Bischof mit Bauernscharen und Reitern im Anzug war, so wäre es schon damals mit den Wiedertäufern vorbei gewesen, wenn nicht die Evangelischen in der Stadt den Bischof noch mehr gefürchtet hätten als ihre schwärmerischen Brüder, und noch einmal mit diesen einen vorläufigen Frieden geschlossen hätten.

Nun entwickelten sich aber die Verhältnisse in Münster schnell. Mißtrauisch gegen den neuen Frieden, begannen die reichen und angesehenen Bürger auszuwandern, während von allen Seiten aus den benachbarten Städten Wiedertäufer mit Weib und Kind in die Stadt kamen, um das neue Jerusalem, den Tempel Salomos hier mit aufzurichten. Es kamen neben geldgierigem Gesindel auch Wiedertäufer von höherer gesellschaftlicher Stellung, wie Heinrich Krehling, Gaugraf zu Schöppingen, mit seiner Frau und seinen Kindern und einigen wohlbeladenen Wagen. Bernhard Krechting, Pfarrer von Goldhausen, führte eine Schar seiner Pfarrkinder mit sich. Frauen kamen, die ihre Männer verlassen hatten, und Jungfrauen. Auch wurden Leibeigene, die damals noch zahlreich in Westfalen saßen, mit dem apostolischen Wort angelockt: „Werdet nicht der Herren Knechte!"

Nun wurden „die Götzentempel", die Kirchen und Klöster zerstört. Wer sich nicht auf öffentlichem Markt taufen ließ, wurde hinausgetrieben. Dies geschah vielen Anhängern der Reformation, die dann von dem langsam die Stadt einschließenden Landsknechtsheer des Fürstbischofs hingerichtet wurden.

Münster war eine sehr feste Stadt, mit gutem Wall und Graben, mit Munition und Lebensmitteln wohlversehen. An die Spitze trat bald Jan Bockelsohn. Er war als Schneider vier Jahre in England und Flandern und auf Kaufmannsfahrten in Lissabon gewesen und hielt endlich in der Vorstadt von Leiden eine Schenke, eine Stätte munterer

Geselligkeit. Er dichtete wie Hans Sachs Reimspiele und spielte selbst mit. Seine schlanke kräftige Gestalt, seine männlich anmutigen Züge und seine munteren Einfälle gefielen besonders den Frauen. Doch war er nicht ohne religiöse Interessen und beherrschte die Heilige Schrift mit 25 Jahren so gut, daß die Wiedertäufer ihn nach Münster schickten.

In der eingeschlossenen Stadt, in der schon eine halbe Gütergemeinschaft eingeführt war, setzte er im Juli die Vielweiberei durch. Neuere Forschungen haben ergeben, daß nur Johann von Leiden die Lehre von der Vielweiberei den Wiedertäufern aufgedrängt hat. Sie widersprach allen Grundsätzen und der ganzen Vergangenheit der Täuferischen.

Mehrmals stürmten die Bischöflichen vergebens. Frauen und Knaben halfen bei der Abwehr mit siedendem Kalk, warfen Pechkränze und schossen mit Armbrüsten.

In Münster lärmte großer Siegesjubel. Propheten standen auf und verkündigten das Tausendjährige Gottesreich. Einer dieser Propheten, Dusentschuer, krönte Johann mit den Worten: „Empfange das Schwert der Gerechtigkeit, mit ihm alle Gewalt, durch welche du alle Völker der Erde unterwerfen wirst." Johann warf sich auf sein Angesicht und flehte wie Salomo zu Gott um Verstand und Weisheit.

Sofort sich königlich einrichtend bestellte er Kanzler, Geheimräte, Kriegshauptleute und Würdenträger aller Art. An drei Tagen in der Woche hielt der neue König in prachtvollem Ornat Gericht auf offenem Markt. Dabei trug er eine goldene Krone mit Edelsteinen besetzt, eine schwere Brustkette, eine goldene Schwertscheide und goldene Sporen. Wo er vorüberzog, mußten die Leute niederknien.

Sechzehn Frauen nahm er nach und nach und hielt sie in einem besonderen Hause. Doch blieb eine seine Vertraute und galt als die eigentliche Königin: Divara, eine üppige holländische Schönheit, blond und mit leuchtenden Augen und „von stolzem Verstand".

Die Berichte über das innere Leben der Stadt sind alle parteiisch gefärbt. Zwar bildete sich mit der Zeit eine

Schreckensherrschaft, doch blieb ein starker Aufschwung. Sonst hätte sich auch die Stadt nicht über ein Jahr so heldenmütig verteidigen können. Der Fürstbischof engte sie mit Schanzen und Blockhäusern ein, um sie durch Hunger zu bezwingen. Mit dem Hunger, der im Frühjahr 1535 einsetzte, sank in vielen der Glaube. Das Fliehen aus der Stadt begann. Hunderte von Frauen und Kindern zogen mit Erlaubnis hinaus. Die Landsknechte nahmen jedoch nur die Anmutigen bei sich auf. Die andern irrten hungernd herum. Schließlich ließ der Bischof die Männer niederstechen oder enthaupten. Die Frauen, die abschwuren, wurden in andere Orte gewiesen.

In Münster begann es zu gären. Wer von Übergabe sprach, des Haupt war verfallen. Pferde, Katzen, Ratten und Mäuse dienten als Nahrung. Im Magen eines niedergehauenen Wiedertäufers fand sich nichts als Gras.

In dieser höchsten Not hatte man in der Stadt immer noch Hoffnung, und zwar auf eine bewaffnete Erhebung der in ganz Deutschland heimlich verstreuten Täufer. Diese Hoffnung war auch nicht ganz grundlos. Ein Buch „Von der Rache" war damals im Volke verbreitet, es zur Rache auffordernd für alles, was es erduldet; ein jedes solle das Schwert in die Hand nehmen, denn die Rache des Herrn werde alsbald anheben. Am Niederrhein und in vielen Städten der Niederlande betrachteten die Wiedertäufer Johann von Leiden als allein rechtmäßige Obrigkeit und dachten an eine gewaltsame Erhebung, wobei alle Herren, alle Mönche und Geistlichen totgeschlagen werden sollten. In Amsterdam bemächtigten sie sich im Mai 1535 sogar des Rathauses und eines Teiles der Stadt, wurden aber doch schließlich überwältigt und barbarisch niedergemacht.

In der Nacht des Johannistages 1535 gelang es endlich den Belagerern von Münster, durch Verrat mit 500 auserlesenen Soldaten in die Stadt einzudringen. Am nächsten Tage glückte die Einnahme der Stadt, in der aber noch lange Stunden gekämpft wurde. Überall wurden die Wiedertäufer niedergeschlagen und dann die Häuser geplündert.

Die gefangenen Täufer, diese ausgehungerten, gespenster-

artigen Gestalten wurden in langen Reihen aufgehängt. Viele Frauen wurden, soweit sie nicht von den Landsknechten als gute Beute betrachtet wurden, hingerichtet, andere Frauen mit ihren Kindern aus Stadt und Land verwiesen. Divara, die Königin, die Ehefrau Knipperdollings und deren Mutter wurden am 7. Juli enthauptet; von ihrem Glauben wollten sie nicht lassen.

Johann von Leiden, Knipperdolling und der einstmalige Pfarrer Krechting, die man gefangen hatte, wurden einem besonderen Strafgericht aufgespart. Den gestürzten König schickte der Bischof barhaupt und barfuß, mit Ketten um Hals, Händen und Füßen zwischen zwei Reitern im Lande herum, doch benahm sich der Gefangene sehr würdig und mutig. Auch ließ er sich ebenso wie Knipperdolling und Krechting nicht von seinem Glauben abbringen, trotzdem er die von ihm begangene Tat bereute.

Am 22. Januar 1536 wurden sie auf dem Marktplatz zu Münster als geständig des Anabaptismus und des Hochverrats verurteilt, durch glühende Zangen vom Leben zum Tode gebracht zu werden. Als Johann das Urteil vernahm, warf er sich auf seine Knie und rief: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist!" Alsbald ergriffen ihn die Henker, entkleideten ihn bis auf den Gürtel, setzten ihn auf einen Querpfahl, den Hals in ein Halseisen gelegt, Arme und Füße an den Pfahl gebunden, und mit weißglühenden Zangen wurde ein Teil des Oberkörpers nach dem andern gepackt. Der Gepeinigte hat nicht aufgeschrien, nur die Nahestehenden hörten ihn zu Gott dem Barmherzigen flehen. Es dauerte über eine Stunde, bis endlich der Henker, mit einer Zange die Kehle fassend, der Marter ein Ende machte. Auf die gleiche Art wurde Knipperdolling und dann Krechting gerichtet. Die Leichname wurden nach dem Lambertsturm geschleift und dort aufrecht in drei eiserne Käfige geschmiedet, worauf man die Käfige auf dem Turm aufhing, damit noch spätere Geschlechter die Gerippe vor Augen hätten.

Diese große Niederlage, die der großen Idee der geeinigten Menschheit nicht diente, schreckte die täuferischen

Kreise derart, daß sie die gewaltsame Ausbreitung ihres Glaubens und die Aufrichtung ihres Reiches durch das Schwert fallen ließen. Der stürmische Charakter ihrer Bewegung mündete in das Gegenteil. Niederländische Wiedertäufer, und besonders Menno Simons, wollten alle überflüssige Schwärmerei entfernen, suchten eine rein evangelische Ansicht des Christentums festzuhalten und verwarfen den Eid, den Krieg und jede Art von Rache. Ihre Ältesten und Lehrer aber dienten grundsätzlich ohne Entgelt. Auch galt die Obrigkeit als eine zwar notwendige, aber dem Reich Christi fremde Einrichtung. Die Erkenntnis, daß nicht Gewaltsamkeit zum Ziel führt, ist ihr unbedingter Glaube.

Übrigens hielten sich nicht alle Führer so tapfer in ihrer Überzeugung wie die in Münster. Karlstadt, der gleichzeitig mit Luther auch in Mitteldeutschland das reine Evangelium gepredigt hatte, zum Teil neidvoll Luthers gewaltige Wirkungskraft betrachtete, zum Teil bewundernd mit ihm eins war, hatte schließlich doch impulsiver und heftiger seine Ziele verfolgt, einen Bildersturm in Wittenberg angezettelt und viele Streitschriften gegen Luther losgelassen. Nach langen Irrfahrten — bald bekämpfte er Luther, bald bat er um seine Fürsprache, bald schloß er sich den erregten Bauern, bald den Wiedertäufern an — ward er in Zürich Prediger und ordentlicher Professor der Theologie. In alter Leidenschaftlichkeit und Unbeständigkeit trat er dafür ein, daß nicht nur jeder Angehörige einer Universität, sondern auch jeder Geistliche einen akademischen Grad annehmen müsse — er, der einst die Annahme akademischer Grade als Irreligiosität gebrandmarkt hatte! Er kämpfte nun für die Bevorzugung der Universität gegen die Kirche als selbstverständiges Lebensgebiet, fiel dem Prediger Myconius, der ihn in seine Stelle gebracht, undankbar in den Rücken und ward trotzdem in Zürich hochgeehrt und tief betrauert, als er zu Weihnachten 1541 an der Pest starb.

In Karlstadt haben wir den typischen Vertreter jener aufgeregten Persönlichkeiten, die in unruhigen Zeiten in den Vordergrund kommen und dann, wenn die Zeiten stiller werden, gern wieder in stilleres Wirken zurückkehren. Auch

die Idee der geeinigten Menschheit verschwand wieder aus dem Leben der Öffentlichkeit. Sie suchte sich andere Wege, ebenso wie Huttens Traum vom geeinten Deutschland.

Sonderbar ist es, daß in jenen Zeiten aus den Kreisen des Adels und der Ritter so wenig führende Köpfe hervorgekommen sind. Außer Hutten und Sickingen ist keine große Persönlichkeit zu nennen. Die wenigen, die sich sonst beteiligten, ließen sich meist nur aus eigensüchtigen politischen Gründen zu lebhafterer Beteiligung mitreißen, wie der Graf von Henneberg im Bauernkrieg. Der Adel in seiner Masse aber war durchaus so sehr hausväterisch, engherzig und ängstlich gesonnen, daß ihm nichts mehr begeisternd in Kopf und Herz dringen konnte. Und auch auf anderen Gebieten versagte der Adel. Er blieb daheim, während die deutschen Kaufleute sich beizeiten an der Eroberung des Erdballs beteiligten. Die Ritter blieben in ihren alten Geleisen und schwangen sich höchstens auf zu den hergebrachten Pilgerreisen nach Jerusalem, wie sie Ritter Grünenberg und Hirnheim beschreiben und wie sie noch im 17. Jahrhundert üblich waren. Sie schlossen sich in Venedig zu Gesellschaften zusammen und machten die Fahrt durchs Mittelländische Meer und im Heiligen Land unter der Führung geschäftskundiger venezianischer Edelleute.

An der Erneuerung und Erweiterung des Weltbildes aber beteiligten sie sich nicht. Sie blieben noch lange in der mittelalterlichen beschränkten Auffassung von der begrenzten Landschaft, indessen das Bürgertum sich schon in das neue Erdbild hineingedacht hatte und sich tätig an seiner Aufschließung beteiligte. Führend konnte es allerdings nicht wirken, weil ihm die starke Gewalt einer Zentralregierung fehlte. Aber es ist unzureichend zu glauben, als hätten die Deutschen sich hinter den Ofen gesetzt, indessen andere Völker in die Weltmeere hinaussegelten. Trotz allem Hang zur Seßhaftigkeit war die Wanderlust den Deutschen nie ganz verlorengegangen. In den bekannten Ländern waren sie immer in Scharen herumgezogen. Eine Zeitlang hatten sie den entdeckerischen und in die Ferne schweifenden Wagemut allerdings an die Wikinger und Normannen abgetreten, die aber letzten Endes doch eines Blutes mit ihnen waren. Unter den seefahrenden Normannen befanden sich immer stammverwandte Germanen aus Deutschland. Als Leif, der Sohn Erichs des Roten, seine Fahrt nach dem im Jahre 1001 von dem Isländer Byörn entdeckten Nordamerika unternahm, um es zu besiedeln, blieb er schließlich in der Gegend des heutigen Neuyorks und nannte sie Vinland. Denn sein Gefährte, der Deutsche Thrker, der aus dem Weinland stammte, erkannte sofort die Rebe. Auch ist die Schiffahrt im Norden, in der Ostsee und den angrenzenden Meeren viel früher im Gange gewesen, als allgemein angenommen wird. Wisby war schon im 11. Jahrhundert eine große Handelsstadt, und deutsche Schiffe und deutsche Kaufleute gingen zeitig im Mittelalter nach den Mittelmeerküsten und der Westküste Europas. Es wäre sonderbar, wenn die Deutschen dem Zug in die Ferne sich ganz entzogen hätten. Allerdings, was durch die Zerrissenheit Deutschlands, im besondern aber durch die dynastische Kleinlichkeit und egoistische Förderung feudal-absolutistischer Interessen unserem Vaterland an Schaden zugefügt wurde, konnte durch den unermüdlichen Wagemut der großen Kaufleute und des Bürgertums nicht ganz gutgemacht werden. Während die Fürsten sich miteinander rauften und über ihre engen Familieninteressen nicht hinaussahen, wahrten die deutschen Kaufleute einen erstaunlichen Weitblick und damit eine gewisse weltpolitische Ehre des deutschen Volkes.

Als um die Wende des 15. Jahrhunderts der Schwerpunkt des morgenländischen Handels vom östlichen Mittelmeer nach dem atlantischen Gestade Europas verschoben wurde, als die Portugiesen mit zäher Ausdauer während mehrerer Generationen den Seeweg um Afrika herum nach den vielbegehrten Gewürzen und Kostbarkeiten Indiens erschlossen hatten, fürchteten die bisherigen Händler indischer Erzeugnisse, Araber, Venezianer und auch die großen Kaufherren in Augsburg, Nürnberg und in anderen Städten, daß sie beiseitegeschoben würden. So rasch wirkte sich jedoch der neue Handelsweg nicht aus. Venedig verlor zwar sein Mo-

nopol über den orientalischen Gewürzhandel. Aber die italienischen Städte behaupteten ihre Vermittlerrolle, und mit ihnen blühte auch noch lange Zeit der Handel der oberdeutschen Städte. Geschädigt wurden sie und die gesamte deutsche Hansa, weil ihnen eine starke staatliche Zentralgewalt fehlte, während überall in Europa kräftige geschlossene staatliche Gebilde den Handel nationalisierten, ja ihn soweit wie möglich ganz an sich rissen. Die abenteuernden Kaufleute Englands gingen mit Rücksichtslosigkeit, staatlich unterstützt, gegen die deutschen Kaufleute vor, die nichts als die Macht ihrer Stadt hinter sich hatten. Immerhin hielten sich die großen internationalen Handelshäuser der Deutschen, z. B. die Fugger, die besonders Antwerpen durch ihren Geldhandel zur Weltbörse gemacht hatten, noch bis ins 17. Jahrhundert in ihrer vollen Bedeutung. Die inneren deutschen Kämpfe, die territoriale Zersplitterung, das Aufsteigen Hollands und Englands zur bestimmenden Handelsmacht aber brachten den deutschen Handel in volle Abhängigkeit, die oberdeutschen Städte verloren ebenso wie die Rheinstädte Kraft und Wirkungskreis. Nur Frankfurt am Main gewann, weil dorthin die für Deutschland und den Osten bestimmten Waren nach dem Fall Antwerpens strömten. Die Oberdeutschen blieben nicht stumpfsinnig in ihren Orten sitzen. Sie gingen selbst nach Frankfurt und beteiligten sich dort am Handel.

Sie hatten bereits am Beginn des 16. Jahrhunderts, als die Verschiebung der Handelswege drohte, tatkräftig die neue Wendung mitgemacht. Sie überblickten sofort die einzigen Möglichkeiten und gingen mit Entschlossenheit und großem Geschick in das neue Geschäft hinein. Im allgemeinen ist wenig davon bekannt, wie die Deutschen sich mühten, sich auf dem neuen Weltmarkt zu betätigen. Die Bahnbrecher deutscher Arbeit fanden damals weder bei Fürsten noch beim Reich die notwendige Unterstützung. Um so mehr ist ihr opferwilliger Unternehmergeist zu schätzen, mit dem sie auf eigene Faust das Neuland erschließen halfen.

Schon einige Jahrzehnte früher hatte die Kunde von den Entdeckungen der Portugiesen an der afrikanischen Westküste mehrere deutsche Männer nach Lissabon gelockt. Sie stellten ihre Kenntnisse und ihren Unternehmungsgeist in den Dienst des Königs und gelangten zu Ansehen und Vermögen. Der bedeutendste unter ihnen war der Nürnberger Ritter Martin Behaim, der mit Diego Cao in den Jahren 1484—1486 eine Reise nach dem Guineabusen ausführte. Später heiratete er die Tochter des Jobst von Hurter aus Brügge, der zum Statthalter der Azoren ernannt worden war und diese Insel mit flämischen Ansiedlern besetzt hatte. Um 1500 kehrte Hurter nach Lissabon zurück und machte sein gastliches Haus zum Mittelpunkt der starken deutschen Kolonie, zu der Ärzte, Buchdrucker und Kaufleute gehörten. Diese Kaufleute waren meist Vertreter großer Häuser.

Voran waren es neben den Fuggern und Höchstetter die Welser, von denen wenigstens hier und da bekannt geworden ist, daß sie an der Erschließung Südamerikas (Venezuela) beteiligt waren. Aber daß sie auch unmittelbar am Ausbau des neuen Handelsweges um Afrika herum mitgewirkt haben, ist leider weniger bekannt. Sie hatten sich durch Verträge mit Portugal Handelsvorteile verschafft, wie sie kaum portugiesischen Untertanen zugestanden wurden. Sie hatten das wertvolle Vorrecht, einen eigenen Handelsmakler in Lissabon zu halten. Um 1500 waren in dieser Eigenschaft erfolgreich tätig Simon Seitz und Lukas Rem. Sie verstanden es auch, aus der neuen Handelsstraße Vorteile zu gewinnen. Sie gründeten kapitalkräftige Gesellschaften und erwirkten das Recht, im Kielwasser der portugiesischen Kriegsschiffe zu Handelszwecken nach Indien zu segeln. Diesen ungewöhnlichen Vorzug benutzten sie bereits sieben Jahre nach Vasco da Gamas Entdeckung des Seeweges nach Indien. Drei deutsche Schiffe, „Hieronymus", „Raphael", „Leonhard", verließen in einer Flotte von vierzehn größeren Schiffen und sechs Karavellen am 25. März 1505 den Hafen von Belem bei Lissabon zur Fahrt nach Ostindien. Als Vertreter der deutschen Handelsgesellschaft fuhr auf dem „Leonhard" Balthasar Springer aus Vils in

Tirol, auf dem „Raphael“ Hans Mayr mit, während die Mannschaft vertragsmäßig von Portugiesen gestellt wurde.

Zweieinhalb Jahre waren die Deutschen mit den Portugiesen auf der Handelsfahrt. Wie die Deutschen berichten, machten sie manchmal sonderbare, raubmäßige Geschäfte. Wenn irgendeine Handelsstadt oder ein Fürst nicht Tribut zahlen wollte, wurde auf kriegerische Weise Beute gemacht. Springers schriftstellerische Berichte berichtigten auch die phantastische Vorstellung, die damals in Deutschland über Indien herrschte und zeigten, daß es nicht nur ein Land voll Edelsteinen und Perlen und Gold war, sondern daß dort auch die Menschen säen und ernten mußten, um Kleidung und Nahrung zu gewinnen. Allerdings wuchsen dort Palmen, Reis und Gewürze, Spezereien, die in Deutschland nicht gediehen; doch konnte der Kaufmann von seinen abenteuerlichen Fahrten seinen Landsleuten so viel Neuigkeiten und Aufklärungen mitbringen, daß ihre Weltkenntnis sich wesentlich erweiterte. Des deutschen Kaufmanns Unternehmergeist und Mut öffnete dem abseits der großen Entdeckungsreisen dahinlebenden deutschen Volke den Zugang zu den neuen Weltwegen.

Die Welser, die noch mehrere Fahrten hatten mitmachen lassen, wurden schließlich in langwierige Prozesse mit der Krone Portugal verwickelt. Und als der portugiesische Fiskus seine Monopolstellung im Pfefferhandel ausnutzte und die Preise hochtrieb, verging den Augsburger Handelshäusern die Lust, sich an Indienfahrten zu beteiligen. Sie begnügten sich vielmehr mit dem Ruhm, die ersten Deutschen gewesen zu sein, die „Indien suchten“.

Die Welser, die in Augsburg zeitweise mehr galten als die Fugger, betätigten sich jedoch nicht nur mit diesen kaufmännischen Unternehmungen, sondern versuchten auch mit einem Aufgebot großartiger Mittel deutsche Kolonien in den neu entdeckten Wunderländern der Neuen Welt zu gründen. Eine Steinplatte an einem alten Augsburger Patrizierhaus spricht mit kurzen Worten davon, daß Bartholomäus Welser einst Venezuela besaß. Dieser deutsche Kaufmann tat das, was Kaiser Karl V. unterließ: Er wendete

deutschen Fleiß und Kapital, deutsche Bildung und Unternehmungsgeist auf, um sich und den Deutschen einen Anteil an dem neuen Land zu sichern.

Zweifellos leiteten ihn dabei nicht nur vaterländische Gedanken und Absichten. Die Welser hatten sich seit dem 15. Jahrhundert in Augsburg neben den Fuggern emporgearbeitet. Durch Monopolisierung einzelner Handelszweige und durch gewagte Geld- und Kreditgeschäfte gewannen sie fabelhafte Reichtümer. Allerdings wurde ihnen in Flugschriften und Strafgedichten mit Recht vorgeworfen, daß sie durch wucherische Verteuerung notwendiger Bedürfnisse das Volk ausgebeutet hätten. Ganz gewiß lockte sie auch der glänzende Gewinn, den die Fahrten nach „India“ verhießen. Sie behalten aber doch den Ruhm, daß sie die ersten Deutschen waren, die nach großartig angelegten Plänen und unter bedeutenden Opfern versuchten, unser Volk aus engen Kirchturmsinteressen herauszuführen und ihn den ihm gebührenden Anteil an den Schätzen der neu entdeckten Erdteile zu sichern.

Die Kaufleute erfüllten also die Aufgabe, die eigentlich vom Kaiser und von den deutschen Fürsten hätte angepackt werden müssen. Daß die umsichtig vorbereiteten und tatkräftig ausgeführten Unternehmungen verunglückten, lag hauptsächlich daran, daß die Spanier und Portugiesen ihren gefährlichen Widersachern ständig in den Rücken fielen, und daß Karl V. nicht nur Deutscher Kaiser, sondern vor allem spanischer König war. —

Die Absicht, deutschem Fleiß und deutschem Kapital neue Wirkungsstätten zu erschließen, mußte scheitern, weil das Reich nicht dahinter stand — zum uneinbringlichen Schaden Deutschlands, das jahrhundertelang weder Kraft noch Mut aufbrachte, neue Kolonien zu gründen.

Bis vor einigen Jahrzehnten kümmerte sich niemand um die Züge der deutschen Konquistadoren in Venezuela. Die Urkunden lagen im Staub spanischer und südamerikanischer Archive. Die Gegner der Deutschen aber hatten deren Wirken als eine Kette von Greueltaten hingestellt, besonders auch der bekannte Las Casas.

Wohl sollen die vorgekommenen Grausamkeiten nicht entschuldigt werden. Wie Viktor Hantzsch jedoch in den „Leipziger Studien“ gründlich nachweist, handelte es sich nur um ortsübliche und zeitgemäße Vorkommnisse, und ist eigentlich spanischen Greueltaten der Untergang der deutschen Unternehmung zuzuschreiben. Die Deutschen haben Ansiedlungen gegründet und behandelten die Indianer eher besser als die Spanier, die mit Gewalt Christen aus ihnen machen wollten und rücksichtslos drauflosfeuerten. Die Indianer waren übrigens keine harmlosen Leute, sondern hinterlistig und grausam.

Die Welser, denen Karl V. große Summen schuldete, hatten von ihm das Recht erhalten, gleichberechtigt mit Spaniern „aus Spanien segeln zu lassen nach dem neuen Indien, auf eigene Kosten“. Einer ihrer Agenten, Ambrosius Ehinger, der schon auf St. Domingo Welsersche Faktoreien verwaltet hatte, setzte es am 27. März 1528 durch, daß ihm Lehnbriefe mit Eroberungsrechten für Venezuela ausgefertigt wurden. Dort sollten befreite Sklaven und gutwillige andere Indianer angesiedelt werden. Die Welser konnten Statthalter einsetzen, brauchten eine Zeitlang keine Zölle zahlen, sollten aber die Einwohner schonen, Städte gründen, fünfzig geübte deutsche Bergleute mitbringen und die „Indianer mit dem Schwert erobern und zu guten Christen machen“. Ihre im Jahre 1529 in Venezuela gelandeten Bevollmächtigten aber wurden von der allgemeinen Goldsucht angesteckt und machten Beutezüge, auf denen ihre Mannschaften in den Sümpfen an Hunger und Fieber umkamen.

Die Welser hatten bisher wenig Grund, mit dem Erfolg ihres Kolonialunternehmens zufrieden zu sein. Sie machten nach dem Tode mehrerer Anführer noch einen energischen Versuch zur Besserung der Lage, indem sie einen der ihrigen, den jungen Bartolmä Welser, als Statthalter nach Venezuela sandten. Anfang März 1541 traf er in Coro ein. Mit Philipp von Hutten, der schon vorher seine Ernennung und Bestätigung als kaiserlicher Generalkapitän erhalten hatte, verstand er sich aufs beste. Hutten und

Welser unternahmen nun gemeinsam mit etwa hundert Mann ohne nennenswerte Ergebnisse einen neuen Zug ins Innere des Landes, der sie bis 1546 von Coro fernhielt. Auf dem Rückzug wurden sie in Tokuyo von dem Spanier Carjaval, den die Regierung in St. Domingo zum zeitweiligen Statthalter ernannt hatte, durch Hinterhalt gefangengenommen und in formloser Weise zum Tode verurteilt. Unter dem stumpfen Messer eines Negers endeten Philipp von Hutten und Bartolmä Welser in der Karwoche des Jahres 1546 ihr Leben. Der Tod dieser beiden Männer wurde freilich bald gerächt, indem Carjaval seinerseits wegen seiner Schandtat hingerichtet wurde; aber er bedeutete doch das eigentliche Ende der Welserkolonie in Venezuela, mochten auch die Welser rechtlich noch bis 1555 Herren des Landes bleiben.

Ihr tatkräftiges Vorgehen hatte jedenfalls bewiesen, daß die Deutschen nicht hinter dem Ofen hocken wollten, wenn die Welt für die Menschheit größer wurde. Und die vielen gedruckten Berichte von Deutschen, die an allen möglichen Entdeckungsreisen und Eroberungszügen teilgenommen haben, von Rauwolf, der als Arzt Arabien bereiste, über Staden und Schmiedel, die gefahrvolle Fahrten durch Südamerika mitmachten, sowie über Vogels ostindische Reise, wo er wie Tausende von andern Deutschen den Holländern die reichen Inseln erobern und verteidigen half, und über Isbrant Ide, der für den Zaren Peter den Großen nach dem chinesischen Kaiserhof in Peking zog, bis zu den niederrheinischen Familien, die Neuyork gründeten, bis zu den beiden Forster, den wissenschaftlichen Begleitern Cooks bei seiner Weltreise, bis zu Hornemann, einem der ersten wissenschaftlichen Afrikareisenden, der im Jahre 1800 in den dunklen Erdteil eindrang — immer haben Deutsche mitgewirkt. Viel mehr, als hier angedeutet werden kann, waren Deutsche an dem Aufschließen der Erde und der Völker beteiligt. Damit soll ihnen kein engstirniges, nationalistisches Loblied gesungen werden. Aber es soll auch betont werden, daß sie immer ihr Teil zur Ausbreitung der Gesamtkultur beigetragen haben, und daß dies auch auf die Heimat

zurückwirkte. Die vielen Ausgaben der Reiseberichte beweisen, daß der Deutsche auch in den gedrücktesten Zeiten sich für das Leben da draußen begeisterte und daß dies schon mit der Reformation begann. Die Ritterromane sagten von da ab dem deutschen Volk weniger als die Erzählungen von fremden Ländern und fremden Menschen.

*

Freytag sieht die letzte Ursache des Dreißigjährigen Krieges in dem Gegensatz zwischen dem dynastischen Interesse der Habsburger und dem deutschen Volkstum, sowie in den unglückseligen Zwiespalt zwischen dem alten Glauben der kaiserlichen Partei und dem neuen Glauben besonders der Norddeutschen. Auch habe der Krieg nur darum solange gedauert, weil keiner von den Streitenden überlegene Machtmittel besessen habe, um rasch zum Siege und zum Ende zu kommen.

Freytag überschaut dabei nur die inneren Verhältnisse Deutschlands. In Wirklichkeit war der Dreißigjährige Krieg ein europäischer Krieg. Mehrere Nachbarmächte griffen, gerufen und auch ungerufen, ein. Sie fochten ihre Kämpfe auf deutschem Boden aus. Schweden, staatlich gefestigt in den letzten Jahrhunderten, wuchs auf Deutschlands Kosten zur ersten nordischen Macht empor. Und Frankreich zog unter der Diplomatie Richelieus und Mazarins mehr noch als die schwedische Heeresmacht den Krieg bis zur vollständigen Erschöpfung Deutschlands in die Länge.

Der Krieg wäre allerdings vielleicht unmöglich gewesen, wenn Deutschland nicht so zersplittert gewesen wäre. Die vielen Fürsten, Herzöge, Kurfürsten, Fürstbischöfe und sonstigen Herrscher waren noch souverän in Deutschland, als in den andern europäischen Staaten längst die einheitliche Gewalt eines Königs regierte. Allerdings hatten die andern Staaten auch ihre blutigen Religions- und Herrschaftskämpfe zu bestehen. In Deutschland aber wurde mehr entschieden als nur die Alleinherrschaft einer Religion oder

einer absolutistischen Fürstenfamilie. In Deutschland wurde zugleich die moderne Entwicklung erkämpft. Ebenso wie es zu Luthers Zeit den ersten gründlichen Schritt zur geistigen „Freiheit der Christenmenschen“ getan hatte, ward hier ein Neues errungen. Das Hauptziel der Reformation, die Freiheit des religiösen Gewissens, war schon wieder erheblich verlorengegangen. Starre Lehrsysteme drängten die geistigen Interessen auf mehr theologische als religiöse Fragen hin. Dogmatische Haarspaltereien beschäftigten die Köpfe. Die Anhänger fast aller Bekenntnisse wetteiferten im hitzigen Streit um den dürren Buchstaben und verrannten sich immer mehr in dem blinden Aberglauben der Dogmen. Das Ideal des freien Menschen, aufgerichtet vom Humanismus, dem auch die Reformation ursprünglich zustrebte, war vergessen. G. E. Lessing begründet das recht klar. Dominikaner hatten den „Hexenhammer“ verfaßt. Der calvinistische Schriftsteller Fischart gab das Buch neu heraus. Dieser Wahnsinn der Hexenverfolgung hatte die ganze Welt ergriffen. Er war die stinkende Fackel, die den Geisteszustand der Zeit beleuchtete.

Mit dem Kriege wurde dieser Zustand noch nicht beseitigt. Aber es kamen neue Stimmungen in den Menschen empor, nicht in allen, aber in vielen, und vor allem in einigen, die entscheidend eingreifen konnten. Die dogmatische Überzeugung ward nicht mehr allein ausschlaggebend für die Einschätzung des Menschen. Die dogmatischen Streitigkeiten wurden nicht mehr der alleinige Inhalt des Geisteslebens der Völker.

Der Dreißigjährige Krieg, an dem ja fast ganz Europa teilnahm, mußte ausgefochten werden, um seiner Folgen willen: der Toleranz und der Unterordnung der religiösen oder vielmehr der dogmatischen Streitigkeiten unter andere wichtigere Menschheitsfragen.

Die Kirche hatte die geistige Führung verloren, weil sie die geistige Führung andern überlassen hatte. Die Entwicklung mußte über zahlreiche einseitig eingestellte Bekenntnisse hinausgehen, weil sie intolerant und engherzig waren. Auch war der Dreißigjährige Krieg eine endgültige Aus-

einandersetzung mit einer ökonomischen Macht, die unter religiösen Formen herrschte. Das Papsttum, das den Völkern große Tribute abnahm, konnte nur in einem Kampf unter religiösen Formen abgewiesen werden.

Auch der Jesuitismus, der den Katholizismus aufgefrischt, gereinigt und ihn wieder religiöser gemacht hatte, war schon wieder eingetrocknet. Er brachte genug Kraft auf, eine rücksichtslose Liga gegen den Protestantismus zusammenzuschweißen. Aber geistig ging er den Weg, der ihn zu solchen Verirrungen führte, wie sie Freytag in der Darstellung des Falles Simon Abeles vorführt. Doch darf nicht vergessen werden, daß die Jesuiten im Katholizismus das erzieherische Gewissen bedeuten, wie das Friedrich II. in seinen „Nachgelassenen Werken", Band X, betont:

„Ich habe sie nicht beschützt, solange sie mächtig waren; in ihrem Unglück sehe ich in ihnen nur Gelehrte, die man für die Unterweisung der Jugend schwer ersetzen würde. Dieser Umstand macht sie mir notwendig, weil sie allein unter der katholischen Geistlichkeit des Landes sich mit den Wissenschaften abgeben. Ich würde daher auch nicht jedermann, der Jesuiten haben wollte, einen ablassen, da mir daran liegt, die zu behalten."

Immerhin bleibt bestehen, daß sie nicht immer im Dienst des Christentums und der gesamten Menschheit wirkten, sondern im Dienst des Papsttums. Und daß sie dann schließlich das Papsttum beherrschten, geht aus vielen Äußerungen von Päpsten hervor, z. B. aus einer Äußerung Papst Clemens XIII. (1592—1605) über die Jesuiten: „Ihre Neugier treibt sie, sich überall einzudrängen, besonders in die Beichtstühle, um von dem Beichtenden alles zu wissen, was in seinem Hause vorgeht, unter seinen Kindern, seinen Dienstboten und anderen Personen, welche darin wohnen oder dahin kommen oder in demselben Stadtviertel ansässig sind. Wenn sie einem Fürsten Beichte sitzen, bemächtigen sie sich der Regierung seines ganzen Hauses, sie wollen selbst seine Staaten regieren, indem sie ihm zu verstehen geben, daß ihm nichts ohne ihre Bemühungen und ihre Rührigkeit gelingen wird."

Das Papsttum kämpfte für seine eigene staatliche Macht. Viele Dynastien und Völker beteiligten sich am Zerstörungskampf gegen Andersgerichtete. Nur wenige wirkten für den christlichen Weltfrieden.

Nun wurde der große Krieg eine Mischung politischer und religiöser Antriebe. Die protestantischen Fürsten wollten mit Hilfe ihrer religiös unabhängigen Landeskinder ihre Selbständigkeit durchsetzen, und als sie das allein nicht mehr konnten, erschien ihnen die Hilfe des Auslands sehr willkommen. Sie erreichten, daß der Versuch der Habsburger, Deutschland ihrer Herrschaft und dem alten Glauben zu unterwerfen, nicht durchgeführt werden konnte. Deutschland kam nun allerdings in seinen höchsten Schwächezustand.

Freytag übersieht aber, daß aus diesem erst das neue Deutschland erwachsen konnte und auch wirklich erwuchs. Diese Zeiten mußte das deutsche Volk eben durchmachen, weil es nicht das Glück hatte, ein zu seinem Wesen stimmendes Herrscherhaus zu besitzen. So mußte es, um zur Entwicklung seines Wesens zu kommen, Zerrissenheit, Bürgerkriege und Schwäche ertragen.

Daß seine Helfer sie ausnutzten, war selbstverständlich. Wohl war der als Retter gefeierte Gustav Adolf gekommen, für die Reinheit der Lehre und gegen die Anhänger des Papstes zu streiten. Aber mindestens mit gleichem frommen Eifer zog er in den Kampf, um seinem schwedischen Reich die nordische Vorherrschaft zu sichern und die Ostsee zu einem schwedischen Meer zu machen, Schweden erhielt ja dann auch außer Pommern die Mündung von Elbe und Weser. Doch wurde es von manchen wichtigen Posten wieder bald verdrängt und hat vor allem keinen wesentlichen Einfluß auf die Kultur jener Landesteile ausgeübt. Sie blieben durchaus im deutschen Kulturkreise.

Auch Frankreich konnte nicht alle jene deutschen Landstriche, die es in den Zeiten deutscher Schwäche — sie begann schon hundert Jahre vor dem großen Krieg! — an sich gerissen hatte, der deutschen Kultur ganz entfremden. Das

Elsaß blieb jedenfalls bis auf unsere Tage deutsch in wesentlichen Zügen seiner Kultur. Das haben wir wahrscheinlich besonders der Art zu verdanken, wie Frankreich seine „kulturellen Eroberungen" vornahm, über die wir manche unparteiische Zeugnisse haben.

Ein Kapitel, das Freytag ebenfalls übergeht, ist die Besetzung des deutschen Elsaß und die Plünderung und Zerstörung seiner Städte und Dörfer durch die Heere des allerchristlichen Königs Ludwig XIV. Wie es dabei zugegangen, schildert anschaulich ein Schreiben des schwedischen Königs Karl XI., der zu einer Hilfskollekte für die elsässische Stadt Hagenau in allen Teilen seines Reiches aufforderte. Es heißt darin:

„Der lieben Christenheit ist leider allzu bekannt und annoch männiglichen in frischem Angedenken, wie erbärmlich verwichener Krieg unter andern auch das edle Elsaß durch die französischen Waffen mit Feuer und Schwert überzogen, so viel Städte, Flecken und Schlösser und Dörfer in solcher Anzahl mit Sengen und Brennen verwüstet, die Kirchen sakrilegiert, die Häuser geplündert, Frauen und Jungfrauen geschändet, die Männer und Knaben mitgeführt, verjagt und teils gar getötet, das Vieh hinweggetrieben, die Gaben Gottes als das liebe Getreide verderbet, den edlen Wein vernichtet, die Weingärten und andere fruchtbare Bäume aus deren Wurzeln gerissen und hier durch dessen, womit Gott einen jeden durch seins Lebens zeitlichen Unterhalt reichlich gesegnet, so unmenschlich beraubt. Dieser grausamen Wüterei leidiger Anfang mußte sein die daselbst gelegene alte schöne Reichsstadt und Kammer Hagenau, als welche Anno 1648 dem allgemeinen Friedensschluß mit deren übrigen zugehörigen 9 Reichsstädte zu ihrem vermeintlichen Besten in den Spezialschutz an Frankreich überlassen, solche aber nunmehro verwichenen Krieg Anno 1677 mit bevoriger Sprengung der Mauern und Türme von allen Seiten angezündet, daß eine ziemliche Anzahl in Rauch aufgegangen, und weilen dessenungeachtet weder Magistrat noch Bürgerschaft sich der französischen Dienstbarkeit dennoch nicht ergeben wollten, dahero kurz hernach alle Kirchen entheiligt,

die Häuser nacheinander ausgeplündert und endlich die ganze Stadt mit wiederholtem Sengen und Mordbrennen zu einem lautern Steinhaufen und solchen leidigen Spektakel gemacht, daß bei Mannes Gedenken in Ansehung so treuvergeßner Protektion dergleichen Begebenheit nicht erhört, wodurch leider viele nichts als das bloße Leben erübrigt und alles des Ihrigen beraubt, nicht nur in die äußerste Armut und schweren Bettelstab geraten, sondern noch über dies die in einer Augsburgischen Konfessionsgemeinde daselbst Anno 1566 eingeführte Ausübung des reinen und wahren Worts Gottes zunächst eingestellt, dann aber gänzlich abgeschafft wurde. Und weil man sich zur päpstlichen Religion nicht bequemen wollte, so wurden viele in das bittere Elend verjagt und vertrieben."

Nun wird der Dreißigjährige Krieg als ein ganz besonders roh gefärbter hingestellt. Selbst ein moderner englischer Schriftsteller wie H. G. Wells spricht von den Barbarenhorden, die Deutschland verwüsteten. Er meint damit vor allem die Deutschen selbst.

Aber die Deutschen kämpften nicht allein. Schweden und Spanier, Franzosen, Dänen und auch Engländer bewiesen in diesen Kämpfen auf deutschem Boden, daß sie in kriegerischer Wut genau so unmenschlich hausten wie die Deutschen. Die Spanier gingen in den Niederlanden nicht zart vor, und die Engländer führten in ihren Revolutionskriegen, in Irland und auch sonstwo eine erbarmungslose Klinge. In den elsässischen Gebieten, die sie im 16. und 17. Jahrhundert nicht gleich festhalten konnten, brannten, mordeten und sengten die Franzosen genau schon so wie auch noch Jahrzehnte später in der Pfalz und in andern rheinischen Gebieten. Was während des Dreißigjährigen Krieges in Deutschland geschah, war durchaus allgemeiner Kriegsbrauch jener Zeit. Die allgemeine Verwilderung und Verrohung war übrigens nicht erst mit dem Kriege eingerissen. In allen Kriegen älterer Zeiten tobte sich die Lust an Greueln und Untaten aus. Im vorliegenden Band hat Freytag selbst die abscheulichen Gewohnheiten des spanischen Kriegsvolkes zur Zeit des Schmalkaldischen Krieges

angedeutet. Auch war das ganze Zeitalter auf Gewalttätigkeiten und Gefühlsroheit eingestellt, wie das die brutale Gerichtspflege und die unzähligen Hexenprozesse beweisen. Die Folterung eines Verdächtigen war selbstverständlich. Eine solche Zeit kannte auch keine geordnete Kriegsführung, wie ja überhaupt der Krieg nie und nimmer eine Schule der guten Sitten sein kann.

Wie schrecklich das war was der Krieg über die Menschen brachte, mag noch der kurze sachliche Bericht des berühmten Magdeburger Gelehrten Otto von Guericke darstellen, den er über die selbst miterlebte Zerstörung Magdeburgs gibt:

„Als nun gedachtermaßen durch den General Pappenheim eine ziemliche Anzahl Volkes auf den Wall bei der Neustadt und daherum in die Gassen der Stadt gebracht, auch der von Falckenberg erschossen und das Feuer in allen Enden angelegt worden (von den kaiserlichen Truppen, die schon seit längerer Zeit Pechkränze bereithielten, um die Stadt durch Feuer zu vernichten, nicht durch die Bürger der eroberten Stadt), da ist es mit der Stadt geschehen und alle Resistenz zu spät und vergebens gewesen. Denn ob sich gleich von Bürgern und Soldaten an etlichen Orten etwas wider gesetzt und zur Wehr gestellt, haben doch die Kaiserlichen indessen immer mehr und mehr Volkes, auch Reiterei genug (weil der Graben auf der Spitze dieses Bollwerks noch nicht ausgearbeitet und der neue Wall sehr flach, also daß sie auch darüber in die Stadt reiten können), zu Hilfe gekriegt, endlich das Krökentor eröffnet und also die ganze Armee der kaiserlichen und katholischen Liga von Hungern, Kroaten, Polacken, Heyducken, Italienern, Hispaniarden, Franzosen, Wallonen, Nieder- und Oberdeutschen usw. hier eingelassen. Da ist es geschehen, daß die Stadt mit allen ihren Einwohnern in die Hände und Gewaltsamkeit ihrer Feinde geraten... Da ist nichts als Morden, Brennen, Plündern, Peinigen, Prügeln gewesen. Insonderheit hat ein jeder von den Feinden nach vieler und großer Beute gefraget. Wenn dann eine solche Partei in ein Haus gekommen und der Herr etwas zu geben vermocht gehabt, hat er sich die Seinigen solange salvieren und erhalten können, bis eine andere, die auch was haben wollen, wieder angekommen. Endlich aber, wenn alles hingegeben und nichts mehr vorhanden gewesen, alsdann ist die Not erst angegangen. Da haben sie angefangen zu prügeln, ängstigen, gedrohet zu erschießen, spießen, henken usw., daß, wenn's gleich unter die Erde vergraben oder in tausend Schlössern verschlossen gewesen, die Leute dennoch haben hervorsuchen und herausgeben müssen. Unter welcher währenden Wüterei, dann und da diese so herrliche, große Stadt, die gleichsam eine Fürstin im ganzen Lande war, in voller brennender Glut und solchem großen Jammer und unaussprechlicher Not und Herzeleid gestanden, sind mit gräulichem ängstlichem Mord- und Zetergeschrei viel tausend unschuldige Menschen, Weiber und Kinder, kläglich ermordet und auf vielerhand Weise erbärmlich hingerichtet worden, also daß es mit Worten nicht genugsam kann beschrieben und mit Tränen beweinet werden.

Es hat aber diese trübselige Zeit nicht viel über zwei Stunden in der Stadt gewähret, indem durch den unversehens zustoßenden Wind das Feuer, so zwar anfangs der Graf von Pappenheim den Bürgern und Einwohnern zur Perturbation und Schikane anzulegen solle befohlen, nochmals aber der gemeine Soldatesque hierin keine Diskretion und Aufhören gewußt haben, dergestalt überhand genommen, daß um 10 Uhr vormittags alles in Feuer gestanden, und um 10 Uhr gegen die Nacht die ganze Stadt, zusamt dem schönen Rathause und allen Kirchen und Klöstern, völlig in der Asche und Steinhaufen gelegen. Daher denn das kaiserliche Kriegsvolk, wenn es nicht selbst verbrennen wollen, wiederum aus der Stadt entweichen und sich in ihre Feldlager retirieren müssen."

Nach der greuelvollen Zerstörung Magdeburgs, die in der ganzen europäischen Welt ein Echo fand, und über die zahlreiche Klagelieder erschienen, kam noch keine Ruhe über das schon seit 14 Jahren mit Kriegsbrand durchtobte Deutschland. Nun erst griffen die Nachbarn Deutschland mit aller Macht ein. Nun war es erst recht unmöglich, zu einem schnellen Ende zu kommen. Die Schweden und ihre Bun-

desgenossen drängten zwar die Kaiserlichen zurück, konnten aber keinen entscheidenden Schlag führen. Jedenfalls erhoben die Nachbarn so hohe Ansprüche, daß auch die Vereinbarungen zwischen einsichtig gewordenen lutherischen Fürsten und dem Kaiser, die schon 1635 einsetzten, dem geplagten Lande noch nicht die Ruhe brachten.

Der Umfang der Zerstörung wird allgemein überschätzt, so grauenhaft sie auch einzelne Landstriche traf. Das Kriegselend ist nicht etwa von jedem einzelnen und von jeder Gegend dreißig Jahre hindurch getragen worden. Die einzelnen Orte und Landschaften wurden ganz verschieden heimgesucht. Bald tobte die Kriegsfurie in der Pfalz, bald in Böhmen oder Thüringen und Kursachsen. Aber viele Gegenden blieben ganz unberührt oder hatten nur selten einmal den zerstampfenden Tritt der Soldateska der Freunde und Feinde zu erleiden. Auch blieben viele größere Städte, die ja eine schwächere, oft sogar auch eine bedeutende Truppe abweisen konnten, überhaupt verschont. Manche der großen Reichsstädte bewahrten sich ihr stattliches Aussehen im 17. Jahrhundert, was Steinhausen mit einem Hinweis auf die zeitgenössischen Ansichten der Städte aus jener Zeit belegt.

Der natürliche Niedergang Deutschlands hatte bereits in den Zeiten vor dem Dreißigjährigen Krieg eingesetzt. Im Leben des Volkes war wenig von ihm zu sehen. Er leuchtete nur auf, als der gewaltige Städtebund der Hansa es still hinnehmen mußte, wie um 1600 die englische Königin Elisabeth heimtückisch und gewaltsam den hanseatischen Handel in London vernichtete. Die Küstenvölker hatten inzwischen eigene Macht gewonnen. Die wichtigsten Seewege führten nicht mehr nur nach Osten, sondern auch nach dem Westen über das Meer. Das wandelte den deutschen Handel wesentlich um, wenn es ihn auch nicht ganz ausschaltete. Die deutschen Städte wußten sich aber auch den neuen Handelswegen einigermaßen anzupassen. Im ersten Band habe ich schon darauf hingewiesen, wie der deutsche Kaufmann überall dabei war, und die Deutschen überhaupt in den schlimmsten Zeiten sich überall beteiligten. Die Städte wußten jedenfalls

trotz aller Leiden und trotzdem ihnen viele Vorrechte genommen waren, selbst im Krieg ihren Handel aufrechtzuhalten und nach dem Krieg einen neuen Aufschwung zu nehmen. Straßburg, Ulm, Nürnberg, selbst das schwer heimgesuchte Augsburg erholten sich bald. Die Messen in Frankfurt am Main, das von der Verschiebung der Handelswege profitiert hatte und zum Umschlagort des Handels zwischen dem Nordwesten und dem Südosten geworden war, waren auch im Krieg gut besucht. Und Leipzig entwickelte sich trotz aller Bedrängnisse zum berühmten Handelsplatz, auf dessen Messen alle Völker aus dem Westen und dem Osten zusammentrafen. Manche Städte hatten wüste zerstörte Viertel. Aber sie erholten sich rascher als wir annehmen.

Schlimmer sah es auf dem Lande aus, wo in manchen Gegenden die beutegierigen internationalen Soldatenbanden mit Plünderungen beim Durchmarsch und bei raschen Streifzügen, mit Niederbrennen der Hausstätten und allerlei viehischen Grausamkeiten allerdings bis zur ziemlichen Entvölkerung hausten. Aber der außerordentliche Menschenverlust, wie ihn Frehtag für die Grafschaft Henneberg belegt, hat nicht alle Gegenden betroffen. Kursachsen, über das die Kriegsfurie besonders oft und gründlich einher fuhr, hat von einigen Ausnahmen abgesehen, schon nach einigen Jahren wieder die gleiche Anzahl von Bewohnern gehabt wie vor dem Krieg. Auch der verwahrloste Boden, der streckenweise unbebaut geblieben und verwildert war, wurde rasch wieder zurückerobert. Die ländliche Arbeit war, wie v. d. Goltz richtig bemerkt, zu einfach, als daß die Bauern nicht bald so gut wie früher und an manchen Orten sogar besser wirtschafteten. Allerdings konnten die Bauern ihren früheren Wohlstand nicht so rasch erreichen. Der Druck der adligen Herrschaften, sowie der Steuerdruck war zu groß, die Preise für die landwirtschaftlichen Produkte bei der gesunkenen Kaufkraft der Städte zu niedrig. Und so blieb denn die Lage der Bauern gedrückt, trotzdem durch Freiholz zum Hausbau und andere Fürsorge der Obrigkeit wieder zum Anbau des Landes und zur Zunahme der Landbevölkerung beigetragen wurde.

Schon während des Krieges fanden sich Fürsten, die das volle Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit hatten und für die verelendeten Menschen ihrer Länder eintraten. Nicht alle betrachteten ihr Land und dessen Bevölkerung nur als Geldquelle. Nicht alle Fürstenfamilien lebten in französiertem Luxuswesen dahin. Hier muß auch auf Herzog Ernst dem Frommen von Sachsen-Gotha hingewiesen werden, der manche Züge zahlreicher deutscher Fürsten vorbildlich zeigt.

Herzog Ernst wurde 1601 zu Altenburg geboren. Mit vier Jahren verlor er seinen Vater, mit sechzehn Jahren seine Mutter. Seine Mutter gab ihm eine für die damalige Zeit musterhafte Erziehung. Der Gelehrte Horleder unterrichtete ihn in lateinischer Sprache, Geschichte, Politik und Staatsrecht.

Er hatte keine glückliche Jugend, denn sein Vormund, der Kurfürst Christian II. war herrschsüchtig und ein sinnloser Verschwender und sein zweiter Vormund Johann Georg ein maßloser Trinker. 1618 brach dann der große Krieg aus, bei dem Thüringen durch die Horden Tillys arg verwüstet wurde. 1631 trat Herzog Ernst als Oberst in den Dienst Gustav Adolfs, und es begann in seinem Leben eine Periode, die ihn bald als tapferen Kriegsmann und bedeutenden Heerführer neben seinen berühmten Bruder Bernhard weit nach Süddeutschland führen sollte. Im Kriege selbst zeigte sich schon seine große Gerechtigkeitsliebe. Als seine Reiter in einem Dorf achthundert Schafe fortgetrieben hatten, gab er Befehl, sie sofort zurückzugeben, obwohl sie seinen Feinden gehörten.

Bei Lützen besiegte er nach Gustav Adolfs Tod mit seinem Bruder Bernhard zusammen Wallenstein und auch den von Halle mit frischen Truppen heranstürmenden Pappenheim. Dann verwaltete er das eroberte Herzogtum Franken und die Bistümer Würzburg und Bamberg mit so großer Nachsicht und Sorgfalt, daß der Fürstbischof, der später sein Land wieder erhielt, äußerte: „Herzog Ernst habe das Würzburger Land in einen besseren Zustand gebracht, als wenn er es selbst verwaltet hätte."

Ernst machte noch einige Schlachten mit, kam aber dann zu der durchaus seiner Zeit vorausschauenden Erkenntnis, daß der Krieg unchristlich sei, niemand nutze und daß wer ihn nicht wolle, auch nicht daran teilnehmen dürfe. Um endlich einen Anfang mit dem Frieden zu machen, trat er 1635 dem ruhmlosen Prager Frieden mit seinen Brüdern Wilhelm und Albrecht bei. Bernhard schloß sich ihnen nicht an, und so wurde Thüringen der Tummelplatz für Freund und Feind und geriet in einen trostlosen Zustand.

Herzog Ernst ließ sich trotzdem nicht wieder in den Krieg hineinreißen, sondern entließ seine Söldner und suchte, soviel in seinen Kräften stand, dem Unglück zu steuern. Damit begnügte er sich nicht, sondern er warb unablässig für den allgemeinen Frieden. Seine Bemühungen wurden besonders von Frankreich behindert. Schließlich konnte er 1648 den allgemeinen Frieden mit der Prägung großer und kleiner Denkmünzen feiern.

Schon vor dem Friedensschluß im Jahre 1648 führte er eine ganze Reihe wirklich vorbildlicher Reformen durch. Er ließ Kornhäuser bauen, aus denen die Leute Getreide zum Wiederbebauen ihrer Felder erhielten; daneben bekam der Bauer Geld zum Anschaffen von Zugvieh. Es gelang ihm auch, in verhältnismäßig kurzer Zeit das so zerrüttete Land zu einem gewissen Wohlstand emporzuheben.

Vor allen Dingen wandte er aber den Schulen seine Aufmerksamkeit zu. „Nichts ist nötiger," bekannte er selbst, „als daß die zarte heranwachsende Jugend wohlunterrichtet und auferzogen und hierzu tüchtige und geschickte Doktores und Lehrmeister bestellt und verordnet werden möchten, welche die Artes docendi, das ist die Kunst, andern etwas zu lehren, vorhin wohl gelernet."

In allen Dörfern und Städten sollte nach seiner „Generalverfassung der Schulen" eine „Erste Teutsche Schule" errichtet werden, „deutsch" nach Sprache und Geist. Der religiöse Memorierstoff: Katechismus, Psalmen, Reimgebetlein und Gesänge, sollte nicht nur eingelernt, sondern auch hinreichend erklärt werden. „Danach aber müsse man wohl recht eingehend und sorgsam Bibelkunde treiben."

Er wollte der Verwilderung der Jugend vorbeugen, durch einen schon im dritten und vierten Lebensjahr anfangenden Unterricht in der „Bilderschule". Durch anmutige Bilder sollte „den Kindern gleichsam unwissend die Wissenschaft in etwas beigebracht werden". Dieser Gedanke, der von dem tüchtigen Schulmann Sigismund Evenius ausging, war verwandt mit den Ideen des Amos Commenius, die dieser in seinem 1657 erschienenen „Orbis pictus" niederlegte.

Ernst hat auch die Bibel Luthers mit Anmerkungen von Gelehrten und Bildern und Karten herausgegeben. Diese „Ernestinische Bibel" fand weite Verbreitung; sie wurde 1666 ins Französische und 1673 ins Italienische übersetzt.

Im Jahre 1636 verheiratete sich der Herzog mit Elisabeth Sophie, der Tochter des Herzogs Johann Philipp von Altenburg. Er lebte sehr glücklich mit ihr und nannte sie „seines Herzens Wonne, seines Hauses Sonne und Ehrenkrone". Der Ehe entsprossen achtzehn Kinder, von denen allerdings nur neun den Vater überlebten, der 1675 starb, während seine Gemahlin ihm erst 1680 folgte.

Im Jahre 1642 erschien zu Gotha der berühmte „Schulmethodus". Herausgegeben und bearbeitet von Andreas Reyher, Rektor des Gothaer Gymnasiums, ging er doch in den pädagogischen Gedanken und Anregungen auf den Herzog Ernst zurück. Der genaue Titel war: „I. Spezial- und sonderbahrer Bericht, wie nächst Göttlicher verleyhung, die Knaben und Mägdlein auff den Dorffschaften, und in den Städten die unter dem untersten Hauffen der Schul-Jugend begriffene Kinder im Fürstenthumb Gotha, kurtz und nützlich unterrichtet werden können und sollen. Auff gnädigen Fürstl. Befehl auffgesetzt."

Dieser Schulmethodus war das erste Volksschulgesetz mit allgemeinem Schulzwang und das erste Lehrbuch der Pädagogik und Methodik. Es ist noch heute in gewissem Sinne vorbildlich, und für die damalige Zeit bedeutete es eine Revolution. Herzog Ernst hatte in dem Schulwesen die Grundpfeiler eines wohleingerichteten Staates erkannt, mit deren Hilfe eine bessere Zukunft angebahnt wurde. Seine vorbildlichen Schulreformen — er sorgte auch vor allem für

eine ausreichende und gesicherte Besoldung der Lehrerschaft — brachten nicht nur seinem eigenen Land, sondern dem ganzen Deutschen Reich Segen. Besonders auch, weil er sie durch weise Regierungsmaßnahmen auf anderen Gebieten unterstützte. Er besserte das mangelhafte und willkürliche Gerichtswesen, verhütete Prozesse und drängte auf schleunige Beendigung aller Gerichtsverfahren, ging gegen das übermäßige Trinken, gegen das „Voll-, Zu- und Gleichsaufen" vor, ebenso gegen das überhandnehmende Bettler-, Zigeuner- und Landstreicherwesen, schaffte die schlechten Münzen ab, führte bereits 1644 die regelmäßige Bewirtschaftung des Thüringer Waldes durch eine Forst-, Wald-, Jagd- und Weidwerksordnung ein; er wollte schon Waisenhäuser und ähnliche Anstalten gründen, was durch den Krieg und andere Unfälle verzögert, später aber ausgeführt wurde. Selbst stiftete er noch eine Mildenkasse mit 142 000 Gulden (damals eine außerordentliche Summe!) für solche Personen, die nicht ihren eigenen Lebensunterhalt verdienen konnten.

Er stand zwar an der Spitze seines Landes und dessen Verwaltung, arbeitete aber auch mit zahlreichen Kollegien und Ausschüssen und Landtagen, und so konnte sein Staat damals anderen Staaten zum Muster dienen. In seinem Land nahm der Wohlstand zu trotz des langjährigen Krieges, an dem es aber nicht mehr aktiv teilnahm. Und trotzdem er für das wirtschaftliche und geistige Wohl seines Landes und dessen Bewohner alles getan hatte, blieben ihm selbst in den Kriegsjahren noch Mittel genug, um Städte und Dörfer zu verschönern und auch großartige Bauten aufzuführen, wie das andere verschwenderische Fürsten nur konnten, indem sie ihr Land in Schulden stürzten. Neben anderen Gebäuden errichtete er das großartige Schloß in Gotha und gab ihm den sein Streben kennzeichnenden Namen „Friedenstein".

Hier soll gewiß keine Verherrlichung der Kleinfürsten Deutschlands geschrieben werden; der Egoismus der Dynasten hat die Entwicklung Deutschlands außerordentlich erschwert. Doch müssen wir anerkennen, daß manche von ihnen ihre Pflicht taten und nicht alle Verschwender und

Unterdrücker waren. Ja Herzog Ernst, in manchen Dingen ein Vorläufer Friedrich II. und dessen Vaters, hatte viele Nachahmer, nicht nur in seinem eigenen thüringischen Land, sondern auch in zahlreichen anderen Königreichen und Landschaften. Vieles von seinem guten hausväterlichen Wesen trat selbst bei manchen Fürsten zutage, deren Ideale sonst jenseits des Rheins in den üppigen Schlössern von Versailles und dem sie ausfüllenden bedenkenlosen Leben lag.

Auch Karl Ludwig von der Pfalz, den Freytag uns durch den grauen Schleier der Anklagerede seiner Gattin sehen läßt, war nicht ganz so schlecht wie er danach erscheint. Die kleinliche, ungeistige Gattin war nicht schuldlos, daß ihr Mann sich von ihr wendete. Auch ward seine Geliebte, Luise von Degenfeld, nicht etwa eine verschwenderische Mätresse, sondern lebte wie eine zweite Gattin mit ihm und schenkte ihm Kinder, die wie gute Geschwister mit den Kindern aus erster Ehe zusammenstanden. Liselotte, eine echte offenherzige deutsche Frau, Tochter Karl Ludwigs aus erster Ehe, die sein mannhaftes, allem Schein abholdes Wesen geerbt hatte, schrieb manchen ihrer ehrlichen Pariser Briefe an die Töchter der Rauhgräfin Luise, stand also ihrem Vater nicht schroff gegenüber.

Übrigens wurde die französische Sittenlosigkeit an deutschen Höfen wohl nachgeahmt, jedoch nur zu oft durch den Zusatz von deutschem Wesen ganz beträchtlich verändert. Noch unter Karl Eugen von Württemberg erlebte Deutschland eine solche Umwandlung. Er, der erst sein Land ausgepreßt hatte, wurde, als er sich Franziska von Hohenheim nahm, ein braver Landesvater, den die Württemberger priesen. Das mütterliche Wesen der deutschen Frau ist oft in sonderbarer Weise wirksam. Vor allem aber ist der allgemeine Gewissenszustand und der moralische Zustand der geistigen Kreise entscheidend für die höfischen Zustände.

Die geistige Entwicklung hatte sich Deutschland nicht ganz nehmen lassen. Wohl war es in seiner Wirkung nach außen gelähmt zu einer Zeit, als die Westmächte eine neue Schule in den anderen Weltteilen durchmachten. Sein inneres geistiges Leben ging trotz aller Behinderungen weiter. Das

eingeschüchterte, durch die Greuel entmannte Geschlecht sank zwar in vielen Erscheinungen. Einzelne geistige Kreise unterlagen großen Geschmacksverirrungen und ließen sich von ausländischem Wesen überschwemmen. Doch beweist manche kräftige Leistung, daß der ursprüngliche Volkscharakter noch Blut und Leben bewahrt hatte. Die realistisch-satirischen autobiographischen Darstellungen aus dem Dreißigjährigen Krieg von Grimmelshausen, die erschütternden Sittenschilderungen von Moscherosch und die vielen jetzt noch lebendigen Volkslieder aus jener Zeit übertönten die Auslandsnachäfferei und das üble Fremdwortwesen. Neben der Sucht, die Unarten des Auslandes noch gezierter und gespreizter nachzumachen, müssen im deutschen Bürgertum auch zahlreiche Kräfte vorhanden gewesen sein, die an der stillen Wahrhaftigkeit dieser Lieder und Geschichten ihre Freude hatten und in gleicher Weise lebten. In diesen Liedern und Werken ist jener lebensvolle Unterstrom enthalten, der von der vollen Kraft der Sprache Luthers und Hans Sachs über Abraham a Santa Clara, Christian Günther und andere Dichter des 18. Jahrhunderts zu unseren größten Dichtern und Denkern führte. Hier sei eine Probe von Abraham a Santa Clara gegeben, die neben seiner Naivität seine starke Sprachkraft zeigt:

Ulrich Megerle, so hieß Abraham mit seinem Laiennamen, wurde 1644 zu Kreenheinstetten in Schwaben geboren, kam schon 1662 nach Wien, wo er in den Augustinerorden eintrat und den bekannten Klosternamen annahm. Er war ein genialer Kanzelredner und ein großer Schriftsteller, dessen Bedeutung gar nicht genügend erkannt ist. Gestorben ist er, ebenfalls in Wien, im Jahre 1709.

„Was ist der Mensch?

Der Mensch ist ein Gras, das nicht lang steht,
Und ein Schatten, der bald vergeht.
Der Mensch ist ein Schäum, der bald abfließt,
Und ein Blum, die bald abschießt.
Der Mensch ist ein Rauch, der nicht lang währt,
Und ein Feuer, das sich selbst verzehrt.

Der Mensch ist ein Blatt, das bald abfallt,
Und ein Ton, der bald verschallt.
Der Mensch ist ein Fluß, der bald abnimmt,
Und ein Kerzen, die bald abrinnt.
Der Mensch ist ein Glas, das bald zerbricht,
Und ein Traum, der haltet nicht.
Der Mensch ist ein Wachs, das bald erweicht,
Und ein Rosen, die bald erbleicht.
Der Mensch ist ein Fleisch, das alsbald stinkt,
Und ein Schiffl, das bald versinkt.
Der Mensch ist wankelmütig wie das Aprilwetter,
Unbeständig wie die Rosenblätter.
Der Mensch ist wie ein Sonn, die geht bald auf, bald ab,
Am Morgen hell, zu Nachts schab ab.
Der Mensch ist ein kurzer Lautenklang,
Ein rechtes Misereregesang.
Der Mensch ist bald hübsch, bald rot,
Auch bald darauf bleich und tot.
Der Mensch ist bald schön und reich,
Auch bald ungefähr ein Totenleich.
Der Mensch ist alles Unglücks Ziel,
Der Eitelkeit ein Possenspiel,
Ein Schauspiel der Verächtlichkeit
Und ein Spiegel der Sterblichkeit."

In diesen Liederdichtern lebte wie in Grimmelshausen und anderen Erzählern, die übrigens fast alle den schweren Krieg ertragen mußten, nicht nur die schlichte Wahrhaftigkeit der Form, sondern auch die innere Wahrhaftigkeit der Gedanken und Empfindungen. Angelus Silesius, der zur katholischen Kirche übergetreten war und sich lebhaft an theologischen Streitigkeiten beteiligte, drückte in seinem Büchlein „Der Cherubinische Wandersmann" mystische Gedanken von solcher Kühnheit aus, daß sie das von ihm verteidigte Dogma überwanden.

Auch tauchen in den Erzählungen jener Zeit nicht nur Räubergeschichten und allerlei abenteuerliche und gezierte Erlebnisse auf. Ja, die Vorgänge und Katastrophen hatten

durchaus nicht alles Nachdenken und jeden Willen zu einer Besserung der Welt erstickt. Grimmelshausen bringt Fragen vor, die zeigen was auch seine Zeit tief bewegte.

Er entwirft politische Reformpläne, die den deutschen Zuständen des 17. Jahrhunderts weit vorauseilen, findet aber nicht den Mut, sie offen als seine eigene Forderungen aufzustellen, sondern läßt sie im „Simplizissimus" von einem Narren und „Erzphantasten" vortragen. Das Verlangen nach der Einheit Deutschlands und der Gedanke des Völkerfriedens stehen im Mittelpunkt dieser Pläne. Ein „teutscher Held" soll erstehen, um der Welt den „Universalfrieden" zu schaffen. Aber eine bessere Zukunft Deutschlands sieht dieser „Erzphantast" nur, wenn der Tyrannei der Fürsten ein Ende gemacht wird, wenn sich die Städte als republikanische Gemeinwesen auf ewig miteinander verbinden, ein Parlament schaffen. „Die Leibeigenschaften samt Zöllen, Akzisen, Zinsen, Gütern und Umgelten durch ganz Teutschland aufheben und solche Anstalten machen, daß man von keinem Fronen, Wachen, Kontribuieren, Geldgeben, Kriegen noch einziger Beschwerung beim Volk mehr wissen wird." Dem „Phantasten" wird dann die Frage vorgelegt, was die Fürsten und Herren wohl dazu sagen werden, wenn ihnen das Ihrige abgenommen und den Städten unterworfen werden soll. Aber Grimmelshausen will eine gründliche Fürstenenteignung, denn er läßt seinen Narren antworten: „Hierumb wird sich der Held wenig kümmern; er wird alle Großen in drei Teile unterscheiden und diejenigen, so unexemplarisch und verrucht leben, gleich den Gemeinen strafen." Den übrigen soll die Wahl gegeben werden, im Land zu bleiben oder nicht. „Was bleibt und sein Vaterland liebt, die werden leben müssen wie andere gemeine Leute. Die anderen aber, die Herrscher bleiben wollen, die wird er nach dem Balkan und nach Asien führen und alle Kriegsgurgeln in ganz Deutschland mitgeben." Dort mögen sie Krieg führen und herrschen. Mit seinen Parlamentsherren will der Held dann wieder nach Deutschland zurück und sie „die Vorsteher und Väter seines deutschen Vaterlandes nennen ... Alsdann wird wie zu Augusti Zeiten ein ewiger

beständiger Friede zwischen allen Völkern in der ganzen Welt sein."

Das Bächlein geistiger Regsamkeit und idealer Sehnsucht war also nicht versickert, sondern rieselte selbst in dem schwarzen Jahrhundert munter dahin, als Deutschlands Bevölkerung durch dreißig Jahre Mordbrennerei auf etwa ein Drittel zusammengeschmolzen, elend und siech war — und trotzdem innerlich wuchs. Auch die Sprachgesellschaften müssen hier erwähnt werden, die sich als Ziel die Pflege nationaler Literatur und eines höheren Geisteslebens gesteckt hatten. Die älteste dieser Vereinigungen, die „Fruchtbringende Gesellschaft" war kurz vor Kriegsausbruch gegründet. Die „Gesellschaft der Pegnitzschäfer" und mehrere andere derartige Vereine wurden im Kriege selbst gegründet. Nicht ihre oft lächerlichen und preziösen literarischen Bestrebungen waren das Wichtige, sondern wertvoll und bezeichnend für die Zeit war die fast ungeheuerliche Tatsache, daß in diesen Gesellschaften Männer der verschiedensten Schichten und Kreise, Adlige, Bürger, Protestanten und Katholiken zusammenkamen zu gemeinsamer geistiger Tätigkeit. Auch in den Jahren scheinbar gänzlichen Verfalls zeigten sich Ansätze zu neuer bürgerlicher Kultur, zu Pflichtgefühl, Selbstbewußtsein und geistigen Zielen. Aus dem zerschlagenen und versengten Baum des deutschen Volkstums brachen hier und da die Knospen eines neuen geistigen Lebens.

Wir dürfen nicht vergessen, daß die deutsche Musik in dem scheinbar so toten 17. Jahrhundert ihren größten Aufschwung nahm. Johann Sebastian Bach wurde 1685 und seine beiden bedeutenden Oheime Johann Christoph und Johann Michael Bach noch in den Jahren des Kriegslärms geboren. Eine solch gewaltige Musik wie die von Johann Sebastian Bach setzt eine kraftvolle ursprüngliche Entwicklung voraus. Sie ist der Ausdruck einer hohen seelischen Verfassung, die nicht aus einer niedergehenden Kultur emporquellen kann. Auch fließt aus ihr selbst die Stimmung zur Größe des Empfindens und Denkens. Die Tatsache, daß die Musik der Organistenfamilie Bach so weit im Volk

wirkte und es deren Werke in den Kirchen aufführen konnte, spricht wahrhaftig dafür, daß im Volk noch Freude am Zusammenschluß, am Gelingen eines gemeinsamen Werkes und an künstlerischer Mitarbeit und feinfühlige Strebsamkeit lebendig war, neben all der charakterlosen, berechnenden „Lebensklugheit", die den Handwerker wie auch die anderen bürgerlichen Schichten erniedrigte. Das bürgerliche Selbstgefühl beugte sich vor der prunkvollen höfischen Gesellschaft und vor dem mit dem herrischen Bewußtsein des neuen, selbstherrlich gewordenen Staates behafteten Beamtentum. Immerhin blieb das gelehrte Bürgertum stolz auf seine Bildung, was wenigstens der allgemeinen Ausbreitung des Wissens und einem gewissen inneren Wert des Volkes zugute kam.

Selbst die soviel angegriffene übertriebene „Ausländerei" hatte das Gute, daß die durch die Kleinstaaterei und Kleinstädterei geförderte Engherzigkeit und Blickenge hier und da durchbrochen wurde, und ein allgemeines europäisches Kulturgefühl und Kulturgewissen sich in manchen Schichten des deutschen Volkes entwickeln und in den Werken vieler großen Dichter und Wissenschaftler sich ausdrücken konnte.

Auch das wissenschaftliche Interesse und Streben hatte der Krieg nicht ganz verschütten können, wie die unter gewaltigem Zulauf kurz nach Friedensschluß vorgeführten Experimente Otto von Guerickes bewiesen. Wohl begannen die großen sachlichen wissenschaftlichen Arbeiten erst, nachdem der Streit um das kirchliche Dogma aus seiner bevorzugten Stellung im Geistesleben zurückgedrängt worden war. Doch hatten sich die voraufgehenden Jahrhunderte nicht allein mit der Kritik an der katholischen Kirche und der Bibel erschöpft. Die Theologie war nicht die alleinige geistige Tätigkeit des 16. Jahrhunderts, ebensowenig der unmittelbar vorangehenden. Ja im 13. Jahrhundert war das Interesse an anderen als kirchlichen Dingen und Geschehnissen bereits so stark, daß ein so bedeutender Kirchenmann wie Albertus Magnus einen großen Teil seiner Werke den Fragen der Physik, Chemie, der Tiergeschichte und be-

sonders der Botanik widmete. Er war zwar noch ganz heimisch im Lehrgebäude des Aristoteles. Aber er stellte in den naturwissenschaftlichen Schriften der Autorität des Aristoteles das Gewicht besserer Beobachtungen, eigener wie fremder gegenüber. Ja es ist sicher, daß er selbst Versuche unternommen hat. Seine Beobachtungen verschafften ihm noch bei den Naturforschern unserer Tage ein ehrendes Andenken. Humboldt hat wiederholt auf die Bemerkungen hingewiesen, die in dem Buch „De natura locorum" über die klimatischen Unterschiede enthalten sind. Seine Beschreibungen von Tieren und Pflanzen, die er durchaus selbständig und anschaulich gab, zeigten seinen Drang, das zerstreut Wahrgenommene in seinen Zusammenhang zu erfassen. Wieviel Albertus seiner Zeit und den folgenden Jahrhunderten galt, zeigt gut erfunden die Erzählung eines Chronisten aus dem 14. Jahrhundert von der wundersamen Bewirtung, die Albertus Magnus dem zum deutschen König gewählten Wilhelm von Holland bereitete, als er 1249 den Dreikönigstag festlich in Köln beging. Albertus erfüllte den winterlichen Klostergarten mit duftenden Blumen und blühenden Bäumen, in deren Zweigen sich Singvögel wiegten.

Wenn auch Albertus noch nicht ganz so frei vom Autoritätsglauben war wie der gleichzeitig lebende Engländer Roger Bacon, so begann er doch auch schon die Welt und die Dinge selbständig anzusehen. Zwar wirkte die Traumhaftigkeit und das bloße „gelehrte" Denken des frühen Mittelalters noch jahrhundertelang nach. Die Menschen lebten nur in ihrer engsten Umgebung. Alles andere war mit Dämonen bevölkert. Sie glaubten, daß im Süden, in der Gegend des Äquators, alles verbrenne und daß der Westen das Land des Todes sei. Sie lebten noch in der Vorstellungswelt der Griechen. Die meisten hielten Kolumbus, als er ins Meer hinaus nach Westen fuhr, nicht wenig bestärkt durch die Forschungen und Ideen des Deutschen Martin Behaim, für einen Mann, der dem Tod in den Rachen segelte.

Aber nicht seine Zeit allein hatte ihm die Tore aufgemacht zur Entdeckerfahrt. Schon seit dem 13. Jahrhundert,

seit Bacon und Albertus, wollten die Menschen sich selbst überzeugen durch handgreifliches Experimentieren. Sie fingen an in allen Dingen nur das als Wissen zu sehen, was durch die Sinne zu erfassen war, was mathematisch berechnet werden konnte. Alles andere war nur qualitativ.

So wie von allen europäischen Kulturvölkern nach den Entdeckungsreisen um das Ende des 15. Jahrhunderts die ganze Erde mit Bewußtsein umfaßt wurde, waren alle diese Völker auch gemeinsam an der Bereicherung des wissenschaftlichen Gutes beteiligt. Es ist töricht, die Geschichte der Entdeckungen, Erfindungen und Erkenntnisse so hinstellen zu wollen, als sei eines der europäischen Kulturvölker ganz besonders an der Spitze marschiert, habe das Wichtigste und Bedeutendste geschafft und lange vor allen andern. Auf keinen Fall kann das deutsche Volk aus diesem Blatt der allgemeinen europäischen Kulturgeschichte gestrichen werden. Zwar wollen viele, und auch ganz moderne „fortgeschrittene" Schriftsteller die Deutschen möglichst beiseiteschieben, behaupten z. B., nicht Gutenberg, sondern der Holländer L. J. Coster habe die Buchdruckerei erfunden. Doch wird Costers erste Arbeit nicht früher als im Jahre 1446 erwähnt, während von Gutenberg schon aus dem Jahre 1436 bekannt ist, daß er an Druckverfahren arbeitete und er zweifellos die massenhafte Herstellung der Einzelbuchstaben nach gestochenen Patrizen und damit geschlagenen Matrizen, die zum Gießen der gleichartigen und gleich hohen Buchstaben benutzt wurden, erfunden hat.

Daß in Deutschland das wissenschaftliche Leben selbst im Dreißigjährigen Krieg nicht erloschen war, sondern sich weiterentwickelte, kann wohl auch aus der erwiesenen Tatsache geschlossen werden, daß Leibniz seine Differentialrechnung durchaus selbständig und unabhängig fast zur selben Zeit aufstellte wie Newton sein ähnliches System, das die mathematische Wissenschaft auf eine neue Grundlage brachte. Das physikalische Interesse war gerade in Deutschland außerordentlich stark. Otto von Guericke führte, als Newton erst zehn Jahre alt war, seine Luftpumpe vor, erfand das Manometer und eine Elektrisiermaschine mit wichtigen

Neuerungen und stellte zuerst die Meinung auf, daß sich die Wiederkehr der Kometen bestimmen lasse. Seine Entdeckungen ermöglichten erst die Erfindung der Dampfmaschine. Er lebte durchaus nicht im Dunkeln seiner Studierstube, sondern führte seine Erfindungen auf Reichstagen und großen Zusammenkünften vor, ein Zeichen, wie stark die Öffentlichkeit an diesen Fragen teilnahm.

Ein wie ernster wissenschaftlicher Geist Guericke beherrschte, mag er selbst mit einigen Sätzen aus der Einleitung seiner Schrift über die Luftpumpe und den Luftdruck beweisen:

„... In der Naturwissenschaft ist die Redekunst, die feine Ausdrucksweise oder die gewandte Erwiderung ohne Bedeutung, worauf schon Galilei hinwies... Ein Nachweis, der sich durch den Versuch den Sinnen wahrnehmbar führen läßt, ist allen noch so wahrscheinlichen und einleuchtenden Überlegungen vorzuziehen. Erscheint doch vieles bei einer theoretischen Erörterung als wahr, das in der Wirklichkeit einer Prüfung nicht standhält. ... Daher können die Philosophen, die sich nur auf ihre Meinungen und Anschauungen berufen und sich um Erfahrungen nicht kümmern, niemals zu sicheren und richtigen Schlüssen über die wirkliche Beschaffenheit der Körperwelt gelangen. Wir sehen ja stets, daß der menschliche Geist, sobald er sich nicht mehr auf die Erfahrung stützt, von der Wahrheit so weit abirren kann, wie die Sonne von der Erde absteht...

Schon lange haben sich die Philosophen über die Frage mit großer Schärfe herumgestritten, ob es einen leeren Raum gibt oder nicht und welche Eigenschaften dieser Raum habe. Ein jeder hat die von ihm einmal kundgegebene Meinung mit aller Kraft wie ein Soldat verteidigt, der in seiner Burg gegen den anstürmenden Feind kämpft. Daher konnte auch ich nicht eher die Leidenschaft stillen, hinter die Wahrheit dieses so strittigen Gegenstandes zu kommen, nachdem er einmal in meiner Seele aufgetaucht war, als bis ich in meinen Mußestunden darüber Versuche angestellt hatte. Dies geschah nach verschiedenen Methoden. Die verwendete

Arbeit war nicht vergebens; war es mir doch gelungen, Einrichtungen zu schaffen, um diesen immer geleugneten leeren Raum nachzuweisen. Als ich später aus Staatsinteresse zu der Reichsversammlung in Regensburg im Jahre 1654 geschickt worden war, hörten einige, die sich für derartige Gegenstände interessierten, über diese Versuche etwas Näheres. Sie baten mich darauf, etwas Ausführliches darüber mitzuteilen. Gegen Ende dieses Reichstages, kurz vor dem Auseinandergehen seiner Mitglieder, wurden meine Versuche auch dem Kaiser, den Kurfürsten und einigen Fürsten bekannt, und sie wünschten, sie noch vor ihrem Fortgang zu sehen. Ich konnte mich nicht der Pflicht entziehen, diesem Wunsche nachzukommen. Von allen am meisten interessierte sich dafür Se. Eminenz der Kurfürst Johann Philipp, Erzbischof von Mainz und Bischof von Würzburg, und er sprach den Wunsch aus, daß für ihn ähnliche Apparate angefertigt würden. Da aber ihre Herstellung wegen der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit den Handwerkern nicht möglich war, so habe ich darein eingewilligt, ihm gegen Erstattung der Kosten meine nach Regensburg mitgenommenen Apparate zu überlassen. Diese ließ er dann nach Würzburg bringen. Dort machten einige Mitglieder der Gesellschaft Jesu, welche zugleich Professoren der Würzburger Akademie waren, in Gegenwart Sr. Eminenz des Kurfürsten meine Versuche nach. Der schriftliche Bericht darüber wurde auch unter anderen einigen wissenschaftlichen Persönlichkeiten in Rom, die ihr Urteil darüber abgeben sollten, zugestellt. In erster Linie war es das Mitglied dieses Ordens, der Professor der Mathematik Kaspar Schott, der mit mir über diese Sache Briefe wechselte, und der sich noch über manche Einzelheit informierte. In seinem 1657 verfaßten Buch über „Die hydraulisch-pneumatische Kunst" hat er dann diese neuen, von ihm Magdeburgische genannten Experimente im Anhang beschrieben und mit Figuren erläutert...

Wo Tatsachen vorhanden sind, bedarf es keiner Worte. Wer mit den Händen greifbare, sichtbare Erscheinungen nicht anerkennt, mit dem kann man nicht streiten oder Krieg

führen, der möge an der ihm zusagenden Meinung festhalten und der Finsternis mit den Maulwürfen folgen."

Aber seine Versuche zur Herstellung eines hohen Vakuums berichtet Guericke klar und ausführlich in einer Sprache von klassischer Deutlichkeit. In Otto von Guericke haben wir einen der ersten sachlichen Wissenschaftler. Neben diesen gab es aber noch lange viele Wissenschaftler, die auf der Grenze zwischen Wissenschaft und Abenteuertum standen: die Alchimisten. Sie vollbrachten eine Fülle voll Einzelarbeit. In engem Zusammenhang mit Kurpfuschern, Kräuterkennern und allerlei Handwerkern, besonders Goldschmieden, drangen sie in viele Geheimnisse der Natur ein. Moderne Forscher werfen ihnen vor, sie hätten nicht aus ernsten wissenschaftlichen Interessen, nur um des Wissens halber geforscht, sondern der Trieb nach dem Stein der Weisen, mit dem das Menschenleben verlängert werden könnte, und die Sucht, Gold aus geringen Stoffen zu machen, habe sie getrieben und ihre Forschungen minderwertig gemacht. Aber auch heute treibt die Männer in den Laboratorien die lockende Aussicht auf gewinnreiche Patente. Auch der heutige Alchimist will „Gold machen". Das ist ja sein gutes Recht. Er braucht sich dessen nicht zu schämen, wenn auch der Traum von der direkten lohnenden Goldmacherei aus den wissenschaftlichen Kreisen verflogen ist. Daß der Wissenschaftler auch Geschäftsmann geworden ist, hat der Wissenschaft nicht geschadet, sondern ist ihr ein kräftiger Antrieb.

Damals aber war der Traum vom Stein der Weisen wohl notwendig, um alle die vielen Widerstände beim Forschen überwinden zu können und, wenn auch unbeabsichtigt, doch zu brauchbaren Ergebnissen beim Experimentieren zu kommen.

Neben den Goldmachern, die nichts als abenteuernde Scharlatane und oft sich ihrer Betrügerei bewußt waren, haben wir auch andere zu nennen, die uns schließlich bedeutende und ansehnliche Ergebnisse ihrer Forschung bescherten. Zu ihnen sind Böttger und Kunkel zu rechnen.

Johann Friedrich Böttger wurde 1685 in Schleitz geboren und kam 1696 als Elfjähriger nach Berlin in die Lehre bei dem Apotheker Friedrich Zorn, wo er sich bald durch Wißbegier und Talente auszeichnete. Kurz darauf studierte er heimlich Alchimie und experimentierte auf Kosten seines Prinzipals, wobei er von einem geheimnisvollen orientalischen Mönch namens Lascaris die rote Tinktur und das Geheimnis des Steins der Weisen erhalten zu haben behauptete. 1699 entfloh er seinem Prinzipal, kehrte aber reumütig zurück und begann nun allmählich mit seiner angeblichen Goldmacherkunst Aufsehen zu erregen, wobei er viele Personen zu überzeugen wußte, darunter auch den bekannten Kunkel von Löwenstern, den Erfinder des Rubinglases. Als aber auch der preußische König sich für ihn interessierte, fürchtete Böttcher eingesperrt zu werden und entfloh (1701) nach Wittenberg.

Nun aber war König Friedrich I. erst recht überzeugt, daß der Apothekerlehrling Gold machen könnte. Er stampfte mit den Füßen vor Zorn, daß man „auf eine so wichtige Person nicht besser Attention gehabt", setzte eine Prämie von 1000 Taler auf Böttgers Wiederbringen und befahl, ihm sofort nachzusetzen. Es begann nun ein interessanter Kampf zwischen Preußen und Sachsen um den wertvollen Adepten, denn auch der Sachsenkurfürst, der zugleich ja König von Polen und als solcher in schlimmen Geldkalamitäten war durch seinen Krieg mit Karl XII. von Schweden, wollte einen solchen Goldvogel nicht fahren lassen. König Friedrich von Preußen, der die Berliner Behörden Esel nannte, weil sie, trotzdem Böttgers Kunst schon lange Stadtgespräch in Berlin gewesen, einen so „brauchbaren Kerl" hatten entwischen lassen, war entschlossen, ihn wie eine verlorene Festung gleichsam wieder zu erobern. Er wollte sofort einige Regimenter Kavallerie und Infanterie nach Wittenberg senden und begegnete allen Vorstellungen, daß das zum Kriege mit August führen müsse, mit der Bemerkung, August, der in Livland von Karl XII. schwer bedrängt sei, werde sich wohl hüten, des Apothekergesellen wegen ihm den Krieg anzukündigen. Indessen ließ er sich nochmals zu dem Versuch überreden, den Flüchtling mit List zu er-

greifen. Von sächsischer Seite hatte der Statthalter Sachsens, der Fürst von Fürstenberg, inzwischen einen Bericht nach Warschau an den König gesandt. Er ließ Böttger, der einstweilen verhaftet war, aufs stärkste bewachen, um jede Entführung unmöglich zu machen.

Freudig vernahm August die Nachricht von dem in Wittenberg verhafteten Goldmacher und ließ ihn Ende 1709 zur größeren Sicherheit nach Dresden überführen, wo er ihn im sogenannten Goldhaus, einem Teil des Schlosses, in sorgfältigster Absperrung bewachen ließ. Der König von Preußen aber gab den Kampf noch lange nicht auf, und immer neue Versuche wurden gemacht, den Böttger mit List und Gewalt zu entführen.

Böttger bekam nun ein Laboratorium eingerichtet, und König August bestürmte ihn mit fast flehenden Briefen, nun endlich zur Tingierung, zum Goldmachen überzugehen. Der Glaube an seine Kunst stand bei den sächsischen Herrschaften so fest, daß der übrigens reichlich mit Geld versehene Böttger fast zwei Jahre List auf List, Trug auf Trug häufen konnte, ohne auch nur das geringste Resultat zu erzielen. Wenn er aber merkte, daß der Glaube an ihn wankte, dann warf er plötzlich mit großen Versprechungen um sich, und König August war wieder so fest überzeugt, daß er schon Vorbereitungen traf, die große Goldmenge sofort ausprägen zu lassen. Natürlich erfüllte sich nichts von den Versprechungen, und Böttger, dem die Verhältnisse immer gefährlicher vorkamen, floh 1703 nach Enns in Niederösterreich, wurde aber eingeholt und zurückgebracht, worauf das Spiel in der alten Weise weiterging. In zweieinhalb Jahren hat Böttger dem König 40 000 Taler gekostet, ohne auch nur einen Dukaten zu schaffen, und dabei verlangte er immer neue Vorschüsse.

Nachdem Böttger von Herbst 1706 bis Herbst 1707 auf der Festung Königstein gesessen hatte, kam er dann auf die Jungfraubastei bei Dresden, wo man ihm ein Laboratorium eingerichtet hatte. Hier gelang es ihm, seinen König endlich zu entschädigen, aber nicht durch Goldmacherei, sondern durch die Erfindung des Porzellans.

Ungeheure Summen strömten damals, wie aus ganz Europa, so besonders auch aus Sachsen, über Holland nach Japan und China für Porzellan, das der vornehmen und reichen Welt als erster Luxusartikel galt. August I. war ein leidenschaftlicher Freund dieser Schüsseln, Teller, Tassen, Vasen und Figuren, verschwendete dafür Hunderttausende und steckte mit der Porzellansucht den ganzen Hof an.

Jedenfalls gelang dem Böttger die Erfindung. Herbst 1707 lieferte er sein erstes Porzellan, und der entzückte König ließ sofort unter Leitung des Erfinders eine Manufaktur errichten, die bald große Ausdehnung gewann. Böttger war übrigens jetzt erst recht eine wichtige Persönlichkeit und wurde noch sorgsamer bewacht als früher. Außerdem glaubte man bei Hofe noch immer an seine Goldmacherkunst.

Im Jahre 1710 wurde die Porzellanfabrik auf die Albrechtsburg in Meißen verlegt, doch blieb Böttger selbst in Dresden und besuchte nur die Fabrik sooft es nötig war.

Im übrigen ging es in dieser Fabrik ziemlich liederlich zu. Böttger, der leichtsinnig, unordentlich und sehr dem Trunk ergeben war, hatte nicht die geringste Autorität bei seinen Arbeitern, den Porzellinern, wie man sie nannte. Sie spielten, tranken und prügelten sich, unterschlugen auch viel Porzellan oder zertrümmerten es im Übermut. Daher kam es, daß der König finanziell vorläufig von der Erfindung keinen Nutzen zog. Er suchte auch vergebens, das Arkanum, das Geheimnis des Porzellanmachens zu bewahren. Die ersten Schritte, Sachsen das Porzellangeheimnis zu entreißen, gingen von Berlin aus. Schon 1713 gründete der Geheime Rat und Kammerpräsident von Görne, Besitzer des Fleckens Plaue an der Havel, daselbst eine Fabrik für braunes Porzellan, weil es an weißer Erde fehlte. Der gefährlichste Feind wurde aber seit 1716 Wien, während die Versuche des Zaren Peter I., in Rußland eine Fabrik zu errichten, zunächst mißlangen.

Die Porzellanmanie nahm übrigens um diese Zeit immer mehr zu. Da mußte auf einmal in und außer dem Hause, in Kontoren und Kanzleien, in Kirchen und Palästen, kurz

überall alles was sonst von Holz, Metall und Marmor war von Porzellan sein. Sogar in Gärten brachte man Verzierungen von Porzellan an. Die Zahl der Artikel stieg mit jedem Tag.

Außer den anfangs gelieferten, ganz einfachen Geschirren und Figuren schuf man auch Sonnenuhren, Glockenspiele, Puppen von allen Größen, Petschafte, Rockknöpfe, besonders mit Schmetterlingen und gereimten Devisen, Stock- und Hemdenknöpfe, Marken und Würfel, Schachspiele mit menschlichen Figuren in halb römischer, halb deutscher Tracht, Schmuckkästchen, Kämme, Puderkästchen, Pomadenbüchsen, Bilderrahmen, Degengefäße, Ofenfüße, mit Porzellan verzierte Straußen- und Schwaneneier, Karlsbader Becher usw. Bald wagte man sich auch an größere Stücke, wie Poliersteine, Tiere in Lebensgröße ,Tischplatten, Türpfosten, Öfen, Kamine, Kruzifixe auf Postamenten, ja sogar Särge und Leichensteine.

Die Holländer, die damals das Monopol in chinesischem und japanischem Porzellan besaßen, waren natürlich sehr besorgt. Doch hielt sich ihr Handel noch lange, weil die Meißensche Fabrik nicht gut organisiert war und zuwenig lieferte, und weil deren Preise noch zu hoch waren.

Böttger, der schon mit sechzehn Jahren ein Gefangener gewesen, erhielt erst im Jahre 1714 nach vierzehnjähriger Haft das Dekret seiner Freiheit. Doch war er inzwischen durch die lange Haft und wohl auch durch seine Trinkgewohnheit ziemlich hinfällig geworden und wurde in den nächsten Jahren immer kränker. Der König, der immer noch hoffte, von ihm wichtige Geheimnisse, vielleicht sogar das Goldmacherarkanum zu erfahren, setzte ihm noch vier Wochen vor seinem Tode im Jahre 1719 zu, nun endlich den Stein der Weisen zu offenbaren. Als Böttger tot war, untersuchte man aufs sorgfältigste seine Hinterlassenschaft, ohne natürlich das Erhoffte zu finden.

Daß diese Goldmacherei von großzügigen Gaunern benutzt wurde, um sich Vorteile zu verschaffen, ist verständlich, da ja alle Welt an diese Geheimkunst glaubte und sie von ihnen verlangte. Hat doch selbst der sonst so skeptische

Friedrich der Große nach Briefen an seinen Vertrauten Fredersdorf Geld für solche Versuche hergegeben ...

Fredersdorf, ein mäßig gebildeter Kammerdiener, war wie so viele maßgebenden Persönlichkeiten an den Höfen, von Goldmachern überlaufen worden. Er schickte Rezepte zum Goldmachen an den König, der ihm die Regelung aller privaten Angelegenheiten übertragen hatte. Friedrich antwortete erst skeptisch:

„Mitte September 1753.

... hier Krige ich einen Mistiriosen brif (mysteriösen Brief). weillen ich mihr aber nicht gahr wohl mit Solchen leüten abgeben mach (mag), so schike ich ihn Dihr, umb zu Sehen, ob es die mühe Wehrt ist, Sich mit ihm zuthun zu Machen. Die goltmachers Kommen nuhn von allen Enden! was werden wihr reich werden, ist es nicht in der thaht, So ist es doch in gedanken! mihr deücht, wenn wihr Erwachen Werden, so wirdt der Traum sich von selber verlihren! und wirdt das beste bei der Sache seindt, daß wihr doch nicht noth haben werden, von hunger zu Sterben.

gottbewahredihr!

Frch."

In seiner Ablehnung kommt aber auch schließlich schon ein Spiel mit verlockenden Gedanken an Erfolgen zum Vorschein. Er läßt schließlich eine Goldmacherin zu sich kommen und ordnet an, daß mit ihr ein Vertrag geschlossen werde.

Zweite Hälfte September 1753.

„ich habe die person (dieGoldmacherin Nothnagel) gesprochen. sie Schwehret (schwört) leib und Sehle, daß sie alles erfüllen wil, was sie gesaget hat. ich habe ihr gesaget, ich glaubte nicht ein wort davon. sie bleibet darbei, und versichert Mittwoch ein Stück fertig zu haben. sie Wil das Patent (den Vertrag) vohr den Man haben. gibts ihr nuhr; und ich Melihre (mische) mihr Weiter in nichts mehr.

Sie ist böße auf Dihr, Sie saget, Du gingst zu hart mit ihr um. ich habe sie gesagt, Du wärst krank, und liest Dihr

nicht gerne betrigen. ich habe sie von mihr gesagt, ich hätte meintage nicht daran geglaubet; und wehre gewis, daß sie nicht häte betrigen wollen, aber (sie) hätte sich selber betrogen, indem sie sich mehr zugetrauet häte, als sie könnte. sie wil einen abtreiber haben; traktire sie nicht übel, das arme mensch hat die Thorheiten im Kopf, und meint es guht.

gottbewahre Dihr! denke nuhr an Deiner gesundheit und kehre Dihr an nichts. ich lebe vergnügt, wann auch kein Goldt in der Welt gemacht wirdt!

Schließlich wird der Gedanke an die Erfolge des Goldmachens ihm schon ein angenehmer Traum, und er denkt sogar schon an fabrikmäßige Herstellung!

Zweite Hälfte September 1753.

„Es ist mihr lieb, daß es sich mit Dihr nuhn recht bessert. in Solcher besserung mus man Sich zum Meisten in acht nehmen. Kömt man in So schlime umbstände wieder, dar (wo) man knap heraus ist. deinen noch matten Cörper mustu noch sehr in acht nehmen!

Mit dem Goltmachen, deucht mihr, wirdt der berg eine Maus zur welt bringen. ich habe noch keinen glauben daran. schreibe mihr doch Mohntag, ob der Centener Wahr ist. wohr das ist, so werde alles zur augmentation (Herstellung im großen) so veranstalten, daß ich künftig frühjahr den anfang mit allem machen Kan. wirdt nichts daraus, so mus man sich begnügen und nicht glauben, daß ohnmögliche Dinge Möglich seindt.

gott bewahre Dihr!

Fch."

Zwar war er ängstlich auf Geheimhaltung bedacht. Friedrich II. wußte, daß sich schon damals alle lächerlich machten, die an Alchimie und Goldmacherei glaubten. Er wollte sich nicht „vor der gantzen Welt ridicul" machen. Verleumdungen fürchtete er nicht, aber Lächerlichkeit. Er wollte nicht als Unwissender gelten, den Scharlatane hineingelegt. —

Nach mehreren Mißerfolgen aber packte ihn doch nochmals fester Glauben an den Erfolg. Kriegsgefahr drückte ihn, und er hoffte, mit Hilfe des Goldes über sie fortzukommen.

Anfang November 1753.

„... Wegen der fr. (Frau Nothnagel) so lasse nuhr von jeder Schmelte (Schmelze) ein Stück durch einen guhten goldtschmit probiren, der wirdt Sehen, ob es Mesink, Kupfer oder Goldt ist. und das Kan man heute Nachmitag wissen, wann es geschmoltzen wirdt ..."

Als die Münze zögerte, das Resultat der Prüfung mitzuteilen, wurde er ungeduldig. Er hoffte, die Goldfabrikation würde ihm das Geld zur Heeresverstärkung schaffen und schrieb erst im Dezember 1753 endgültig, als der Mißerfolg klar zutage trat, daß er mit dem Glauben an diese Art Goldgewinnung aufgeräumt habe.

Dezember 1753.

„... ich glaube an keine goldtmachers mehr in mein leben! den Herzog zu Brunschweich ist es wie mihr gegangen, er hat es mihr vertzehlet. er hat über 10 (Goldmacher) in seine vestung. ich bin nicht so schlim, ich lasse sie laufen, man mus solchen leuten Keinen glauben geben! aus 3 millons hat Mad. Nothnaglin 2 thaler gemacht, und weis der himel, ob es nicht ordinair geschmoltzen Silber ist. Du wirst wieder betrogen werden; und zuletzt werden Dich die leute um das Deinige bringen. erinnere Dihr der Docters, die Dihr in 4 Wochen Curiren wolten! das goldt-Machen ist das Selbige.

ich habe alle meine Närrsche projecter (Pläne) verbrennet; ich habe mihr Sehr geschämet und mihr alle die Narrenpossen aus dem Kopf geschlagen. (So wie man leichtgläubig ist, so mus man Sich betrigen lassen; und mit Kleine proben ist der leute ihre art (Art), andere zu verführen ..."

Er mußte sich für seine Kriege und den Wiederaufbau seines Landes andere Mittel schaffen. Während er in den

preußischen Landen im großen Stil Bauernschaften gründete, wurde in andern Gegenden Deutschland fleißig der „lasterhafte“ Bauer gelegt. Ernst Moritz Arndt, der aus pommerscher bäuerlicher Familie stammt, berichtet als unwiderlegbarer Kronzeuge in seiner 1817 erschienenen Schrift: „Geschichte der Veränderung der bäuerlichen und herrschaftlichen Verhältnisse in dem vormaligen schwedischen Pommern und Rügen vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1816“ über dies Bauernlegen:

„Bald nach dem Siebenjährigen Krieg nahm ein Übel überhand, dessen Folgen wir noch in allen unsern Gliedern fühlen und noch lange schmerzlich fühlen werden: Das Zerstören oder Legen der Bauern, das von nun an recht methodisch betrieben ward. Und zwar nicht bloß Privatleute und einzelne Edelleute haben sich so versündigt, sondern selbst die königliche Kammer hat vom sogenannten Domanium mehrere große Dörfer in große Pachthöfe verwandelt, und auch die Städte haben es hier hie und da mit ihren Dörfern nachgetan.

Doch ward das Übel noch mäßig geübt bis auf die Jahre 1780; von da an bis auf unsere Tage ist es aber mit reißender Wut gewachsen. Der amerikanische Freiheitskrieg nämlich und die ersten acht Jahre des französischen Umwälzungskrieges erhöhten die Kornpreise und den Landertrag in den Ostseegegenden um das Doppelte und Dreifache und verursachten einen Schwindelgeist und eine Gier nach geschwinden Reichtümern, die man hier nie so gekannt hatte. Der Reiz des leichten und schnellen Verdienstes untergrub alle Gefühle von Menschlichkeit und Großmut; auf großen Höfen, dachten die Herren, war am meisten zu gewinnen. So wurde denn ein schönes Dorf nach dem andern geschleift, und statt der Bauernwohnung wurden Katen für Einlieger und Knechte gebaut. Vor 35 Jahren hatte fast jedes Gut in Rügen noch ein Bauerndorf neben sich; jetzt kann man leider die wenigen adligen Höfe leicht überzählen, welche noch Bauern haben. Der adligen Würde und des Festhaltens an den Familiengütern ward auch von vielen vergessen; in Mecklenburg und Pommern und auch wohl

anderswo, erniedrigten manche Herren sich fast zu Krämern und Maklern. Das Schachern mit den Gütern begann, sie flogen im ewigen Wechsel von einer Hand in die andere. Ja sogar adlige Spekulanten gab es, und auch bei uns, welche große Bauerndörfer von andern auf Spekulation kauften, die Bauern hinauswarfen, stattliche Rittersitze bauten und sie dann mit großem Überschuß wieder verkauften.“

Doch sahen nicht alle den Bauern als das Objekt ihrer Geldgier an und als den niederträchtigen Kerl, der in Armut und Dumpfheit gehalten werden müsse. Gerade unter den Gutsbesitzern fanden sich auch Persönlichkeiten, die sich und ihr Vermögen für die Hebung des Bauernstandes einsetzten. In der Mark Brandenburg war es ein Nachkomme jener Rochows, die in den Fehden des 15. Jahrhunderts besonders scharf vorgegangen waren. Friedrich Eberhard von Rochow, 1734 in Berlin geboren, der als Leutnant die ersten Schlachten des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, widmete sich dann der Bewirtschaftung seiner Güter und wissenschaftlichen und gemeinnützigen Interessen. Er errichtete von 1773 ab eigene Schulen auf seinen Gütern, weil er in der Unwissenheit der Landbevölkerung den Grund zu ihrem Tiefstand gefunden. Seine Schulen, bei deren Einrichtung ihm aufopferungsvolle Lehrer wie H. J. Bruns ganz wesentlich halfen, entwickelten sich zu Musterschulen. Seine im Sinne philanthropischer Aufklärung geschriebenen Schulbücher, sein Streben, die Lehrer in eigenen Instituten (Seminaren) vorbilden zu lassen, sie nicht, wie noch zu oft geschah, aus den Kreisen invalider Soldaten oder unvorbereiteter Handwerker zu nehmen, hatte die besten Erfolge. Seine Freundschaft mit dem Minister von Zedlitz half seinen Ideen zum Erfolg. Und so ist denn festzustellen, daß zur Entwicklung des Besten, was Deutschland besitzt, nämlich des Schulwesens, auch ein Adliger eine grundlegende Stufe hinzugefügt hat.

„Als in den Jahren 1771 und 1772 sehr nasse Sommer einfielen, viel Heu und Getreide verdarb, Teuerung entstand, auch tödliche Krankheiten unter Menschen und Vieh wüteten, da tat ich nach meiner Obrigkeitspflicht mein mög-

liches, den Landleuten auf alle Weise mit Rat und Tat beizustehen. Ich nahm einen ordentlichen Arzt für die Einwohner auf meinen Gütern an, der unentgeltlich von ihrer Seite sie gegen ein jährliches Gehalt von mir mit freier Medizin versehen und heilen sollte. Sie erhielten Anweisungen und mündlichen Rat, wie durch allerlei Vorkehrungen und Mitteln, wobei sie freilich auch ihrerseits tätig sein mußten, dem Fortgang der Epidemie zu steuern sei.

Sie empfingen zwar die Mittel, die ich bezahlte, nahmen sie aber nicht ein und scheuten sogar die Mühe, dem nur eine kleine Meile in Brandenburg wohnenden Arzt von dem jedesmaligen Zustand der Patienten Nachricht zu geben.

Die einfachsten Vorkehrungen und Reinigungsanstalten, die ich ihnen mündlich und schriftlich empfahl, waren ihnen teils zu mühsam, teils hatten sie solche vergessen, und das Schriftliche konnten sie nicht lesen.

Dagegen brauchten sie heimlich die verkehrten Mittel, liefen zu Quacksalbern, Wunderdoktoren, sogenannten klugen Frauen, Schäfern und Abdeckern, bezahlten dort reichlich und starben häufig dahin.

In tiefer Demut möchte ich in diesem kundbaren Beispiel den Regenten und Landesvätern der Völker den hohen und unschätzbaren Wert der Aufklärung durch bessere Schulen hier nochmals an das Herz legen!

Schon bloß von seiten der Finanz betrachtet, die durch Entvölkerung der Länder verliert und bei Wohlstand und Erhaltung nützlicher Individuen gewinnt, fallen alle Einwürfe der Aufklärungsfeinde dahin. Oder gehört etwa nicht zu jedem Tun und Lassen und Gewerbe, Nachdenken und Vordenken, damit es gelinge? Der Dumme denkt aber nicht gehörig nach noch vor, weiß sich nicht zu helfen, kann guten Rat nicht würdigen, und wird eben darum ein Opfer der Ereignisse.

In bittern Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit, saß ich einstmals (es war am 14ten Februar 1772) an meinem Schreibtisch und zeich-

nete einen Löwen, der in einem Netz verwickelt daliegt. — So, dachte ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe, Vernunft, die doch jeder Mensch hat, in ein Gewebe von Vorurteilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig wie hier der Löwe die seinige brauchen kann. Ach, wenn doch eine Maus wäre, die einigen Maschen dieses Netzes zernagte, vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich losmachen können!

Und nun zeichnete ich gleichfalls als Gedankenspiel auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat.

Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest?

Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei als er ist: Er wächst auf als ein Tier unter Tieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, die er wie zur Fron hört, weil sie ihn ermüdet, indem er, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, ihr nicht folgen kann, ja selbst wenn sie gut ist (und wie oft ist sie das?), das Bündige derselben bei ihm nicht Überzeugung wirkt. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Jugend zu veredeln. Ihre Lehrer sind gewöhnlich, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn bei diesem Zustand der Sache, nach welchem sein Flor sich in einem beständigen Krieg gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht.

O Gott, dachte ich, muß denn das so sein? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch verhältnismäßig gebildet und zu allem guten Werk geschickt gemacht werden? Wieviel tüchtige Menschen hätte z. B. ich in diesen Jahren nicht meinem Vaterland gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Stupidität geworden sind! Ja! ich will die Maus sein. Gott helfe mir!

Und nun schrieb ich gleich denselben Morgen die Titel der dreizehn Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute sein sollte, nieder, und zwar auf die andere Seite des Blattes, worauf der Löwe, das Netz und die Maus stand, welches Blatt ich zum Andenken bewahre, vom geneigten Leser aber hoffe, wegen dieser Mikrologie Verzeihung zu erhalten.

Zu Mittag zeigte ich meinen Plan meinem neuen verständigen Prediger, Herrn Stephan Rudolph, der erst ein Jahr im Amt stand. Er billigte ihn und riet mir des Theologischen wegen, so darin vorkäme, mit Herrn Oberkonsistorialrat Teller in Berlin zu korrespondieren. Dieser nannte meine Arbeit gemeinnützig und unterstützte mich edelmütigst mit gutem Rat. So ward das erste meiner literarischen Produkte so schnell fertig, daß es schon auf Ostern 1772 unter dem Titel: „Versuch eines Schulbuches für Kinder der Landsleute oder zum Gebrauch in Dorfschulen", in Berlin bei Fr. Nicolai erschien, und das Motto führte, welches nur die erste Ausgabe hat: „Difficile est proprie communia dicere, Horat."

Daß ich mit diesem Buch vorzüglich die Lehrer, und zuvörderst nur sie bilden wollte, so wie man etwa die Amme kuriert, um dem Kind gedeihliche Nahrung zu verschaffen, wird man leicht einsehen.

Wie ich mich denn auch in der Vorrede für die Lehrer in Landschulen besonders verwendete, deren spärliches Einkommen auf das ungewisse Schulgeld sonderlich von armen kinderreichen Eltern angewiesen, ohne Nebenprofession, die bald der Hunger zur Hauptbeschäftigung machte, sie, besonders mit einer Familie schlechterdings nicht zu nähren vermochte. Denn in Büschings Reise nach Reckahn wird man finden, daß mancher Landschullehrer Einkommen 12 Rtr. war.

Ich bat daher, jedem wenigstens 100 Rtr. jährlich zu geben, wogegen der ganze Schulunterricht unentgeltlich sein müsse, damit alle Entschuldigungen, z. B. armer Eltern, wegen des Zurückbehaltens der Kinder aus der Schule wegfielen. Man wird alles dieses in der Vorrede des Versuchs eines Schulbuchs usw. mehr entwickelt lesen können."

Rochow wendete sich ans Ministerium, das erfreut war, einen solchen Helfer in der wichtigen Sache des Unterrichts zu bekommen. Er lehnte es ab, sächsische Lehrer hereinzuziehen. Die Brandenburger sprächen platt und könnten nur durch ausgebildete Landsleute geschult werden. Das wurde anerkannt. Er hatte das Glück, daß seine alten Prediger und Lehrer hinwegstarben und er junge, von ihm angeleitete Kräfte, anstellen konnte:

„Ein gewesener Primaner aus der Halberstädtischen Domschule zu des sel. Rektors Struensee Zeiten, namens Heinrich Julius Bruns, aus dem Halberstädtschen Dorf Rohnheim gebürtig, war seit sechs Jahren in meinem Hause als Musikus und Schreiber gewesen. Ihm hatte ich viele meiner Ideen über Schulsachen mitgeteilt, manches Heft abschreiben lassen, von dem was ich auch nicht zu Druck bestimmte; meine Bibliothek stand ihm offen, und als mein beständiger Tischgenoß machte die Zunahme der Kultur seines Geistes wie seiner musikalischen Fertigkeit mir manches Vergnügen.

Aber im Jahre 1771 ward er als Kantor und Organist an die Halberstädtische Johannes-Kirche berufen.

Er nahm den Ruf an, und ich verlor ihn ungern. Doch einer liberalen Denkungsart, hauptsächlich durch Bekanntschaft mit den besten Schriften, gewohnt, mochte sein neues Amt und der mechanische Schulschlendrian für ihn seine eigene Schwierigkeiten haben. Denn als er hörte, daß mein alter Schullehrer gestorben sei, schrieb er an mich und bot sich selbst an zu der vakanten Stelle mit dem Versprechen, wenn ich ihn vor Nahrungssorgen schützen wollte, mit Gottes Hilfe meine Ideen zu realisieren.

Man kann denken, wie gern ich in diesen Umständen dieses Erbieten annahm. Ich gab ihm jährlich 180 Rtr. nebst einigen Emolumenten als vier Fuder Heu jährlich, einen Garten und gleich meinen übrigen ackerlosen Untertanen die Erlaubnis, in meinen niedrig liegenden Brach-

äckern auf angewiesenen Plätzen auf seine Kosten durch Umgraben Lein, Hirse, Kartoffeln und Mohrrüben für sich bestellen zu lassen.

Er legte also dort sein Amt nieder, kam zu mir, und nun entwarf ich den Lektionsplan der neuen Schule, wie er in Riemanns Buch steht, wohin ich, sonderlich in die erste Ausgabe, um manches nicht wiederholen zu müssen, verweise.

Mein unerschütterlicher Grundsatz, den auch Herr Bruns sich gefallen ließ, war:

Nur das Verstehen des Gelehrten macht die Lehre nützlich.

Daß die Nürnberger Fibel zu abgeschmackt, der kleine Katechismus und die Bibel aber zu hoch für die Leseübungen der ersten Schulzeit sei, wußten wir beide. Diesem Mangel abzuhelfen, schrieb ich geschwinde den ersten Teil des Kinderfreundes, ließ ihn auf meine Kosten bei Gebrüder Halle in Brandenburg drucken, und wir wurden eins, daß das Lesen in demselben und das Katechisieren über das Gelesene die erste und wichtigste Schularbeit sein sollte. Zu diesem Endzweck übten wir uns täglich einige Monate lang im Katechisieren, wobei bald er, bald ich Lehrer oder Kind vorstellten.

Indes ward die Schule mit den Kindern aus Reckahn und dem nahe gelegenen Vorwerk Meßdunck auf meinem Hof gehalten, wozu ich eine Stube räumte. Denn es fehlte auf meinen Gütern an Schulhäusern, da die alten dem Einsturz drohten. Ich entschloß mich also, deren drei, ganz neu und zweckmäßiger als die alten, in welchen es den Kindern an Platz und Licht fehlte, zu erbauen. Das Schulhaus in meinem Wohnort Reckahn ist ganz massiv und hat nach der Straßenseite die Aufschrift:

„Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht." Marci 14.

Dies ward im Jahre 1774 bezogen.

Nun kam es noch drauf an, die Eltern wegen ihrer Vorurteile gegen alles Neue der neuen Einrichtung und Schul-

ordnung, worin sie sich fügen sollten, hold und geneigt zu machen. Denn am 2. Januar 1773 sollte die neue Schulordnung und Lehrart beginnen.

Außerdem, daß ich bereits mit meinem einsichtsvollen Prediger über die Hauptsachen schon einig war, so half mir die Erfindungskraft meiner vortrefflichen Frau die Eltern gewinnen. Sie hatte, mir unwissend, am Neujahrsnachmittag ein kleines Fest veranstaltet, wozu die sämtlichen Eltern der Schulkinder eingeladen waren. Gewählte Kinder, die meine Frau gekleidet und geschmückt hatte, führten in Gegenwart unser aller und ihrer Eltern ein Drama auf, davon die Prosa von meinem Prediger und die Reime von dem damaligen Feldprediger des Leib-Karabiner-Regiments, jetzigen Inspektor zu Tangermünde, Herrn Hanisch, sind. Der Kantor Bruns hatte es sie auswendig lernen lassen, und sie machten es so gut, daß unzählbare Tränen der Eltern flossen, und diese gleich nachher versprachen, mir in allen Stücken zu Willen zu leben und die gute Sache zu befördern, welches sie auch bisher ehrlich getan haben.

Wenn man erwägt, wie ungemein viel daran gelegen war, die Eltern der Schulkinder für die neue Lehr- und Schulordnung zu gewinnen, so wird man mir verzeihen, daß ich dieser kleinen Mittel umständlich erwähnte, zugleich aber dem guten Willen meiner Gattin dieses Denkmal meiner Dankbarkeit stifte."

Rochow hatte dann noch mit Intrigen der orthodoxen Geistlichkeit zu tun. Doch bestätigte ihm der Minister, daß er bei seinem Besuch der Rochowschen Schulen zur Zufriedenheit festgestellt habe, daß der wichtige Unterschied zwischen Theologie und Religion beobachtet und die Kinder nicht durch überflüssiges Auswendiglernen, sondern durch verständliche Erklärungen des Unbekannten zu brauchbaren Menschen fürs Leben erzogen würden.

Rochow war nicht der einzige, der sich um die Hebung des Kulturzustandes des Volkes bemühte. Aber er gehört zu den Hervorragendsten unter jenen, die, während eine große Zahl ihrer Standesgenossen noch am Herniederdrük-

ken des Volkes sich beteiligten, in der Arbeit für das Volk nicht verarmten, sondern ebenso wirtschaftlich wie an geistigem und seelischem Reichtum gewannen. Das Bild vom Adel und vom Bauern, das Freytag aus dem 18. Jahrhundert gibt, muß mit dieser fragmentarischen Porträtskizze ergänzt werden. Den Reformen des Freiherrn von Stein ging manches Symptom voran. Und jene, die fühlten, daß ihnen ihre Rechte auch Pflichten auferlegten, daß bessere Lage und bessere Erziehung und Begabung auch Verantwortung bedeutete, die eine gewisse Einheit mit dem Volk fühlten, die sich ihm verbunden wähnten, schufen die Grundlagen einer allgemeinen Volkskultur und waren zweifellos dabei wertvoller für ihr Volk als jene, die sich in stolzem Dünkel von den Nöten des Volkes fernhielten.



Inhalt des zweiten Bandes

Vom Mittelalter zur Neuzeit
(Fortsetzung)

Besiedelung des Ostens. Vom Bord der Hansen. Die Arbeit des Kaufmanns. Handel der Oberdeutschen und Niederdeutschen. Verschiedenheit der Geldwährung. — Die Hansa. Lockerer Zusammenhang der Städte. Die Osterlinge. Der Fischfang und der Hering. Der Hanse in der Heimat. Seine Schiffe. Flotten und Seeraub. Seerecht. — Verkehr in der Baye. Niederlassungen und Höfe des Hansen Schoonen, der Stahlhof in London, Nowgorod, Bergen. Anlage neuer Städte: Riga, Reval, Dorpat, Danzig. Fahrten der Hansen nach niederdeutschen Chroniken. Die Seeschlacht bei Warnemünde 1234. — Schiffe von Wismar im Eise 1394. Die Schlacht im Norsund 1427. — In der Baye 1433. — Paul Beneke von Danzig 1473. — Verfall der Hansa. Die Neuzeit 7

Krieg und Fehde. Im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert. Volkstümliche Auffassung des Fehderechts. Fehdebrauch. Eine Fehde zwischen Dorf und Stadt. — Fehde der Stadt mit den Schildbürtigen. Vorsichtsmaßregeln, Rüstungen. Außenhäuser. Polizei. Absage. Beutezüge. Verteilung der Beute. Gefangene. Belagerung. Pulver und Geschütze. Batterien. Städtebünde und ungünstige Stellung der Städte beim Vergleich. — Die Rittermäßigen als Fehder. Raubgeschäfte. Haß gegen die Städter. Gesellschaften der Rittermäßigen. — Die Gesellen des Fehders. Die Reisen. Harte Behandlung der Gefangenen. Gericht der Städter und Rache 48

Aus den Hussitenkriegen. Die Stellung Böhmens zum Reich. Die Universität Prag. Das wissenschaftliche Denken. Interesse an den Naturwissenschaften. Öffentliche Lehre. — Verfall der Kirche. Unwissenheit der Laien und Geistlichen in Glaubenssachen. Der Sünder und die guten Werke. Die Bruderschaften. — Wirkung der Predigt. Die Mystiker. Verlauf der hussitischen Bewegung. Der Scheiterhaufen des Hus. — Bericht des Martin von Volkenhain 83

Eine deutsche Frau am Fürstenhofe. (Um 1440.) Entwicklung des Volksgemüts zur Hussitenzeit. Leben an den Höfen. Die letzten Luxemburger. Die ungarische Krone. Erzählung der Helene Kottanner. Gewissenskämpfe im 15. Jahrhundert 117

In den Turnierschranken. (Um 1480.) Verfall der höfischen Zucht. Allmähliche Erhebung des niedern Adels. Die Ritterwürde. Ritterschlag am Heiligen Grabe. — Erziehung des adligen Knaben am Fürstenhofe. Reise in die Fremde. Frauendienst. Die Burgfrauen als Gleichberechtigte. Turnierkränzchen und Gesellschaften. — Die Schauenburge im Itztal. Bericht des Wilib. von Schauenburg über seine ritterlichen Fahrten 142

Die frommen Landsknechte. (1492.) Nicht durch Maximilian geschaffen, früheres Vorkommen. — Besserung der Wehrkraft im Reiche. Genossenschaft der Landsknechte. Ihr Vertragsverhältnis zum Kriegsherrn. Geldmangel. Widerspenstigkeit. Die Lage der Befehlshaber. — Der niederländische Krieg. Bericht des Landsknechthauptmanns von Schauenburg über die Eroberung von Arras. Urteil darüber. Kaiser Maximilian 174

Die fahrenden Leute. Ihre Herkunft aus dem römischen und germanischen Heidentum. Ihre Tätigkeit im Mittelalter. — Vollark und der Teufel. Allmähliche Versöhnung mit den Seßhaften. Die Fechter, Sänger, Mimen. Eindringen in die geistlichen Spiele. Fahrende Schüler. — Zigeuner und ihre Sprache. — Rotwelsch und die Bettler. — Schluß 206

Aus dem Jahrhundert der Reformation
(1500–1600)

Ein fahrender Schüler. (1500 und folgende Jahre.) Charakteristisches des 15. Jahrhunderts, Einführung in das 16. — Bewegung im Volk, Wandertrieb, aufregende Neuigkeiten, Landsknechte, Buchdruckerkunst. — Deutsche Gelehrsamkeit, die Humanisten, die lateinischen Schulen, die Kinder aus dem Volk als Schüler. — Erzählung des Thomas Platter. — Einfluß der lateinischen Schule auf das Volk 225

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster. (1510.) Bedürfnisse des Volksgemüts. — Die Kirche. — Bruderschaften. — Der Ablaß. — Opposition dagegen. — Erzählung des Friedrich Myconius . 256

Aus der Klausur in den Kampf. (Um 1522.) Der Sturm im Volke. — Luthers Popularität. — Bericht des Ambrosius Blaurer. — Der Reiter von der Wartburg. — Erzählung des Johann Keßler 270

Doktor Luther. (1517–1546.) Seine Bedeutung für uns. — Das Tragische in seinem Leben. — Perioden desselben. — Sein Vater. — Seelenkämpfe im Kloster und wie er sich daraus erhob. — Sein Wesen im Jahre 1517. — Drei Briefe an den Papst. — Innere Kämpfe. — Luther als Schriftsteller. — Auf der Wartburg. — Der Buchstabe der Bibel und Mängel seiner Methode. — Die Priesterehe. — Rückkehr nach Wittenberg. — Seine Stellung zur Politik. — Die Krisis. — Wie er heiratete. — Spätere Tätigkeit. — Gemüt, Familie, sein Gott, die Anfechtungen, das Weltende. — Aus der Leichenrede Melanchthons. — Brief Luthers an den Kurfürst Friedrich den Weisen vom 5. März 1522 286

Deutsche Fürsten auf dem Reichstage. (1547.) Luther und Karl V. — Das Römische Reich. — Möglichkeiten einer Neugestaltung. — Der Mann fehlte. — Die Fürsten des 16. Jahrhunderts. — Plötzliche Zunahme ihrer Macht durch die Reformation und das Beamtentum. — Karl V. — Erzählung des Bartholomäus Sastrow. — Schwäche der kaiserlichen Macht. — Anschluß der deutschen Opposition an Frankreich. — Innere Auflösung des Reichs 341

Eine Bürgerfamilie. (1488–1542.) Einkehr in die kleinen Kreise des deutschen Lebens. — Der Bauer in der Reformation, der Bauernkrieg, Johannes Eberlin. — Einwirkung des römischen Rechts. — Aufsteigende Volkskraft. — Sozialer Vorzug der protestantischen Landschaften. — Unsicherheit des Lebens. — Familiengeschichte des Bartholomäus Sastrow . . 374

Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt. (1557.) Das Weib bei den Deutschen, Ehe als Bündnis zweier Familien. Die Trauung. — Erzählung des Felix Platter 408

Aus einem Patrizierhause. (1526. 1598.) Die Städter. — Bessere Zucht durch Obrigkeit und Geistliche, größere Sicherheit. — Händel. — Die Patrizier als die Reichen und Gebildeten. — Verminderung des deutschen Großhandels. — Bericht des Hans Schweinichen über den Reichtum der Fugger. — Ihre Frauen. — Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach. — Frauenbriefe aus der Familie Glauburg 429

Deutscher Landadel im sechzehnten Jahrhundert. Einwirkung der Reformation. — Falsche Stellung zur Nation, Unproduktivität, allmähliche Umwandlung. — Charakter des Götz von Berlichingen. — Aus seiner Selbstbiographie. — Charakter Schärtlins. — Erzählung des Schärtlin. — Die Verschlechterung seiner Wehrkraft wird dem Adel zum Heil. — Hofadel. — Die Fürstenhöfe seit 1550, Feste, Turniere, Inventionen, Liebhabereien, Sammeltrieb, Hauswesen, Jagd, spieß-

bürgerlicher Charakter der Fürsten am Ende des Jahrhunderts. — Hans von Schweinichen und Herzog Heinrich von Liegnitz. — Erzählung des Schweinichen. — Übergang in das moderne Leben 450

Die Waffenfeste des Bürgers. Die Freischießen als Beispiel bürgerlicher Tüchtigkeit. Maifeste der alten Bürger. — Schon vor 1400 Freischießen. Einladungsschreiben. Armbrust und Feuerrohr. Ziel. Vorbereitungen für das Fest. Pritschmeister. Deputierte. Schützen. Ankunft der Gäste. Auszug. Neuner. Einrichtung des Armbrustschießens. Preise. Vexiergewinne. Der Kranz. Offene Spiele, Fechter, Volksbelustigungen. Glückstopf. Ende des Festes, Ritterpreise. — Gastfreundschaft. Zahl der Gäste. Händel. Zürich und Straßburg. Verschiedenheit der Feste nach Landschaften. — Ihr Untergang. — Schilderung des Breslauer Königschießens von 1738 nach Kundmann. — Verlust der Wehrkraft 497

Der deutsche Teufel (im sechzehnten Jahrhundert). Seine älteste Geschichte, Eindringen germanischer Traditionen. Wandlungen im Mittelalter. — Luther verlegt die Haupttätigkeit des Teufels in die Seele des Menschen. Geschäftigkeit des Teufels in der neuen Kirche. Verträge mit dem Teufel seit Luther. — Günstige Stellung der Besessenen. — Der Geldteufel zu Frankfurt. — Austreibung des Satans aus einer Besessenen. — Die Hexen. — Grausame Verfolgungen. — Allmähliche Verdämmerung der Teufelsgestalt im Protestantismus. — Die Teufelsbücher, die Aufklärer. — Trübe Stimmung und Unglaube am Ende des Jahrhunderts 539

Aus dem Jahrhundert des großen Krieges
(1600–1700)

Einleitung. Rückblick auf die Resultate des 16. Jahrhunderts. — Größere Ausbildung der Individualitäten. — Mängel der protestantischen Bildung. — Die Erhebung des Katholizismus. — Gegensatz der romanischen und deutschen Art. — Politische Schwäche des Protestantismus. — Die Habsburger. — Das Mißbehagen im Volke 577

Der Dreißigjährige Krieg. Das Heer. Stärke der Heere. — Kosten. — Methode der Kriegführung. — Der politische Verlauf des Krieges. — Organisation der Heere: Fußvolk, Reiterei, Artillerie. — Die Schlacht. — Die Würden: Hauptmann, Fähnrich und Fahne, Unteroffizier. — Sold. — Kriegszucht. — Strafen. — Der Troß und seine Disziplin. — Schilderung des Soldatenlebens vor dem Kriege durch Adam Junghans 589

Der Dreißigjährige Krieg. Soldatenleben und Sitten. Gemisch der Nationen. — Das Lager, Spiel, Luxus, Mangel. — Aberglaube. — Laster. — Lagersprache. — Kartell. — Gefangennahme. — Beute. — Parteigänger und Spione. — Marodeure. — Pressuren 636

Der Dreißigjährige Krieg. Die Dörfer und ihre Geistlichen. Beschaffenheit der Dörfer. — Stellung und Sitten des Landmannes. — Einwirkung des Krieges: Geldverwirrung, Durchmärsche, Einquartierung, Quälereien. — Furcht, Trotz, Verwilderung. — Liebe zur Heimat. — Die Seelsorger und ihre Ausdauer. — Schicksale des Pfarrers Bötzinger . . 669

Der Dreißigjährige Krieg. Die Kipper und Wipper und die öffentliche Meinung. Das Aufkommen der Zeitungen. — Kampf der Presse beim Beginn des Krieges. — Die Kipperzeit. — Das Geldprägen. — Verschlechterung des Geldes im Jahre 1621 und Wirkung auf das Volk. — Erkenntnis der Gefahr, Aufregung, Sturm in der Presse. — Probe aus der Flugschrift: Expurgatio der Kipper. Die Abhilfe. — Theologische Streischriften. Begeisterung für Gustav Adolf. — Charakter des Königs. — Eine Unterredung des Königs mit dem Gesandten von Brandenburg. Das Schicksal Gustav Adolfs. Opposition der Presse gegen die Schweden. — Der deutsche Patriotismus in der Presse. — Die Flugschrift: Der deutsche Brutus. — Nutzen der Schweden für Deutschland 710

Nachwort. Von Hans Ostwald 750



Dieses Werk
ist eine Veröffentlichung der

Deutschen Buch-Gemeinschaft

Berlin SW 61

Teltower Straße 29

Guten und doch billigen Büchern in vorbildlicher Formgebung und bester Ausstattung zu wohlfeilen Preisen den Weg in alle Schichten unseres Volkes zu schaffen, ist die Aufgabe der Deutschen Buch-Gemeinschaft. Sie erreicht dieses durch Herstellung und Vertrieb in eigenem Wirkungsbereich

*

Jedermann wird durch Beitritt zur Deutschen Buch-Gemeinschaft die vorteilhafteste Gelegenheit gegeben, sich unter neuen Bezugsformen eine eigene und wertvolle Hausbibliothek anzuschaffen

*

Bücherverzeichnis und ausführliche Werbeschrift wird auf Wunsch kostenlos zugesandt

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 61 / TELTOWER STRASSE 29

Geisteswissenschaft und Philosophie

Aram, Kurt, Magie und Zauberei in der alten Welt. Eine Darstellung. Mit vielen Abbildungen (206)

Baerwald, Dr. Richard, Okkultismus und Spiritismus und ihre weltanschaulichen Folgerungen. Mit Abbildungen. (123)

Beyer, Dr. Alfred, Der Sieg des Denkens. Gesunder Menschenverstand und Alltagsleben. (51a)

Beyer, Dr. Alfred, Technik des Denkens. Probleme der naiven Vernunft. Mit vielen Abbildungen. (Als Ergänzung zu „Der Sieg des Denkens".) (51b)

Eucken, Rudolf, Eine Auswahl aus seinen Schriften. Herausgegeben von Dr. Friedrich Alfred Beck (207)

Falkenfeld, Dr. Helmuth, Einführung in die Philosophie. (127)

Glasenapp, Helmuth von, Brahma und Buddha. Mit 32 Seiten Abbildungen. (113)

Herder, Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Herausgegeben von A. Beil. (45)

Kant, der Denker und Erzieher. Herausgegeben in Verbindung mit der Kant-Gesellschaft von Dr. Christian Herrmann. (53)

Luschan, Felix von, Völker / Rassen / Sprachen. Mit vielen Abbildungen. (189)

Schopenhauer, Die Grundprobleme der Ethik. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Christian Herrmann. (26)

Würzburger, Dr. Karl, Ein Jahresring. Briefe über die Erziehung in Schule und Haus. (126)

Geschichte und Biographie

Bab u. Handl, Wien und Berlin. Vergl. Kulturgeschichte der beiden deutschen Hauptstädte. (148)

Buchner, Eberhard, Anno dazumal. Versuch einer Kulturgeschichte in Dokumenten und Anekdoten. Band I: Von 1546 bis zum Regierungsantritt Friedrichs d. Gr. (173)

do. do. Band II: Von Friedrich dem Großen bis 1848 (174)

Carlyle, Th., Helden und Heldenverehrung. Vorwort von Prof. S. Saenger. (153)

Deutsche Mystik. Eingeleitet und ausgewählt von Dr. L. Schreyer. (71)

DEUTSCHE BUCH-GEMEINSCHAFT

BERLIN SW 61 / TELTOWER STRASSE 29

Geschichte und Biographie

Frank, Bruno, Friedrich der Große als Mensch. Im Spiegel seiner Briefe, seiner Schriften, zeitgenössischer Berichte und Anekdoten (161)

Franz, Dr. G., Der deutsche Bauernkrieg 1525. In zeitgenössischen Zeugnissen zusammengestellt. (125)

Freytag, Gustav, Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Vollständige Ausgabe in 3 Bänden. Band I: Aus dem Mittelalter bis zur Besiedlung des Ostens. Mit Nachwort und Ergänzungen von Hans Ostwald. (201)

Goetz, Wolfgang, Napoleon in seinen Briefen, Proklamationen und Gesprächen. (118)

Harich, Walter, Dämon Kunst. Das Leben E. Th. A. Hoffmanns. (112)

Hehn, Viktor, Gedanken über Goethe. Mit einem Nachwort. (199)

Heuß, Theodor, Staat und Volk. Betrachtungen über Wirtschaft, Politik und Kultur. (149)

Humboldt, Wilhelm von, Ausgewählte Schriften. Herausgegeben von E. von Sydow. (152)

Kügelgen, Jugenderinnerungen eines alten Mannes. Herausgegeben von Geh. Rat Dr. R. Sternfeld. (25)

Lux, J. A., Ludwig van Beethoven. Sein Leben und Schaffen. Mit 32 Abbildungen. (177)

Mommsen, Wilhelm, Die deutsche Einheitsbewegung. Eine Auswahl zeitgenössischer Äußerungen. (204)

Ranke, L. v., Historische Charakterbilder. Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. R. Sternfeld. (27)

Schmidt, Heinrich, Professor Dr., Ernst Haeckel. Sein Leben und sein Wirken. Mit Abbildungen. (111)

Freiherr vom Stein. Ein Lebensbild. Herausgegeben von Dr. H. M. Elster. (61)

Treitschke, Heinrich v., Charakterbilder aus der deutschen Geschichte. (22)

Wagner, Richard, Briefe und Tagebuchblätter an Mathilde Wesendonk. Herausgegeben von Geh. Rat Prof. Dr. R. Sternfeld. (23)

Druck von A. Seydel & Cie. Aktiengesellschaft, Berlin SW 61.



GUSTAV FREYTAG

Bilder aus der deutschen Vergangenheit



II

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu
4086/II $
001-004086-02-0